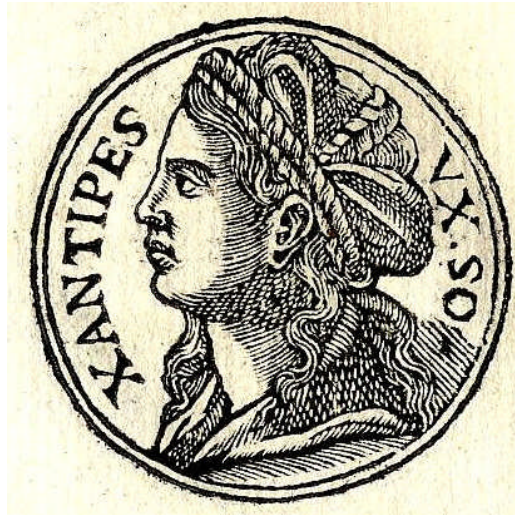


**Philosophie  
im Alten Griechenland  
von den Anfängen bis Platon**





Das Bildnis von Xanthippe,  
der [späteren] Frau und  
Witwe des Sokrates

Kupferstich von Guillaume Rouille (~1518 – 1589)  
„Promptuarii Iconum Insigniorum“ 1553  
[nach einem älteren Vorbild?]

**Wilhelm K. Essler**

**Philosophien  
im Alten Griechenland  
von den Anfängen bis Platon**

**Ein Versuch, die Lehren der Weisen  
des Alten Griechenlands  
wiederherzustellen**

Wuhan-Universität  
Wuhan, VR China  
2012

*Bildnachweis:*

Die Wiedergaben der Abbildungen  
der Statuen von Sokrátēs, Plátōn und Aristoteles  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung des  
© Museums für Abgüsse Klassischer Bildwerke [München],  
verbunden mit meinem Dank an Frau Dr. Ingeborg Kader.

Die Wiedergaben der Abbildungen  
von Bildern von Xanthippe, Hypathía und dem Indus-Tal  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung von Wikipedia.

Die Wiedergabe der Abbildungen  
und Berechnungen zu den Fünf regulären Körpern  
erfolgt mit freundlicher Genehmigung von  
Herrn Jürgen Köller

## *Inhaltsverzeichnis*

Vorwort	9
Hinweise	11
Die Vorgeschichte der alt-griechischen Philosophien	13
Priester – Ärzte – Philosophen	13
Priester – Mathematiker – Astronomen	14
Die Philosophie-Politik der Griechen	16
Die Philosophie im Alten China	19
Die Priester im Alten Indien	20
Philosophen und Philosophien im frühen Altertum	21
Heilkunde und Weisheitslehren	23
Das Brahman als absolutes Sein	24
Die Erkenntnislehre Yājñavalkya's	27
Der Ursprung der alt-griechischen Philosophien in Ionien	30
Thales von Milet	31
Anaxímandros von Milet	33
Anaximénes von Milet	34
Pherekýdes von Syros	35
Xenophánes von Kolophon	36
Diogénes von Apollonia	39
Herákleitos von Ephesos	40
Pythagóras und die Pythagoräer	51
Pythagóras von Samos	51
Alkmaíon von Kroton	56
Híppasos von Metapont	57
Philólaos von Kroton	59
Hikéτας von Syrakus	61
Archýtas von Tarent	62
Epícharmos von Syrakus	66
Parmenídes und die Eleaten	70
Parmenídes von Elea	70
Zenon von Elea	77
Melissos von Samos	78
Von Sizilien in die dorische Heimat	79
Empedokles von Akras	79
Von Ionien in die ionische Heimat	91
Anaxagóras von Klazomenai	91
Aspasía von Milet	101

Die Atomisten in Thrakien	103
Leýkippos von Milet	103
Demokritos von Abdera	105
Die unvergessenen Sophisten	124
Protagoras von Abdera	124
Metrodoros von Chios	135
Gorgías von Leontinoi	136
Hippías von Elis	139
Pródikos von Keos	139
Thrasýmachos von Korinth	140
Lykophron von Athen	140
Alkidamas von Athen	140
Phaleas von Chalkedon	140
Das Wirken des Sokrates	140
Archelaos von Milet	140
Kratýlos von Ephesos	141
Sokrátes von Alopeke	146
Die vergessenen Sokratiker	177
Xenophon von Erchia	177
Simon von Athen	178
Kriton von Alopeke	180
Aischínes von Athen	181
Phaídon von Elis	182
Aristíppos von Kyrenaia	182
Die Kyrenaiker	183
Die Hegesiaker	186
Die Annikereer	187
Die Theodoreer	187
Eykleídes von Megara	189
Eybylides von Milet	193
Ichthyas des Metallos' Sohn	193
Kleinomachos vonThyrinoi	193
Stilpon von Megara	193
Polyxénos von Megara	193
Antisthénés von Athen	193
Diogénes von Sinope	197
Krátes von Theben	197
Hipparchía von Maroneia	197
Zenon von Kition	197
Der große Sophist: Platon	199
Platon von Kolyttos	199
Pláton's frühe Lebenszeit	199
Pláton's Staats- und Gesellschaftsphilosophie	203

Pláton's mittlere Lebenszeit	210
Pláton's Lehre von den Ideen [= Unterschieden]	220
Pláton's Lehre von der Sprache und von der Wahrheit	235
Pláton's Lehre von der Psyché [= Seele]	250
Pláton's Lehre von der Tugendhaftigkeit	250
Pláton's Theologie und Kosmologie im Grundsatz	259
Pláton's erste Lehre von den Elementarteilchen	264
Pláton's Theologie und Kosmologie im Einzelnen	266
Pláton's erste Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre	269
Pláton's zweite Lehre von den Elementarteilchen	275
Pláton's dritte Lehre von den Elementarteilchen	282
Pláton's zweite Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre	291
Pláton's Lehre vom menschlichen Soma [= Leib]	297
Pláton's Lehre von der Harmonie	303
Pláton's Soteriologie [= Heilslehre]	305
Pláton als Poet	307
Pláton als Methodologe	309
Pláton's Lebens-Abend	311
Die wichtigsten Schulen nach Pláton	314
Kyniker, Megariker, Kyrenaiker, Skepsis, Stoa, Epikureer, Aristotéles von Stageira [Peripathetiker]	
Nachwort	316
Anhänge	319



Sokrates von Alopeke  
[469 - 399]



## *Vorwort*

Meiner Lateinlehrerin Gertrud Leuze verdank' ich es, dass ich mit fünfzehn Jahren damit begonnen habe, mich auf das Philosophieren hin auszurichten, nämlich: zunächst auf Sokrátés und Plátón hin. Und meinem Chemielehrer Hans Doppelbauer verdank' ich es, dass dabei mein Augenmerk auf die Schönheiten des chemischen Periodensystems sowie auf die der Biochemie gelenkt worden sind.

Aber der Universität Wuhan verdank' ich es, dass ich – jetzt, am Abend meines Lebens – damit beginne, zu diesen Anfängen meines geisteswissenschaftlichen Strebens zurückzukehren, und mehr noch: diese beiden Bestrebungen zusammenzuführen; denn von ihr ist der Wunsch an mich – den Philosophie-Systematiker – herangebracht worden, an ihr ein Seminar zu den Anfängen der europäischen Philosophie abzuhalten.

So erfreulich und ehrenvoll für mich diese Einladung auch gewesen ist, und so gern' ich sie deswegen auch angenommen habe, so sehr hat sie mich davon abgehalten, das sinneinbringende Zusammenstellen der Ergebnisse der modellsprachlich arbeitenden Philosophie des vergangenen Dutzends von Jahrzehnten ohne Unterbrechung fortzuführen. Aber ich bin darüber nicht unglücklich; denn, wie so oft in früheren Jahren, mag es sich nun auch hier ergeben, dass der Blick zurück meinen Blick nach vorne öffnet und weitert. Und dann ist dieses Rückblicke eben keine Unterbrechung gewesen, sondern ein Verhindern sowohl des Wiederholens von Unzulänglichkeiten in den Philosophien der Alten als auch – und vor allem – des Vorbeigehens an wichtigen Einsichten der Alten; und zumeist ergibt es sich ohnehin, dass die Großen in der Geistesgeschichte selbst in ihren Unzulänglichkeiten noch größer sind als wir Mittleren und Kleinen in unseren Einsichten.

Ich habe mich nicht entschließen können, diesem Seminar in Wuhan eines der gängigen Werke zur Geschichte der frühen und mittleren Philosophie der Alten Griechen zugrundezulegen; denn so philologisch genau und so übervorsichtig sie im Einzelnen auch sind, so sehr gehen sie nahezu allesamt davon aus, dass diese großen Alten in ihrem Denken nicht über das ihre hinausragen. Als Philosophie-Systematiker geh' ich hingegen davon aus, dass die uns überlieferten Fragmente ihres Denkens den Ruinen gleichen, anhand derer die Archäologen die vormaligen Ansiedlungen rekonstruieren.

Zudem geh' ich davon aus, dass manche dieser Fragmente in den Generationen nach Sokrátés mutwillig zerhackt und sodann aus dem Zusammenhang gerissen und verkürzt und auf solche Art sinnentstellt wiedergegeben worden sind: Seit Jahrzehnten bin ich den Verdacht nicht losgeworden, dass Plátón in diesem unheilvollen Wirken seine Zeitgenossen überragt hat; und nicht ohne Befriedigung stell' ich daher nun fest, dass dies in den letzten Jahrzehnten auch anderen Philosophen nicht verborgen geblieben ist. Daher geh' ich in meinem Bestreben, den großen Alten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so vor, (a) dass ich zunächst nahezu Alles an Überliefertem übernehme, (b) sodann aber darin mit der Lupe eines Kriminalisten nach Ungereimtheiten wie auch nach Lücken suche, (c) dabei keines der Bruchstücke als unverzichtbar erachte, (d) aber unverzichtbar davon ausgehe, dass diese Bruchstücke Teile eines großartigen Gebäudes gewesen sind, und (e) nicht den philosophie-philologisch-einfachsten Plan, sondern den philosophie-systematisch-sinnbringendsten Plan zum

Versuch einer Wiederherstellung der jeweiligen Gedankengebäude für mein Arbeiten verwende.

Da, wo ich in diesem Vorgehen erfolgreich gewesen bin, mögen sodann Andere weiterwirken; denn keinesfalls bin ich mit diesem Arbeiten bereits an dessen Ziel angelangt, ganz im Gegenteil: dieser Versuch ist allenfalls der Anfang. Und da, wo mir bei diesem Vorgehen dieses und jenes Missgeschick widerfahren ist, da mögen Andere dieses ermitteln und – im Korrigieren desselben – daraus entsprechend lernen.

Die genauen Belegstellen kann ich aus Zeitgründen diesem Text jetzt noch nicht hinzufügen; dies wird – wie ich hoffe – von mir bei irgendeiner Neuauflage erfolgen. Für den Unterrichtszweck ist das Fehlen der genauen Quellenangaben für die Hörer und Leser – ungewollterweise – insofern nutzbringend, als sie dann selber nach diesen Stellen in den Quellen zu suchen haben, dabei wohl auch manches Andere entdecken, und dadurch teils zu Ergänzungen und teils zu – geringeren oder vielleicht auch durchaus erwünschten – Abänderungen dieses Entwurfs gelangen; denn solches wäre beim bloßen Nachschlagen nach den genauen Textstellen nicht unbedingt zu erwarten.

Ich darf es aber nicht verabsäumen, den geneigten Leser darauf aufmerksam zu machen, worauf ich mich bei diesem Arbeiten hauptsächlich stütze, nämlich:

- \* auf die Sammlung der Fragmente durch Hermann Diels mit den Ergänzungen von Walter Kranz;
- \* auf die Sammlung der Fragmente durch Wilhelm Capelle mit den Anmerkungen von Christof Rapp;
- \* auf die Sammlung von Lebensdaten durch Diogénes Laértios in der Übersetzung durch Otto Apelt samt seiner Anmerkungen und Hinweise;
- \* auf die Werke Pláton's in der Übersetzung durch Otto Apelt samt seiner Anmerkungen und Hinweise;<sup>1</sup>
- \* auf das Werk „Metaphysik“ des Aristotéles, hierbei hauptsächlich auf seine Darstellung der Sichtweisen der ihm bekannten Vorgänger, soweit sie ihm eben bekannt gewesen sind.

Und nicht versäumen darf ich, dass ich auch den Untersuchungen von Darstellungen der Philosophien der Vorsokratiker von Wolfgang Röd sowie von Charles Kahn vieles an Anregungen verdanke, und dies auch dort, wo ich daraufhin eine andere Richtung eingeschlagen habe.<sup>2</sup> Mancherlei an Anregungen verdank' ich zudem den Gesprächen mit meinem Kollegen und Freund Philipp Brandenburg.

---

<sup>1</sup> Den Wert der umfangreichen Hinweise Apelt's wird der, welcher sie liest, rasch und mühelos erkennen.

Dass ich mich auf seine Übersetzung stütze, und dies, wiewohl sie in einigen wenigen Fällen der Korrektur bedarf, hat diese Bewandnis: Die früheren Übertragungen sind zu poetisch ausgerichtet und zeigen das zu Übersetzende nicht gebührend auf. Die – mir bekannten – späteren Übersetzungen sind zu sehr an die gegenwärtigen westlichen Sprachen angeglichen und zeigen das Denken und Schreiben der antiken Autoren nur undeutlich auf. Apelt hingegen hat es geschafft, den Denk- und Schreib-Stil der Autoren ins Deutsche hinüberzubringen, ohne dabei der philologischen Erstarrung zu erliegen, sondern – ganz im Gegenteil – vielmehr die Dramatik jenes Denkens und Schreibens vorzustellen.

<sup>2</sup> Ich verzichte darauf, an den jeweiligen Stellen jeweils darauf hinzuweisen; denn dies würde zur Folge haben, dass manche Seiten – von zwei bis drei Zeilen Text abgesehen – nur noch aus Fußnoten bestehen würden.

Vielmehr vertrau' ich darauf, dass der kundige Leser die – ungenannten – Bezüge bei Bedarf ohne größere Mühen rasch selber herausfinden wird.

Es versteht sich von selbst, dass ich das, was an meiner nun folgenden Darstellung sich als richtig erweisen wird, den soeben genannten Autoren verdanke, dass hingegen das, was darin so nicht stehen bleiben kann und darf, die Ursache seines Entstandenseins ausschließlich darin hat, dass ich es unterlassen habe, den genannten Autoren zu folgen.

*September 2012, University of Wuhan*

*Wilhelm K. Essler*

## *Hinweise*

Ich habe mich hier bemüht, in sicherlich recht ungewohnter Weise die griechischen Personen-Eigennamen mit lateinischen Lettern halbwegs getreu der von mir vermuteten durchschnittlichen alt-griechischen Aussprache wiederzugeben:

- Insbesondere hab' ich das griechische „y“ überall als „y“ wiedergegeben; denn ich vermute, dass das „y“ vor seiner Entrundung so wie das holländische „u“ ausgesprochen worden ist, somit wie ein stumpfes deutsches „ü“.
- An Akzenten allerdings hab' ich lediglich die der Betonung mit einbezogen; denn alles an Akzenten anzuführen, das hätte manchem Leser das Lesen erschwert.
- Das „ey“ ist wohl nicht wie „oi“, sondern eher wie „äü“ ausgesprochen worden, und das „oy“ wohl irgendwo verschmiert zwischen „öü“ und „ou“.

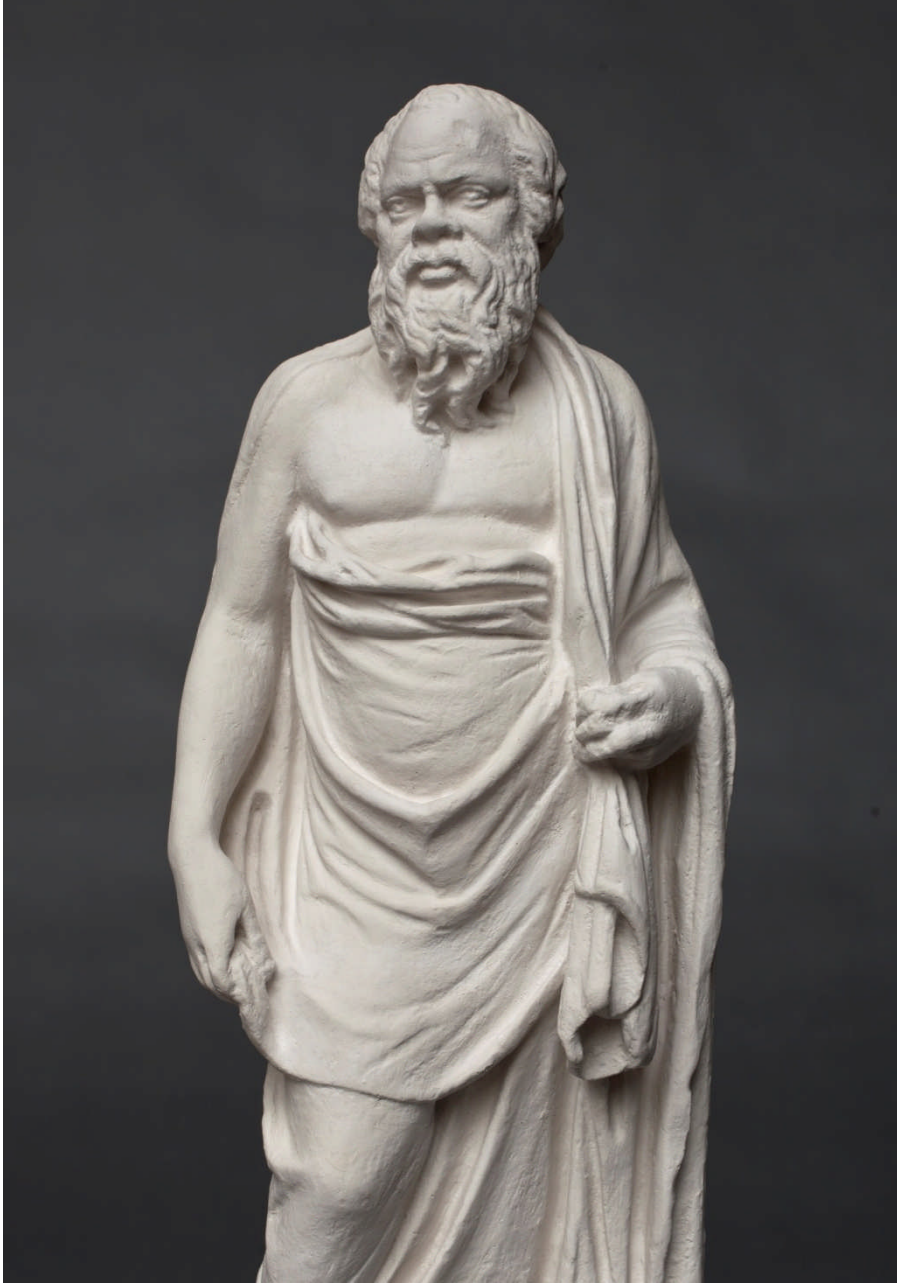
Was sodann die Aussprache der Sanskrit-Buchstaben betrifft, so möge sich der Leser diese – stark vereinfachte – Regel in Erinnerung behalten:

- das „ñ“ ist wie in „España“ auszusprechen;
- ein Balken auf einem Vokal macht diesen zu einem langen Vokal;
- ansonsten sind die Vokale kurz auszusprechen;
- das „ś“ wie auch das „ṣ“ ist wie „sch“ auszusprechen;
- in unzusammengesetzten mehr-als-zweisilbigen Wörtern ist dann die drittletzte Silbe zu betonen, wenn die Vokale kurz und nur durch jeweils einen Konsonanten getrennt sind; sonst sind die Wörter auf der Vorletzten Silbe zu betonen, es sei denn, die letzte Silbe enthält einen langen Vokal, sodass dann sie zu betonen sind. Entsprechend ist das Betonen von zweisilbigen Wörtern zu handhaben.

Für Hinweise zur Verbesserung des Textes in formaler wie vor allem auch in inhaltlicher Hinsicht werd' ich unbedingt dankbar sein!

---

Zudem mag es sein, dass ich – ohne mir dessen jetzt noch im Einzelnen bewusst zu sein – im Folgenden auch Gedanken von hier nicht genannten Autoren übernehme; diese Autoren bitt' ich um Nachsicht für mein Versäumnis!



Sokrates von Alopeke

In Dankbarkeit gewidmet meinen Gymnasial-Lehrern  
Gertrud Leuze und Hans Doppelbauer

## Philosophien im Alten Griechenland von den Anfängen bis Pláton

### *Die Vorgeschichte der alt-griechischen Philosophien*

Was die Philosophie *ist* – in Pláton's Worten gefragt: was das *Wesen* der Philosophie ist, was die *Idee* der Philosophie ist –, darüber kann ich keine Auskunft geben: Fragen dieser Art hat Pláton gestellt und erörtert; an ihn ist daher diese Frage zu richten; und die von ihm gegebene Antwort ist dann auf ihre Richtigkeit hin zu überprüfen, wobei dann auch Pláton's Sprach- und Erkenntnislehre in diese Überprüfung mit einzubeziehen sind.

Das Wort „Philosophie“ ist – als altgriechischer zusammengesetzter Ausdruck „Philo-Sophía“ – wohl erstmals von Pythagóras verwendet worden, als er sich in einem Gespräch nicht als Weiser – als Sophos –, sondern als Weisheitsfreund – als Philósophos – hat darstellen wollen, genauer natürlich: nicht nur als Freund der Weisheit, sondern darüber hinaus als Liebhaber der Weisheit, als einer, der sich der Weisheit – der Sophía – zugewandt hat, der nach ihr strebt, der sie gewinnen will, der sie erreichen will, der sich mit ihr vereinen will, der mit ihr eins werden will.<sup>3</sup>

Die Unterscheidung zwischen Sophisten und Philosophen ist – in der uns überlieferten Schärfe jedenfalls – eine von Pláton aus hochschulpolitischen Gründen erfolgt und ist sachlich – wie aus dem letztlichen Scheitern seines Argumentierens in

---

<sup>3</sup> Pythagóras hat seine mathematische, physikalische und philosophische Ausbildung irgendwo im Osten erhalten, sei's in Babylon oder sei's in Taxila [:G, S: Taksaśilā]. Die Art sowohl seiner asketischen Lebensführung als auch seiner Ordensgründung stärkt jedenfalls die Vermutung, dass er nicht nur in den Lehren Babylons, sondern auch in denen Taxilas bewandert gewesen ist. Genährt wird diese Vermutung durch den Umstand, dass er in seiner Arithmetik nicht das 60-er-System der Babylonier, sondern das 10-er-System des Alten Indiens übernommen hat, bzw. das (2·5)-er-System als Abwandlung jenes altindischen – und wohl auf die Drawiden zurückgehenden – 10-er-Systems.

Die Weisheit als weiblich zu sehen und sich mit ihr – natürlich im metaphorischen Sinn – zu vereinigen und so mit ihr eins zu werden, dies ist eine alt-indische Sicht des Wegs zum Erreichen der Weisheit. Ich gehe oben jedenfalls davon aus, dass sie dem Pythagóras nicht gänzlich unbekannt gewesen ist.

Pláton hat diese Sicht dann in seinem 7-teiligen Werk „Symposion“ durch die dem Sokrátes von der Diotíma gegebene Unterweisung thematisiert.

Dieses 7-teilige Werk enthält – gemäß:  $7 = 4+3$  – vier Darlegungen der *niederen* und drei der *höheren* Liebe; gemeint ist hier die *mittlere* der drei Darlegungen zur *höheren* Liebe.

seinem Dialog „Sophistes“ hervorgeht nicht haltbar. Und schon Nietzsche hat Pláton aus den Philosophen ausgegliedert und den – von Pláton doch so sehr mit Hass und Neid verfolgten – Sophisten zugeordnet, und dies nicht zu Unrecht; denn mit Pláton beginnt die Philosophie, ihr Ziel des Gleichmuts – der Unerschütterlichkeit, der *Ataraxía* – und mit ihr der Verwunderungslosigkeit – der *Athaumasía* – aus dem Auge zu verlieren und dadurch ein Wissensgebiet neben anderen Wissensgebieten zu werden: ein wichtiges Wissensgebiet zwar, aber eben ein Wissensgebiet und kein Weisheitsfeld.

Wann in Griechenland die ersten Philosophen in eben dieser Eigenschaft als Philosophen aufgetreten sind, das lässt sich mit einiger Wahrscheinlichkeit datieren, nämlich mit Blick auf die *Sieben Weisen* von Hellas. Aber diese sind, weltweit gesehen, bei weitem nicht die ersten Philosophen auf dem Erdenrund gewesen.

Wann und wo ein solches Philosophieren in ausgeprägtem Umfang seinen Ursprung genommen hat, das wird wohl nie mehr zu ermitteln sein. Denn ein Philosophieren in einem weniger ausgeprägten Umfang, das in diesem Sinn noch nicht von berufsmäßigen Ärzten und Priestern – sprich: von Heilkundigen und von Weltkundigen – durchgeführt worden ist, das dürfte in weite Urzeiten zurückreichen: und dies zudem in der – auf schwachen Beinen stehenden – Annahme, das Nachdenken über die Welt und über sich selbst sei spezifisch für die Gattung der Menschen und sei bei Tiergattungen – wie etwa: bei Elefanten, bei Delphinen, wie auch bei Hunden – noch nicht anzutreffen.

Ansonsten geh‘ ich davon aus, dass das Philosophieren im ausgeprägten Umfang spätestens da eingesetzt hat, wo Stadtkulturen entstanden sind, und mit ihnen die Priesterschaften und die Ärzteschaften, ob in Personalunion oder ob als getrennte Berufszweige, und wo mit der Ärzteschaft die Ärzteschulen und mit der Priesterschaft die Priesterschulen im Sinne von Hochschulen bzw. Universitäten entstanden sind. Diese Hochschulen waren dann den Fabriken vergleichbar, wohingegen das häusliche Weitergeben des ärztlichen und priesterlichen Wissens den Handwerkerbetrieben ähneln.

Die Ärzte jener Zeiten hatten sich Gedanken darüber zu machen, was die Grundstoffe in der Natur sind und in welchen Verhältnis sie im menschlichen Körper zu sein haben, damit dieses ein ausgeglichenes und der Körper daher ein gesunder ist.

Die Priester hatte den Bezug zu den himmlischen Mächten wie auch zu den irdischen Kräften zu finden und zu vertiefen. Hierzu gehörte auf jeden Fall der Opferkult, durch die den windförmigen Göttern aus Festem und Flüssigem via Feuer Windartiges erstellt und dargebracht wurde, um sie so zu stärken und dem Opfernden wohlgefällig[er] werden zu lassen. Dazu gehörte aber auch das Wissen, welche Richtung der Lebensweg zu nehmen beginnt, und ob und in welchem Umfang darauf Einwirkungen erfolgen können. Interkulturell scheint dabei seit Urzeiten einhellige Ansicht darüber bestanden zu haben, dass es zwischen den Bewegungen der Gestirne über dem Menschen und dem Lebensweg im Menschen eine Übereinstimmung gibt, sei dies nun eine bloß teilweise oder sei es eine vollständige.<sup>4</sup>

---

<sup>4</sup> Die letzten Ausläufer – nicht in den Horoskopen unserer Tage sondern – in Texten großer Philosophen findet man in Kant's Bekenntnis in seiner „KrV“: „Zwei Dinge erfüllen das Gemüth mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und anhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: der bestirnte Himmel über mir und das moralische Gesetz in mir.“

Dem Priester lag da somit eine Gleichung mit – zunächst – drei Unbekannten vor: dem künftigen Lebensweg des Auftraggebers; der künftige Lauf der Gestirne; und die Beziehung zwischen diesen beiden Unbekannten. Wie sie diese Gleichung in den Einzelfällen gelöst haben, das entzieht sich meiner Kenntnis. Dass zu ihrer Lösung aber des Ermitteln der Wege der Sterne am Firmament gehören, das bedurfte keiner weiteren Begründung. Zu deren Ermittlung bedurfte es aber dreierlei: einer genauen Messung der wichtigsten Gestirne; einer Geometrie, in der Ort und Bewegungsablauf eines jeden Himmelskörpers zu verzeichnen ist; und einer Arithmetik, durch die das Gemessene und geometrisch zu Verzeichnende dann auch tatsächlich geometrisch verzeichnet werden kann.

Wann dieses wissenschaftliche Arbeiten unter den Priestern begonnen hat und wann die Fertigkeiten dieses Arbeitens wie auch die dabei erzielten Ergebnisse von diesen Priestern in nichtpriesterliche Hände gelangt sind, das wird wohl nicht mehr zu ermitteln sein. Und auch, dass ein solches Können der Himmelsbeobachtung in den Vorzeiten in China, in Indien, im Mesopotamien, in Ägypten, im mittleren Ostafrika, aber vereinzelt auch in Europa geübt und damit ein entsprechendes Kennen vom gestirnten Himmel erzielt worden ist, das kann zweifelsfrei<sup>5</sup> aus den Ruinen der Bauwerke jener Zeiten ermittelt werden, sei es gemäß deren Ausrichtung auf die Sonne hin, oder sei es durch den Befund, dass bestimmte Teile der Tempelanlagen für das Verwenden zu astronomischen Zwecke wie geschaffen erscheinen.

Und nicht einmal das Jahrhundert, in dem – vielleicht erstmals: in Mesopotamien – die Mathematik sich verselbständigt hat und somit aufgehört hat, eine bloße Magd der Physik im Allgemeinen und der Astronomie und Astrologie im Besonderen zu sein, diese Zeit wird nicht mehr zu ermitteln sein: Allzu sehr hat der Makedonier-König Alexander der Große [Massenmörder] danach im Zerstören der Tempel des Persischen Reichs und im Zerstören der dortigen Priesterschaft gewütet, als dass da – außerhalb der beiden vormaligen Bibliotheken in Alexandrien – noch irgendwann bedeutsame Funde zu erwarten wären.<sup>6</sup>

Zu vermuten ist zudem, dass die Chaldäer der Erstellung ihres Kalenders nicht ein geozentrisches, sondern ein heliozentrisches Weltbild zugrundegelegt haben; denn anders ist die Genauigkeit ihrer langfristigen Vorhersagen von Sonnen- und Mondfinsternissen – bei Berücksichtigung ihrer vermutlichen Arithmetik und ihrer

---

<sup>5</sup> Das Wort „zweifelsfrei“ ist hier natürlich im empirischen Sinn zu verstehen, zu alledem, was an Unsicherheiten bestehen bleibt dann auch mit Bezug auf den jeweiligen Verständnis-Hintergrunds dessen, was so zu ermitteln bzw. den Wahrscheinlichkeitserwägungen zuzuführen ist.

<sup>6</sup> Unter den Nachfolgern Alexanders haben in Ägypten die Ptolemäer die ganze Dynastie hindurch ihr überschüssiges Staatseinkommen nicht zumeist in Kriege, sondern zum erheblichen Teil in die Wissenschaft im Zusammenhang mit den beiden Bibliotheken in Alexandrien gesteckt, was damals wie heute keine andere Regierung auf dem Erdenrund so getan hat.

Die Große Bibliothek enthielt Texte – und zumeist die Originalschriften – aller Schriftkulturen des 1-ten Jahrtausends v.u.Z., d.h. von Ostindien bis Süditalien. Sie ist von Julius Cäsar aufgrund von militärischen Erwägungen angezündet und teilweise vernichtet worden. Die Kleine Bibliothek enthielt Abschriften aller wichtigen Schriften der großen Schwester; und diese Abschriften waren zu Studien- und Lehrzwecken bestimmt.

Diese Kleinere Bibliothek konnte sich halten, bis sie von Sankt Kyrillos – dem seinerzeitigen Patriarchen von Alexandrien – samt Inhalt vernichtet worden ist, nachdem er durch seine Schergen die letzte Leiterin dieser Kleinen Bibliothek – die Mathematikerin und Logikerin Hypatía – im Vollzug einer öffentlichen Folterung hat qualvoll ermorden lassen.

vermutlichen Mess-Ergebnisse – nicht gut zu erklären. Aber auch da bleiben Vermutungen solcher Art ohne empirische Nachweise im Raum stehen.

Vermutungen über den Austausch von mathematischen, physikalischen und philosophischen Lehren zwischen Mesopotamien und Indien sind in Einzelfällen nachweisbar, und desgleichen das Übermittel von Lehren aus Babylon in das griechische West-Kleinasien sowie in das griechische Süditalien. Dass auf der nördlichen Seidenstraße mit dem Handelsverkehr auch ein kultureller und wissenschaftlicher Austausch zwischen China einerseits und dem Bereich von Indien über Mesopotamien bis hin zu Ägypten andererseits stattgefunden hat, darf als sichere – wenngleich schwer zu belegende – Vermutung aufrecht erhalten werden; was dabei aber an Wissen von woher wohin gebracht worden ist, das dürfte der Gegenstand blanker Vermutungen sein und bleiben.

Sehr hinderlich sind dem Nachforschen des Philosophie-Historikers zudem zwei weitere Gegebenheiten:

\* In der Antike wie auch noch im Mittelalter sind die meisten Lehren und Fähigkeiten in den Bereichen der Wissenschaft und der Technologie als Schulgeheimnis erachtet und bewahrt worden und vom Meister zum Schüler nur von Mund zu Ohr weitergegeben worden; und in Indien wie auch in Gallien ist dies vor unserer Zeitrechnung auch hinsichtlich der jeweilig innersten Teile der philosophischen und religiösen Lehren so gehandhabt worden. Mit dem Aussterben einer solchen Schule<sup>7</sup> ist dann auch deren Philosophie und Religion dem Verfall preisgegeben gewesen.

\* In vielen aufstrebenden Kulturen wurden die – teils erworbenen und teils auch erbeuteten – Güter anderer Kulturen dann als die eigenen ausgegeben; denn das, was jetzt als Plagiat erkannt und als moralisch verwerflich erachtet wird, dafür hat es damals weder einen Begriff noch eine moralische Bewertung der unter ihn fallenden Dinge gegeben.

Die Geschichte der altgriechischen Physik, Mathematik und Philosophie beginnt bekanntermaßen nicht im Kernland Griechenlands, sondern in den zum Persischen Großreich gehörenden griechischen Kolonien an der Westküste Kleinasiens, vor allem in Milet und Ephesus. Das – damals von der Ägäis bis zum Indus reichende – Persische Reich hatte sich durch ethnische, kulturelle, religiöse und philosophische Toleranz von den meisten anderen damaligen Staaten in herausragender Weise ausgezeichnet. Und die griechischen Händler aus Milet und aus Ephesus konnten auf den sicheren persischen Handelswegen Silber aus Griechenland nach Indien bringen und dafür von dort Seide und Beryll<sup>8</sup> in die Heimat einführen.<sup>9</sup> Dass Thales von Milet sowie Herákleitos von Ephesos keinerlei Kenntnisse von den Lehren der physikalischen, mathematischen und philosophischen Hochschulen des Zweistromlands gehabt haben, wird ge-

---

<sup>7</sup> Dies gilt insbesondere dann, wenn nach der Eroberung einer Kultur dieser die gesamte Priesterschaft geraubt worden ist, sei's durch Ermordung, sei's durch Deportation und Inhaftierung. Das Auslöschung des Druidentums in Gallien durch Julius Cäsar und in Britannien durch die ihm nachgefolgten Cäsaren mag dies veranschaulichen.

<sup>8</sup> Das damalige Kristall, das in der mittelindischen Gegend um Veluria geschürft worden ist, hat bei den Griechen als Linse verwendet worden. So ist aus S: „veluria“ via P: „verulia“ via G: „berýllos“ schließlich D: „Brille“ entstanden.

<sup>9</sup> Mit hoher Wahrscheinlichkeit haben diese Handelswege die Händler und ihre Karawanen-Begleiter über Taxila geführt, der damals zum Persischen Reich gehörenden – großen indischen Universitätsstadt; in dieser hat u.a. auch Pāṇini gewirkt, der große Sprachwissenschaftler und Vollender des Sanskrits.



genwärtig – anders als noch vor einem halben Jahrhundert – von keinem ernstzunehmenden Historiker mehr behauptet. Dasselbe gilt von den mathematischen Lehrsätzen und Beweisen des Pythagóras; von seiner Reinkarnationslehre aber ist schon seit zwei Jahrhunderten zugegeben worden, dass er sie aus dem Osten mitgebracht hat.

Es mag nun sein, dass diese Quellenangaben des weitergereichten Wissens mit diesem Wissen schulintern weitergereicht worden ist; und in einzelnen Fällen wird diese sicherlich auch erfolgt sein. Die wenigen uns erhalten gebliebenen Bruchstücke der Lehren jener ersten griechischen Weisheitslehrer enthalten derartige Hinweise leider nicht.

Es muss sie allerdings gegeben haben; denn sonst hätten sich seinerzeit einige Philosophie-Berichterstatter nicht so vehement gegen die Feststellung des kulturellen Transfers zur Wehr gesetzt, wie dies beispielsweise durch Diogénes Laértios erfolgt ist; denn dieser schreibt gleich in der Einleitung zu seinem philosophie-historischen Werk:<sup>10</sup>

• »Die Entwicklung der Philosophie hat, wie Manche behaupten,<sup>11</sup> ihren Anfang bei den Barbaren genommen; so hatten die Perser ihre Magier, die Assyrer und Babylonier ihre Chaldäer, die Inder ihre Gymnosophisten, die Gallier und [die anderen] Kelten ihre Druiden und Semnotheen.

Indess, man täuscht sich und legt fälschlicherweise den Barbaren die Leistungen der Griechen bei; denn die Griechen waren es, die nicht nur mit der Philosophie, sondern [auch mit allem anderen], was zur menschlichen Bildung gehört, überhaupt den Anfang gemacht haben. (...)

Also hat die Philosophie ihren Ursprung [unbedingt] bei den Griechen; und bereits der Name „Philosophie“ weist jede Gemeinsamkeit mit den Barbaren entschieden von sich ab. (...)

Die Anwälte des barbarischen Ursprungs der Philosophie weisen auch noch hin auf die besonderen Gestaltungen der Philosophie bei jedem einzelnen dieser Völker. Sie behaupten, die Gymnosophisten und Druiden zielten in einer rätselhaften Sprechweise darauf hin, man solle die Götter ehren, nichts Böses tun, und sich der Tapferkeit befleißigen.<sup>12</sup> Was zumindest die Gymnosophisten betrifft, so behauptet Kleitárchos in seinem 12-ten Buch [seines Lebens Alexanders d.Gr.], sie verachteten selbst den Tod, während die Chaldäer sich mit Astronomie und Astrologie befassten; die Magier [Persiens] hingegen (...) gäben Auskunft über das Wesen und Werden der Götter (...). Über das Wesen der Gerechtigkeit suchten sie ins Klare zu kommen. (...) Zauberspuk kannten sei [diese Magier] überhaupt nicht, wie Aristotéles in seinem Buch „Magikos“ behauptet, und desgleichen Deínon im 5-ten Buch seiner Geschichtsforschungen.

Dieser meint auch, aus der Deutung [des Namens „Zarathustra“] ergäbe sich, dass Zarathustra ein Sternpriester sei; und die gleiche Behauptung findet sich bei Hermodoros. Aristotéles erklärt zudem im 1-ten Buch seines Werks über Philosophie, die

---

<sup>10</sup> Diogenes Laertius „Leben und Meinungen berühmter Philosophen, Buch I – X“, Hamburg 21967, S. 3-8.

Diogénes Laértios war – unserem Wortgebrauch nach – ein Wissenschafts-Journalist.

<sup>11</sup> Diogénes Laértios nennt hier leider keine Namen. Immerhin wär' es angebracht gewesen, dabei auf Aristotéles [als eines Anwalts des Ursprungs der Philosophie bei den Barbaren] zu verweisen.

<sup>12</sup> So wenig weiß Diogénes Laértios da nur noch von den Gymnosophisten, es sei denn, er will sie wissentlich als Primitivlinge hinstellen.

Magier seien sogar älter als die ägyptischen [Propheten]. Nach der Lehre der Magier gebe es zwei Urgründe, nämlich eine gute und eine böse Gottheit: Die eine von ihnen heißt „Zeýs“ bzw. „Ormuzd“, und die andere von ihnen „Hades“ bzw. „Ariman“. Die selbe Behauptung findet sich bei Hermíppos im 1-ten Buch über die Magier, sowie bei Theopómpes im 8-ten Buch seiner „Philippika“. Dieser behauptet sogar, nach dem Glauben der Magier würden die Menschen zu neuem Leben erwachen und unsterblich sein; und das All der Dinge [– das Weltall –] würde infolge der Kreisbewegungen immer das selbe bleiben.<sup>13</sup> Dies berichtet auch der Rhodesier Eydémos.

Hekatáios ferner meint, nach ihnen seien [nicht nur die Menschen, sondern] auch die Götter gewordenen Wesen.

Und der Solier Kleárchos versichert in seinem Buch „Über die Erziehung“, auch die Gymnosophisten seien, ihrem Ursprung nach, auf die Magier zurückzuführen. Einige behaupten dasselbe auch von den Juden. (...)

Was zudem die Philosophie der Ägypter betreffe, so stünd' es mit ihren Vorstellungen über die Götter und über die Gerechtigkeit folgendermaßen:

„Der Urgrund [von Allem] ist die Materie; aus ihr haben sich die Vier Grundstoffe herausgesondert, und [aus diesen dann] die Lebewesen.

Ihre Götter sind Sonne und Mond, dabei erstere „Osiris“ und letztere „Iris“ genannt. Auf sie deuten sie in rätselhaften Bezügen hin (...).<sup>14</sup>

Das Weltganze ist erschaffen und vergänglich; [und in ihrer Gestalt ist es] kugelförmig. Die Sterne bestehen aus Feuer; durch ihre wohltemperierte Wärme wird alles Wachsen auf der Erdkugel erzeugt. Der Mond verfinstert sich durch das Eintreten in den Erdschatten.

Regengüsse sind eine Folge des jeweiligen Luftwechsels. Auch über die weiteren Naturerscheinungen stellen sie Betrachtungen an, wie Hekatáios und Aristagóras berichten.

Auch über die Gerechtigkeit stellen sie Leitsätze auf, die sie auf Hermes zurückführen; und die nützlichsten Tier erachten sie als göttliche Wesen.

Die Seele überlebt den Leib; und sie wandert [nach dem Tod des Lebewesens] in einen anderen Leib.

Sie selbst erklären sich für die Erfinder der Arithmetik, der Geometrie, der [Astronomie zusammen mit der] Astrologie.“

So steht es mit ihren Erfindungen.

Den Namen „Philosophie“ brachte [jedoch] zuerst Pythagóras auf; denn er nannte sich „Philosóphos“ (...); denn kein Mensch sei weise; weise sei lediglich die Gottheit. Zuvor wurde, was jetzt „Philosophie“ heißt, vielmehr „Sophía“ genannt, [somit „Weisheit“]; und „Weiser“ hieß jemand, der sich mit ihr berufsmäßig beschäftigte, also ein durch besondere Geistesschärfe hervorragender Mann, während „Philosoph“ nur einen Freund der Weisheit bezeichnet. Die Weisen wurden zudem „Sophisten“ genannt, und nicht nur sie, sondern auch die Dichter, wie daher Kratinos in seinen Lobesworten auf Homéros und Hesódos dies tut.

---

<sup>13</sup> Man vergesse dies weder bei den Vorsokratikern noch danach bei Pláton!

<sup>14</sup> Osiris und Iris sind Geschwister, die im Reigen um die Erde tanzen und sich dann und wann auch vereinigen.

Ich vermute, dass die – unter Apóllon-Priestern im Geheimen benützte – Umdeutung des Ausdrucks-Paars „Apóllon–Ártemis“ gemäß „Osiris–Iris“ auch dem Sokrátes im Verlauf einer Einweihung von Mund zu Ohr und mit der strengsten Auflage der Geheimhaltung weiterge-reicht worden ist; nachweisen kann ich diese Vermutung natürlich nicht.

Für weise gelten nun die folgenden Männer: Thales, Solon, Periander, Kleobulos, Chilon, Bias, Pittakos. Zugerechnet werden ihnen auch der Skythe Anacharsis, sodann Myson von Chen, Pherekýdes von Syros, Epimenídes von Kreta, und von einigen auch der Tyrann Peisistratos [von Korinth]. Das wären denn die Weisen. (...)«

Und auch Sokrátes – dem von einem Magier aus Persien der gewaltsame Tod vorhergesagt worden ist – hat keine Bedenken gehabt, auch Weise aus den Barbarenländern um Unterweisungen zu bitten. Selbst Pláton berichtet – an sich ganz unplatonsch! – im „Phaidon“, dass der seinen Tod vor Augen habende Sokrátes die bei ihm ausharrenden Jünger *auch* auf die *Weisen aus dem Morgenland* verweist:

»(...) Da lachte Kebes und sagte: „Versuche nur, Sokrátes, uns [hinsichtlich des Weiterlebens nach dem Tod] eines Besseren zu belehren (...)! Denn vielleicht steckt wirklich noch ein Kind in uns, das [den Tod] fürchtet. Versuch‘ also, dieses Kind dahin zu bringen, dass es den Tod nicht fürchtet wie ein Gespenst!“

„Nun,“ meinte da Sokrátes, „Ihr müsst es jeden Tag mit Zaubersprüchen zu heilen suchen, bis ihr es wirklich geheilt habt“<sup>15</sup>

„Wo aber“ fragte Kebes, „sollen wir denn einen guten Beschwörer für dergleichen finden, da Du uns nun bald verlassen wirst?“

Und Sokrátes antwortete ihm: „Groß ist Griechenland, mein Kebes; und es finden sich da treffliche Männer [und Frauen]<sup>16</sup>! Groß ist aber auch die Anzahl der Barbarenländer: Ihr müsst sie alle durchforschen, um einen solchen Beschwörer zu finden; und Ihr dürft dabei weder Geld noch Mühe sparen.<sup>17</sup> Suchen müsst Ihr aber auch selbst und in Gemeinschaft miteinander; denn vielleicht könnt Ihr nicht leicht Leute finden, die sich besser darauf verstehen als Ihr selbst!“

„Nun, das soll geschehen!“, erklärte Kebes. (...)«

Die fehlenden Kenntnisse über die Weisheitslehren der griechischen Philosophen vor Pláton wie insbesondere die fehlenden Kenntnisse davon, was die einzelnen Weisheitslehrer von anderen inländischen wie insbesondere ausländischen Weisheitslehrern gelernt und übernommen haben, machen jedes Darlegen der Entwicklung des Philosophierens in Griechenland – und damit in Europa – zu einem Wagnis, nämlich: zu einer Aneinanderreihung von lediglich da und dort etwas gestützten Vermutungen. Und als solche sind die folgenden Ausführungen zu verstehen, auch an Stellen, an denen sie den Anschein eines festen philosophie-historischen Wissens erwecken.

Wann und durch wen im Bereich des heutigen China das Philosophieren begonnen hat, was hiervon auf den – bis ins Alte Ägypten geführt habenden – Seidenstraßen aus China in den Westen und Süden wie auch von dort nach China gelangt ist, alles das wird wohl nie mehr zu ermitteln sein.

---

<sup>15</sup> Ob mit dem Ausdruck „Zaubersprüche“ nur spaßeshalber auf das Wort „Magier“ verwiesen wird, oder ob Sokrátes mit diesem Ausdruck die – sicherlich auch bei den Magiern Persiens gebräuchlichen Mantras verweist, das geht aus dem Kontext nicht hervor.

<sup>16</sup> Man denke beispielsweise an die Aspasia, eine Lehrerin des Sokrátes!

<sup>17</sup> Natürlich war eine solche Reise bis Persepolis und weiter seinerzeit weder billig noch unbeschwerlich.

Ich kenne die Entwicklung der Philosophie im Alten China nicht. Und ich weiß insbesondere auch nicht, welche Weisheitslehrer in jener Hochkultur vor den verbürgten Meistern Lao-zi, Kung-zi und Mo-zi tätig gewesen waren. Aber dass diese nicht der Ausgangspunkt des Philosophierens, sondern ein Höhepunkt im Verlauf einer längeren Abfolge des Nachdenkens über die Welt und das eigene Ich gewesen sind, das liegt für mich auf der Hand. Und wer sich die – eigentlich garnicht für das Aufzeichnen gedachten – Lehren des Lao-zi<sup>18</sup> vergegenwärtigt, der wird gleichfalls empfinden, dass sie nicht ohne Vorgänger, von denen sie sich abhebt, entstanden sein können.

Anzunehmen ist, dass im Bereich des heutigen China das Philosophieren eher bei den Ärzten als bei den Astronomen seinen Anfang genommen hat; jedenfalls legt dies die – wohl im Zeitraum 1.600 – 1.100 v.u.Z.<sup>19</sup> entstandene – Lehre von den *Fünf Grundstoffen* nahe. Diese sind:

- Holz [= mù], steht für: Aufbau, Ansteigen;
- Feuer [= huó]<sup>20</sup>, steht für: Gestaltung, Handlung;
- Erde [= tú], steht für: Wandlung, Gestaltung;
- Metall [= jīn], steht für: Reife, Zusammenziehung;
- Wasser [= shuǐ], steht für: Betrachtung, Lage-Erfassung.

Noch älter scheint die Lehre vom Yin-Yang zu sein, die im Zeitraum zwischen dem 17-ten und dem 10-ten Jh. v.u.Z. auf Orakelknochen Erwähnung gefunden hat; unbekannt ist mir, was dabei in welcher Aufzeichnung gemeint ist; und zumeist wird es auch nicht mehr zu ergründen sein, weil die Deutungen wohl zu allermeist nur mündlich weitergegeben worden sind.

Etwas weniger ungünstig zeigt sich die Lage dem Philosophie-Historiker im Alten Indien. Zwar ist auch dort ursprünglich nichts an religiösen sowie an philosophischen Lehren zu Papier gebracht worden; und die Lehren der Priester der drawidischen Ureinwohner dürften daher – von Vermutungen abgesehen – nicht mehr aufzufinden sein.

Etwa um 1.500 v.u.Z. sind, aus Zentralasien über Persien kommend, die Arier in das Indus-Tal eingefallen, haben die dortigen Herrschaftssysteme nach und nach zerstört, und mit diesen auch weitgehend deren Kultur, Religion und Wissenschaft. Und ein halbes Jahrtausend später, somit um 1.000 v.u.Z., haben sie sich in ähnlicher Art das Ganges-Tal angeeignet, da aber wohl nicht ausnahmslos:

Am Unterlauf hat sich – wie man dann vermuten darf, wenn man einigen um diese Zeit herum entstandenen, Göttersagen einen historischen Kern abgewinnt –

---

<sup>18</sup> Dass Lao-zi eine historische Person ist, das steht für mich genauso fest wie, dass Jeschua han Nasri und Sokrates eine historische Personen sind.

Aber angenommen, jene Zweifler, die meinen, Lao-zi habe als historische Person garnicht existiert, sondern sei von einer Gruppe von Philosophen, die diesen Daoismus formuliert hatten, als literarische Person erschaffen worden, hätten recht; dann ändert sich am Inhalt meiner obigen Aussage nichts; und es müsste dann nur die Singular-Schreibweise grammatisch in die Plural-Schreibweise umformuliert werden.

<sup>19</sup> Der Ausdruck „v.u.Z.“ ist eine Abkürzung für „vor unserer Zeitrechnung“.

Der historische Jeschua han Nasri dürfte um 7 v.u.Z. geboren worden sein, vielleicht aber auch um 12 v.u.Z.

<sup>20</sup> *Dieser* Akzent steht an *diesen* Textstellen für den – hier nicht vorrätigen – umgekehrten Zirkumflex.

einer der Feldherren von dem Ziel der völligen Unterwerfung der Drawiden abgewandt, hat – nach der Beseitigung des – hier wie sonstwo zumeist nicht allzu sehr geliebten – Adelsstands nicht nur mit dem Bürgertum, sondern – welch' ein Schreck! – auch mit einigen der drawidischen Priester zusammengearbeitet; und darum wurde das von ihm gegründete Königreich „Videha“ genannt.<sup>21</sup> Dieser Heerführer und nunmehrigen König hat es mit Hilfe dieser vormaligen Feinde sodann geschafft, (1) den Anfeindungen seiner vormaligen Waffenbrüder gegen diesen Kollaborateur sowie bald danach (2) dem Rückeroberungsfeldzug der – seinerzeit zunächst in das südliche Bergland geflüchteten – drawidischen Rückeroberungsversuch erfolgreich widerstehen. Diesem Rückeroberungsversuch aber waren die anderen Heerführer – mangels Rückhalt bei den Unterworfenen und mangels Uneinigkeit untereinander – nicht gewachsen.

Mit dieser politisch-historischen Vermutung vermag ich nunmehr einer Person Geschichtlichkeit zuzubilligen, hinsichtlich der die geschichtliche Existenz gelegentlich angezweifelt wird: Es handelt sich um den – eingeschränkt auf unseren bruchstückhaften Überlieferungsstand – ersten großen Philosophen in der Menschheitsgeschichte, nämlich um Yājñavalkya. Sein Stellenwert in der Philosophiegeschichte wird deutlich, indem in die Liste der wichtigsten der uns bekannten Philosophen des Alten Griechenlands die Namen der wichtigsten Zeitgenossen aus China und Indien einblendet.

Die folgende Liste<sup>22</sup> enthält die Namen der uns bekannten altgriechischen Philosophen vor Sokrates und zur Zeit des Sokrates, sowie die wichtigsten Nachfolger des Sokrates: die Sokratiker. Angereichert ist sie mit wenigen Namen aus der indischen, aus der chinesischen, sowie aus der chaldäisch-babylonisch-persischen Philosophiegeschichte:

Veda-Texte	bis ~1.500
Zarathuśtra	im 2-ten Jahrtausend
Brāhmaṇa-Texte	~1.500 - ~1.000
Yājñavalkya	ca. 900
Ältere Upaniṣad-Texte	~1.000 - ~600
Lao-zi	ca. 900 - 600
Rāma	... - ~550
Thales von Milet	~624 - ~546
Anaxímandros von Milet	610 - 546
Ārāḍā Kālāma	... - 530
Anaximénes von Milet	~585 - 528/524
Pherekýdes von Syros	584/581 - ~520
Pythagóras von Samos	~580 - 510/507
Chaldäischer Kalender <sup>23</sup>	~600 - ~500

<sup>21</sup> Der Ausdruck „vi-deha“ ist mit „wider den Körper, gegen die Körperschaft“ wiederzugeben.

<sup>22</sup> Da *alle* diese Philosophen *vor unserer Zeitrechnung* gelebt und gewirkt haben, unterlass' ich diesen Hinweis im Folgenden.

Geordnet sind die aufgeführten Personen nicht nach dem Geburts-, sondern nach dem Todesjahr, eingedenk der zu vermutenden Zeit ihres philosophischen Wirkens.

Mit „~“ wird „um“ abgekürzt.

<sup>23</sup> Die Chaldäer waren ein – von irgendwo her – nach Babylon zugewandertes Volk. Ihre Priester zeichneten sich durch Astronomie und Astrologie aus.

Alkmaíon von Metapont	ca. 500
Híppasos von Kroton	ca. 500
Mahāvīra [= Vardhamāna Jñātiputra]	... - ~490
Buddha Śākyamuni [= Siddhārtha Gautama]	563 - 483
Xenophánes von Kolophon	570 - ~480
Herákleitos von Ephesos	~520 - ~460
Kung-zi	~561 - ~479
Epícharmos von Syrakus	~540 - ~460
Parmenídes von Elea	~520 - ~460
Zénon von Elea	~490 - 430
Melissos von Samos	~490 - 430
Empedokles von Akragas	~494 - 434
Leýkippos von Abdera	500/470 - 460/430
Anaxagóras von Klazomenai	499 - 428
Diogénes von Apollonia	~499 - ~ 428
Aspasía von Milet	~470 - ~420
Archélaos von Milet	480/460 - 430/410
Protagóras	~481 - 411
Kritías von Athen	~460 - 403
Kratýlos von Ephesos	480/460 - 420/400
Sokrátes von Alopeke	469 - 399
Philólaos von Kroton	~470 - 399/392
Gorgías von Leontinoi	~480 - ~375
Hippías von Elis	~480 - ~390
Mo-zi	~490 - ~380
Alkidámas von ...	... - 375
Demókritos von Abdera	~460 - ~365(371?)
Eykleídes von Megara	450/470 - 390/370
Hippokrátēs von Κῶς <sup>24</sup>	~460 - ~370
Hikétas von Syrakus	460/490 - 390/360
Archýtas von Tarent	435/410 - 355/348
Pláton	428/427 - 348/347
Isokrátēs von Athen <sup>25</sup>	436 - 338
Kidinnu <sup>26</sup>	~400 - 330

<sup>24</sup> Er hat seiner Heilkunde die – im Orient seit langem vertretene – Hintergrund-Lehre – im Sinne Kant's: seine Metaphysik - zugrundegelegt, der zufolge die Gesundheit darauf basiert, dass der Mensch mit den Kräften des Weltalls in Einklang steht.

Übernommen und mit eigenen Kenntnissen bereichert hat er zudem auch die aus dem Orient stammende Säfte-Lehre, die Humoraltherapie, die im Okzident bis etwa 1910 gegolten hat.

<sup>25</sup> Er war der wichtigste Schüler [und Nachfolger] des Gorgías, weshalb Pláton über ihn nur ein paar abfällige Bemerkungen übrig gehabt hat.

<sup>26</sup> Kidinnu war ein großer chaldäisch-babylonischer Mathematiker und Astronom. Er reformierte den Babylonischen [Mond-]Kalender auf Zyklen von 12 Jahren. Er wurde – wie auf einer babylonisch-astronomischen Keilschrift-Tafel vermerkt worden ist – am 14-ten August 330 v.u.Z. *durch das Schwert getötet*, somit durch Alexander den Großen [Vernichter der nicht-hellenistischen Kultur des Vorderen Orients] bzw. durch seine Polizisten [zusammen mit vielen anderen Wissenschaftlern] ermordet.

NB: Selbstverständlich war *Alexander der Große* dabei *nur* der *Schreibtischmörder*, der es seinen *Mittätern* überlassen hat, das *physische Morden* durchzuführen.

Aristotéles von Stageira	384 – 322
Lykophron von ... <sup>27</sup>	~400 – ~300
Zhuang-zi	~365 – ~290
Zénon von Kition	360/320 – 300/360
Meng-zi	~370 – ~290
Krátés von Theben	368/365 – 288/285
Hipparchía von Maroneia (in Thrakien) <sup>28</sup>	~340 – ...
Pýrrhon von Elis	~360 – ~270
Arístarchos von Samos <sup>29</sup>	~310 – ~230
Séleykos aus Seleykeía [am Tigris]	~190 – ...
Archimédes von Syrakus <sup>30</sup>	~287 – 212
Xun-zi	~298 – ~220
Klaýdios Ptolemaíos <sup>31</sup>	... – 160/180

<sup>27</sup> Tätig war er vorwiegend in Sizilien.

Er hat empfohlen, in physikalischen Schriften die Kopula „ist“ zu vermeiden, um den Entgegnungen der Eleaten zu entgehen.

Er hat die Gleichheit aller Menschen [in Wort und Schrift] vehement vertreten; und er hat die vorgefundenen Standesunterschiede als nicht dem Menschsein angemessen erachtet.

<sup>28</sup> Diese genauso schöne wie kluge Frau hat gegen den Widerstand ihrer Eltern den – körperlich nicht sonderlich ansprechenden – Krátés gehehlicht. Vehement hat sie sich in Wort und Schrift für das Recht der Frau auf Selbstbestimmung und auf Bildung eingesetzt.

<sup>29</sup> Er ist – dem Stand unserer Überlieferung nach – der erste Mathematiker und Astronom, der nicht ein bloß ungefähres, sondern ein arithmetisch beschriebenes heliozentrische Weltbild entworfen hat. Allerdings war für die Lehre, die Erde sei nicht der Mittelpunkt des Weltalls, sondern kreise vielmehr um die Sonne, damals das Verständnis der gebildeten Zeitgenossen noch nicht genügend entwickelt und ausgereift.

Ob er tatsächlich der erste mathematisch und empirisch arbeitende Wissenschaftler gewesen ist, der ein heliozentrisches Weltbild entworfen hat, das ist nicht bekannt.

Nur wenige Astronomen haben sich für sein Weltbild erwärmen können, zumal damals im griechisch-römischen Bereich das Setzen der Sonne in die Mitte des Weltalls rasch zur Anklage wegen Verbreitung ungriechischer Götter hat führen können. Séleykos aus Seleykeia – weitab in Babylon weilend – hat sich zu diesem Weltbild bekannt; und anhand dieses Weltbildes hat er die Gezeiten als vom Mond verursacht erkennen und bestimmen können.

Über Arístarchos schrieb Archimédes an den König Gelon:

»Du, König Gelon, weißt ja, dass die Astronomen mit „Weltall“ jene Sphäre benennen, in deren Mitte die Erdkugel ist, wobei der Radius dieser Sphäre der Strecke zwischen dem Zentrum der Sonne und dem der Erde entspricht. Dies ist die allgemeine Ansicht, wie Du sie von Astronomen vernommen hast. Arístarchos aber hat ein Buch verfasst, das aus bestimmten Vermutungen besteht, und das, aus diesen folgernd, sodann aufzeigt, dass das Weltall um ein Vielfaches größer ist als das, welches [die meisten Astronomen als bestehend setzen, wie] ich dies vorhin erwähnt habe. Seine Vermutungen sind, dass die Feststerne und die Sonne unbeweglich sind, dass die Erde sich um die Sonne auf der Umfangslinie eines Kreises bewegt, wobei sich die Sonne in der Mitte dieser Umlaufbahn befindet, und dass die Sphäre der Feststerne, deren Mitte diese Sonne ist und innerhalb derer sich die Erde bewegt, eine so große Ausdehnung besitzt, dass der Abstand von der Erde zu dieser Sphäre dem Abstand dieser Sphäre zu ihrem Mittelpunkt [ungefähr] gleichkommt.«

Welche Entwicklung – so hat man sich da zu fragen – hätte die Physik im Abendland genommen, wenn sich damals nicht die Meinung von Aristotéles und die mit ihm im Gleichschritt gehenden Astronomen, sondern die Ansicht des Arístarchos durchgesetzt hätte ...

<sup>30</sup> Er sowie Euler gelten als die größten Mathematiker, die es bislang gegeben hat.

Die aus Persien und Afghanistan in das Indus-Tal – in das heutige Pakistan – eingedrungenen Arier gehören zur östlichsten der indogermanischen Sprachgruppe.<sup>32</sup> Das – mit dem deutsch-oberbairischen Ausdruck „Perch“ wort- und inhaltsverwandte – Wort „brahman“ ist sicherlich nicht drawidischen, sondern arischen Ursprungs; seine ursprüngliche Bedeutung dürfte im Wortfeld „brausen, stürmen, wehen“ liegen, demnach in dem Bereich der Bedeutungen, die in den Rahmenlehren der damaligen Arzneikunst mit den Begriffen „Luft, Wind“ umschrieben gewesen sind.

Denn *nicht* die *Aggregatzustände* von chemischen Substanzen sind es, auf die sich die damalige *Säfte-Lehre* – die *Humoraltherapie*, wie sie von Hippokrates von Kōos in den Mittelmeerraum eingebracht worden ist – mit ihren vier Körper-Säften *Blut, Schleim, Gelber Gallensaft, Brauner Gallensaft* – bezogen hat; diese würden nämlich, beispielsweise die Ansammlungen von Hydroxyd-Molekülen in Abhängigkeit von der Temperatur betreffend, aus der Dreiergruppe *Eis-Wasser-Dampf* bestehen. Vielmehr wird als die Grundzustände der Materie insgesamt und insbesondere der belebten Materie die Vierergruppe *Erde-Wasser-Feuer-Luft* genommen. Welche genaue Bedeutung diese vier Begriffe „Erde“, „Wasser“, „Feuer“, „Luft“ dabei in der damaligen Arzneikunst besessen hatte, ist mir nicht bekannt.

In der damaligen Physik wie auch in der ihr sodann angegliederten *Métaphysik* und *Epistemologie* hingegen scheinen die Wortbedeutungen unmissverständlich gewesen zu sein. Nicht der alltägliche Wortsinn ist damit intendiert, sondern einer, der diesen Theorien zugrundeliegt. In der Physik und ihrer *Métaphysik* steht demnach:

- ★ „Erde“ für: *Erdartiges, Festes* ;
- ★ „Wasser“ für: *Wasserartiges, Flüssiges, Verbindendes* ;
- ★ „Feuer“ für: *Feuerartiges, Heißes, Warmes, Erwärmtes* ; und
- ★ „Luft“ für: *Luftartiges, Wind, Windartiges, Bewegtes, Bewegendes* .

---

<sup>31</sup> Ptolemaíos vom ägyptischen Alexandrien hat – eingedenk der Argumente des Aristotéles wie vielleicht auch des Damókles-Schwerts des Häresie-Verdachts – ein mathematisch einwandfreies Weltbild entworfen, das die Erdkugel im Mittelpunkt des Weltalls belässt. Der Preis hierfür war ein riesiger Aufwand an theoretischen Konstrukten von Kreisbewegungen auf Kreisbewegungen (...) auf Kreisbewegungen. Und erst Copernicus hat es gewagt, mit Blick auf [die ihm nicht mehr zugänglichen Schriften von] Arístarchos ein aristarchisches – und somit heliozentrisches – Weltbild zu entwerfen, dies noch mit dem Dogma der Kreisbewegungen der Gestirne behaftet. Keppler hat – um die Theorie mit den Messungen in Einklang zu bringen – sodann die Kreise durch Ellipsen ersetzt.

<sup>32</sup> Mit „Indogermanisch“ bezeichnen die Sprachwissenschaftler jene Sprachgruppe, deren östlichster Zweig das indische Sanskrit und deren westlichster Zweig das germanische Isländisch ist. Die gleichfalls gebräuchliche Bezeichnung „Indoeuropäisch“ ist insofern irreführend, als nicht nur die ungarisch-finnische Sprachgruppe Europas nicht zur indogermanischen gehört sondern insbesondere das Baskische nicht, das wohl eine der Ursprache Europas – und jedenfalls die einzig verbliebene vor-indogermanische Sprache Europas – ist.

NB: Da die indogermanischen Sprachen keine gemeinsame Bezeichnung für Meere besitzen, gehen die Sprachwissenschaftler davon aus, dass Ihr Ursprungsgebiet eine Gegend aus Zentralasien ist, in der es weit und breit keine größere Wasseransammlung gegeben hat. Sollte diese Vermutung nicht verkehrt sein, so kämen hierfür die Siedlungsgebiete der Mongolen, der Uiguren, der Turkmenen und der Tibeter infrage; und als Grund für diese vorzeitlichen Völkerwanderungen müsste dann angenommen werden, dass diese – vormals fruchtbaren – Gebiete im 2-ten Jahrtausend durch einen Klimawandel versteppt sind, was zu einem Bevölkerungsdruck geführt hat.



Zu diesen Vier Großen Grundstoffen [= mahābhūta] ist gelegentlich noch ihr Behälter hinzugenommen worden, als Grundstoff, jedoch nicht als Großer Grundstoff:

- \* „Raum“ für: *Äther, Räumliches, Sich-räumlich-Erstreckendes* .

Und in der Erkenntnistheorie mit ihren beiden Hauptteilen der Métaphysik und der Epistemologie steht gemäß der Lehre Buddha Śākyamuni's sowie später dann in Pláton's „Timaios“ an Grundgegebenheiten:

- \* „Erde“ für: *Sich-erdartig-Anführendes* ;
- \* „Wasser“ für: *Sich-wasserartig-Anführendes* ;
- \* „Feuer“ für: *Sich-feuerartig-Anführendes* ;
- \* „Luft“ für: *Sich-luftartig-Anführendes* ; und
- \* „Raum“ für: *Als-raumartig-zu-Ermittelndes* .

So wird dies insbesondere in der Unterweisung Buddha Śākyamuni's an seinen Sohn Rāhula beschrieben; doch diese erkenntnistheoretische Verwendung der ersten vier genannten Ausdrücke viel älter und geht wahrscheinlich auf Yājñavalkya oder auf noch ältere Lehrer zurück.

Der Raum ist, materiell gesehen, der Behälter der Vier Großen Grundstoffe. Zu diesen Fünf Gegebenheiten wird in den erkenntnistheoretischen Darlegungen gelegentlich noch deren erkenntnismäßiger Behälter hinzugefügt:

- \* „Bewusstsein“ für: *Sich-bewusst-Halten-von* .

Verschlüsselt formuliert sind zumeist die Lehren, die uns in den der Veda-Texten, in den Brāhmaṇa-Texten sowie auch in den Älteren Unpaniṣad-Texten überliefert sind; und den Schlüssel zu deren Entschlüsselung kann man durch das Studieren der späteren Kommentare wie auf durch eigenes denkendes Hineinversetzen zu ermitteln trachten. Dieses Entschlüsseln kann zudem auf der kosmologischen Ebene – und dann als einmalige Begebenheit – wie auch auf der métaphysischen Ebene – und dann als andauernde Begebenheit – gesucht werden.

Zumeist sind in diesen alten Texten die Lehren der Weltbeschaffenheit in der Sprache des *Weltentstehens* verfasst; aber ich gehe davon aus, dass sie – sei es *darüber hinaus* oder sei es gar *statt dessen* – *Weltbestehens* zu entschlüsseln und zu verstehen sind. Denn das in grauer Vorzeit erfolgte – angebliche Weltentstehen ist für die Gegenwart reichlich uninteressant; denn das Wissen darüber ist ohne jeden praktischen Wert. Von erheblichem praktischen Wert hingegen ist das Wissen um das Weltbestehen: um die Beschaffenheiten der Dinge des Weltalls und um die Zusammenhänge zwischen diesen Beschaffenheiten.

Eine dieser kosmologisch formulierten Lehren über das Entstehen und seitherige Bestehen des Weltalls samt dessen Göttern – d.h.: samt den als Personen vorgestellten Naturkräften – geht von zwei Grundgegebenheiten aus, nämlich:<sup>33</sup>

- von einem unterschiedslosen allgegenwärtigem Gewoge, und

---

<sup>33</sup> So setzt auch Pláton' Naturkunde im „Timaios“ an.

Aber indirekt gibt Diogénes Laértios zu, dass diese Lehre von den zwei Wurzeln viel älter ist.

- von einem in sich ruhenden allgegenwärtigen Brahman.

Durch Sammlung – mit einem Fremdwort gesagt: durch Konzentration – verlässt das Brahman diesen Zustand der Ruhe und beschließt, sich zu opfern, nämlich: sich aufzuteilen, und dies zunächst gemäß einer horizontalen Ebene:

- Der *über* dieser Ebene befindliche Bereich wird dadurch zum Bereich des *Himmels* mit seinen weiteren Aufteilungen in die Grundkraft – in das Mahā-Brahmā, das Große Brahman – und in die ihm untergeordneten Kräfte, seien dies die gleichfalls allgegenwärtigen, die Brahmās, oder seien dies die eher ortsgebundenen, die Devas.

- Der unter dieser Ebene befindliche Bereich wird dadurch zum Bereich der *Erde*, in das das übrige Brahman – dann als Prajāpati, als Ur-Vater – dabei als Formungen und Unterscheidungen eingeht,<sup>34</sup> erkennbar dann an den Formen und Unterschieden des – ohne diese Formungen und Unterscheidungen zunächst ja unterschiedslosen – Gewoges von Materiellem.

Das Brahman ist somit nach wie vor im Weltall allgegenwärtig, nämlich: im Himmel als Kräfte und Energien; und auf der Erde als Formen und Unterschiede. Allerdings ist es da in jeweils unterschiedlicher Ansammlung gegenwärtig. Das Leben in diesen Unterschieden ist ein Erleiden dieser Unterschiede und ihrer Auswirkungen: Ein Erleiden ist es auch da, wo es endlich-zeitigen Genuss bereitet. Ein Erleiden ist es, weil das Lebewesen nun in seiner Form im geformten Gewoge hin- und hergeworfen wird, und dies nach den Gesetzen des *Todes*, was heißt: nach den Gesetzen des *Dem-Tod-Geweihten*, nach den Gesetzen des *Todhaften*, nach den Gesetzen der *Zeit*.

Für die Wesen oberhalb jener Trennungsebene – für die himmlischen Gewalten – ist daher dies der Weg, dem Todhaften zu entgehen: Sie haben den Tod in den Griff zu bekommen, indem sie die Gesetze der Zeit in sich aufnehmen und ihnen auf diesem Weg nicht mehr unterliegen.<sup>35</sup> Für die Wesen unterhalb jener Ebene hingegen ist dies der Weg, das Todhafte hinter sich zu lassen: Sie haben sich die Bereiche unterhalb wie insbesondere oberhalb jener Trennungsebene so einzuprägen, dass sie – sobald sie nach dem Sterben beim Zerfallen ihrer Form nichts mehr am Irdischen hält – das Tor zum Himmel<sup>36</sup> zu erkennen und zu durchschreiten fähig sind; denn dann werden sie nicht mehr an dieser Ebene zur Erde zurückgeworfen. Bis zur Ur-Gewalt haben sie in diesem fortlaufenden Erkennen der einzelnen Gewalten zu gelangen, um so schließlich mit dieser Ur-Gewalt – personifiziert im Großen Brahman<sup>37</sup> – eins zu werden und

---

<sup>34</sup> Dieses zum unteren Bereich hin ausgerichtete Brahman entschließt sich, in das Urgewoge als *Nāma-Rūpa* einzugehen, wörtlich wiederzugeben als: *Name-Form*, epistemologisch wiederzugeben als: *Begriff-Formung*, physikalisch wiederzugeben als: *Unterschied-Form*, operational wiederzugeben als: *Unterscheidung-Formung*.

In unterschiedlichen Varianten taucht dieses Paar dann auch in der altgriechischen Philosophie auf, vor allem bei Aristoteles. Und selbst in Kant's Erkenntnistheorie findet man dieses Paar noch in den erkenntniserstellenden Geisteskräften wieder, die von ihm in *Verstand* und *Reine Anschauung* (= *Form der Anschauung*) unterteilt werden.

<sup>35</sup> In Pláton's „Timaios“ wird die Zeit – genauer: die Zeit als Ganzes – zum Abbild der Ewigkeit.

<sup>36</sup> Das Tor zu den Bereichen des Himmels ist der Mond.

Ob dabei der Ausdruck „Mond“ im alltäglichen Sinn oder hingegen in einem – mir nicht bekannten – fachspezifischen Sinn zu verstehen ist, das entzieht sich meiner Kenntnis.

<sup>37</sup> Der Mahā-Brahmā ist der unbewegte Un-Beweger. Allerdings beindet er sich – dabei ruhend – auf einem Beweger, seinem Diener, dem Puruṣa, sein Reit-Tier; und dieses Reit-Tier bewegt anhand der Vorgaben des Gottes alles zu Bewegende.

Diesen feinen Unterschied hat Pláton *nicht* nachvollzogen; und Aristoteles hat diesen feinen Unterschied gleichfalls *nicht* erkannt; und daher postuliert er den Großen Gott als Unbeweg-

von da ab in ihm mit ihm über den Vereinzlungen, die den Gesetzen der Zeit und damit des Todes unterliegen, zu stehen und ihnen deswegen nicht mehr unterworfen zu sein.

Denn das *Brahman* ist das *Sein*; und in dieses Sein – aus dem man entsprungen ist – wieder einzugehen, *das* ist – dieser Weltsicht entsprechend – die Erlösung von allem Leid und Ungemach.

Dies ist der große Nutzen, den – diesen Lehren des Brahmanismus gemäß – der Wissende zum Erreichen seines Heils erzielen kann; so schließt sich die Heilslehre – die Soteriologie – an die Wissens- und Weisheitslehre – an die Philosophie – an.

Die uns aus jener Vorzeit des Alten Indiens überlieferten Texte enthalten fast nie eine Angabe des Autors; und selbst da, wo dies geschieht, bleibt die Beschreibung blass und unpersönlich, sodass keine Grundlage für die Vermutung besteht, es handle sich dabei um eine historische Person. Dies ändert sich – wenngleich nur als Ausnahme in einem einzigen Fall – in der Zeit unmittelbar nach dem Entstehen des Königreichs Videha im Bereich der unteren Ganges-Ebene:

Dort lebte und wirkte der erste Philosoph, der für uns als historische Person fassbar ist, nämlich: *Yājñavalkya*. Er wirkte bei Śīradvaj Janaka, einem der ersten Arier-Könige von Videha, als geistlicher – und sicherlich auch als weltlicher – Berater. Die wohl höchstens zwei Jahrzehnte dieses Wirkens dürften daher um 900 v.u.Z. anzusiedeln sein.<sup>38</sup>

Seinen kosmologischen Vorstellungen, die er zweifellos mit den übrigen Brāhmaṇen – den Brahmā-Priestern seiner Zeit – geteilt hat, stellt er eine vollendete *Erkenntnistheorie* voraus und fügt sie in diese ein. Während die bis dahin unter den arischen Priestern vertretene *Brahman-Lehre* das Brahman als die Wirklichkeit erstellende Kraft setzt, setzt er ihr die *Ātman-Lehre* gegenüber, der gemäß das jeweils *eigene geistige Innerste* das ist, was die jeweils eigene *Wirklichkeit erstellt*.

Dieses Ātman ist ein Sich-ewig-Gleichbleibendes, das keine Einwirkungen erleidet und – von sich aus – keine Auswirkungen vollzieht. Es ist ein *Selbst*, das *aus sich selbst heraus besteht*; und mehr noch: Es *ist* das Selbst. Fest und ständig verbunden ist es mit dem Hauch, dem Prāṇa; dieser Hauch wirkt entsprechend den Vorgaben des Selbsts – des Ātmans – als sein Reit-Tier.

Dieser Verbund von Selbst und Hauch ist winzig-klein, etwa ein Tausendstel von der Größe eines Senfkorns. Seinen Sitz hat er in der Person zu deren Lebzeiten auf der Herz-Ebene unmittelbar vor der Wirbelsäule; und im traumlosen Schlaf hält er sich ausschließlich an diesem Ort im Körper auf. Im Traum wird er an diesem Ort tätig und erstellt Traumwelten aus Erinnerungen und Vorstellungen. Und beim Aufwachen sprüht dieser Hauch von diesem Ort aus zu allen empfindungsfähigen Stellen des Körpers und zu allen denkfähigen Bereichen des Geistes; dabei führt es das erkennende Selbst, mit dem es fest verbunden ist, überall dort hin.

---

ten Beweger, dies in Verletzung eines jeden Prinzips der Energie-Erhaltung; und *Thomas Aquinas* folgt dem *Philosophus* auch darin.

<sup>38</sup> Es gibt Gründe für die Vermutung, dass Yājñavalkya nicht reiner arischer Abkunft gewesen ist, sondern auch drawidische Vorfahren gehabt hat. Sollte diese Vermutung zutreffen, so würde dies ein Licht auf die zu seiner Zeit urplötzlich einsetzende – und dann eben bei den drawidischen Priestern schon lange zuvor beheimatete – Ātman-Lehre werfen.

Das Sehen vollzieht sich auf diese Weise: Das so vom Hauch erfüllte Auge sendet Strahlen in die Richtung aus, in der das Selbst etwas sehen will.<sup>39</sup> Diese Strahlen treffen auf zu Sehendes; sie erfassen und ergreifen es;<sup>40</sup> und sie bringen es auf diese Weise in den Besitz des Selbsts. Der – vom Selbst verschiedene, wiewohl im Wachzustand gleichfalls vom Selbst und dessen Hauch durchtränkte – Geist erlebt das solchermaßen erfolgende Sehen – nämlich: das Erfassen und Erkennen des Gesehenen – dann als Bewusstsein.<sup>41</sup>

In vergleichbarer Weise erfolgt das Hören, das Riechen, das Schmecken und das [körperliche] Spüren. Beim Denken hingegen hat die drei Ausrichtungen (1) des Erinnerns an Vergangenes, (2) des Erkennens von Zusammenhängen bei gegenwärtig mit den äußeren Sinnen Wahrgenommenen, kurz: bei Gegenwärtigem, und (3) des Sich-Vorstellens von Zukünftigem; es ist daher nicht auf das Tätigwerden der äußeren Sinne angewiesen; und das Gedankenbilden vollzieht sich daher innerhalb des Geistes, genauer: innerhalb des Tätigseins des Geistes im Hervorbringen von Bewusstseinen, von Bewusstseinszuständen.<sup>42</sup>

Mit solchen Bewusstseinsinhalten erkennt das Erkennende – das Selbst, das Ātman – die von ihm durch seinen Wirker – durch den Handwerker, durch das Prāna – die von ihm selbst erfasste und gestaltete Welt.<sup>43</sup> Zu dieser so vom eigenen Selbst erstellten Welt gehört in erster Linie die eigene Gestalt, sodann auch alles, was sonst an Gestalten wahrgenommen oder sich-vorge stellt wird: die Mitmenschen, die Haustiere, und auch die Götter. Den Göttern Opferungen darzubringen, das bringt wenig ein; viel sinnvoller und nützlicher ist es, den eigenen Haustieren – insbesondere den Hunden – Opferungen darzubringen.

Die Relation des Erkennens ist asymmetrisch: Das Auge sieht nicht das Auge;<sup>44</sup> und das Erkennende erkennt nicht das Erkennende. Daher kann auf dieses Selbst nur

---

<sup>39</sup> Dies scheint im übrigen eine weit verbreitete Vorstellung gewesen zu sein. Denn auch im Deutschen des vergangenen Jahrtausends sind noch Begriffe wie „funkelnde Augen“ und „Augenlicht“ in Gebrauch gewesen. Ob dieser Wortgebrauch allerdings auf Vorzeiten Europas zurückgeht oder aber – wie etwa das Wort „Brille“ – vom Indischen über das Griechische ins Deutsche Einlass gefunden hat, das vermag ich nicht zu beurteilen.

Und auch Pláton sieht das Sehen so, wie er im „Timaios“ ausführt.

<sup>40</sup> Dieses *Erfassen* hat man sich dabei durchaus *konkret* vorzustellen: Die Spitze eines solchen Sehstrahls besitzt an ihren Rändern – einer Harpune gleich – Widerhaken, an denen das zu Sehende ergriffen und festgehalten wird.

<sup>41</sup> Das *Bewusstsein* ist demnach *nicht* ein *Gegenstand*, sondern ein *Vorgang*, in anderen Worten gesagt: ein *Prozess*.

Dies zu beachten ist äußerst wichtig; denn es ist von entscheidender Bedeutung für das Verständnis der – auf dieser Weisheitslehre aufbauenden – Heilslehre Yājñavalkya's.

<sup>42</sup> Diese Unterscheidung, die zwar in den überlieferten Texten nicht *genau so* formuliert ist, sich aus ihnen jedoch zwingend ergibt, scheint in den Jahrhunderten danach nur recht wenigen Philosophen des Alten Indiens klar gewesen zu sein. In Griechenland findet man sie erst bei Aristoteles klar beschrieben. Nördlich der Alpen ist sie später in den Philosophien von Descartes und von Kant grundlegend.

<sup>43</sup> Dies wird dann in späteren Generationen, auf die Welt und ihre Gegenstände bezogen, so formuliert: „Dies gehört mir; dies bin ich; dies ist mein Selbst.“

Buddha Śākyamuni hingegen vertritt in seiner Erkenntnistheorie die genau entgegengesetzte Zielrichtung, formuliert dort mit: „Dies gehört nicht mir; dies bin nicht ich; dies ist nicht mein Selbst.“

<sup>44</sup> So hat dies – zweifellos in Kenntnis der Übersetzungen dieser Texte durch Deussen – 2.800 Jahre später dann Mach formuliert.

vermittelt hingewiesen werden, nämlich auf das Etwas, was da beim Erkennen erkennt. Dieses Erkennende ist frei und daher nicht leidvoll; alles Andere hingegen ist leidvoll, nämlich dem Erleiden von gesetzmäßig sich vollziehenden Veränderungen ausgesetzt.<sup>45</sup>

Beim Einschlafen zieht sich dieser feinstofflich Hauch mitsamt dem Selbst wieder an seinen Ausgangsort zurück, und desgleichen schließlich beim Sterben. In beiden Fällen ruht das Selbst in sich selbst.

Beim Eintreten des Todes lässt dieses Selbst dann aber das, was sie bis dahin an körperlich Leidvollem mit sich herumgetragen hat, zurück; und wenn es dann diesem Selbst gelingt, auch zusätzlich noch das zurückzulassen, was sie bis dahin an geistig Leidvollem mit sich herumgetragen hat, dann hat dieses Selbst zu sich selbst gefunden und ruht von da ab in Frieden. Denn dann gibt es kein Bewusstsein mehr: Die Fähigkeit, sich einer Sache bewusst zu werden, geht dem Selbst zwar nicht verloren; aber das Aktiv-Werden dieser Fähigkeit würde das Selbst einer von sich selbst verschiedenen Sache bewusst sein lassen, somit von etwas grundsätzlich Leidvollem, würde somit zu Erschütterungen führen, und damit das Ruhen des Selbsts in sich selbst beenden und zur Wiedergeburt hinleiten.

Selbstverständlich ist dieses Selbst in diesem Ruhen in sich selbst nicht seiner selbst bewusst; denn die Relation des *Sich-bewusst-Seins-von* ist unbedingt asymmetrisch und daher irreflexiv; wenn dann aber nichts da ist, dessen sich das Selbst bewusst sein kann, nicht einmal es selbst; und eben dies ist – nach der Heilslehre Yājñavalkya's – das Zuendegehen des Leidvollen im nimmer-endenden Ruhen in Frieden.<sup>46</sup>

Allerdings wird man beim Eintreten des Todes nur dann in der hierzu erforderliche Unerschütterlichkeit des Geistes weilen, wenn man sich zuvor darin hinreichend lang hinreichend intensiv hinreichend störungsfrei in ihr geübt hat. Störungsfrei sich in Unerschütterlichkeit üben kann man sich aber nur, (1) wenn man das Hausleben aufgibt und in die bedürfnislose Hauslosigkeit zieht, und (2) wenn man durch gutes Handeln zu einer guten Person geworden ist, in deren Geist dann deswegen keine Erinnerung an Ungutem mehr nagt, (a) weil vergangenes Ungutes bereinigt worden ist und (b) weil von da ab nichts Ungutes mehr begangen wird.

Wer so erkennt und handelt, der streitet mit niemandem mehr: Er ist von da ab ein *Muni*, wörtlich zu übersetzen als: ein *Schweigender*, sinngemäß zu übertragen als: ein *Weiser*.

Und daher verlässt Yājñavalkya zur Mitte seiner Lebenszeit das Hausleben und begibt sich in die Hauslosigkeit, um von der Weisheit nicht nur zu erkennen, sondern sie darüber hinaus auch zu besitzen, d.h.: von ihr vollständig durchdrungen zu sein.

Und dieses Ideal, durch Unerschütterlichkeit zu einem Weisen zu werden, das hat von Indien aus seinen Weg über Persien schließlich bis nach Ionien, Griechenland und Unteritalien gefunden.

---

<sup>45</sup> Dieser Begriff des Erleidens darf nicht mit dem des Schmerzes identifiziert werden; denn es können einem ja auch auf gesetzmäßige Art Glücksmomente zufließen, die sich danach auf genauso gesetzmäßige Weise wieder verflüchtigen. Das Erleiden ist vielmehr – in der Sprechweise Kant's gesagt – die Heteronomie, das Nichtvorhandensein von Autonomie.

<sup>46</sup> Der Wunsch, nach dem Tod *in Frieden zu ruhen*, ist auch den Christen der Römischen Kirche nicht fremd geblieben; denn: „QIESCIT IN PACE“ ist gelegentlich vor dem 7/8 JH n.u.Z. auf Grabsteine graviert worden, und danach zumeist: „REQUIESCAT IN PACE“, dem Psalm 4,9 „in pace in idipsum dormiam et requiscam“ gemäß.

## *Der Ursprung der alt-griechischen Philosophien in Ionien*

Vor dem Beginn der Geschichte des Alten Griechenlands blühte in diesem Bereich des Ägäischen Meeres die minoisch-kretische Kultur. Sie war eine Stadtkultur mit imposanten Bauwerken, deren Grundmauern die Zeiten bis heute überdauert haben. Dabei waren diese Städte allesamt Hafenstädte und – wie man deswegen zu recht vermuten darf – lokale Handelszentren. Dass es in diesen Städten Priester und Baumeister gab, die sich auf Arithmetik und Geometrie verstanden – dabei die einen mehr zur Astronomie und Astrologie hinneigend, die anderen hingegen mehr auf die technische Auswertung mathematisch beschriebener Zusammenhänge bezogen –, dies darf gleichfalls zu recht vermutet werden. Erhalten geblieben ist von diesem Wissen nach dem Zusammenbruch dieser Kultur jedoch nichts, nicht die geringste Spur.

Vermutet wird mehrheitlich, dass diese Kultur durch die im Jahr 1.613 v.u.Z. erfolgte Explosion der Insel Santorin [= Thera, die Wilde] und dem darauf folgenden verheerenden Tsunami ihr Ende gefunden hat.<sup>47</sup> Ohne Zweifel ist diese Naturkatastrophe *eine* Ursache für das Verschwinden dieser Küstenstädte und ihrer Kultur; ob daneben nicht auch noch *andere* Umstände verursachend mitgewirkt haben, darüber kann man nur spekulieren: Die verbliebenen Bergdörfer – so lautet meine Spekulation – waren politisch und militärisch zu schwach, als dass sie dem Druck der Phönizier länger als eineinhalb Jahrhunderte hätten standhalten können.

Nach und nach scheinen in den auf 1.450 folgenden Jahrzehnten in zumindest drei Schüben Hirtenvölker aus dem Norden nach Griechenland eingedrungen zu sein und da die – von den verbliebenen Bergbewohnern gemiedenen – verwüsteten Küstenregionen neu besiedelt zu haben; ihre – im Vergleich zu den vormaligen Städten primitiven – Siedlungen haben sie dennoch nicht unmittelbar am Meer, sondern hinreichend weit entfernt von dessen Gefahren im Hinterland angelegt; am Beispiel der Festungsstadt Athen ist dies gut und deutlich zu erkennen.

Ein Bevölkerungsdruck, der irgendwann aus irgendwelchen Gründen eingesetzt hatte, mag der Grund dafür gewesen sein, dass zunächst einige Händler aus Attika den Nutzen des Fernhandels höher einschätzten als die Gefahren des Meeres, und dass sie – die Phönizier nachahmend – sich Schiffe bauen ließen, mit denen man dann ganz nebenbei auch die verwüsteten Inseln der Ägäis nördlich von Santorin sowie die gleichfalls vom Tsunami verwüstete Westküste Kleinasiens – der heutigen Türkei – besiedelte.

Dieser Küstenstreifen benannte sich nach der Herkunft der ionischen Bevölkerung Attikas mit „Ionien“. Er geriet zwar bald unter die – milde – Herrschaft Persiens, konnte aber die – geringe und insgesamt erträgliche – persische Herrschaft durch den sich den Kaufleuten dabei erschließenden riesigen Binnenmarkt des persischen Großreichs zweifellos mehr als ausgleichen. Denn dieses Reich reichte ja im Westen von der Ägäis nach Osten bis zum Indus.

---

<sup>47</sup> Man geht davon aus, dass diese Flutwelle an den Küsten der Ägäis ortsabhängig zwischen 10 und 15 m hoch gewesen ist. Natürlich hat sie – entsprechend abgeschwächt – auch die übrigen Küsten des östlichen Mittelmeers sowie das Unteritalien und Sizilien erreicht.

Der ähnliche Bevölkerungsdruck hat Bewohner des Peloponnes veranlasst, nach Santorin, ins nordafrikanische Kyrenaia [dem heutigen östlichen Libyen] sowie an die Küsten des südlichen Italiens und des östlichen Siziliens auszuwandern.

Das westliche Sizilien – wie auch Küstenbereiche im Nordwesten Afrikas und im Osten Spaniens – hatten bereits Kaufleute aus dem damals ebenfalls zum persischen Reich gehörenden Phönizien besiedelt. Denn die phönizischen Warenhändler hatten nach dem Zusammenbruch der minoisch-kretischen Kultur mit ihren Booten als Händler sich den Mittelmeer-Raum zu Eigen gemacht; und zu ihnen, traten nun die aufstrebenden griechischen Händler in – größtenteils friedlichen – Wettstreit.<sup>48</sup> Der Kontakt zwischen Griechen und Phöniziern schien in Milet am ausgeprägtesten gewesen zu sein; und Milet wurde denn auch zur Geburtsstätte der griechischen Philosophie–Mathematik–Naturwissenschaft.

*Thales von Milet* [~624 – ~546] war – unserem Überlieferungsstand nach<sup>49</sup> – der erste Grieche, der sich als Hauptaufgabe das Erforschen der Zusammenhänge am Himmel und auf der Erde gesetzt hat. Zwar wirkte er – der aus einer aristokratischen Familie mit phönizischen Vorfahren stammte – in seiner Heimatstadt auch als Staatsmann<sup>50</sup> und als Techniker; unsterblich wurde sein Name und sein Ruhm jedoch als Mathematiker, als Astronom, als Naturwissenschaftler und als Naturphilosoph.

Überliefert ist, dass er eine Reise – sicherlich eine Forschungs- und Bildungsreise – nach Ägypten unternommen hat. Der viel spätere – nationalistisch eingestellte – griechischen Geschichtsschreiber beschreiben den Ablauf so, als hätten die Priester Ägyptens damals ihre Geometrie noch empirisch im Sinne der Landvermessung<sup>51</sup> betrieben, und als hätten sie ihre Pyramiden damals immer noch nach dem Verfahren des *Versuchs-und-Irrtums* erstellt, nicht jedoch anhand von geometrischen und arithmetischen Berechnungen, insbesondere die Statik der Bauwerke betreffend. Ich gehe deswegen davon aus, dass er sich in Ägypten in die den dortigen Priestern bekannten

---

<sup>48</sup> Es gäbe hier viel an Details zu vermerken, hinsichtlich Ionien etwa: dass von den beiden großen Städten Ephesos und Milet damals in Ephesos eine enge – um nicht zu sagen: rassistische – Einstellung vorgeherrscht hat, in Milet hingegen eine – durchaus den Phöniziern zugewandte – Weltoffenheit; wie auch: dass bei dem von Ephesos ausgehenden ionischen Aufstand gegen die persischen Oberherren von den Ephesern nichtgriechische Städte samt ihren nichtgriechischen Tempeln zerstört worden sind, woraufhin der persische Vizekönig von Kleinasien – der bis dahin offenbar den Aufstand noch auf dem Verhandlungsweg beizulegen bemüht war – im Gegenzug dann zwar Ephesos dem Erdboden gleichmachen ließ, danach den griechischen Siedlern jedoch zusätzliche Rechte zugestand.

<sup>49</sup> Von den Schriften der griechischen Philosophen vor der Zeit des Sokrates ist alles der Vernichtung anheimgefallen, hauptsächlich durch den Brand der beiden Bibliotheken in Alexandria: dem Brand der Großen Bibliothek durch Julius Cäsar, und dem Brand der Kleinen Bibliothek durch Sankt Kyrillos.

<sup>50</sup> Da die anderen der *Sieben Weisen* aus Griechenland allesamt Staatsmänner ohne nennenswerte und überlieferungswürdige philosophische Lehren gewesen sind, geh' ich davon aus, dass Thales ausschließlich in seiner Eigenschaft als Staatsmann zu diesen Weisen gezählt worden ist.

<sup>51</sup> Ich gehe umgekehrt davon aus, dass damals in Griechenland selber die Geometrie – ihrem Namen gemäß – noch als unbeholfene empirische Disziplin betrieben worden ist und dass erst nach des Thales' Rückkehr aus Ägypten er und jene Wenigen, die sich in Milet um ihn gesammelt hatten, damit begannen, die Lehrsätze der Geometrie nach Art der Ägypter und der Phönizier apriorisch zu erstellen.

Grundlagen der Arithmetik und der Geometrie hat unterweisen lassen; dies schließt natürlich nicht aus, dass er das so Erlernte durch eigene Lehrsätze erweitert hat.<sup>52</sup>

Und dass er auf seiner Reise nach Ägypten einen großen Bogen um die Heimat seiner Vorfahren in Phönizien gemacht hat, das eracht' ich gleichfalls als wenig wahrscheinlich. Mit Sicherheit hat er auf diesen Reisen – phönizische – Großkaufleute getroffen, die aus Babylon und aus Taxila – neben materiellen Waren – von dort auch naturwissenschaftliche und naturphilosophische Lehren mitgebracht haben, wie verkürzt dies im Einzelfall auch erfolgt sein mag. Und mit dieser Annahme will ich nun die dürftigen Bruchstücke, die uns von seiner Lehre überliefert worden sind, deuten.

Als *Urbestand*<sup>53</sup> – als *Arché* – erachtet Thales das *Wasser*, das *Hydros*. Was er dabei allerdings mit dem Ausdruck „Wasser“ gemeint hat, das wird nicht überliefert. Ein viertel Jahrtausend später meint Aristoteles, damit habe Thales größere Ansammlungen von Wassermolekülen gemeint; denn er unterstellt dem Thales die Behauptung: „Die Erde schwimmt auf dem Wasser wie ein Stück Holz“.<sup>54</sup> Mit Sicherheit kann man aber Thales nicht *mehr* missverstehen als damit, den Ausdruck „Wasser“ hier in seiner *alltäglichen Bedeutung* und *nicht* als *Fachbegriff* zu verstehen.

Welchen Stellenwert der Ausdruck „Wasser“ in seiner Lehre gehabt hat, das ist nirgendwo überliefert; daher können wir nur raten. Ich rate so: Mit „Wasser“ sind bei ihm nicht Ansammlungen von Wassermolekülen – beispielsweise in Eis – gemeint, sondern zunächst das *Flüssige*, und sodann – gemäß dem Haupt-Wirken des Flüssigen insbesondere in der technischen Anwendung<sup>55</sup> – das *Verbindende*.<sup>56</sup> Mit „Wasser“ ist, diesem Verständnis nach, nicht ein chemischer Stoff gemeint, sondern ein physikalischer Zustand eines physischen Stoffs.

Neben diesem Urbestand enthält seine Lehre auch noch Darlegungen zu einer *Urkraft*, zur *Seele*, zur *Psyché*. Diese Urkraft – das *Bewegende*, das *Luftartige*, das *Windartige*<sup>57</sup> – ist in schwächerem oder stärkerem Umfang *überall* vorhanden; und es zeigt sich beispielsweise deutlich bereits im Magnetstein.

Da diese Kraft überall wirkt, ist nichts irgendwann irgendwo in vollständiger Ruhe, und dies auch da nicht, wo wir mit unseren Augen geringfügige Bewegungen nicht ermitteln können: Das Wirken dieser Kraft hat zur Folge, dass sich Alles und Jedes in unentwegter Bewegung befindet; und da es keinen Anfang und kein Ende hat, folgt auf jedes Entstehen ein Vergehen und auf jedes Vergehen ein Entstehen. Dies ist der *Kreislauf des Werdens*.<sup>58</sup>

---

<sup>52</sup> Der Thales-Kreis mag dazugehören, aber wohl kaum der Strahlensatz.

<sup>53</sup> Ich vermeide hier den Ausdruck „Urstoff“, den die Philologen zu ihren Übersetzungen von „arché“ verwenden. Denn ich verwende „Stoff“ und „Materie“ bedeutungsgleich.

<sup>54</sup> Die Annahme des Aristoteles, Thales habe so etwas wie eine Erdplatten-Theorie samt der entsprechenden Tektonik vertreten, entbehrt jeder Begründung.

<sup>55</sup> Will man beispielsweise zwei Eisenstücke miteinander verbinden, so hat man diese an den Verbindungsstellen vorab flüssig zu machen.

Thales war ja, wie nicht übersehen werden darf, nicht nur Naturwissenschaftler, sondern zudem auch Techniker und Ingenieur.

<sup>56</sup> Siehe das zuvor zur altindischen Philosophie Gesagte.

<sup>57</sup> Das Wort „psyché“ ist in seiner ursprünglichen Bedeutung mit „Hauch, Atem“ wiederzugeben, und in der – gemäß: „Er atmet noch!“, und: „Er hat zu Atmen aufgehört“ – dann eben auch mit „Leben“.

<sup>58</sup> Die Lehre von dieser zweifachen Wurzel des Weltalls und seiner Teile, da vor allem der Lebewesen – und unter diesen der Menschen –, setzt sich über Anaxagoras bis Pláton fort.



So oder so ähnlich sind, meiner Ansicht nach, die überlieferten Kapitelüberschriften eines Inhaltsverzeichnisses der Lehre des Thales zu rekonstruieren.

Thales war von aristokratischer Abkunft; und er lebte, wie es heißt, in Armut. Nach Lage der Dinge war dies dann nicht eine ihm von Umständen aufgezwungene, sondern eine gewollte Armut. Ich gehe davon aus, dass dies zu seiner Lebenshaltung gehört hat, wie auch, dass diese auf seiner Weltsicht gegründet gewesen ist. Dann könnte seine Überlegung etwa von dieser Art gewesen sein: „Unerschütterlich will ich sein und bleiben; und nichts soll mich erschüttern! Alles, was mir an Besitz entstanden ist, wird mir irgendwann entschwenden, spätestens bei meinem Vergehen, bei meinem Tod. Dann aber ist es für mich besser, mich bereits jetzt von alledem zu trennen, was ich in der nächsten Zeit nicht benötigen werde; denn dann kann mir dieses weder danach noch bei meinem Sterben abhanden kommen; und an nichts dergleichen werd' ich, wenn sich mein Leben dem Ende zuneigt, dann hängen!“<sup>59</sup>

*Anaxímandros von Milet* [610 – 546] war ein Weggefährte, ein Freund und – aller Wahrscheinlichkeit nach – auch ein Schüler von Thales.

Als *Urbestand* hat er das *Ápeiron* genommen, das – für sich selbst genommen – *Unbestimmte*, das dem *unterschiedslosen Gewoge* gleichkommt, mit einem anderen Wort gesagt: das *Chaos*. Dieses Unbestimmte ist daher weder durch Ausdehnung noch durch Ansammlungs-dichte noch durch Zeitdauer noch durch sonst etwas von dieser Art bestimmt oder begrenzt; es ist in diesem Sinn daher das *Unbegrenzte* und *Unbeschränkte*, und damit auch das *Unermessliche*.

Der *Kosmos* hingegen ist das *planvoll Geordnete* am – für sich selbst ungeordneten ganzen – Chaos. Uns Menschen ist diese Ordnung nicht unvermittelt gegeben; aber sie ist uns auch nicht gänzlich verborgen: Durch Beobachtung und vernünftiges Denken – und ausschließlich auf diesem Weg – können wir diese planvolle Ordnung ergründen und begründen. Denn diese Ordnung ist unveränderlich und ewig: Zwar erfolgt es für alles, was ein Entstehen hat, ein diesem Entstehen entsprechendes Vergehen, und dies nicht irgendwann, sondern vielmehr ständig und augenblicklich: Da bereits das Entstehen von Etwas das Entstehen von etwas Anderem behindert, zahlt es mit seinem Vergehen Buße für seine Ungerechtigkeit.<sup>60</sup>

Denn das *Luftartige* – kurz und missverständlich gesagt: die *Luft*, das *Aër* – durchdringt Alles und Jedes; und die *Seele* ist nichts Anderes als eben dieses *Bewegende*, dieser *Wind*, diese *Luft*, an dem jeder begrenzte Körper im Umfang seiner Begrenzung und im Ausmaß seiner Durchdringung von Luftartigem teilhat. Und da dieses Bewegen des Luftartigen nach einer – uns zwar nicht bekannten, aber auch nicht unerkennbaren – planvollen Ordnung erfolgt, treibt das Weltall nicht irgendeinem chaotischen Zustand zu, sondern bleibt ein Kosmos.

---

<sup>59</sup> Die Feststellung: „Alles, was ich besitze, trage ich mit mir herum!“ wird zwar dem Bias zugeschrieben. Aber sie passt überhaupt nicht zu dem Bild, das einem die Überlieferung von ihm vermittelt; deswegen bezweifle ich, dass sie von ihm stammt.

Sie könnte durchaus von Thales stammen; nur wird sie ihm eben nicht zugeschrieben.

Gelebt haben nach diesem Grundsatz der Bedürfnislosigkeit und der damit einhergehenden Unerschütterlichkeit insbesondere die Kyniker.

<sup>60</sup> Bis dahin wird Pláton ihm noch zustimmen, nicht mehr jedoch vom folgenden Satz ab.

NB: Auch Goethe schreibt: „Denn alles, was entsteht, ist *wert*, dass es zugrundegeht!“; und dies ist durchaus verschieden von: „Denn alles, was entsteht, geht [irgendwann] zugrunde.“

Dieses Weltall besteht aus dem Inhalt einer riesigen Hohlkugel<sup>61</sup> von endlichem Radius; in deren Mitte befindet sich die Erde. Sie wird, weitab von ihr, von den Sternen umgeben, die in einer von dem Weltmittelpunkt gleichweit entfernten kugelförmigen Schale um die Erde und ihren Mittelpunkt kreisen, und dies noch innerhalb des Weltalls, dieser Hohlkugel. Mond und Sonne bewegen sich in ihr in Kreisen um die Erde. Die Erde selber ist in ihrer Form einem Zylinder bzw. dem Abschnitt einer runden Säule ähnlich: Sie ist seitlich rund, hingegen oben und unten flach.<sup>62</sup> Wir leben auf der einen dieser beiden Flächen; die andere ist uns genau entgegengesetzt. Somit hat jeder Himmelskörper auf seiner Bahn um den Weltmittelpunkt von diesem stets den gleichen Abstand; und dies gilt auch für die Erde selbst, wobei hier allerdings der Erdmittelpunkt mit dem Mittelpunkt des Weltalls zusammenfällt. Wegen der Harmonie dieser planvollen Ordnung beleibt das Weltall allezeit in diesem Gleichgewicht.<sup>63</sup>

*Anaximénes von Milet* [~585 – 528/524] war ein Schüler des Anaximandros. Bei ihm wird es unsicher, ob er die vier Grundarten *Erde-Wasser-Feuer-Luft* noch als *Zustände* oder bereits als *Stoffe* – als *chemische Substanzen*, somit als *Materie* – aufgefasst hat. Ich gehe davon aus, dass er sich den Grundbestand und seine Ausformungen eher stofflich vorgestellt hat; doch will ich mich damit nicht festlegen.

Der *Urbestand* besteht, seiner Lehre nach, aus *Luft*, aus *Aër*; und diese Luft ist – in unterschiedlichen Verdichtungen und Ausmaßen – im Raum allgegenwärtig: Sie ist demnach räumlich ohne Grenzen und kann deswegen mit dem Raum gleichgesetzt werden. Dieser Grundstoff ist das Bleibende: er erleidet weder eine Vermehrung noch eine Verminderung; wohl aber erfährt er unterschiedliche Wandlungen. Diese Wandlungen eines *Stoffs* – einer *Hyle* – vollzieht sich nach diesen Gesetzen:

\* Durch Verdünnung von Luft entsteht Feuer. Durch Verdünnung von Wasser entsteht Luft; durch Verdünnung von Erde entsteht Wasser.<sup>64</sup>

\* Durch Verdickung von Luft entsteht Wasser; durch Verdickung von Wasser entsteht Erde. Durch Verdickung von Feuer entsteht [wiederum] Luft.

Welche genauen Bedeutungen seinen Ausdrücken „Erde“, „Wasser“, „Feuer“, „Luft“ dabei seiner Lehre gemäß haben, das ist wohl kaum noch zu erraten geschweige denn zu ermitteln.

---

<sup>61</sup> Sicherlich bereits viel früher, aber für uns fassbar wurde der Kreis offenkundig von Anbeginn ab als die ideale nicht-linear verlaufende Bewegung erachtet, zudem eine Bewegung, die den Anfang mit dem Ende verbindet. Bis vor Keppler hat man die – letztlich – Kreisförmigkeit der Bewegungen aller Himmelskörper nicht infrage gestellt.

Allerdings wird auch mit Keppler's Ellipsen noch das Ende mit dem Anfang verbunden. Erst mit Einstein's Perihel-Bewegungen – vor allem des Merkurs – wird auch diese Verknüpfung fallengelassen.

Mit dem nie infrage gestellten Kreis hatten die Mathematiker jener Jahrhunderte und Jahrtausende allerdings ihre größten Probleme.

<sup>62</sup> Man würde meinen, die Großkaufleute von Milet hätten – anders als es der Fall gewesen ist – auf ihren Handelswegen nur vorwiegend die Landwege benützt und nie die Seewege.

NB: Dieses Weltbild ist in einer recht vagen Art mit dem des indischen Jainismus verwandt.

<sup>63</sup> Die Ausdrücke „Harmonie“ [= „Einklang, Wohlklang, Zusammenklang, ...“] und „planvolle Ordnung“ findet man auch bei Pláton wieder.

<sup>64</sup> Die Standard-Anreihung der Vier Grundstoffe ist zwar: *Erde-Wasser-Feuer-Luft*. Anaximénes aber wählt die Reihung: *Erde-Wasser-Luft-Feuer*. Und so hält es dann später auch Pláton.

Die Erde ist flach. Über sie wölbt sich der Himmel als eine Halbkugel. Flach und aus Erde bestehend sind desgleichen auch die Sterne; sie treiben – dem Diskus gleich – auf der Luft. Unter der Erdscheibe befindet sich nichts. Sowie die Sonne, der Mond und die Sterne beim Untergehen im Westen die Erdscheibe berühren, knicken sie ihren Verlauf ab und bewegen sich auf dem Erdenrand nördlich so weit um den Horizont, bis sie beim Aufgehen – wiederum mit einem Knick in ihrer Laufbahn – erneut den Weg über den Himmel nehmen. Die hohen Bergketten im Norden der Erdscheibe verhindern, dass dieses Wandern der Gestirne entlang des nördlichen Horizonts in Griechenland gesehen werden können.<sup>65</sup>

In welchem Umfang die griechischen Seefahrer dem Anaximénes diese Geographie – diesen philosophischen Abstieg des Anaximénes im Hinblick auf Anaxímandros – seinerzeit abgenommen haben, das entzieht sich meiner Kenntnis.

Ephesos, die andere große Stadt in Ionien, hat – vergleichbar mit Athen – erst mit einem erheblichen Zeitverzug eigene Philosophen hervorgebracht hat. Dabei standen die neuen Lehren aus Milet, geboren aus dem Schoß orientalischer Lehren, nun sozusagen schon vor der Tür bzw. vor dem Stadttor, genauer natürlich: auf der mit dem Schiff leicht zu erreichenden ägäischen Insel Syros, wo Pherekýdes lehrte und wirkte, und in dem nur knapp 12 km nach Nordwesten entfernten Städtchen Kolophon, wo Xenophánes das Licht der Welt erblickte, im Mannesalter dann allerdings nicht dort verblieb.

*Pherekýdes von Syros* [584/581 – ~520] war ein Astronom und – wie ich vermute – ein Priester.<sup>66</sup> Seine – nur in wenigen Sätzen überlieferte Lehre kann so wiedergegeben werden:

Seit anfangloser Zeit gibt es diese Trinität von Gottheiten, nämlich: *Zey's-Chtonía-Chronos*. Dabei ist *Zey's* [= *Zeus*] die Personifizierung der drei Kräfte des Himmels: *Feuer – Hauch – Wasser*;<sup>67</sup> dabei ist *Chtonía* die Personifizierung der *Erde* [= des *Materiellen*]; und dabei ist *Chronos* die Personifizierung der *Zeit*, in der das All gelenkt wird, und zwar gelenkt nach den Gesetzen der Eintracht, der Harmonie. Denn von diesen *Fünf Welten*<sup>68</sup> – oder: *Fünf Schluchten* – sind die drei himmlischen im

---

<sup>65</sup> Vielleicht hätte er das Polarlicht als Bestätigung für seine Lehre von diesem waagrechten Verlauf aller Sterne – einschließlich Sonne und Mond! – anführen sollen ...

<sup>66</sup> Üblicherweise wird er als Mythologe erachtet. Ich unterstelle diesem Astronomen diese religiöse Engstirnigkeit jedoch nicht. Vielmehr unterstelle ich ihm, dass er seine Lehre in einer exoterischen Sprechweise mit sowohl exoterischer wie auch esoterischer – d.h.: äußerer wie auch innerer – Bedeutung formuliert hat, und dies aus den genannten Gründen.

<sup>67</sup> Dabei ist „Hauch“ [= „pneuma“] nicht gänzlich bedeutungsgleich mit „Luft“ [= „aër“]. Vielmehr ist – wohl schon bei ihm – „Pneuma“ bedeutungsverwandt mit Sanskrit „Prāṇa“ sowie Chinesisch „Qi“ [= „Chi“] benützt worden, somit gemäß „Luft, Wind, [Wind-]Wirbel, Hauch, Lebenshauch, [materielle] Lebenskraft [die die Nerven und Adern durchströmt und ihren Ausgangsort im Herzzentrum hat und die die physiologischen Vorgänge steuert]“.

NB: So ist dies vor seiner Zeit bereits in den Ärzteschulen der Sikaler [eines Zweigs der Phönizier] gelehrt worden; dabei ist, genau wie im Ayurveda der altindischen Arzneykunst, das Herzzentrum nicht mit dem organischen Herz, sondern mit einem Kräfte-Kügelchen auf der Höhe der Brustwarzen unmittelbar vor der Wirbelsäule ausgemacht worden.

NNB: In der Schule des – drei Jahrhunderte späteren – Hippokrátés hingegen wird es im Gehirn lokalisiert, vermutlich an der Stelle der Hypophyse.

<sup>68</sup> Auch daran wird man sich beim Lesen von Plátón's „Timaios“ zu erinnern haben.

Raum allgegenwärtig; und sie zeugen durch die Vereinigung mit der vierten – mit der Erde – auf diese Weise die irdischen Kräfte. Dies erfolgt – *exoterisch* gesehen – *einmalig*, sowie – *esoterisch* verstanden – *unentwegt*.

Der Hauch – das Pneuma – ist unentstanden, und mit ihm auch die Seele eines jeden Wesens, in der dieser Hauch wirkt. So, wie die Seele einen anderen Leib bei dessen Tod verlassen hat und in diesen Leib bei dessen Geburt eingetreten ist, so wird sie auch diesen Leib bei dessen Tod verlassen und danach in einen anderen Leib eintreten.<sup>69</sup>

*Xenophánes von Kolophon* [~570 – ~480] verbrachte seine Kindheit und Jugend in Kolophon; vermutlich hat er keine Studienreisen in den Orient unternommen. Wohl aber dürfte er die Lehre des Pherekýdes gekannt haben; allerdings war er nicht dessen Schüler im engeren Sinn des Wortes.

Wann er aus dieser ionisch-griechischen Heimat in die dorisch-griechische Fremde nach Unteritalien ausgewandert ist, und weshalb dies erfolgt ist bzw. zu erfolgen hatte, das ist unbekannt. In zu späten Jahren wird dies wohl nicht erfolgt sein; denn gewirkt hat er augenscheinlich hauptsächlich in der aufstrebenden süditalienischen Stadt Elea, wo er dann hochbetagt seine letzte Ruhestätte gefunden hat.

Seine Gedanken hat er nicht niedergeschrieben, sondern mündlich weitergegeben, und dies in Vers-Form. Es mag sein, dass dies aus einem dichterischen Bedürfnis heraus erfolgt ist; vielleicht hat er damit aber auch – wie schon zuvor die Brähmanen im Alten Indien – den Zweck verfolgt, so das Verbreiten seiner Lehre unter den Gebildeten zu fördern und dabei ihr unverfälschtes Weitergeben nach Kräften zu sichern.<sup>70</sup>

Der Kerngehalt der theologisch-philosophischen Lehre des Xenophanes kann dann so wiedergegeben werden:

»Es gibt genau ein Wesen, das in jeder Hinsicht vollkommen ist:

◊ Dieses ist vollkommen im Ort und damit auch in der Gestalt, sodass ist nicht durch Erweiterung und Vermehrung bereichert werden kann; es ist somit allgegenwärtig. Und es kann daher auch nicht von diesem Ort zu jenem hin bewegt werden kann oder gar muss; und es ist auch nicht – den Druckwellen des Wassers oder der Luft ähnlich – an einigen Orten etwas mehr und an Anwesenheit von Ort zu Ort bewegt wird.<sup>71</sup>

◊ Es ist zudem vollkommen in der Zeit, da es ohne Anfang und ohne Ende ist.

◊ Es ist ja auch vollkommen in seiner Bestehensweise; denn es ist aus-sich-selbst-heraus-bestehend und in-sich-selbst-ruhend, demnach nicht durch irgendetwas Anderes bedingt oder gar verursacht, und auch nicht durch irgendetwas Anderes zu beeinflussen.

◊ Es ist zudem vollkommen in seinem unvermittelten Erkennen und Wissen von allem, was der Fall ist.

---

<sup>69</sup> Bereits bei ihm – und nicht erst bei Pythagóras – wird die Lehre von der Wiedergeburt greifbar.

<sup>70</sup> Es ist zwar nicht unmöglich, beim mündlichen Weitergeben von Gedichten diese versehentlich oder gar gewollt – zu verfälschen; aber dies ist da erheblich schwieriger als bei einem solchen Weiterreichen von Prosa-Texten.

Und zudem ist es bei Gedichten leichter, sich diese wortgenau zu merken, als bei Prosa.

<sup>71</sup> Diesen letzten Satz hab' ich, wie ich glaube, zu recht sinngemäß hinzufügen dürfen. Denn es ist nicht auszuschließen, dass er nicht eine Partikel-Sicht der Stoffe, sondern – wie später Anaxagóras – eine Kontinuums-Sicht derselben vertreten hat.

◊ Es ist schließlich vollkommen in seiner Festigkeit des Geistes, kurz gesagt: in seiner Unerschütterlichkeit, in seiner Ataraxie.«<sup>72</sup>

Vergleichbar mit dem – von den altindischen Priestern gelehrt – Brahman ist dieses Wesen daher *ein in jeder Hinsicht vollkommenes Wesen*, in anderen Worten: Es ist der *eine Gott*.

Verträglich damit sind seine göttlichen Geschöpfe, in christlicher Sprechweise: seine Engel, in altindischen Worten: seine im Himmel angesiedelten Brahmās und seine auf Erden lebenden und ortsgebunden wirkenden Devas, in altgriechischer Denkweise: die auf dem Olymp hausenden Götter sowie die in Landstrichen, in Gewässern und in Lüften herumstreunenden Göttern. Diese sind räumlich – und wohl auch zeitlich – begrenzte übermenschliche Wesen; sie tragen die Namen der – den Laien von den Göttersagen her bekannten – Götter. Ob Xenophanes diese männlichen und weiblichen Wesen als real – nämlich: als Personifizierungen von Naturkräften – verstanden hat, oder hingegen, ob er die Beschreibung solcher Wesen nur vorgenommen hat, um nicht auf Kollisionskurs mit dem konservativeren Teil seiner – ihm Asyl gewährenden – Wahlheimat zu geraten, das ist jetzt nicht mehr zu ermitteln.

Dass der eine allgegenwärtige Gott auch in seinem unvermittelten Wissen die Wirklichkeit unbegrenzt und vollständig erkennt und weiß, das darf dann von Xenophanes mit gutem Grund vermutet werden; und desgleichen darf von ihm angenommen werden, dass – in entsprechenden Abstufungen – von den olympischen Göttern sowie von den lokalen Göttern die ihnen als Betreuungsbereiche zugewiesenen Teile der Wirklichkeit unvermittelt und zweifelsfrei erkannt werden, zumeist jedenfalls. Den Menschen hingegen – als weitere Abstufung – ist ein unvermitteltes Erkennen von Wirklichem verwehrt; und insbesondere über die Götter können sie nichts Gesichertes wissen. Aber sie können – vermittelt durch Wahrnehmen und Denken, und daher mit entsprechender Unsicherheit – die Wirklichkeit zu erfassen trachten und sich ihr durch zunehmend ausgiebigeres und sorgfältiger durchgeführtes Wahrnehmen und Denken in den Urteilen über sie zunehmend annähern. Den Tieren hingegen, denen – seiner Sicht nach wie auch gemäß der Sicht fast aller anderer Philosophen des Altertums – zudem auch das Denken nicht gewährt ist, haben – über ihre Lebenserfordernisse hinaus, und damit als weitere Abstufung – keine Möglichkeit, die Wirklichkeit zu erkennen und somit zu wissen, was wahr ist.

Ob ein Mensch jemals sich Wirklichkeit nicht nur sehr nahe nähert, sondern sie auch auf derart vermittelte Weise erreicht, das ist äußerst fraglich; und sollte dies eintreten, so ist er nicht in der Lage, dies als gesichert zu erkennen und es dadurch zu wissen. Aber so weit wird es in dem – ohnehin sehr kurzen – Menschenleben ohnehin nicht kommen. Denn selbst Teile von ihr wird er – im Gegensatz zu den Göttern, die dem einen Gott nachrangig sind – nie *in gesicherter Weise als wahr erkennen* und daher nie – in diesem fachspezifischen Sinn des Wortes – *wissen*.

Daher ist und bleibt unser menschlicher Wissen – oder, genauer gesagt: das, was wir Menschen hinsichtlich der Dinge unserer Erfahrung als Wissen erachten – stets und ausnahmslos *Meinung*, d.h.: *Doxa*, und dies unabhängig davon, wie gut wir sie begründen können und wie weit wir uns mit unseren Urteilen über die Wirklichkeit bereits der Wahrheit von ihr angenähert haben.

---

<sup>72</sup> Auch daran hat man sich zu erinnern, wenn man Pláton's „Timaios“ aufschlägt.

Das Weltall ist – den uns überlieferten Fragmenten seiner irgendwann doch niedergeschriebenen Lehrgedichte nach zu schließen – zu Beginn *dieses* Weltzeitalters aus Wasser hervorgegangen und entstanden;<sup>73</sup> und zu dessen Ende wird das Weltall in Wasser zurückkehren und darin vergehen. Denn Alles kehrt irgendwann auf gesetzmäßige Weise wieder zu seinem Ausgangspunkt zurück; und dieser Kreislauf ist, wie es dem Menschen erscheinen muss und sich ihm als begründete Meinung bildet, ohne Anfang und ohne Ende.

Der hierbei gebrauchte Ausdruck „Wasser“ kann dabei zunächst durchaus im alltäglichen Wortgebrauch verstanden werden. Ich zweifle auch nicht daran, dass Xenophanes den Wenig-Gebildeten unter seinen Hörern dieses grobe Verständnis nahegelegt und vermittelt hat: Er wird dies wohl deshalb getan haben, um sicherzugehen, dass es den Anderen wie auch den künftigen Geschlechtern zumindest in dieser groben Deutung erhalten bleibt. Und er wird vielleicht gehofft haben, dass zumindest einige Wenige – einige Wenige unter den gebildeten Priestern und einige ganz Wenige unter den interessierten und gebildeten Laien – von sich aus von diesem groben und äußeren Verständnis zu einem feinen und inneren vordringen werden.

Ich gehe davon aus, dass Xenophanes Ausdrücke dieser Art den Gebildeten unter seinen Hörern – vermutlich in altindischer Art: von Mund zu Ohr – neben diesem groben und äußeren Sinn seiner Lehre auch deren feinen und inneren Sinn erklärt hat. Meiner Vermutung nach ist dieser innere Sinn beispielsweise des Fachbegriffs „Wasser“ dann das *Verbindende*. Und unter Zugrundelegung dieser Vermutung ist alles das, was wir mit unseren *äußeren fünf Sinnen* als *Erde-Wasser-Feuer-Luft* wahrnehmen und durch *Denken* ordnen und vervollständigen und verallgemeinern, als *Verfestigendes-Verbindendes-Erwärmendes-Bewegendes* zu verstehen, gegebenenfalls auch als *Verfestigtes-Verbundenes-Erwärmtes-Bewegtes*, sodass demnach das Verfestigte aus dem Verbundenen durch Absonderung im Verfestigen, auch das Erwärmte aus dem Verbundenen durch Absonderung im Erwärmen, und das Bewegte aus dem Verbundenen durch Absonderung im Bewegen hervorgegangen ist.<sup>74</sup>

---

<sup>73</sup> Siehe „Genesis I“: „... und der Geist Gottes schwebte über den Wassern“.

Selbst jene Priester, die sich auf's Denken verstanden haben, werden beim Durchführen der von den Ortsgrößen erwarteten Opferrituale die von ihnen ausgesprochenen Ausdrücken den Laien auf deren Nachfragen hin mit der diesen vertrauten und verständlichen Terminologie erklärt haben.

Und dies kann dann auch erklären, warum nicht nur im Altertum, sondern auch heute noch nahezu alle Philosophie-Historiker blindlings davon ausgehen, solche Fachausdrücke der Naturphilosophie wie „Erde“, „Wasser“, „Feuer“, Luft“ seien ausschließlich im alltäglichen Sinn zu verstehen, demnach „Wasser“ als *eine Ansammlung von Hydroxyd-Molekülen*.

Man versuche doch einmal, eine Liste von Ausdrücken zu erstellen, die in den Wissenschaften der Gegenwart zwar aus der Alltagssprache entnommen worden sind, aber in ihnen längst fachspezifisch verwendet werden. In der Mathematik gehören beispielsweise die Ausdrücke „Verband“ und „Ring“ dazu, und in der Informatik der Ausdruck „Wurm“.

Den Ioniern im seinerzeitigen persischen Kleinasien zu unterstellen, sie hätten nie etwas von den persischen Religionen im Allgemeinen und von Zarathustras Weltbild im Besonderen gehört, und sie hätten mit dem Wort „Taxila“ anzufangen gewusst, mit dieser griechischen Verballhornung von „Takṣaśilā“, des Namens jener altindischen Universitäts- und Handelsstadt westlich des Indus, die damals – wie Ionien im Westen – im Osten den Abschluss des Persischen Großreichs: das zeugt von einer Engsichtigkeit, die wir den Ioniern selber besser nicht unterstellen sollten, und vor allem nicht seinen Großhändlern und seinen Philosophen.

<sup>74</sup> Dem philosophisch-einfachen Gemüt fällt es hingegen leichter, *dieses* einzusehen:

Ob Xenophanes seiner Physik eine Korpuskel-Theorie oder eine Wellen-Theorie oder eine noch ganz andere Lehre von der Teilbarkeit bzw. Nicht-mehr-Teilbarkeit des Stofflichen zugrundegelegt hat, das ist aus den uns überlieferten Bruchstücken seiner Lehre nicht in Ansätzen zu entnehmen; und darüber kann daher auch nicht sinnvoll diese oder jene Vermutung aufgestellt werden.

Unklar ist zudem auch anhand jener Texte, die als seine tatsächlich eigenen gelten können, wie er sich im Menschen das Zusammenspiel von Leib und Seele vorgestellt hat, wie auch, ob und ggf. welche Heilslehre – welche Soteriologie – er neben seiner Weisheitslehre – seiner Philosophie – erstellt und gelehrt hat: ob er für die Menschen oder gar für alle beseelten Wesen einen Weg zu schließlich unverbrüchlichen Verbindung mit dem *Einen Gott* gelehrt hat. Vermutet werden darf hier allerdings, dass er seine Lehre von der Annäherung unserer Meinungen an die Wahrheit *auch* als eine der *Annäherung* an den *Einen Gott* angesehen hat;<sup>75</sup> und zu *dieser* Annäherung hat dann zweifellos *auch* das entwickeln, erweitern, stärken, festigen und vervollkommen der eigenen *Unerschütterlichkeit* gehört, der *Ataraxie*.

Die Unerschütterlichkeit zu erreichen, das war ohne Zweifel auch das Lebensziel der meisten anderen großen Philosophen unter den Vorsokratikern.

*Diogénes von Apollonía [am Schwarzen Meer]* [~499 – ~428] war ein Arzt und zugleich ein Naturphilosoph, der die Lehre des Anaximénes weitergeführt und von Engheiten gereinigt hat. Der Anfang seiner naturphilosophischen Schrift lautet:

Δ »Bei Beginn jeder wissenschaftlichen Darlegung scheint es mir nötig, von einem Grundsatz auszugehen, der keinem Zweifel Freiraum lässt, sowie, sich dabei einer einfachen und würdevollen Sprache zu bedienen.«

Das Methodenbewusstsein sowie das Reflektieren – das Zurückblicken – auf das eigene – geistige und sprachliche – Handeln erscheint damit im griechischen Sprachraum erstmals hier bei ihm.

Die Kernpunkte seiner Lehre sind so darzustellen:

- ◊ »Nichts entsteht aus Nichtseiendem; und nichts löst sich in Nichtseiendes auf.«
- ◊ »Das Noús ist die Geisteskraft, die das Geschehen im – unendlichen – Weltall bestimmt und damit das Weltall ordnet und beherrscht.«

---

In Urzeiten war alles überall Wasser [auch die Wassertiere?]; ersehen kann man das an den Fossilien von Wassertieren in den Kalkfelsen auf den Bergeshöhen. Aus diesem Ur-Wasser hat sich dann einerseits durch Ablagerung [auf den festen Meeresgrund?] die Erde gebildet, und andererseits durch Verdunstung [in die Luft?] die Luft und in ihr insbesondere die Wolken.

Und aus den Wolken heraus haben sich schließlich durch Entzündung die Gestirne gebildet, nämlich: die Fixsterne und die Planeten unter Einschluss der Sonne und des Mondes [und die sich sodann von den Wolken aus aufwärts zum Himmelszelt bewegt haben, unterschiedlich weit nach außen, vom Mond angefangen bis hin zu den Fixsternen, wo sie jeweils seither weilen und ihre Kreise ziehen].

<sup>75</sup> Beim Studium der Werke Pláton's müssen alle von seinen Vorgängern vorfindbare Spuren fest in Erinnerung behalten werden; dies kann nicht oft genug betont und wiederholt werde.

◊ »Das Luftartige ist der Urstoff; durch die – vom Noýs bewirkten – Verdichtungen und Entdichtungen [= Verdünnungen] entsteht alles Wasserartige und Erdartige wie auch Ätherartige.«

◊ »Verdichtungen gehen mit Erkalten und Entdichtungen mit Erwärmen einher.«

◊ »Eine Welt entsteht aus einem Wirbel, der seinerseits durch Erwärmung entstanden ist.«

◊ »In unserer Welt ist in ihrem Mittelpunkt nach Maßgabe des Wirbels durch Erstarrung infolge des Erkaltes die Erde entstanden; sie ist von Kugelform.«

◊ »Unendlich groß ist die Gesamtheit der Leeren [= die stofflich leeren Zwischenräume zwischen dem Stofflichen].«

◊ »Unendlich ist die Anzahl der Welten im Weltall.«<sup>76</sup>

Wiewohl von seiner Heilslehre nichts Gesichertes bekannt ist, darf – eben mit Blick auf seinen Beruf als Arzt – fest davon ausgegangen werden, dass er die Unerregbarkeit als eine zum Gesundwerden und Gesundbleiben leitende Geisteskraft erachtet hat und dass er daher die *Philosophie* – die *Weisheitslehre* – als Grundlage der *Soteriologie* – der *Heilslehre* – angesehen und genommen hat.

Aber eine Generation vor ihm hat ein anderer Philosoph gewirkt, an dessen Denken sich die Geister der westlichen Antike geschieden haben:

*Herákleitos von Ephesos* [~520 – ~460] war der erste – und für lange Zeit auch der einzige – große Sohn, den Ephesos hervorgebracht hat. Er stammt aus einem adeligen Geschlecht, vermutlich aus dem Priester-Adel; und von dieser aristokratischen Gesinnung, in der er in seinen frühen Lebensjahren sicherlich erzogen worden ist und die dann auch später die Sicht seiner Umwelt geformt hat, davon hat er sich zeitlebens nicht befreien können und wohl auch nicht wollen: *Die Wenigen*, die zu einem richtigen Verständnis der Welt gelangen, hat er auf Schritt und Tritt von *den Vielen*, denen es am richtigen Erkennen ihres Erkennens mangelt, deutlich abgehoben.<sup>77</sup>

Zu den Vielen haben, seiner Sicht nach, aber nicht nur biedere Bürger – wie: Bauern, Handwerker, Kaufleute unter den Griechen, sowie alle Barbaren –, sondern ganz sicherlich auch Anaximándros und andere große griechische Lehrer vor und zu seiner Zeit gehört. Ganz sicherlich hat er deren Lehren gekannt, zumindest durch mündliche Mitteilungen Dritter, und vielleicht auch durch das Lesen einiger Texte. Und sicherlich wird er von den Großhändlern seiner Vaterstadt auch das eine oder andere über die Lehren der Propheten Ägyptens, der Magier Persiens, der Astronomen Babylons, und der Weisen Indiens gehört haben, wie vereinfacht auch immer diese Händler auf ihren Reisen jene Lehren aufgenommen und davon dann zuhause berichtet haben mögen. Von Herákleitos allerdings darf vermutet werden, dass er zeitlebens Ephesos und die nähere Umgebung dieser Stadt nicht verlassen hat.<sup>78</sup>

Gekannt haben muss er Teile der Lehren der altindischen Brähmaṇas sowie die Lehre des Ārāḍā Kālāma. Diese wird in den uns überlieferten Lehrreden Buddha Śākyamuni's in Kurzfassung so beschrieben:<sup>79</sup>

---

<sup>76</sup> Manches davon übernimmt Pláton, nicht jedoch das vorletzte Axiom, und auch insbesondere nicht das letzte, gegen das – und gegen dessen Autor – er im „Timaios“ böse Worte findet.

<sup>77</sup> Möglicherweise hat auch Kratýlos unter dieser Geisteshaltung gelitten.

Und bei Pláton, der ja in seiner Jugend ein Schüler des Kratýlos gewesen ist, sind, die dementprechenden Aussagen des Kratýlos zweifellos auf fruchtbaren Boden gefallen.

<sup>78</sup> Dieselbe Mentalität findet man dann viel später bei Kant wieder.

<sup>79</sup> Siehe MN 106.



» (...) Die erste der [drei] Ausrichtungen zum Bereich der Nichtetwasheit<sup>80</sup> erlangt der Edle Jünger, indem er sich vergegenwärtigt: „Sinnesreize in diesem wie auch im nächsten Leben, Sinneswahrnehmungen in diesem wie auch im nächsten Leben, Formen in dieser wie auch in der nächsten [Welt]<sup>81</sup>, [durch] Wahrnehmungen [erfasst], auch Wahrnehmungen der eigenen Unerschütterlichkeit, das alles sind Wahrnehmungen, [somit Veränderungen, die Unruhe im Geist hervorbringen]. Sowie dieses Wahrnehmen restlos zuendegeht, wird das Ziel der vollendeten Ruhe erreicht, nämlich der Bereich der Nichtetwasheit!“

Die zweite der [drei] Ausrichtungen zum Bereich der Nichtetwasheit erlangt der Edle Jünger, indem er eine leere Hütte oder einen [einsamen] Wald aufsucht und sich [da] vergegenwärtigt: „Alles [das, was unterscheidbar ist, ich selbst mit einbezogen], ist leer von einem Selbst<sup>82</sup> oder von etwas, des einem Selbst gehört!“

Die dritte der [drei] Ausrichtungen zum Bereich der Nichtetwasheit erlangt der Edle Jünger, indem er sich vergegenwärtigt: „Ich bin nicht etwas, das irgendwem irgendwie gehört; und mir gehört nicht irgendetwas irgendwie!“

Mit dieser Einstellung übt sich der Edle Jünger mit Eifer und Ausdauer; dadurch gelangt sein Gemüt zur Beruhigung. (...) «

Liest man vor dem Hintergrund solcher Lehren die überlieferten Bruchstücke der Lehre des Herákleitos, so eröffnet sich einem ein tieferes Verständnis sowohl für seine Lehre als auch für sein vieles Seufzen darüber, dass die Vielen seine Lehre zu verstehen nicht in der Lage sind.

Dabei enthält seine Lehre nicht die Spur von Arithmetik und Geometrie sowie von Astronomie und Astrologie; und es darf angenommen werden, dass er selber sich – anders als seine philosophischen Zeitgenossen – in diesen orientalischen Disziplinen nicht ausgebildet hat.

Selektiv hat er wohl das aufgenommen, was ihm Großhändler – die attisches und makedonisches Silber über Babylon nach Indien transportiert haben und von dort sodann mit ihren Karawanen Seide und Beryll zurückgekehrt sind,<sup>83</sup> und die in der Heimat dann an langen Winterabenden über Land und Leute des Orients befragt worden sind – von den Lehren der Weisen des Mittleren Orients, dem Verständnis

---

<sup>80</sup> Mit „Bereich“ ist hier nicht eine Gegend im Weltall, sondern ein Geisteszustand gemeint. Und mit „Nichtetwasheit“ ist nicht gemeint, es gäbe garnichts im Weltall, sondern vielmehr, dass nichts, was besteht, ein *Sein* – im Sinne des Parmenides – hat, somit ein *aus sich selbst heraus bestehendes Sein*, ein *Brahman*.

Die Lehren der altindischen Philosophen haben zu allermeist, aus einer sich an eine *Philosophie* anschließenden *Soteriologie* bestanden, aus einer *Weisheitslehre*, die zu einer ihr entsprechenden *Heilslehre* überleitet; dies kann auch aus der obigen Text-Wiedergabe ersehen werden.

<sup>81</sup> Bereits Yājñavalkya hat den Ausdruck „Welt“ im epistemologischen Sinn verstanden, nämlich gemäß „vom Bewusstsein erstellte Welt, erstellt durch die Formungen der Sinnesreize gemäß der anschaulichen Formungs-Vorgaben und durch die Unterscheidungen dieser so erstellten Formen gemäß der begrifflichen Unterscheidungs-Vorgaben“. Und darin sind ihm Ārādā Kālāma wie sodann auch Buddha Śākyamuni gefolgt.

<sup>82</sup> Das Wort „Selbst“ ist – um es der Wichtigkeit wegen zu wiederholen – hier im Sinne von „[unabhängig bestehendes] Sein“ zu verstehen, somit sowohl – positiv verwendet – im Sinne Yājñavalkya's als auch – negativ verwendet – im Sinne Buddha Śākyamuni's.

<sup>83</sup> In Südindien – in der Gegend von Veluria – sind alt-griechische Münzen gefunden worden.

dieser Großhändler entsprechend – berichtet haben. Mit Sicherheit hat er keines dieser Lehrgebäude übernommen; wohl aber hat er viele Steine daraus entwendet und sich damit ein eigenes philosophisches Werk errichtet.

Zu vermuten ist auch, dass er zudem auch von Griechen, die zu Studienzwecken in den Vorderen und Mittleren Orient gereist sind, auf deren Rückkehr dann, wenn sie auch in Ephesos Zwischenstation gemacht haben, dies und jener gehört und in sich aufgenommen hat. Und nicht auszuschließen ist, dass einer von diesen auch der – an Jahren ältere – Pythagóras gewesen ist; so jedenfalls erklär‘ ich mir des Herakleitos‘ – mit Seitenblick auf Pythagóras erfolgte – Bemerkung, dass Vielwisserei noch lange nicht zum Verständnis führt.<sup>84</sup>

Ich neige der Meinung jener Interpreten zu, die vermuten, dass Herákleitos kein systematischer Denker gewesen ist, ja, dass er seine philosophischen Aussagen nicht einmal selber schriftlich fixiert hat, sondern dass dies wie auch deren Zusammenstellung durch einen seiner ortsansässigen Anhänger erfolgt ist. Als gesichert darf jedoch gelten, dass diese Schrift von ihm schließlich im Ártemis-Tempel<sup>85</sup> von Ephesos hinterlegt worden ist, und dass sie – oder zumindest die entscheidenden Teile von ihr – den an ihr Interessierten noch zur Zeit des Sokrátes zur Lektüre zur Verfügung gestanden hat. Denn von Sokrátes wird berichtet, dass er, befragt nach seiner Meinung zur Lehre des Herákleitos, darauf geantwortet hat: „Was ich [davon] verstanden habe, das ist ausgezeichnet. Und was ich [davon] nicht verstanden habe, das wird daher ebenfalls richtig und tiefsinnig sein; und] das glaube ich daher [ebenfalls]. [Um aber die Tiefe dessen, was ich dabei nicht verstanden habe, auszuloten,] dazu bedarf es eines Tauchers aus Delos!“

Ich gehe daher davon aus, dass in seinen uns überlieferten Sinnsprüchen die darin vorkommenden Eigenbegriffe mehrere Ebenen der Bedeutung haben, und dass von diesen von ihm nur die oberflächliche für das Verständnis der Vielen gedacht gewesen ist. In dieser oberflächlichen – wenngleich naheliegenden und daher von nahezu allen Interpreten bevorzugten – Deutung ist seine Lehre in Kurzfassung so darzustellen:

◇ »Alles, was da ist, das ist in ständiger Bewegung und auch in Veränderung seiner Beschaffenheit. Bewegt und verändert wird es durch die Vielfalt von einander entgegengesetzten Größen, zwischen denen es von diesen hin- und hergezogen wird, wie

---

<sup>84</sup> Dies ist und bleibt natürlich eine bloße Vermutung; denn mit einer besseren Begründung für sie als der oben angegebenen kann ich nicht aufwarten.

Dass Pythagóras, bevor er nach seiner Rückkehr aus dem Orient nach Unteritalien – nach Groß-Griechenland – ausgewandert ist, zuvor seine Heimat Samos aufgesucht hat, darf als gesichert gelten; und dass er von dort aus auch den Seeweg nach Syros angetreten hat, wird als wahrscheinlich erachtet. Dass er dabei auch einen Abstecher nach Ephesos gemacht hat, ist zwar dadurch noch nicht gewährleistet, aber auch nicht gänzlich ausgeschlossen.

<sup>85</sup> Die Göttin Artemis ist die Schwester des Apóllon; und Apóllon – der unter den Gebildeten Griechenlands wie auch Ägyptens oft als Personifizierung der Sonne erachtet worden ist – war, in Vereinigung mit seiner Schwester Ártemis – der Mondgöttin –, ja *der* Gott des Sokrátes.

Inwieweit die Verehrung der lebensspendenden Sonne in der Form des Apóllon damals bereits in esoterischen Kreisen mit einem heliozentrischen Weltbild einhergegangen ist, darüber können wir jetzt nur noch blanke Hypothesen aufstellen. Als gesichert wird erachtet, dass der Mathematiker und Astronom *Arístarchos von Samos* [~310 – ~230] ein heliozentrisches Weltbild entworfen hat, vermutlich auf Vorarbeiten von Vorgängern aufbauend.

etwa: Tag-und-Nacht, Hunger-und-Überfluss, Übles-und-Gutes, Warmes-und-Kaltes, Feuchtes-und-Trockenes, Krankheit-und-Gesundheit. Diese Entgegensetzungen sind auf einander bezogen, gehören daher zusammen, und bilden deswegen eine Einheit.

Und unentwegt entsteht *Dieses* aus *Jenem*, das ihm entgegengesetzt ist, und daraufhin wieder *Jenes* aus *Diesem*, und so fort seit anfangsloser Zeit hin in endlose Zeit: So folgt auf den Tag die Nacht, und daraufhin wieder auf die Nacht der Tag, und desgleichen auf den Sommer der Winter, und auf den Winter wieder der Sommer, und auch dies ohne erkennbaren Anfang und ohne erkennbares Ende, und dabei stets in annähernd gleicher Weise.<sup>86</sup>

Entstanden ist Alles aus dem Feuer; und in das Feuer wird Alles wieder zurückkehren.<sup>87</sup> Aus dem Feuer ist das Wasser hervorgegangen; und hälftig ist aus dem Wasser die Erde sowie der Glutwind hervorgegangen. Das Feuer aber ist ewig-lebendig.

Die Seele ist aus Feuer. Das Wasser ist des Feuers Tod; und die Erde ist des Wassers Tod. Und auch das Wasser ist der Erde Tod; und das Feuer ist des Wassers Tod.

Alle diese Veränderungen der Dinge erfolgen durch unveränderliche Gesetze, so, wie das sich unentwegt verändernde Wasser eines Flusses nach dem ihm vorgegebenen Flussbett fließt und strömt. Und diese Gesetze sind die Ordnung des Weltalls, das durch sie nicht ein Chaos, sondern ein Kosmos ist. Diese Gesetze sind ewig-beständig; und sie sind vernünftig, daher einsehbar.

Dem Feuer und seinem gesetzmäßigen Wandel zu folgen und sich diesem anzugleichen, das ist der Einklang des Einzelnen mit dem All;<sup>88</sup> und *dies einzusehen und gemäß dieser Einsicht zu leben*, das ist *Weisheit*.

Des Menschen *Ethos* ist sein *Daímon*: So, wie er handelt, das dem Entsprechende wird ihm widerfahren.<sup>89</sup>

Im Einklang mit den Gesetzen des Alls zu leben, in dieser allen gemeinsamen Ordnung, das wird zu Ergebnissen führen, die andere sind als, in Zwietracht mit dieser Ordnung zu handeln, wie dies von den Vielen erfolgt. Kämpfen muss der Mensch für dieses – das All ordnende – Gesetz so, wie er für die [eigene] Stadtmauer kämpft.

Unermesslich ist die Psyché: Du kannst ihre Grenzen nicht ausfinden, ob Du auch jegliche Straße durchlaufen würdest; so tiefen Grund hat sie.«<sup>90</sup>

---

<sup>86</sup> Man wird – bei der von mir gemachten Voraussetzung, das es bei Pláton's „Phaidon“ eine Ur-Fassung gegeben hat, die Pláton später mehrfach überarbeitet und erweitert hat – davon ausgehen dürfen, dass auch der historische Sokrátes viel von den Lehren des Herákleitos übernommen hat, teils durch Teilnahme am Unterricht der Aspasia in Athen, und teils von den Berichten von reisenden Scholaren, wie etwa von Kratylos.

<sup>87</sup> Ob hier auf die – nach meinem Wissen erst bei Buddha Śākyamuni bezeugte, aber sicherlich ältere – Lehre vom *Weltentstehen-Weltvergehen* Bezug genommen wird, das sollte Gegenstand künftiger Untersuchungen sein.

Pláton hat es sich mit seiner Banalisierung des Begriffs „Feuer“, [die sicherlich zum Zweck der Widerlegung des Herákleitos erfolgt ist], seinem üblichen Vorgehen gemäß, zu leicht gemacht.

<sup>88</sup> Dieser Grundsatz wirkt bis Pláton nach.

<sup>89</sup> Dieser Satz zeigt seine Kenntnis von der alt-indischen Karman-Lehre an.

<sup>90</sup> Unterstellt man ihm, dass er vom syntaktisch-semantischen Reflektieren vieler alt-indischer Linguisten sowie – im Anschluss an Yājñavalkya – vom epistemologischen Reflektieren einiger alt-indischer Philosophen Kenntnisse erhalten hat, so ist damit die Nicht-Begrenztheit des epistemologischen Reflektierens – des Zurückblickens auf das soeben erfolgte epistemische Handeln – gemeint. Geht man hingegen davon aus, dass er hierzu nicht fähig gewesen ist, so bleibt das da Gesagte im Dunkeln.

So oder so ähnlich – zumeist auf der begrifflichen Grundlage von irgendwelchen Philosophien der letzten Jahrhundert<sup>91</sup> – und zudem in die Länge gezogen, so wird die Philosophie des Herákleitos in unserer Zeit zumeist wiedergegeben. Und zudem wird da und dort angenommen, er sei ein aphoristischer Denker gewesen, dies mit Hinweis darauf, er habe nur Aphorismen verfasst. Richtig daran ist, dass uns nur solche Merksätze überliefert sind, und dies zudem nicht direkt aus seinem Werk, sondern aus der damaligen Sekundärliteratur, somit aus zweiter und dritter Hand. Selbst wenn in jedem Einzelfall – entgegen dem, was der Fall ist – die Genauigkeit der Wiedergabe gewährleistet wäre, so ist doch bereits die Auswahl der zitierten Sätze auf eine Verschiebung des Blickwinkels hinaus, von dem aus sein Werk betrachtet wird.

Ich gehe davon aus, dass er – selbst dann, wenn er aphoristisch geschrieben haben sollte – nicht aphoristisch gedacht und auf keinen Fall unsystematisch gedacht und gesprochen hat. Ich gehe zudem davon aus, dass seine Begriffswelt – wegen der großen Ähnlichkeit von Teilen seiner Lehre mit Teilen der altindischen Philosophien – in der Mehrschichtigkeit zu deuten ist, in der man auch jene Philosophien zu deuten hat. Ich gehe zudem davon aus, dass die eine oder andere Inkongruenz in den überlieferten Merksätzen abhängt (a) von der Fehlerhaftigkeit der Wiedergaben, aber auch (b) von der Entwicklung seines Philosophierens und den damit einhergehenden Veränderungen seiner Philosophie. Ich gehe davon aus, dass zumindest die Struktur seiner Hauptbegriffe implizit definiert<sup>92</sup> ist durch die – von uns Interpreten zu er ratende – Lehre.

Dass *ich* diese von *meinem* Standpunkt aus zu ermitteln trachte, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden: Der Blickwinkel, von dem aus ich den Ansatz einer Systematik seiner Lehre zu ermitteln mich nun bemühe, ist der der neuzeitlichen Erfahrungswissenschaften und der Logik der Gegenwart. Um dabei mitsamt den Begriffen *unseres Alltagsverständnisses* nicht ungewollt wie auch unbemerkt *seine fachspezifischen Begriffe* zu vermengen, verwende ich bei dem nun folgenden Versuch einer Nachzeichnung der Hauptlinien seiner Lehre nicht die neudeutschen Wörter, sondern die altgriechischen Ausdrücke, und dies auf vier Bedeutungsebenen gemäß:

(1) „Pýr“:

(a) „die Feuer [im häuslichen Herd, im Hochofen einer Schmiede, auf dem Gipfel eines feuerspeienden Bergs, in den Sternen im Weltall]“;

(b) „das Warme bzw. Heiße, d.h.: das sich [beim Wahrnehmen] warm bzw. heiß Anfühlende“;

(c) „das Erwärmende, Belebende [als Vorgänge in Erde–Wasser–Luft zwar überall, aber natürlich da und dort in unterschiedlichen Intensitäten wirkend]“;

(d) „die all’zeit lebendige und durchweg vernünftige Ur-Kraft [die, wenn sie konzentriert und fokussiert wird zum Wahrnehmen<sup>93</sup> verhilft und dadurch zum Wissenserwerb hinführt“.

---

<sup>91</sup> Extrem verfälscht wird sie dann, wenn sie in Terminologien von Hegel oder Heidegger oder ähnlichen neuzeitlichen Philosophen beschrieben wird.

<sup>92</sup> Ich übernehme die sprachphilosophische Sicht des Mathematikers Hilberts, der gemäß – anders als gemäß Platon und Aristoteles sowie Kant und Frege – nicht die Begriffe ihre Theorien, sondern umgekehrt die Theorien ihre Begriffe festlegen.

<sup>93</sup> Der Ausdruck „Wahrnehmen“ ist – wie in der altindischen Philosophie, so ganz gewiss auch hier bei ihm – nicht nur auf die fünf äußeren Sinne bezogen, sondern auch auf die drei inneren Sinneskräfte, nämlich: Sich-Erinnern, Sich-Vorstellen, Erschließen, zusammengefasst als: Denken.

- (2) „Phýsis“:
- (a) „die [handfeste] Materie, der Stoff, das Stoffliche [somit das, was sehbar und ertastbar ist]“;<sup>94</sup>
  - (b) „das [beim äußeren Wahrnehmen] sich stofflich Anfühlende, das sich materiell [= phýsisch] Anfühlende“;
  - (c) „das stofflich Wirkende [nämlich: wirkend nach den Gesetzen des Stofflichen, des Materiellen]“;
  - (d) „die Ur-Kraft in stofflicher Hinsicht, die stoffliche Hinsicht der Ur-Kraft“.
- (3) „Psyché“:
- (a) „der Geist [mit seinen acht Ausrichtungen auf die acht Sinneskräfte hin und mit seinen verschiedenen Ebenen vom Bewusstsein bis hin zum Gemüt]“<sup>95</sup>;
  - (b) „das [beim inneren Wahrnehmen] als geistig zu Erfassende, das gedanklich zu Erfassende“;
  - (c) „das geistig Wirkende [nämlich: wirkend nach den Gesetzen des Geistigen, des Gedanklichen]“;
  - (d) „die Ur-Kraft in geistiger Hinsicht, die geistige Hinsicht der Ur-Kraft“.
- (4) „Lógos“:
- (a) „die Rede, das Wort“<sup>96</sup> [im alltäglichen Sinne des Wortes], die Mitteilung [des Gedachten], die Darlegung [als sprachlicher Gegenstand]“;
  - (b) „das [beim inneren Wahrnehmen des eigenen Denkens] als Denkend und in Zusammenhang bringend zu Erfassende“;
  - (c) „das Redende, das Beschreibende, das In-Zusammenhänge-Bringende, das Denkende [als Vorgänge im Geist]“;
  - (d) „die Ur-Kraft in redender Hinsicht, die redende Hinsicht der Ur-Kraft: das redend die Zusammenhänge als unentwegtes Werden Erfassende, einschließlich solcher fließend-werdender Reden über diese Zusammenhänge“.

Dabei spiegelt jeweils das (a) die alltägliche Bedeutung, das (b) die epistemologische Bedeutung, das (c) die métaphysische Bedeutung, und (d) die metaphýsische Bedeutung jedes dieser vier Hauptbegriffe wieder. Und hierbei ist das Wort „metaphýsisch“ in den zwei Verwendungsarten Kant’s zu verstehen, nämlich: (A) „métaphýsisch“ als „grundlegend“, und (B) „metaphýsisch“ als „die Grenzen des Denkbaren und Sagbaren und damit des Erfahrbaren und Wissbaren überschreitend“. Denn was – wie unsere Körper – *im Pýr* wirkt, das kann *nicht von außen auf* das Pýr wirken; und was

---

Platon hat im „Theaitetos“ den Sinn des philosophischen Fachbegriffs der Nachfolger des Herákleitos – aus Unkenntnis oder hingegen aus Böswilligkeit, das sei hier dahingestellt – auf das Tätigwerden der äußeren Sinne eingeschränkt; und das Begehen dieses krummen Weges hat es ihm dann ermöglicht, den Wissensbegriff der philosophischen Konkurrenz zu kritisieren.

<sup>94</sup> „Psyché“ ist in etymologischer Hinsicht zu verstehen gemäß: „die – von den geistigen Hinsichten verschiedene – Natur mit ihren Kräften“.

<sup>95</sup> Ich vermeide oben in dieser Rekonstruktion das Wort „Seele“, um dadurch Pláton’s schlechtes Beispiel, unerschwerlich eine platonische Interpretation in diese unplatonische Lehre einzuschmuggeln oder sie gar mit einer christlichen zu färben, nicht nachzuahmen.

<sup>96</sup> Das Wort „Wort“ hat im Deutschen zwei Bedeutungen, die sich syntaktisch an der Pluralbildung (I) „die Wörter“ sowie (II) „die Worte“ zeigen. Unter (4)(a) ist „Wort“ natürlich gemäß (II) „die Worte“ [= „die zusammenhängende Darlegung“] gemeint.

*im* Pýr wahrnimmt, das kann *nicht von außen* wahrnehmen. Somit sind Reden der Art (d) zwar für unser Verstehen hilfreiche Folgen von Wörtern, aber keine wahren oder zumindest falschen Aussagen, sondern Überhebliches.

Bei den Deutungen (c) und (d) – somit: bei den *métaphysischen* und bei den *metaphýsischen* Bedeutungen – ist weiterhin diese Skala zu unterscheiden:

( $\alpha$ ) das in räumlicher und zeitlicher Hinsicht feinste Wirken, nämlich: das in kleinen und kleinsten räumlichen und zeitlichen Einheiten beständig – wenn auch in unterschiedlichen Intensitäten – Wirkende [das wegen der Kleinheit dieser Einheiten für uns noch nicht wahrnehmbar ist];

( $\beta$ ) das in räumlicher und zeitlicher Hinsicht mittlere Wirken, nämlich: das in mittleren räumlichen und zeitlichen Einheiten da und dort gelegentlich – als Akkumulationen von feinsten Wirkungen in unterschiedlichen Intensitäten – Wirkende [das wegen der Überschaubarkeit dieser Einheiten für uns zumeist wahrnehmbar ist];

( $\gamma$ ) das in räumlicher und zeitlicher Hinsicht grobe Wirken, nämlich: das in großen und größten räumlichen und zeitlichen Einheiten pro Weltzeitalter jeweils ein einziges Mal – und dies dann pro Weltzeitalter in jeweils gleicher Intensität – Wirkende [das wegen der Größe dieser Einheiten für uns nicht mehr wahrnehmbar ist]:

Ein Weltzeitalter reicht vom Beginn der Ausdehnung und Umwandlung des Pýr's über das gegenwärtige Bestehen des Pýr's in seinen sich unentwegt in geringerem oder größerem Umfang erfolgenden Umformungen bis zum Abschluss des Zusammenfallens von alledem und dessen Rückwandlung in das reine Pýr. So, wie im Meer der unterste Punkt eines Wellentals der Ausgangsort für den darauf folgenden Wellenberg ist, so ist dann dieser Abschluss des einen Weltzeitalters in Übereinstimmung mit dem Logos der Beginn des nächsten Weltzeitalters.

Dass Herákleitos die hier so explizierten Deutungen ganz deutlich im Auge gehabt hat, ist sicherlich nicht der Fall; dass er sie jedoch – in der ständigen Entwicklung seines Denkens, im Werden seines Denkens, im Strömen seines Denkens – dann und wann weniger deutlich mit dem Auge seines Geistes zu erfassen versucht hat, davon bin ich überzeugt.<sup>97</sup> Denn mit „der Dunkle“ hätten ihn seine Zeitgenossen selbst dann bezeichnet, wenn er diese oder ähnliche Deutungen klar hätte vortragen können, ganz zu schweigen davon, wenn er sie nicht klar und für die anderen daher nicht eindeutig zu verstehenden Weise zu formulieren genötigt gewesen ist.

Ob er seinem Weltall die Form einer Teilchenmechanik oder hingegen die einer Wellenmechanik zugrundegelegt hat, das ist nicht mehr zu ermitteln. Allerdings gelingt eine Rekonstruktion seiner Gedanken gelingt am einfachsten und besten, wenn sie in räumlicher wie auch in zeitlicher Hinsicht nicht von Diskontinuitäten, sondern von der durchgehenden Kontinuität ausgeht. Dafür war zu seiner Zeit aber das Verständnisvermögen nicht nur der Vielen, sondern zweifellos auch der Wenigen, die zu seiner Zeit seine Lehre aufzunehmen sich bemüht haben, noch nicht ausreichend geschult.<sup>98</sup> Sollte er für das Weltall eine Kontinuitätsvorstellung gehabt haben, die dann

---

<sup>97</sup> Mit Pláton's Worten gesagt: Ich nehme eine Verfeinerung und Verjüngung der uns überlieferten Bruchstücke der Lehre des Herákleitos vor.

<sup>98</sup> Genau besehen, ist es dies ja auch gegenwärtig noch nicht; denn dies ist der einzige für mich einsehbare Grund dafür, dass unsere Physiker – wiewohl eine Teilchentheorie in vielen Bereichen des Universums gänzlich versagt, nicht zuletzt in den Schwarzen Löchern, und vielleicht auch in den noch zu entdeckenden Weißen Löchern – sich scheuen, die Entwicklung der Wellenmechanik so weit voranzutreiben, dass sie zur Erklärung solcher bislang unerklärten Phänomene herangezogen werden kann.

eine Wellenmechanik nahelegt, so wäre dies ein weiteres Indiz dafür, warum man diese Lehre *als dunkel empfunden* und ihn selber daher „den Dunklen“ genannt hat.

Von unserer heutigen Sicht aus gesehen, spricht auch noch ein weiteres Indiz dafür, dass *des Meeres Wellen* diesen Bewohner von Ephesos dazu geleitet haben, seiner Lehre vom Universum nicht eine Teilchentheorie im Sinne von Leýkippos zugrundezulegen. Denn sein Verständnis des Zusammenspiels der Gegebenheiten des Weltalls erlaubt – zumindest unter den Grundgesetzen – *keine nichtkausalen* Gesetze – und das heißt: keine statistischen Gesetze;<sup>99</sup> und diese strikten Gesetze sind – als [Hinter-]Grundtheorie in synthetisch-apriorischen Urteilen so zu formulieren:

- »Der Pyr ist das Eine und Einzige, das ein Sein hat; denn alles Andere sind seine unterschiedlichen Umwandlungen.«
- »Der Pyr besteht aus sich heraus, und dies seit jeher; und er wird auch nie vergehen. Nichts wird von ihm je vergehen; und nichts wird an ihm je vermehrt.«
- »Das Entstehen und Vergehen von Gegebenheiten als Umwandlungen des Pyr's erfolgt in Raum und Zeit unentwegt, wenngleich in unterschiedlichen Ausmaßen und dabei mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten.«
- »Das Entstehen und Vergehen von Gegebenheiten erfolgt in Raum und Zeit ausnahmslos überall.«
- »Das Entstehen und Vergehen von Gegebenheiten erfolgt in Raum und Zeit auf vernünftige<sup>100</sup> Art und Weise, demnach nicht einmal so und das andere Mal anders, sondern – beim Vorliegen genau der gröberen und feineren Umstände – mit genau dem gleichen Ausgang, kurz gesagt: nach der Ordnung des Lógos.«
- »Dieser Lógos ist weder an irgendeinem Ort im Raum noch an irgendeiner Stelle in der Zeit; er gehört demnach nicht zu den in der Zeit dem Werden unterworfenen Gegebenheiten, sondern ordnet dieses Werden, sodass das Weltall räumlich und zeitlich kein Chaos, sondern ein Kosmos ist.«
- »Das Entstehen und Vergehen von Gegebenheiten erfolgt in Raum und Zeit gemäß Beziehungen, von denen jede eine lineare Skala bildet, an deren beiden Enden sich somit Gegensätzliches befindet, wie: *eiskalt* [über *kalt-lauwarm-warm-heiß* zu] *siedendheiß*; wie eine Welle sich im beständigen Wechsel aufwärts und danach wieder abwärts bewegt, und wie man auf einer Leiter hinaufsteigt und danach wieder heruntersteigt, so bewegen sich die Zustände der aus dem Pýr hervorgegangenen Gegebenheiten auf jeder solchen Skala in der vom Logos bestimmten Art und Weise auf und ab.«
- »Das Entstehen und Vergehen von Gegebenheiten erfolgt in Raum und Zeit so, dass sich viele feinere Veränderungen zu mittleren akkumulieren [= anhäufen], und viele mittlere zu gröberen; unseren äußeren Sinnen sind nur die mittleren zugänglich, nicht jedoch die feineren und auch nicht die gröberen<sup>101</sup>: Das Bestehen auch dieses feineren sowie gröberen Werdens können wir nur durch das Denken erschließen.«

---

<sup>99</sup> Die Teilchenmechanik unserer Tage enthält statistische Gesetze, und diese zudem sogar unter ihren Grundgesetzen. Die Wellenmechanik Schrödinger's hingegen enthält für die – als Wellen beschriebenen – Zustände der räumlichen Gegebenheiten und ihre Veränderungen in der Zeit durchweg Kausalgesetze.

<sup>100</sup> Ob das Wort „vernünftig“ [= „phrónimon“] dabei im Sinne Pláton's zu verstehen ist, das darf bezweifelt werden.

<sup>101</sup> Unserer heutigen Sprechweise nach wären die feineren Gegebenheiten die subatomaren Gegebenheiten, die gröberen hingegen die intergalaktischen Gegebenheiten, wie vor allem die Schwarze Materie und die Schwarze Energie.

Dies ist – meiner jetzigen Sicht nach – der begriffliche Rahmen, in dem seine Naturphilosophie wohl ihr Zuhause gehabt hat oder zumindest gehabt haben könnte: seine Lehre vom *Pýr*, von *Phýsis*, vom *Lógos*.

Weniger einfach jedoch gestaltet das Bemühen, seine Lehre vom der *Psyché* im Zusammenhang mit dem *Pýr* und dem *Lógos* zu rekonstruieren; und viel mehr an – in den von ihm uns überlieferten wenigen Texten so nicht vorfindbare – Hintergrund-Annahmen müssen dabei ins Spiel gebracht werden. Ich gliedere seine *Philosophie des Geistes* dabei in eine *Handlungslehre* und in eine *Erkenntnislehre*.

Seine *Handlungslehre* könnte sich in diesem Rahmen bewegt haben:

★ »Dem Erkennen des Logos für den Phýsis hat das Erforschen der jeweils eigenen Psyché zu folgen, und auch dies mit Blick auf das immerdar-lebende<sup>102</sup> *Pýr*. Dabei ist durch Selbsterforschung zu ermitteln, ob und ggf. inwieweit sich die Ausrichtung der Psyché vom *Lógos* – auch vom *Lógos* der *Phýsis* – entfernt. Wo dies der Fall ist, tut man gut daran, die *Psýche* auf den *Lógos* hin auszurichten; denn jedes Zuwiderlaufen gegen diese ewige und unumstößliche Ordnung führt dazu, dass man von ihr überrollt wird: Verändert wird man, sowie man sich gegen das Verändern stemmt; und – in diesem Sinn – unveränderlich wird man, sowie man die Veränderungen mitvollzieht, sich mit den Gesetzen des Werdens verändert. In anderen – in seinen – Worten gesagt: Unsterbliche sterblich, Sterbliche unsterblich; sie leben den Tod jener, und das Leben jener sterben sie.«<sup>103</sup>

Wer nach Beständigkeit im Unbeständigen greift, der bemüht sich, Reichtümer anzusammeln; diese aber sind sterblich und ziehen ihn in eben dem Umfang, in dem er an ihnen klebt, zum Sterblichen hin. Wer hingegen das Vergängliche an allem Andern wie auch an der eigenen Person sieht – und dies nicht nur in einer ehrlichen Viertelstunde des Philosophierens, sondern dauernd und unentwegt –, der verändert sein Leben zu eben diesen Veränderungen hin: Der wirft Veränderliches zwar nicht weg, strebt aber nicht danach, und lebt bedürfnislos. Durch nichts wird er – in seinem ihm dauerhaft gegenwärtigen Wissen um das allseitige unentwegte Werden – verwundert oder gar erschüttert: unerschütterlich ist seine *Psyché* durch eben dieses feste Wissen geworden.

Das von Herákleitos bedürfnislos geführte Leben, vor allem in seiner zweiten Lebenshälfte, legt es mir nahe, die uns überlieferten Zitate aus seiner Handlungslehre gemäß der altindischen Weisheitslehrer – nicht nur der Gymnosophisten von Taxila – zu verstehen.

---

<sup>102</sup> So versuch' ich hier, „aeízoön“ wiederzugeben.

<sup>103</sup> Das Wort „Tod“ wird in philosophischen wie auch in religiösen Kontexten immer wieder in nicht-oberflächlichen Bedeutungen verwendet. Das Standardbeispiel hierfür ist bei uns dessen zweifache Verwendung in dem Wort des Jeschua han Nasri: „Lass die Toten ihre Toten begraben!“.

Und auch in den überlieferten Reden des Buddha Śākyamuni wird „Māra“ [= „Tod, Mörder“] zwar gelegentlich in der alltäglich-oberflächlichen Bedeutung verwendet, mehrheitlich jedoch in der tieferen gemäß „Geworden-Werden, Sich-unfrei-vollziehendes-Werden“. Allerdings ist diese tiefere Bedeutung auch schon in der vorbuddhistischen altindischen Philosophie anzutreffen.



Die *Erkenntnislehre* des Herákleitos wenigstens ungefähr nachzeichnen zu wollen, dies ist ein heikles Unterfangen. Ich lege ihr die seine Aussagen zugrunde, das das Auffinden der jeweils eigenen Psyché die Hauptaufgabe jeglichem Weisheitsstreben ist, dass die Psyché andererseits zwar auffindbar, aber in ihrer Tiefe nicht auslotbar ist, weil der Psyché Grenzen nicht erreichbar sind:

★ »Das Streben, sich selbst zu finden, ist das Streben, die eigene Psyché unentwegt im Blick zu behalten, somit bei allem, was man tut, redet und denkt<sup>104</sup>, das Auge der Psyché auf dieses Tun, Reden und Denken gerichtet zu halten, dieses Tun, Reden und Denken demnach all'zeit mit diesem inneren Auge wahrzunehmen. Aber dieses Wahrnehmen selbst, das ja gleichfalls eine Art von Denken ist, nimmt man dabei noch nicht wahr. Doch auch auf dieses Wahrnehmen kann – und soll – das Auge der Psyché gerichtet werden und gerichtet gehalten bleiben. Und erneut nimmt man dabei zwar das dabei Wahrgenommene, aber noch nicht das Wahrnehmen wahr. Und da dies kein Ende findet, ist der Psyché Grenze nicht zu erreichen und der Psyché Tiefe nicht auszuloten. Ein Wissen erlangt man bei jedem solchen Wahrnehmen; Weisheit hingegen erlangt man, indem man nicht versucht, *in* der Psyché *auf* die Psyché den Blick zu richten, somit das nicht Machbare nicht macht, das nicht Sagbare nicht sagt, und das nicht Denkbare nicht denkt.«

Ob Herákleitos die Psyché im buddhistischen Sinn als unentstanden und unvergänglich erachtet hat oder hingegen im vorbuddhistisch-bráhmañistischen Sinn als aus dem Pyr hervorgegangen ist und – im Gleichwerden mit dem Pyr und dem Logos, dem gemäß der Pyr wirkt – dann in das Pyr zurückfindet und in ihm eingeht und mit ihm verschmilzt, das geht aus den uns überlieferten wenigen Zitaten auch in Ansätzen nicht hervor. Zu vermuten ist zwar, dass seiner Lehre gemäß das Entstehen–Vergehen nicht nur die Zustände der Psyché betrifft, sondern auch die – unergründliche – Psyché selber; aber vielleicht hat er – eben wegen der Unergründlichkeit der Psyché – zu dieser Frage nichts ausgesagt, somit geschwiegen, als ein Muni, ein Schweigender, ein Weiser.

Viel hatte er zwar an dem Verhalten seiner Mitbürger von Ephesos auszusetzen; aber dies hat ihn zumindest nicht so sehr erschüttert, dass er sich – wie Xenophánes – zur Auswanderung hat hinreißen lassen; genügsam war er auch mit den Zuständen in und von Ephesos.<sup>105</sup>

---

<sup>104</sup> Die Handlung des Wahrnehmens ist eine Tätigkeit der Psyché und somit eine der Arten des Denkens.

<sup>105</sup> Seine Sentenz: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge“ wird gelegentlich so [miss-]verstanden, Herákleitos habe den Krieg verherrlichen wollen. Ich meine hingegen, dass dies eine bittere Feststellung zur Situation des Hasses unter den Menschen gewesen ist; uns fehlt der Zusammenhang, aus dem diese Sentenz gerissen worden ist.

Jedenfalls hatten die Römer noch bis Cäsar das Neue [Mond-]Jahr mit dem – nach eben dem Kriegsgott Mars benannten – Monat März beginnen lassen; denn der letzte Monat ihres Jahres war der Februar, dem sie – wie noch wir – dann und wann die fälligen Schalt-Tage angehängt haben.

Die vollständige Sentenz, die die reale soziale Situation seiner Zeit in Kurzform beschreibt, lautet: „Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König: Die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien.“

NB: Mit „Ding“ könnte da *die soziale Lage des Einzelnen* gemeint sein.

Xenophánes war nicht der einzige Ionier, der von der Ostküste der Ägäis nach Unteritalien ausgewandert ist. Auch Pythagóras hat dies schließlich getan; und von ihm weiß man, dass es die Tyrannenherrschaft, die in seiner Heimat eingesetzt hatte, gewesen ist, die ihn zu diesem schicksalsschweren Schritt veranlasst hat. Von diesem Mathematiker und Philosoph weiß man zudem auch, dass er seine Ausbildung im Orient erhalten hat, von Griechenland her gesehen im Osten: in Ägypten und in Babylon, den damaligen Sammelpunkten der Lehren zwischen Nil und Indus, vielleicht auch in Taxila, der zum Persischen Großreich gehörenden großen altindischen Universitäts- und Handelsstadt westlich des Indus. Aber Pythagóras hatte zuvor bereits in Griechenland Mathematik und Naturphilosophie studiert, nämlich bei seinem damaligen hochverehrten Lehrer Pherekýdes; und es wird vermutet, dass dieser ihn sodann zum Aufbaustudium mit gezielten Hinweisen in den Orient geschickt hatte.

## *Pythagóras und die Pythagoräer*

Die Weltoffenheit, die das vormalige Milet ausgezeichnet hatte, war damals auf dem griechischen Festland wie auch auf den ägäischen Inseln so nicht anzutreffen, von Athen aus der Zeit vor Perikles ganz zu schweigen.<sup>106</sup> Und selbst die gebildeten unter den Priestern mussten dann, wenn sie – wohl zumeist: in Geheimlehren – dem Volksglauben zuwiderlaufende Lehren vertraten, dann hierzu dennoch die Terminologie des Volksglaubens benutzen. Denn fremde Götter einzuführen, das kam dem Landesverrat gleich: Die Götter des *eigenen* Volks beschützten eben *dieses* Volk, das *ihr* Volk war; und sie taten dies so lange, solange sie vom Volk nicht verraten, sondern vielmehr regelmäßig mit geeigneten und ihnen würdig dargebrachten Opfergaben versorgt wurden. Eben diese Geisteshaltung wird – meiner Vermutung nach – damals auch noch auf der kleinen ägäischen Insel Syros vorgeherrscht haben.

*Pythagóras von Samos* [~570 – 510/507] hat das Philosophieren Ioniens und dessen Ursprungs im Orient nach Unteritalien – dem Selbstverständnis der dorisch-griechischen Kolonialisten<sup>107</sup> gemäß: nach Groß-Griechenland – gebracht. Berichtet wird, dass der junge Pythagóras zunächst Schüler des Pherekýdes gewesen ist, bevor er sich – wie ich vermute: auf dessen Empfehlung oder gar Geheiß – zum weiterführenden Studium nach Ägypten und nach Babylon aufgemacht hat. Da Pherekýdes als Astronom auch Mathematiker gewesen ist, darf angenommen werden, dass er dem Pythagóras aufgetragen hat, in Babylon nicht nur die altindischen philosophischen Lehren von Taxila, sondern auch – wie in Ägypten – die dortige Geometrie und Arithmetik eifrigst zu studieren.

Dieser Pythagóras wird in den Überlieferungen in sehr unterschiedlichen Weisen beschrieben; und dem entsprechend extrem fallen die Deutungen seines Werks aus, nämlich:

(a) „Er war ein ganz großer Philosoph, der die Lehre der Seelenwanderung erstellt hat; und er war ein hervorragender Mathematiker, der die Beweise für die – vielleicht im Osten schon teilweise bekannten, da aber angeblich nur empirisch ermittelten und begründeten – geometrischen Lehrsätze auf apriorischem Weg erbracht hat.“

(b) „Er war weder ein Mathematiker noch ein Philosoph, sondern ein Schamane, der einen esoterischen Kreis von kritiklos zu ihm aufblickenden Schülern und Jüngern um sich geschart hatte.“

Ich will hier – trotz der allerdürftigsten Überlieferungslage – versuchen, ein Inhaltsverzeichnis seiner Lehre zu erstellen, das weder in das Extrem (a) noch in das Extrem (b) abgeleitet.

---

<sup>106</sup> Athen war vor Perikles – und teilweise auch noch nach ihm wieder – eine Großstadt mit Kleinstadt-Mentalität; wegen der damit verbundenen Überheblichkeit der [Spieß-]Bürger ist dies viel misslicher als eine schlichte Dorf-Mentalität.

<sup>107</sup> Zu vermuten ist, dass durch diese Dorier die Kolonialisierung der Küsten Unteritaliens und Siziliens auf ähnliche Art erfolgt ist wie die Kolonialisierung der Ostküsten Amerikas durch die Europäer.

Dass er ein ganz großer Philosoph gewesen ist, das darf bezweifelt werden; denn in diesem Fall müssten – glaubhaft auf ihn zurückführende – Spuren des Lehrens überliefert sein, was aber nicht der Fall ist. Mit Sicherheit war er ein sehr begabter Lehrer, der das, was er selber unter Mühen erlernt hatte, auf gut verständliche Weise seinen Schülern weitervermitteln hat können; und mit Sicherheit war er ein sehr belesener Gelehrter, der seine Studienzeit im Orient ganz zum Wissenserwerb verwendet hatte.<sup>108</sup> Da er höchstwahrscheinlich dort große Wissen in der Mathematik erworben und dieses von dort mit ins wissenschaftliche Entwicklungsland Alt-Griechenland mitgebracht – wenngleich dieses vielleicht nicht als nicht-eigenes Eigentum kenntlich gemacht – hat, war er zwar ein hervorragender Mathematik-Lehrer, aber kein großer Mathematiker, meiner – sich an Herákleitos anschließenden – Sicht nach.

Nach seiner Rückkehr aus dem Orient hielt sich Pythagoras nicht mehr allzu lange in seiner Heimat Samos auf; denn dort hatte zwischenzeitlich Polykrátes sich zum Tyrannen aufgeschwungen. Auf seinem Weg von Samos machte er einen großen Bogen um Athen und begab sich nach Unteritalien. In der Stadt Kroton im heutigen Kalabrien fand er um 532 eine zweite Heimat.

Solche Texte, die unter seinem Namen überliefert sind, stammen mit Sicherheit nicht von ihm selber, sondern von seinen Anhänger und Nachfolger, den Pythagoräern: Aus Pietät zu ihm haben sie zweifellos das, was sie aufgrund seiner Lehren gefunden haben, ihm gewidmet, und dies in dem Vertrauen, dass sie die letztlich ja doch ihm verdanken. Daher kann nur ein allergrößter Umriss seines Lehrens als gesichert gelten, auch wenn er dabei zumindest teilweise die Lehren anderer gelehrt hat. Dieser Umriss beinhaltet, den *Kosmos* betreffend, an Grundsätzen diese:

- »Was immer es im Weltall an Weltlichem gibt, das ist mit den Mittel der Geometrie zu erfassen; und das Messen von ihnen erfolgt mit den Mitteln der Arithmetik.«
- »Was immer es im Weltall an Göttlichem gibt, das steht in Einklang – in Harmonie – mit einander und zu einander; und dieser Einklang ist – unvermittelt und daher ohne Umweg über die Geometrie<sup>109</sup> – mit den Mitteln der Arithmetik zu erfassen.«
- »Die Arten – oder: die Gesetze – des Einklangs, die im Großen [= im Makrokosmos] vorhanden sind, haben ihre Wurzeln und Bedingungen im Kleinen [= im Mikrokosmos]; was daher im Kleinen erkannt werden kann, das ist auch im Großen aufzufinden.«

Dann ist davon auszugehen, dass er ein geozentisches Weltbild vertreten hat, d.h.: eine Lehre, der gemäß die Erde im Mittelpunkt des Weltenraums ruht und dabei von den Gestirnen umkreist wird. Der Abstand der – von der Erdkugel verschiedenen – Himmelskörper ist dabei nach den Gesetzen der Harmonie zu ermitteln; denn damit

---

<sup>108</sup> Dies gesteht ihm selbst Herákleitos später zu: Mehr als alle Anderen habe Pythagóras studiert. Aber sein Wissen sei blanke Vielwisserei; und was er als sein eigenes Gedankengut ausbebe, das sei tatsächlich der geistige Besitz seiner Lehrer.

Diese Beurteilung – in positiver wie in negativer Art – klingt sehr wirklichkeitsnah.

<sup>109</sup> Aber natürlich hat er die Geometrie als zur Arithmetik gleichwertig erachtet. Dies zeigt sich insbesondere bei den aus geometrischen Fragestellungen erwachsenen geometrischen wie dann später auch arithmetischen Lösungen. Neben den regelmäßigen Dreieck und dem regelmäßigen Viereck ist dabei insbesondere das regelmäßige Fünfeck zum Gegenstand seiner und seiner Nachfolger Untersuchungen geworden: Zieht man in diesem Fünfeck alle fünf Diagonalen, so erhält man das – dann zum Symbol [auch] der Pythagoräer gewordene – *Pentagramm*, an dem u.a. auch der *Goldene Schnitt* studiert werden kann.

ein sich bewegender Himmelskörper auf Dauer in seiner Bahn bleibt, muss eine Harmonie zwischen ihm und allen anderen Gestirnen – hier: unter Einschluss der Erde – gewährleistet sein. Da auf dem Erdenrund die reinste Harmonie auf den Saiten einer Lyra zu ermitteln ist, und da davon auszugehen ist, dass die Gestirne zu einander in göttlichem Einklang stehen, ist anzunehmen, dass ihre Bahnen in den Zahlenverhältnissen verlaufen, die dem Wohlklang der auf der Lyra zu erzeugenden Akkorde entspricht.

Mit großer Wahrscheinlichkeit ist Pythagoras davon ausgegangen, dass das Erdenrund von kugelförmiger Art ist. Nicht ausgeschlossen ist, dass er auch das *geordnete Weltall* – den *Kosmos* – als endlich und kugelförmig beschrieben hat; aber als gesichert kann dies keinesfalls gelten.

Ich gehe fest davon aus, dass Pythagoras in seiner Arithmetik – neben wie auch im Zusammenhang mit seiner Zahlensymbolik – die altindische Sicht der *Vierheit* vertreten hat, der gemäß – wegen:  $1 + 2 + 3 + 4 = 10$  – das 10-er-System das *eigentliche* Zahlensystem ist;<sup>110</sup> das babylonische 60-er-System hat dann – trotz seiner ansonsten recht schönen Eigenschaften, wie:  $3 \cdot 4 \cdot 5 = 60$  – in den Hintergrund zu rücken.

Als wahrscheinlich ist dann zu erachten, dass dies der Kern seiner Lehre ist:

»Der *Urbestand* der Materie sind die *Vier Großen Stoffe*, nämlich: *Erd[artiges]* – *Wasser[artiges]* – *Luft[artiges]* – *Feuer-[artiges]*; und der *Raum* ist nichts anderes als der *Äther*, d.h. der *Bereich des Feinststofflichen*.

Dieses Feinststoffliche ist demnach überall anwesend, wenngleich nicht überall in der gleichen Dichte und Ansammlung: Nicht sehr dicht wenngleich wirksam ist es im Unbelebten; deutlich dichter und somit wirksamer ist es im seelenlos Belebten, d.h.: in den Pflanzen; und am dichtesten und daher wirksamsten ist es in der Seele, wobei es der Seele Arbeit nach den Vorgaben der Seele durchführt.<sup>111</sup>

<sup>110</sup> Da, wo im Alten Indien bei der Bestimmung einer Kreisfläche sowie eines Kreisumfangs nicht große Genauigkeit erforderlich gewesen ist, da wurde die transzendente Zahl  $\pi$  durch die Bestimmung: „ $\pi \approx 3$ “ eingesetzt. Da jedoch, wo größere Genauigkeit – und zudem ein göttliches Maß – erforderlich gewesen ist, wie etwa beim Aufbau eines Opfer-Altars, da ist  $\pi$  gemäß: „ $\pi^2 \approx 10$ “ verwendet worden, in unseren Worten und im Sinne des dortzulande üblich gewesenen Dezimalsystems gemäß: „ $\pi = \sqrt{10}$ “ anstelle von „ $\pi \approx \sqrt{2 \cdot 5}$ “.

Man wird allerdings davon ausgehen dürfen, dass jene von ihnen, die das Multiplizieren von Brüchen bis hin zum Hundertstel beherrscht haben, gesehen haben, dass diese Gleichsetzung falsch ist, weil ja gilt: „ $\sqrt{2 \cdot 5} = 3,162 \dots$ “, mit „ $2 \cdot 5$ “ als Bezeichnung eines Rechtecks.

In dem Bestreben, nach Möglichkeit jede Größe durch ein Verhältnis von Natürlichen Zahlen wiederzugeben, ist  $\pi$  allerdings alternativ – und auch dann wohl approximativ – auch durch die Gleichung: „ $\pi \approx (26/15)^2$ “ bestimmt worden mit „ $(26/15)^2 = 3,0795 \dots$ “.

Der ägyptische Priester Ahmes hat in seinem „Lehrbuch zur Natur“ im 17-ten Jh. v.u.Z. die Berechnung von  $\pi$  mit der Formel „ $\pi \approx (16/9)^2$ “ vorgenommen, wobei dann mit erstaunlicher Genauigkeit gilt: „ $(16/9)^2 = (4^2/3^2) = (2^4/3^2)^2 = 3,1587 \dots$ “; diese Formel hat er offensichtlich bei einem – vergeblichen – Versuch der *Quadratur des Kreises* gefunden.

Die babylonischen Mathematiker hingegen bestimmten spätestens vom 6-ten Jh. v.u.Z. ab die reelle Zahl  $\pi$  durch die Formel: „ $\pi \approx (25/8)$ “, was mit „ $(25/8) = (5^2/2^3) = 3,1250$ “ entsprechend unterhalb des Wertes von  $\pi$ , bestimmt durch: „ $\pi = 3,14159265 \dots$ “ liegt.

<sup>111</sup> Zwar nicht gänzlich unmöglich, aber eben höchst unwahrscheinlich ist die Annahme, er habe gelehrt, dieses im Leib – im Soma – wirkende Feinststoffliche mache vollständig die Seele – die Psyche – aus, d.h. sei mit ihr identisch.

Wegen seiner Lehre vom ewigen Bestand der Seele geh‘ ich – ihm Konsistenz unterstellend – davon aus, dass er ein *Zusammenwirken bei Verschiedenheit* gemeint hat, wie dies in der Alt-

Die *Seele* – die *Psyché*, das *Ātman* – eines jeden beseelten Wesens – sei es ein Tier, sei es ein Mensch – ist *unentstanden*. Daher – so wird er argumentiert haben – unterliegt sie *nicht* dem *Gesetz des Vergehens des Entstandenen*. Und genau deshalb ist sie unvergänglich. Der *Äther* ist im Verbund mit der Seele ja ihr *Hauch* – ihr *Pneuma*, ihr *Prāṇa* –; daher erleidet er durchaus Mehrung und Minderung; aber auch da kann es – weil der Äther letztlich allgegenwärtig ist – nicht zu einem gänzlichen Verschwinden dieses Hauchs kommen.

Das Ideal der Harmonie – des Zusammenspiels [auch von Gegensätzlichem] in Eintracht – führt zur Schönheit. Schön ist eine Seele, wenn sie mit sich selbst in Eintracht lebt, und sodann aber auch, wenn sie mit dem Leib, der sie in diesem Leben beherbergt, in Eintracht lebt, auch und vor allem dann, wenn sie mit ihrer Umgebung in Eintracht lebt, und schließlich, wenn sie mit dem geordneten Weltall – mit dem Kosmos – in Eintracht weilt, kurz gesagt: wenn sie *gut* ist.

*Gut* wird man – wie dies vier Jahrhunderte zuvor bereits Yājñavalkya gelehrt hat, durch gutes Handeln im Denken–Reden–Tun; und böse wird sie demgemäß durch böses Handeln. Und so, wie die *Psyché* diesen Soma beim Tod verlässt, so tritt sie bei der Empfängnis in das nächste – dieser Geisteshaltung gemäßen – menschliche oder tierischen Soma ein. Wer daher für seine fernere Zukunft Gutes anstrebt, des muss sich bemühen, jetzt durch gutes Handeln gut werden und so schließlich gut sein. Und wer zudem das Ziel anstrebt, die reinen Gefilde der himmlischen Wesen zu erreichen, der muss durch reines Handeln rein werden und so schließlich rein sein.<sup>112</sup>

Die Reinheit des Denkens aber besteht in der aus dem Wissen erwachsenden Weisheit. Die Reinheit der Rede besteht darin, das eigene Wissen an Aufnahmefähige und Aufnahmewillige zum für sie geeigneten Zeitpunkt weiterzureichen, sowie, auf keinen Fall gegenteilig das Wort zu führen. Die Reinheit des Tuns besteht darin, jedes andere beseelte Wesen so zu achten und zu schützen, wie man selber geachtet und geschützt werden möchte;<sup>113</sup> dazu gehört dann, dass man nicht das Fleisch von beseelten Wesen als Nahrung verzehrt, dass man also streng vegetarisch lebt und dadurch auch die gesundheitlichen Vorteile dieser Ernährung erreicht.«<sup>114</sup>

---

indischen Philosophie vor ihm – auf unterschiedliche Art – Yājñavalkya sowie Buddha Śākyamuni gelehrt haben, bei Yājñavalkya als etwas Festes, bei Buddha Śākyamuni als ein Fließ-Gleichgewicht.

Berichtet wird, Pythagóras habe das Feuer als den Urstoff erachtet. Das mag so sein. Aber diese Annahme fügt sich nicht nahtlos an die Interpretationsannahmen, die ich oben vorgenommen habe, an. Daher halt' ich es für durchaus möglich, dass diese These über das Feuer erst von einem Pythagoräer – sei es Philólaos, sei es ein Vorgänger von ihm – aufgestellt worden ist; und daher verzicht' ich darauf, diese These zum Grundbestand der Lehre des Pythagóras zu nehmen.

<sup>112</sup> Ob Pythagóras das – rückwärts wie auch vorwärts – ewige eigene Bestehen einer jeden Seele gelehrt hat oder hingegen die irgendwann erfolgte – und daher möglichst bald zu überwinden-de – Abspaltung von der Ur-Gottheit, das muss offen bleiben; ich tendier' allerdings dazu, er habe letzteres gelehrt.

<sup>113</sup> Mir ist gesagt worden, dass diese Goldene Regel bereits auf einen der Orakelknochen im vorzeitlichen China eingeritzt worden ist; ich gehe davon aus, dass dem so ist.

<sup>114</sup> Strittig ist die Frage, warum er auch den Verzehr von Bohnen gemieden hat, und die zudem auch von seinen Anhängern verlangt hat. Die bisherigen Deutungsversuche – die damaligen Bohnen wären giftig gewesen, usw. – überzeugen mich nicht. Vielleicht hat er an die alte Bauernregel: „Jedes Böhnchen – ein Tönchen!“ geglaubt; und vielleicht hat er gewollt, dass jeder

So etwa könnte eine Rekonstruktion des Kerns der Lehre des Pythagóras ausschauen, indem man als Methode des Rekonstruierens einerseits die Konsistenz und andererseits die Nahtlosigkeit des Zusammenfügens von Bausteinen verwendet. Und er hat auch entsprechend seiner Lehre gelebt: Er hat es vermieden, Reichtümer anzusammeln; und er hat streng vegetarisch gelebt, ganz entsprechend seiner Ansicht von der grundsätzlichen Gleichheit von Tier und Mensch. Eben dieses Leben hat er wohl auch von seinen Anhängern erhofft und von seinen engeren Anhängern erwartet.

Pythagóras war ein guter Redner. Und ganz rasch ist es ihm in Kroton gelungen, einen – wie ich mit Anderen vermute – doppelten Kreis<sup>115</sup> von Anhängern seiner Lehre um sich zu scharen, und dies nicht nur unter den in Unteritalien zugewanderten Griechen, sondern auch unter den einheimischen Italikern, den vormaligen Einwohnern Italiens: Der äußere Kreis bestand aus jenen Anhängern unter den Bürgern, die sich von ihm zum Zweck der Neugestaltung ihrer Lebensführung Sinnsprüche – in anderen Worten: Mantras – geben ließen und sodann danach zu leben bestrebt waren. Der innere Kreis aber bestand aus jenen – den Grundlagen der Mathematik und ihrer Anwendungen kundigen – Menschen, die nach dem raschen Erreichen des Ziels der Weisheit strebten: Sie wurden nach entsprechenden Prüfungen durch den Vollzug von Einweihungen in diesen inneren Kreis geleitet; und sie verpflichteten sich mit dem Nehmen der Einweihung, das Leben in Treue zu diesem Orden wie auch zum dreifach gegliederten guten Handeln zu führen: (a) zum guten Tun, indem man sich gegenseitig materiell beisteht, (b) zum guten Reden, indem man keinem Unwürdigen – und dieses hieß dann sicherlich: keinem Nichtmitglied des Ordens, dieses inneren Kreises – das an Lehren weitergibt, was weiterzugeben für ihn nicht geeignet ist; und (c) zum guten Denken, indem man sein Bemühen dahin ausrichtet, das zum Erreichen der Weisheit – und mit ihr: der göttlichen Unerschütterlichkeit, der Ataraxie – erforderliche Wissen anzustreben und auch dieses mit den Mitgliedern des Ordens – und zudem auch nur mit diesen – zu teilen.

Als Pythagóras bereits betagt war, wurde Kroton in einen Krieg mit der Stadt Sybaris verwickelt. Kroton gewann diesen Krieg und zerstörte sodann die besiegte Stadt. Hinsichtlich der Verteilung der Beute kam es daraufhin unter den Bürgern Krotons zu heftigen Auseinandersetzungen, in denen seine Vermittlungsversuche scheiterten, und in denen er eben wegen seiner ausgleichenden Reden schließlich – wie das zumeist so geht – von allen Seiten der um die Beute Streitenden angefeindet wurde. Vermittelt wohl durch Híppasos, bot ihm in dieser Lage die kleine Stadt Metapont im heutigen Basilikata Süditaliens Asyl und eine neue Heimat an; und er nahm dieses Angebot an und siedelte um 510 nach Metapont über. Dort wurde ihm von den Einwohnern göttliche Verehrung zuteil; und als er bald darauf verschied, wurde einer der Tempel auf ihn – als den ihnen nunmehr Göttlichen – neu geweiht.

Nach dem Dahinscheiden des Meisters festigten sich zwei – wohl schon zu seinen Lebzeiten vorhandene Ausrichtungen des Pythagoräismus:

---

Aufenthaltsraum eines Anhängers frei von solchen wenig einladenden Düften ist, insbesondere aber die – wohl zumeist dicht mit Menschen gefüllten – Versammlungsräume.

<sup>115</sup> In Kontexten dieser Art ist das Wort „Kreis“ auf Sanskrit durch „samigha“ wiederzugeben. Ich gehe davon aus, dass er – ähnlich wie die Gymnosophisten am Indus – in Kroton um sich einen doppelten Kreis von Schülern gebildet hat, wie ich dies oben beschreibe.

\* In der *Akoýsmata*-Richtung sammelten sich jene Schüler und Anhänger, die das von ihm *Gehörte* – sozusagen: das *Akustische* – so, wie es von ihm gesagt worden ist, als das für sich und seine Schule Verbindliche vertraten, und dies im Verlauf der darauf folgenden Jahrzehnte in zunehmend heftigerem Ausmaß.

\* In der *Mathémata*-Richtung sammelten sich jene Schüler und Anhänger, die das von ihm *Gelehrte* – nämlich: die *Mathematik* und das, worauf die Mathematik anzuwenden ist, da vor allem: die Astronomie – *nicht* unbedingt *wortgemäß*, wohl aber *sinngemäß* fortzuführen bestrebt gewesen sind, in dies sowohl durch Erweiterungen und Vertiefungen als auch durch Ergänzungen und Verbesserungen.

Am Anfang mag es durchaus den einen oder anderen gegeben haben, der die Auffassungen *beider* Richtungen zu befolgen getrachtet hat, jedenfalls, solange sich die *Akoýsmata*-Haltung hauptsächlich auf das Ideal der *pythagoräischen Lebensführung* bezogen hat; möglicherweise trifft dies auch auf Alkmaion zu. Da die Weiterentwicklungen der Lehre des Lehrers jedoch zu Lehren hat führen müssen, die der Lehrer und Meister *so nicht* vertreten hat, ist den Vertretern der liberaleren *Mathémata*-Richtung von denen der konservativeren *Akoýsmata*-Richtung bald immer häufiger und heftiger der Verrat an der Lehre vorgehalten worden.

Naheliegender ist die Vermutung, dass sich die *Akoýsmata-Richtung* hauptsächlich aus getreuen Anhängern des *Äußeren Kreises* rekrutiert hat, während die – zahlenmäßig sicherlich deutlich unterlegene – *Mathémata-Richtung* sich aus den Schülern und Schülerschülern des *Inneren Kreises*<sup>116</sup> bestanden hat. Diese – paradox klingende – Vermutung ist zwar naheliegender, aber natürlich jetzt in keiner Weise mehr nachzuweisen.

*Alkmaíon von Kroton* [um 500] war einer der Hauptschüler des Pythagoras. Als Naturphilosoph scheint er nicht wesentlich über die Lehre des Lehrers hinausgewachsen zu sein. Und auch in seiner Erkenntnistheorie dürfte er des Meisters Lehre getreu weitergereicht haben, gemäß:

»Eine unmittelbare Einsicht in die vergänglichen Dinge – ob die sichtbaren wie die Sterne oder ob die nicht sichtbaren wie die Atome – ist allein den Göttern vorbehalten;<sup>117</sup> den Menschen hingegen ist nur die vermittelte Einsicht in sie möglich, und zwar: vermittelt durch Beobachtetes, aus dem Zusammenhänge durch das Denken erschlossen werden.

Die – als göttlich-beseelt genommenen – Sterne sind deswegen unsterblich, weil sie in ihrem Lauf stets das Ende mit dem Anfang verbinden. Hingegen verbinden die – irdisch-beseelten – Lebewesen nicht das Ende ihres Leibes mit dem Anfang des Leibes – des Somas –, sei es des bisherigen oder sei es eines anderen neuen Somas; daher ist dieses Soma sterblich. Die Seele jedoch – die *Psyché*, vermutlich vereint mit dem *Pneuma*, dem Hauch, dem Äther – verbindet stets das Ende mit einem Anfang; daher ist sie unsterblich.«<sup>118</sup>

---

<sup>116</sup> Mit guten Gründen wird vermutet, dass Pythagóras – anders als später etwa Pláton – kein Dogmatiker gewesen ist, und dass von ihm im Inneren Kreis abweichende Meinungen nicht nur geduldet, sondern auch ohne autoritäre Schiefelage diskutiert worden sind.

<sup>117</sup> Der Unterschied dürfte lediglich darin bestanden haben, dass – meiner Vermutung nach – Pythagóras unter den Göttern die personifizierten Naturkräfte verstanden hat, der nicht weitgereiste Alkmaíon hingegen irgendwelche übernatürlichen Wesen.

<sup>118</sup> Mehrheitlich wird in der philosophie-historischen Forschung angenommen, dass Pláton die von Alkmaíon erstellte Argumentation für die Unsterblichkeit der Seele – die oben allerdings



Wie schon sein Lehrer und Meister, so befasste auch er sich ausführlich mit den auf Musikinstrumenten zu erzeugenden Tönen und mit dem Verhältnis der Ton-Intervalle zu einander, was bei ihm sicherlich geheißten hat: mit den *sagbaren* Verhältnissen, nämlich: mit den mittels zweier positiver natürlichen Zahlen sagbaren Verhältnissen, kurz und in unserer Sprechweise ausgedrückt: mit einer rationalen Zahl sagbar.

Kroton war seinerzeit im mittleren und westlichen Mittelmeerraum bekannt und geschätzt wegen seiner Ärzte und deren – wohl zumeist häuslichen – Schulen. Nicht auszuschließen ist, dass in diesen Schulen bereits seit Generationen erhebliche biologisch-medizinische Forschung betrieben worden ist. Von Alkmaíon jedenfalls ist bekannt, dass er seziiert hat, sei's an Tieren oder sei's an Menschen. Vermutlich hat er sich dann und wann auch als Arzt betätigt.<sup>119</sup>

Bei diesem Sezieren erkannte er, dass von den ersten vier der fünf körperlichen Sinnesorgane – nämlich von: *Auge–Ohr–Nase–Zunge* – schmale Kanäle zum Gehirn führen. Vermittelt durch diese Beobachtung, gelangte er zu der Verallgemeinerung, dass nicht das Herz, sondern vielmehr das Gehirn das zentrale Organ ist, in dem das Wahrnehmen durch die fünf Sinne und das Denken durch den Verstand stattfindet.<sup>120</sup>

Hingegen dürfte er seine Lehre vom Wesen der Gesundheit – auch, wenn sie bei ihm erstmals schriftlich ausgebreitet worden ist – von den Ärzteschulen seiner Heimatstadt gehört und übernommen haben. Der gemäß besteht die *Gesundheit* eines Lebewesens im *Gleichgewicht* – in der *Isonomie* – zwischen den Gegensätzen, genauer: in der Mitte zwischen den extremen Enden einer Skala, wie etwa: *Kalt–Heiß* und *Trocken–Feucht*.<sup>121</sup>

*Híppasos von Metapont* [um 500] gehörte zwar noch zur Generation der unmittelbaren Schüler aus dem Inneren Kreis des Pythagóras; aber er war bereits einer der als Abtrünnlinge verschrienen Mitglieder der Mathémata-Richtung. Unbekannt ist, ob und ggf. in welchem Umfang er die Lehre des Herákleitos bereits gekannt hat. Es darf zudem nicht ausgeschlossen werden, dass er seine Naturphilosophie – vielleicht sogar angeregt durch Pythagóras, oder zumindest von diesem wohlwollend aufgenommen – mit Wissen aus Quellen des Orients bereichert hat, aus denen unabhängig von ihm auch Herákleitos geschöpft hat. Der Kern seiner Lehre wird dies gewesen sein:

---

nur stichpunktartig wiedergegeben worden ist – gekannt und im „Phaidros“ sowie in den „Gesetzen“ wiedergegeben hat, und zwar ohne Nennung des Alkmaíon und damit den Anschein erweckend, dies sei sein eigenes Gedankengut.

<sup>119</sup> Er wird ja auch dann und wann sich Lebensmittel und Kleidung zu beschaffen gehabt haben und somit Einkünfte benötigt haben, es sei denn, er hätte ständig vom Geld der Eltern oder der Freunde gelebt.

<sup>120</sup> Allerdings wird dies auch von jenen [zumeist] nicht abgestritten, die zwischen gröberen und feineren Vorgängen im Geist unterscheiden und die die Ansicht vertreten, dass die allerfeinsten Vorgänge des Geistes an jener sehr kleinen Stelle unmittelbar vor der Wirbelsäule stattfindet, die auf der Höhe der Brustwarzen angesiedelt ist [und bei der, nebenbei gesagt, aus den dort senkrecht führenden Nervensträngen ein Bündel von Nervenbahnen nach vorne hin austreten].

<sup>121</sup> Alles dies hat man beim Studium der Werke Pláton's – speziell: des „Timaios“ – in Erinnerung zu behalten.

»Die Ausdehnung des Weltalls ist endlich; und sein Mittelpunkt deckt sich mit dem Mittelpunkt der Erdkugel. Alle Dinge im Weltall, ob groß oder klein, wandeln und verändern sich unentwegt; und unveränderliche Atome gibt es daher nicht. Vielmehr ist alles, was räumlich ausgedehnt ist, entsprechend dieser Ausdehnung teilbar und somit veränderlich.<sup>122</sup> Unveränderlich und unwandelbar hingegen sind – nicht die Dinge sondern – die gesetzmäßigen Zusammenhänge der Veränderungen, die sich an den Dingen ereignen; und unwandelbar sind auch die Zeitspannen, in denen sich – wie etwa die Wiederkehr der Sternkonstellation gemäß des chaldäischen Kalenders – diese Veränderungen und Wandlungen der Dinge vollziehen.

Der Urbestand ist, wie bei Herákleitos, nicht die Luft, sondern das Feuer:<sup>123</sup> Aus dem Chaos des Feuers entsteht das Weltall als Kosmos; und in das Chaos des Feuers vergeht es nach einem Weltzeitalter dann wieder. Aus eben diesem Weltbrand entsteht sodann – in zyklischer Weise das Ende mit dem Anfang verbindend – ein neuer Kosmos, und so weiter, ohne Ende wie auch ohne Anfang.

Der Urbestand der Psyche ist gleichfalls das Feuer; und wie das Feuer, so ist daher auch sie einem unentwegten, wengleich gesetzmäßig erfolgenden – Wandel unterworfen.«<sup>124</sup>

Auch Híppasos befasste sich ausführlich mit den auf Musikinstrumenten zu erzeugenden Tönen und mit dem Verhältnis der Tonintervalle zu einander, und auch da ausschließlich mit den *sagbaren* Verhältnissen, auf *kommensurable* Verhältnisse, auf mit *rationalen* Zahlen beschreibbaren Intervallen.

In der Geometrie allerdings – und vermutlich beim Berechnen der Länge der Diagonalen im regulären Fünfeck – ist er auf *unsagbare Verhältnisse von Längen* gestoßen, auf *inkommensurable Längenverhältnisse*, demnach: auf mit *Irrationalen Zahlen zu beschreibenden Längen*. So ist ja die Diagonale in einem Quadrat mit der Seitenlänge 1 von der Länge  $\sqrt{2}$ ; <sup>125</sup> und sie ist nicht als Verhältnis zweier natürlicher Zahlen, wohl aber als eine nicht abbrechende – und in dieser Sicht: nicht durch eine mit einem endlichen Satz sagbaren – Folge von solchen Zahlenquotienten identisch.

Allgemein wird nicht ausgeschlossen, dass Híppasos dieses Ergebnis der Existenz von irrationalen Zahlen bereits zu Lebzeiten seines Meisters – und als Mitglied seines Inneren Kreises – gefunden hat; sollte dem so sein, dann hat er ihn ohne jeden Zweifel davon informiert, was diesen dann in seiner Sicht bestärkt haben kann, dass es überall – und sogar in der Mathematik – neben Harmonischen auch Disharmonisches gibt, und dass dem Harmonischen daher auch da der Vorzug gebührt.

Von Híppasos darf angenommen werden, dass er seine mathematischen Fähigkeiten nicht im Orient, sondern im damals griechischen Unteritalien bei seinem Leh-

---

<sup>122</sup> So lehrt dies dann später – mit eingehender arithmetischer Begründung – Anaxagóras.

<sup>123</sup> Die Verwandtschaft zu Herákleitos ist unübersehbar; vielleicht ist Híppasos *deswegen* mit „Abtrünniger“ bezeichnet worden. Andererseits hat gerade *er* die Feuer-Lehre in den Pythagoräismus eingeführt und gefestigt.

<sup>124</sup> Und auch dieser Satz – der an den Kern der Lehre Buddha Śākyamuni's erinnert – könnte zum Vorwurf „Abtrünniger!“ geführt haben, dann nämlich, wenn Pythagóras eine Ātman-Lehre im Sinne Yājñavalkya's vertreten hat.

<sup>125</sup> *Derartige* Irrationale Zahlen sind unter den Reellen Zahlen die Algebraischen Zahlen; denn diese *unsagbaren Zahlen* sind als Lösungen von algebraischen Gleichungen darstellbar. *Jene übrigen* Reellen Zahlen, die das algebraisch zu Ermittelnde überschreiten – die Transzendenten Zahlen wie etwa die Zahl  $\pi$  – wären dann wohl die *unsäglich-unsagbaren Zahlen*.

rer und Meister Pythagóras erworben, verfeinert und sodann selbständig erweitert und vervollkommen hat. Er ist somit der erste große Mathematiker des Okzidents, des Westens.

Alkmaíon und Híppasos gehören zu den Zeitgenossen des Pythagóras und damit sozusagen zur nullten Generation des Inneren Kreises um und nach Pythagóras; und ihre Lehren zeigen, dass sich Pythagóras – anders als später Pláton auf keinen Fall mit stupiden „Ja“-Sagern umgeben hat.

Zur zweiten oder gar zur dritten Generation der Pythagoräer wird Philólaos gezählt, und zu noch späteren Generationen sodann Archýtas und Hikéatas.

Um hier das Kapitel über die Pythagoräer abzurunden, will ich nun – die zeitliche Aufeinanderfolge hinsichtlich der nicht-pythagoräischen Philosophen etwas außer Acht lassend – die Umrisse der Lehren dieser drei späteren Pythagoräer behandeln.

*Philólaos von Kroton* [~470 – 399/392] war bereits ein Zeitgenosse des Sokrates. Er war – unserem Kenntnisstand nach – der erste unter den Pythagoräern, der seine Lehre auch in Schriftform darlegte: eine durchaus eigenständige, wenngleich in den Grundzügen natürlich pythagoräisch geprägte Weltsicht; und hätte er sie nicht schriftlich festgehalten, so würden wir jetzt nicht einmal seinen Namen kennen, geschweige denn erahnen, wie viel von seiner Lehre Pláton ohne Nennung des Urhebers als sein eigenes Werk im Dialog „Timaios“ vorgestellt hat. Überliefert ist sowohl, dass Pláton ihn auf seiner zweiten Italienreise getroffen und dabei diesen Text erhalten hat, als auch, dass Pláton ihn von der Witwe des Philólaos – die, wie man sich vorstellen kann, als einkommenslose Frau in Geldnöten war – abgekauft hat. Ich halte die erste Version für ganz unwahrscheinlich und die zweite für die wahrscheinliche.

Bekannt war er seinerzeit wohl nur in Fachkreisen, und auch da nur zwei bis drei Jahrhunderte lang. Bekannt war er insbesondere wegen seines exzentrischen Weltbildes, dem gemäß die Erde nicht im Mittelpunkt des Weltalls ruht, sondern vielmehr um diesen Punkt kreist. Es wird – zu recht, wie ich meine – vermutet, dass der spätere Mathematiker und Physiker *Arístarchos von Samos* [~310 – ~230] der erste [unter den Mathematikern und Naturwissenschaftlern!] war, der, beeinflusst durch den Tabu-Bruch des Philólaos, dann gleichfalls die Erde aus dem Mittelpunkt des Geschehens entfernte, sie aber nicht um ein imaginäres Weltfeuer, sondern um die reale Sonne kreisen ließ, kurz: der das geozentrische Weltbild durch ein heliozentrisches ersetzte. Aber leider ist diese Theorie nicht über das mittlere griechische Altertum hinaus überliefert worden. Copernicus allerdings hat sich in der Darstellung seines heliozentrischen Weltbildes ausdrücklich auf Arístarchos berufen.

Über das Leben und Wirken des Philólaos ist wenig bekannt; und von dem Wenigen kann nichts als gesichert gelten. Wahrscheinlich ist er in Kroton geboren und hat dort mindestens bis zu seiner ersten Lebenshälfte gelebt. Vermutet wird, dass er Kroton wegen der dort immer heftiger gewordenen Verfolgung der Pythagoräer verlassen hat; möglicherweise ist er daraufhin nach Tarent in Unteritalien geflohen, vielleicht aber auch nach dem – etwa in der Mitte der griechischen Halbinsel gelegenen – Theben. Dass Pláton ihn je getroffen – und dabei eine Kopie seines Manuskripts überreicht erhalten – hat, erachte ich als ganz unwahrscheinlich; dass Pláton nach des Philólaos' Tod ein solches Manuskript von dessen Witwe – die, als nun einkommenslose Frau, in Geldnöten war – erworben hat, dies erachte ich als eher wahrscheinlich.

Hinsichtlich der Musik und ihrer Akkorde bleibt des Philólaos' Lehre ganz auf der von seinen Schul-Vorgängern vorgezeichneten Bahn; und er erweitert und vervollständigt diese Lehre durch eigene Ergebnisse. Das Prinzip der Harmonie – des Einklangs, des Gleichklangs, des Zusammenklangs, der Eintracht – der Töne lässt er dabei an keiner Stelle außer Acht.

Und er überträgt, wie seine Vorgänger, dieses Prinzip der Harmonie auch als erkenntnisleitenden Grundsatz auf die Himmelskörper und beschreibt sie demgemäß:

- »Die Himmelskörper unter Einschluss des Erdballs sind gemäß des Grundsatzes der auf einander bezogenen Eintracht in ihren Bewegungen festgelegt; und gemäß eben dieses Grundsatzes sind zudem die begrenzten Dinge des Weltalls auf die unbegrenzten Dinge bezogen: So ist das Weltall geordnet, so ist es daher ein Kosmos und kein Chaos.«

- »Die unbegrenzten Dinge sind jene, die für unsere menschlichen Sinne nicht wahrnehmbar sind; in kosmischer Hinsicht bestehen sie aus Raum und Zeit. Nur vermittelt der begrenzten Gegenstände vermögen wir, auf das Bestehen von solchen unbegrenzten Dinge zu schließen.«

- »Die begrenzten Dinge sind jene, die wir mit unseren menschlichen Sinneskräften wahrnehmen können. In sie eingeordnet sind die begrenzten Gegenstände vermittelt eben dieser Begrenzungen; und diese Begrenzungen sind genau jene, die durch [endliche] Maßzahlen ausdrückbar sind. Kurz gesagt: Durch Wahrnehmung erkennbar ist genau das, was durch die Mittel der Mathematik beschreibbar ist.«<sup>126</sup>

Die Eintracht ist es gemäß Philólaos, die den Lauf der Himmelskörper in ihren Bahnen hält; und diese Harmonie verleiht diesen Körpern dabei nicht nur eine feste, sondern darüber hinaus auch eine sinnvolle Anordnung, und dies eben durch den harmonischen Bezug zu einander.<sup>127</sup>

Der Raum ist zwar unbegrenzt; aber das Weltall im Raum ist begrenzt. Zur Harmonie gehört, dass kein Teil des begrenzten Raums, den das Weltall einnimmt, vor einem anderen Teil ausgezeichnet ist. Daher ist die Bahn eines jeden Himmelskörpers so beschaffen, dass sie an jedem ihrer Punkte gleichweit vom Weltmittelpunkt entfernt ist, dass diese Bahn demnach auf der Schale einer Kugel, verläuft, deren Mittelpunkt genau in der Weltmitte liegt.<sup>128</sup> Revolutionär ist in seiner Lehre dabei jedoch, dass die Erde ihren Ort in der Weltmitte verliert:

- \* »Die Weltmitte ist der Mittelpunkt des – die Welt erwärmenden – Weltfeuers, des Herdes mit diesem kosmischen Feuer. Von ihm erhalten alle anderen Gestirne ihr Licht entweder direkt oder durch Reflexion von anderen Gestirnen.«

- \* »Auf der innersten Schale um dieses Weltfeuer kreist der Erdball; pro Umrundung vollzieht er dabei genau eine Achsendrehung. Daher ist die eine – vom Weltfeuer ausgebrannte – Hälfte des Erdballs diesem Feuer stets zugewandt und die andere ihm

---

<sup>126</sup> In leicht veränderter Form – und zudem nicht im kosmologischen, sondern im erkenntnistheoretischen Rahmen – taucht dieser Satz etwa zwei Jahrtausende später dann wieder in Kant's Werken auf.

<sup>127</sup> Genau so will dies dann Pláton auch im „Timaios“ sehen.

Im „Phaidon“ hat er darüber noch nichts sagen können.

<sup>128</sup> Noch Copernicus hat an diesem Dogma der Kreisbahnen strikt festgehalten, wiewohl Brahe ihm aufgrund von recht genauen Mess-Ergebnissen hat nachweisen können, dass dies so nicht sein kann. Und erst Kepler hat sich von dem Dogma der kreisförmigen Umlaufbahnen befreit.

stets abgewandt; erwärmt wird sie durch das mildere Licht der Sonne. Der Erde entgegengesetzt umkreist eine Gegenerde dieses Weltfeuer mit gleicher Umrundung und gleicher Drehung.<sup>129</sup> Aus diesem Grund kann auch sie von uns aus nicht wahrgenommen werden.«<sup>130</sup>

\* »Auf der nächst-äußeren Schale um dieses Weltfeuer kreist der Mond.«

\* »Auf der darauf folgenden Schale um dieses Weltfeuer kreist die Sonne. Sie besteht aus Kristallen und reflektiert daher einen Teil des Lichts, das sie vom Weltfeuer erhält, zum Erdball, und zwar zu dessen bewohnbarer und bewohnten Hälfte dann, wenn die Distanz vom Erdball zur Sonne kürzer ist als des Weltfeuers zu Sonne.«

\* »Auf den weiteren fünf Bahnen bewegen sich die fünf restlichen der damals bekannten Planeten, nämlich, und in dieser Reihenfolge: Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn.«

\* »Auf der äußersten Schale – und damit auf dem Rand des Weltalls – bewegen sich keine Wandelsterne, sondern die Feststerne.«<sup>131</sup>

\* »Entstanden ist dieser Kosmos aus dem kosmischen Urfeuer:<sup>132</sup> Durch Ausdehnung und Absonderung hat es aus sich diese Himmelskörper entlassen; und ihr verbliebener Rest ist dabei als Weltfeuer im Mittelpunkt der Kosmos geblieben. Diese Ausdehnung ist harmonisch erfolgt, somit nach allen Himmelsrichtungen hin homogen, als stets auf solchen sich ausdehnenden Schalen von Hohlkugeln um den Weltmittelpunkt. Vergehen wird es, sowie sich diese Schalen wieder zum Weltfeuer zurückbewegen und schließlich mit ihm eins werden, zusammen so wieder zum Urfeuer werden; denn Alles kehrt schließlich zu seinem Ausgangsort zurück. Und weil danach dieses Spiel von vorne beginnt, und mit ihm ein neues Weltzeitalter, verbindet sich auch hinsichtlich des Weltganzen das Ende mit dem Anfang, so wie dies in den vergangenen Zeiten seit jeher erfolgt ist. Daher ist zwar Alles im Kosmos schließlich vergänglich, des Kosmos selber jedoch unvergänglich. Seine Bestandteile nehmen weder zu noch ab, sondern verändern sich lediglich nach den Gesetzen der Eintracht, des Zusammenklangs, der Harmonie.«

Dies ist wohl der Kern seiner – natürlich weit mehr ausgearbeiteten – Lehre vom Weltall und seiner Entstehung. Ich vermute zudem, dass er in seiner Lehre ein pulsierendes Weltbild vorgelegt hat, somit eine Lehre von der ewigen Aufeinanderfolge von Weltentstehen–Weltvergehen.<sup>133</sup>

*Hikéatas von Syrakus* [460/469 – 390/360] war einer der wenigen Pythagoräer, die des Philólaos' Lehre von dem Paar <Erde, Gegenerde> weitergetragen und durch eigene Begründungen zu festigen versucht haben.<sup>134</sup> Doch ist von ihm und seiner Leh-

---

<sup>129</sup> Niemand hat bislang erraten können, warum Philólaos hier – ohne Anziehungs- und Fliehkräfte ins Spiel zu bringen – eine Gegenerde zu postulieren sich genötigt sieht.

<sup>130</sup> Vom Mond aus kann sie natürlich wahrgenommen werden; und diesen vermutet Philólaos als von Lebewesen bewohnt.

<sup>131</sup> Ich vermeide hier und im Folgenden die Ausdrücke „Fixsterne“ und „Planeten“; denn deren Bedeutung ist seit Copernicus unserem heutigen Gebrauch nach festgelegt. Ich verwende stattdessen die archaischen Ausdrücke „Feststerne“ und „Wandelsterne“.

<sup>132</sup> Hier ist der Ausdruck „Feuer“ natürlich *nicht* gemäß „Feuerartiges“, sondern gemäß – dem Zustand unmittelbar nach dem Urknall verwandtes – „Kosmisches Inferno“ zu verstehen.

<sup>133</sup> In der alt-indischen Philosophie wird diese Lehre erst bei Buddha Śākyamuni greifbar.

<sup>134</sup> Die übrigen Pythagoräer haben die Kugelgestalt der Erde im Weltmittelpunkt vertreten, wie auch sonst alle altgriechischen Philosophen *nach* Anaximénes.

re – außer seinem Namen und dem Thema seiner Lehre – nichts Verlässliches überliefert worden, auch von der damaligen Sekundärliteratur nicht; daher wissen wir nicht ein-mal über sein Leben wie auch über seine Lebensdaten einigermaßen genau Bescheid.

Philosophiegeschichtlich war Hikétas insofern wichtig, als er die Bürger seiner Heimatstadt Syrakus – wohl: erstmals – wohl eingehend mit Grundthemen der Philosophie im Allgemeinen und mit der Lehre von der Harmonie in der Musik und deren Anwendung in der Astronomie bekannt gemacht hat. Denn damals galt unwidersprochen, dass es eine Beziehung zwischen den Geschehnissen am Himmelszelt und den Geschehnissen auf dem Erdenrund gibt, auch wenn diese nur – bzw.: allenfalls – den Sternenkundigen bekannt ist. Über den Lauf der Sterne Bescheid zu wissen, das war daher von großer Bedeutung für jemanden, der über den voraussichtlichen Verlauf seiner geplanten Tätigkeiten und deren Auswirkungen vorab Bescheid hat wissen wollen.

Auf diese Weise ist um diese Zeit herum dann eben auch das Interesse von Dionýsios I und von dessen Sohn Dionýsios II, den damaligen Tyrannen von Syrakus an der Philosophie geweckt worden; und verbunden damit wird ihn beiden irgendwann der Wunsch aufgestiegen sein, diese Alleinherrschaft zu legitimieren, wenn nicht via Religion, so doch zumindest via Philosophie. Dazu gaben die Lehren der – republikanisch und demokratisch<sup>135</sup> ausgerichteten – Pythagoräer nun allerdings wenig her. Pláton's Staatsphilosophie allerdings mit ihrem Kasten-System, *die* war da schon eher ein für eine solche Legitimierung geeignetes Werkzeug. So kam es dann wohl zur mehrfachen Einladung des Aristokraten Pláton nach Syrakus und zu dessen Zweck-Freundschaft mit diesen Tyrannen, die Pláton – hätte sich nicht für ihn eingesetzt – wohl die Freiheit gekostet hätte.

*Archýtas von Tarent* [435/410 – 355/348] lebte und wirkte in seiner Heimatstadt Tarent mit ihrer republikanisch-demokratischen Verfassung als Staatsmann und Feldherr, als Physiker und Techniker, als Mathematiker und Musiktheoretiker, und dies alles als pythagoräischer Philosoph im Sinne dieser Philosophie.

Von großer Wichtigkeit sind damals vor allem seine neuen Erkenntnisse zu den Irrationalen Zahlen gewesen. Überhaupt kennzeichnet ihn, dass er die Mathematik nicht, wie bis dahin in der pythagoräischen Schule, von der Geometrie her entwickelt hat, sondern dass er vielmehr – offenkundig die cartesische Geometrie vorwegnehmend – die geometrischen Fragestellungen zu arithmetischen umformuliert und so der Arithmetik<sup>136</sup> in der Mathematik die Vorzugsstellung verschafft hat. Aber wie seine Vorgänger, so hat auch er – man ist geneigt zu sagen: ganz im Sinne Kant's! – daran festgehalten, dass die erfahrungswissenschaftliche Erkenntnis genau so weit reicht, wie in ihr die Mathematik anwendbar ist, daher für ihn dann eben: so weit, wie in ihr die Arithmetik anwendbar ist.

---

<sup>135</sup> Sehr grob können die Begriffe „Republik“ und „Demokratie“ so umrissen werden:

Das Gegenteil von einer Republik ist eine Monarchie. Syrakus war damals daher – solange es der Tyrann nicht geschafft hat, zum Fürsten und König aufzusteigen, eine Republik.

Das Gegenteil von einer Demokratie ist eine Diktatur, wenngleich es da sehr viele Zwischenformen der Staatsform gibt. Syrakus war damals jedoch – anders als etwa Tarent und Athen – eine Diktatur mit einem einzigen Diktator an der Staatsspitze.

<sup>136</sup> Anstelle von „Arithmetik“ findet man bei ihm das Wort „Logistike“ als Fachbezeichnung.

Dabei leiten uns Fragestellungen über die Ordnung der Dinge auf dem Erdball wie auch im Himmelsraum sehr oft hin zu mathematischen Lösungen derselben; und eben deswegen kann darauf vertraut werden, dass zunächst diese und später jenes erfahrungswissenschaftliches Problem einer mathematischen Lösung zugeführt werden kann, und dass im Idealfall Alles und Jedes so entschieden werden kann. Daher hat er sich nicht von Pláton dazu verleiten lassen, ihm in dessen strenger vierfacher Unterscheidung des Wissens<sup>137</sup> zu folgen.

Ein Zeitgenosse des Archýtas war – neben Pláton – auch der Mathematiker und Astronom *Hippokrátēs von Chios*<sup>138</sup> [470/440 – 410/390]. Dieser Mathematiker hat – unserem Überlieferungsstand nach – im griechisch orientierten Mittelmeer-Raum das erste Lehrbuch zur Mathematik verfasst; und Archýtas hat dieses nicht nur gekannt, sondern auch ausgiebig studiert. Leider ist dieses Buch nicht überliefert worden; und auch von dessen Autor ist sonst weiter nichts mehr bekannt. Insbesondere ist daher auch nicht mehr zu ermitteln, ob und ggf. inwieweit Archýtas durch diese Lektüre Hinweise über das Behandeln der *Irrationalen Zahlen* – d.h. für ihn immer noch: der *Unsagbaren Zahlen* – erhalten und weiterentwickelt hat.

Er hat die von Híppasos auf geometrischem Weg ermittelten unsagbaren Zahlenverhältnisse erweitert; und er hat der Mathematik die erste – noch unvollständige – Systematisierung gegeben.<sup>139</sup> *Eykleídes von Alexandrien* [~360 – 280] hat sie, darauf aufbauend, dann in seinen Lehrbüchern weiterentwickelt.

Der Ausgangsort der arithmetischen Forschung ist auch für Híppasos die Harmonik gewesen, d.h.: jener Teil der Akustik, die Lehre von den Ton-Intervallen<sup>140</sup> und deren arithmetischer Bestimmung enthält. In der Erweiterung und Vervollkommnung dieser Lehre ist es ihm dabei gelungen, harmonische Intervalle zu ermitteln, welche sich ebenfalls nicht durch rationale Zahlen messen lassen. Und wäre er dabei nicht

---

<sup>137</sup> Pláton unterscheidet diese vier Arten des Wissens:

- (a) das alltägliche Wissen, das ein blankes Meinen ist;
- (b) das physikalisch-ermittelte Wissen, das – soweit es nicht aus dem mathematischen Wissen herrührt – noch nicht ausreichend gesichert ist;
- (c) das mathematische Wissen, das aus den spezifischen Ideen der Mathematik, wie sie da durch wahre Axiome beschrieben werden, logisch die Theoreme herleitet; sowie
- (d) das philosophische Wissen, das ein allgemeines und grundsätzliches Wissen um die Ideen – um die Unterschiede, um die Ergebnisse der Unterscheidungen – ist und das nicht nur unumstößlich, sondern auch allumfassend ist.

<sup>138</sup> Dieser Mathematiker *Hippokrátēs von Chios* ist *verschieden* von dem Arzt und Mediziner *Hippokrátēs von Kōos* [~460 – 370]; letzterer hat – auf der apriorisch akzeptierten Säfte-Lehre aufbauend – seine sonstigen Gesetze der Arzneikunst auf empirischem Weg zu erlangen getrachtet.

NB: Die Säfte-Lehre – d.h.: die Humoralpathologie –, die zuvor bereits in China und Indien die Grundlage der ärztlichen Forschung und Krankenbehandlung gewesen und mit Sicherheit von dort in den Mittelmeer-Raum gelangt ist, hat in der westlichen Medizin noch bis in die ersten Jahre des 20-ten Jh. n.u.Z. – demnach: bis vor ziemlich genau hundert Jahren – Bestand gehabt.

<sup>139</sup> Er hat sich auch mit mancherlei geometrischen Fragen befasst:

Lösen konnte er das Problem der *Hippokratischen Mündchen*; nicht lösen konnte er das Problem der Quadratur des Kreises.

<sup>140</sup> Verständlicherweise haben die Pythagoräer seinerzeit in ihrer *Akustik* unter den *Schallen* nur die *Töne* untersuchen und erfassen können, *nicht* jedoch *andere* Schalle, wie etwa *Geräusche* und *Knalle*.

von einer falschen Voraussetzung ausgegangen, so wäre er sicherlich als der große Meister der Harmonik in die Geschichte sowohl der Musik als auch der Akustik eingegangen. Es handelt sich dabei um die zweite dieser beiden – Axiome:

◊ »Die Höhe des Tons, den ein sich bewegender Körper durch die dabei entstehende Reibung an der ihn umgebenden Luft erzeugt, ist proportional zur Geschwindigkeit dieses Körpers.«

◊ »Die Geschwindigkeit des so hervorgebrachten Schalls ist proportional zur Geschwindigkeit dieses sich bewegenden Körpers.«

Möglicherweise hat ihn eine – hier fehlerhafte – Anwendung eines – ihm ganz selbstverständlich erschienenen – Impuls-Grundsatzes zu dieser irrigen Annahme verleitet, nämlich: dass die Luft-Teilchen, die dieser Körper in seiner Bewegung vor sich herstößt, einem Actio-Reactio-Prinzip genügen müssen. Tatsächlich aber breiten sich die bei einem solchen Aufprall erzeugten Druckwellen in der Luft stets mit gleicher Geschwindigkeit aus; was dabei von der Geschwindigkeit linear abhängt, das ist deren Frequenz, somit: die dabei erzeugte Anzahl des Wellenbergs pro festgelegter Zeiteinheit. Denn würden sich höhere Töne in der Luft rascher fortbewegen als tiefere Töne, dann würde sich eine mehrstimmige Musik bereits in hundert Metern Entfernung verzerrt und schräg anhören, was aber nicht der Fall ist. Die späteren Mathematiker und Harmonie-Forscher in Alexandrien – mit Eukleides von Alexandrien als krönenden Abschluss – haben dann jene irrige Annahme durch die zutreffende von den Frequenzen ersetzt und der Akustik dadurch eine solide Basis geschaffen.

Archytas hat diese Voraussetzung übernommen und sie samt der daraus hergeleiteten Folgesetze von den Tonintervallen auf die Gestirnsbahnen übertragen, indem er sich von zwei weitere Axiomen hat leiten lassen:

◊ »Die Bahnen, die die Gestirne auf den Kugel-Schalen um das Weltfeuer ziehen, befinden sich nicht im leeren Raum, sondern in Bereichen mit schalltragender Luft, genauer gesagt: im Bereich des Äthers.«

◊ »Die Geschwindigkeiten der Himmelskörper stehen zu einander in einem harmonischen Verhältnis, somit: in *Spärenharmonie*.«

Daraus ergeben sich dann durchaus die – ebenfalls irrigen – beiden Folgesätze:

\* »Die Bewegung eines jeden Gestirns verursacht einen bestimmten Ton, der zu der Geschwindigkeit dieses Himmelskörpers proportional ist.«

\* »Die Gesamtheit der so erzeugten Töne bildet einen harmonischen Klang, somit: die *Sphärenmusik*.

Himmlisch ist diese im Weltraum erklingende Sphärenmusik, und dies in – zumindest – zweifacher Hinsicht: (a) hinsichtlich ihrer Schönheit, da dort die Geschwindigkeiten der Körper nicht durch störende Einflüsse verändert und die durch sie erzeugten Töne dadurch unsauber werden;<sup>141</sup> und (b) hinsichtlich ihrer Wucht, ihrer Intensität, weil diese Himmelskörper – wie klein sie aus der Entfernung auch erschei-

---

<sup>141</sup> Diese Vorstellung von der Sphären-Musik ist auch zu Beginn der modernen Physik noch erkenntnisleitend gewesen, wie man an Kepler's Werk „Weltharmonik“ ersehen kann.



nen mögen, von erheblicher Größe sind, und dies nicht nur der bewohnte Mond, sondern auch die unbewohnte Sonne, die fünf Wandelsterne, und die Feststerne, deren Anzahl überwältigend-groß ist. Aber eben wegen dieser Wucht des Klangs ist es uns verwehrt, sie zu vernehmen: Zu schmal ist der Eingang in unseren Ohren hierfür. So gelangt ja auch in eine kleine Flasche mit sehr schmalem Hals, auf die ein riesiger mit Wasser gefüllter Kübel geschüttet wird, kein einziger Tropfen von diesem Wasser.

Hinsichtlich der Astronomie hat Archýtas gelehrt, dass nicht nur der Weltraum unendlich ist, sondern auch das in ihm befindliche geordnete Weltall, dieser Kosmos. Begründet hat er dies mit einem Gedankenexperiment, das die Form eines indirekten Nachweises hat:

\* »Angenommen, das Weltall wäre endlich, was heißen würde, dass sein vom Weltfeuer ausgehender Radius von endlicher Länge ist und seine Spitze bei der Rotation somit die äußerste Sphäre des Weltalls durchläuft. Dann ist es prinzipiell möglich, dass sich irgendwann irgendjemand bis genau zu diesem angeblichen Rand des Weltalls hinbewegt. Irgendeinem Astronauten möge dies irgendwann einmal gelingen. Dieser möge sodann über diesen Rand hinaus seinen Arm strecken, in dessen Hand er einen Stock hält. Sollte er dabei einen außerhalb dieses angeblichen Ende des Weltalls befindlichen Körper ertasten, so war dieses garnicht das Ende des Weltalls; und sollte er dabei keinen Körper ertasten, der sich bis dahin bereits dort befunden hat, so ertastet er nun mit seiner Hand jenen sich jetzt außerhalb dieses angeblichen Endes des Weltalls befindenden Stocks, sodass er sich auch jetzt nicht am Ende des Weltalls befindet. Daher ist das Ende des Weltalls prinzipiell unerreichbar weit – und das heißt: unendlich weit – vom Weltmittelpunkt entfernt; in anderen Worten gesagt: Das Weltall hat in räumlicher Hinsicht kein Ende.«<sup>142</sup>

Ansonsten scheint Archýtas im Bereich der Physik die Ergebnisse seiner Vorgänger übernommen zu haben. In der technischen Auswertung dieser Ergebnisse muss er jedoch ein unübertroffener Meister gewesen sein: Er hat, unter anderem, die erste Form des Flaschenzugs erfunden;<sup>143</sup> denn für das rasche und sichere Beladen und Entladen eines Schiffs mit schweren Gütern war dies von erheblichem Nutzen. Ja, er war sich auch nicht zu schade, sich mit der Erstellung von Kinderspielzeugen zu befassen: Die Taube des Archytas ist das bekannteste Beispiel hierfür; sie besteht aus einer vogelartigen Holzform, die innen hohl und mit Pressluft gefüllt ist; und abhängig von der Art des Öffnens des hinten angebrachten Ventils zieht diese Holz-Taube dann, einem Düsen-Flugzeug gleich, in der Luft ihre Bahnen.

In der Philosophie scheint Archýtas gleichfalls im Wesentlichen die Lehren seiner pythagoräischen Vorgänger übernommen und nur da und dort verbessert und erweitert zu haben. In der Erkenntnistheorie ist die ihm überkommene – und von ihm u.a. auch an Pláton weitergereichte – Lehre vom Sehen eines zu Sehenden die gewesen, dass das Auge Lichtstrahlen – auf Deutsch gesagt: das *Augenlicht* – aussendet, die das zu Sehende [im wörtlichen Sinn] erfassen und zum Auge zurückführen; er hat versucht, diesen Vorgang am Beispiel des Reflektierens des Lichts an einem Spiegel so zu

---

<sup>142</sup> Auch dieser Gedanke ist über zwei Jahrtausende lang wirksam geblieben und in Abwandlungen beispielsweise noch von Newton und von Locke übernommen worden.

<sup>143</sup> Die endgültige Form des Flaschenzugs ist dann später von *Archimédes von Syrakus* [~287 – 212] ermittelt und geschaffen worden.

verdeutlichen, dass das Augenlicht am zu Sehenden quasi reflektiert wird, dieses aber – weil es nun am Augenlicht quasi klebt – mit sich zum Auge führt.

Diese Vorstellung scheint quer durch die Kulturen des Ostens und des Westens bis hin zu den in den *schrecklichen Wäldern Germaniens* lebenden Völkern vorherrschend gewesen zu sein; im Deutschen zeigt sich dies u.a. neben „Augenlicht“ auch in Ausdrücken wie „Begriff“, „[eine Sache] begreifen, erfassen“.

Wie Pythagóras, so scheint auch Archýtas ein ausgezeichneter Redner gewesen zu sein. Denn er hat in seiner Heimatstadt Tarent deren Bürger<sup>144</sup> dazu bewegen können, die Verteilung der jeweils zu verteilenden Güter nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und nicht nach denen des Ellenbogens durchführen zu lassen. Und zu diesem Zweck hat er solches Aufteilen mit arithmetischen Mitteln beschrieben und festgelegt, demnach mit Formeln, die für jeden Bürger einsehbar und überprüfbar gewesen sind. Und dann hat jeder, der eifersüchtig darauf gewacht hat, dass ja kein Anderer – Archýtas nicht ausgenommen – einen Vorteil aus dieser Aufteilung zieht, seine Einwände bei sich behalten müssen, wenn er in der Bürgerschaft nicht als Uneinsichtiger und Unverständiger erscheinen hat wollen.

Dieses Verhalten hat seiner Heimatstadt noch für lange Zeit zum Wohlergehen gereicht. Kroton hingegen, das sich nach der Besiegung von Sybaris von der Habgier hat einfangen und treiben lassen, hat sich in Überheblichkeit und der damit regelmäßig einhergehenden Kurzsichtigkeit schließlich auch mit Syrakus angelegt und ist von der Armee dieser Stadt 379/378 besiegt und erobert worden und dadurch dann der Bedeutungslosigkeit verfallen.

Von Wichtigkeit ist schließlich noch, dass Pláton auf seiner ersten oder zweiten Sizilien-Reise 388/387 auch einen Abstecher auf's Festland gemacht hat,<sup>145</sup> um in Tarent den Archýtas zu treffen und mit ihm viele lange Gespräche zu führen. Wovon sie da vorwiegend gesprochen haben, davon hat weder Archýtas noch Pláton selbst jemandem etwas berichtet; aber man kann auf diesen anhand der späteren Dialoge bzw. Monologe Pláton's mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen. Und als Pláton auf seiner dritten Sizilien-Reise in Syrakus 361 schließlich im Hausarrest gelandet ist und da der Gefangenschaft entgegenszusehen gehabt hat, da hat er es der persönlichen Intervention des Archýtas zu verdanken, dass er wieder freigelassen worden ist und so dann unbehelligt nach Athen hat zurückkehren können.

*Epícharmos von Syrakus* [~540 – ~460] wird nicht zu den Pythagoräern gezählt. Aber er hat noch bei Pythagóras selbst dessen Unterweisungen gehört und somit diesen großen Meister persönlich gekannt. In welchem Umfang er sich später von ihm freigeschwommen hat, ist nicht bekannt. Daher kann auch nicht erraten werden, in welchem Umfang seine Lehrgedichte die Lehre des Pythagóras wiedergeben, sowie, inwieweit sie von ihr abweichen und Einflüsse des Parmenídes wie vielleicht – dann wahrscheinlich aus zweiter Hand – von Herákleitos aufweisen.

---

<sup>144</sup> Selbstverständlich waren die Sklaven auch in Tarent ohne Bürgerrecht; allerdings konnten Einwanderer da vergleichsweise bald die Bürgerschaft erwerben, anders als in dem zwar republikanisch-demokratisch organisierten, aber faschistoid selbst den andern Griechen gegenüber ausgerichteten Athen.

<sup>145</sup> Mit hoher Wahrscheinlichkeit wird er nicht den langen und – insbesondere für Athener – nicht ungefährlichen Seeweg um Sparta herum, sondern den vergleichsweise kurzen Seeweg von den Ionischen Inseln aus über die Adria genommen haben.

Der Pláton-Kritiker Alkimos, der der Schule des Sokrates-Schülers Phaídon entstammt – hat die Parallelen zwischen den Lehren des Epícharmos und des – viel späteren Pláton aufgezeigt; und Diogénes Laertios hat sie uns übermittelt. Denn sonst wären uns diese ungemein Bruchstücke nicht mehr zugänglich. Sie vermitteln diese – bereits von ihm als Dialog dargestellte! – Lehre:

»Nicht aus einem Chaos ist das Weltall als ein Kosmos dadurch entstanden, dass eine Ur-Gottheit sich urplötzlich aufgeteilt hat, nämlich einerseits in die Götter – nämlich: in die Energien und ihre Gesetzmäßigkeiten –, und andererseits in die Ordnung des Chaos zu einem Kosmos durch dessen Formen und Gestalten sowie durch das begrifflich erfolgte Unterscheiden des so Geformten und Gestalteten:<sup>146</sup>

A: „Götter hat’s doch stets gegeben; nie hat es daran gefehlt!  
Was auf Erden hier geschieht, das hält den gleichen Lauf stets ein.“  
B: „Aber Chaos war gewiss die erste Gottheit, wie es heißt!“  
A: „Nein, unmöglich! Was zuerst kommt, stammt von Ander’n niemals her.“  
B: „Niemals also kam ein Erstes?“ – A: „Auch ein Zweites nicht, beim Zeýs!  
Von den Dingen dieser Welt hier, nein, sie war’n von jeher da!“

Der unentwegten und ununterbrochenen Veränderung unterliegt alles das, was es da in Raum und Zeit gibt:

A: „Wenn zu einer Zahl von Steinen, sei sie ung’rad’ oder g’rad’,  
einer einen neuen zufügt oder einen davon nimmt,  
ist die Zahl dann noch dieselbe?“ – B: „Nein, das kann und wird nicht sein!“  
A: „Und zu einer Elle Tuch, zu ihr füg’ ein paar Zoll hinzu,  
oder schneide vom Vorhand’nen ebensoviel Zolle ab:  
Hast Du dann das alte Maß noch?“ – B: „Nicht doch!“ – A: „Gut! So schau’ Dir nun  
auch die Menschen an: Die einen wachsen, and’re schwinden hin;  
kurz: In stetem Wechsel wandeln sie durch ihres Lebens Zeit.  
Was nun, durch Naturtrieb wechselnd, niemals bleibt am selben Ort,  
ist ein Andr’es dann geworden, nicht mehr, was es vorher war.  
Und so waren Du und ich auch gestern Andere als heut’;  
Und wie heut’, so auch in Zukunft, nach dem nämlichen Gesetz!“<sup>147</sup>

Ewig sind lediglich die Unterscheidungen und ihr Zustandebringen durch die Begriffe. Die Unterscheidungen sind nicht in Raum und Zeit und daher nicht der Vergänglichkeit in der Zeit unterworfen; kurz: Sie sind Dinge-an-sich:

A: „Ist Flötenspiel ein Etwas?“ – B: „Ja, wie sollt’ es nicht?!“  
A: „Der Mensch nun, ist er Flötenspiel?“ – B: „Nein, nimmermehr!“

---

<sup>146</sup> Ob er die Dialog-Form des Vermittelns der Lehre von Pythagóras [und diese aus dem Orient] bezogen hat, das wissen wir nicht. Unmissverständlich klar ist jedoch, dass nicht Pláton ihr Schöpfer ist, [sondern eher ihr Verhunzer].

NB: Auch hier ist die deutsche Wiedergabe des griechischen Textes in Hexametern Apelt’s geniales Werk.

<sup>147</sup> Die – nicht nur bei Herákleitos, sondern zuvor auch bei Buddha Śákyamuni vorfindbare – Lehre von den jeweils augenblicklich stattfindenden Veränderungen – vom augenblicklichen Entstehen-Vergehen – ist wahrscheinlich schon vor-buddhistischen Ursprungs.

A: „Der Flötenspieler nun, sag' an: Was mag er sein?  
Ein Mensch doch; oder nicht?“ – B: „Gewiss!“ – A: „Auf diese Art  
wird's wohl auch mit dem Guten steh'n: Das Gute wird  
ein Ding-an-sich sein, für sich selbst; und wer's erlernt  
und als ein Wissender beherrscht, wird eben gut,  
so wie, wer Flöte lernt, ein Flötenspieler wird;  
wer tanzen lernt, ein Tänzer; Flechter, wer da flicht.  
Und nimm beliebig jedes Fach, auf's G'ratewohl:  
Ein jeder wird wohl Künstler, doch nicht selbst die Kunst!“

Somit sind zwar die Dinge, die unter eine Eigenschaft fallen, zu einander ähnlich; nicht jedoch sind sie der betreffenden Eigenschaft ähnlich. Denn diese Eigenschaft ist ewig und unveränderlich, wohingegen jene unter sie fallenden Dinge veränderlich und vergänglich sind:<sup>148</sup>

A: „Eymaífos! Weisheit ist auf eine Gattung nicht  
beschränkt. Denn alles, was da lebt, hat auch Verstand.  
So lass Dich nur erinnern an das Hennenvolk,  
und denk' genau nach: Nicht lebend'ge Junge bringt's  
hervor; es brütet aus das Ei, beseelt es so.  
Doch wie's mit dieser Weisheit ist bestellt, das weiß  
nur die Natur: Sie hat es ganz von selbst gelernt!“

Nicht nur alle Menschen, sondern alles beseelte Leben – d.h.: alle Lebewesen – sind von gleichem Wert:<sup>149</sup>

A: „Kein Wunder, dass wir uns so äußern unter uns  
und selbstgefällig uns beschauen und uns schön  
gewachsen dünken: Scheint doch auch der Hund dem Hund  
das herrlichste Geschöpf zu sein; und Rind dem Rind;  
der Esel auch dem Esel; und das Schwein dem Schwein.“

Aber wegen der Vergänglichkeit des Entstandenen ist auch die so *entstandene* Lehre vom gleichen Wert aller Lebewesen *vergänglich*:<sup>150</sup>

---

<sup>148</sup> Mit dieser Sicht gerät Epícharmos nicht in eine Falle, in die Pláton – in seinem Versuch, über den Epícharmos hinauszugehen – geraten ist.

NB: Pláton hat es nie gerne gesehen, wenn ihm irgendjemand in seinen Argumenten einen Fehler nachgewiesen hat. Daher hat er vor allem die Philosophen aus Megara mit Argwohn betrachtet und jedenfalls nicht geschätzt.

Sehr wenig geschätzt hat er den Megariker Polyxénos; denn dieser hat gegen seine Ideenlehre das Argument des dritten Menschen gefunden und bekanntgegeben. Darauf wird bei der Darstellung der Philosophie Pláton's näher eingegangen.

<sup>149</sup> Der Lehre des Pythagóras entspricht seine – zu jener Zeit ethisch revolutionäre und auch heute noch für die allermeisten Menschen beispielgebende – Sicht vom gemeinsamen Wert der Lebewesen.

<sup>150</sup> Keiner Illusion hat er sich hinsichtlich der Frage hingegeben, ob seine Lehre – denn mit „meine Lehre“ deutet er erkennbar an, dass sie sich in entscheidenden Teilen [in welchen?] von der des Pythagóras und der Pythagoräer unterscheidet – so weit beachtet wird, dass sie nicht recht bald der Vergessenheit anheim fällt.

A: „ Was ich glaube – oder vielmehr: was ich sicher weiß –, ist dies:  
Kommen wird die Zeit, wo wieder meiner Lehre man gedenkt.  
Und es wird sich einer finden, der das Versgewand vertausch  
gegen einen Purpurmantel, reich verziert mit Wortgepräg'.  
Seine Gegner wird erschlagen; selbst ein schwer-bezwung'ner Held!“«

Dass ein Philosoph davon träumt, seine Gegner mit treffenden Argumenten zu besiegen und selber ein unbesiegbare Held zu sein, das dürfte der unbedingte Regelfall sein.

Und dass Pláton, nachdem er diese Zeilen gelesen hat, sich davon persönlich angesprochen gefühlt hat, das ist nachvollziehbar; und dass er – seine begrenzten lyrischen Fähigkeiten schweren Herzens einsehend – in seinen Schriften dann das Versgewand durch den Purpurmantel der langatmigen Diskussion ersetzt hat, das ist offenkundig: wiewohl er den Epímarchos und seine Dialoge mit keinem Wort erwähnt, wird man dem Alkimos mit seinem Plagiats-Vorwurf recht geben müssen.

Mit dieser Schilderung des Lehrens und Wirkens des Pythagóras und seiner Nachfolger sind jedoch zunächst die Zeitgenossen des Pythagóras aus dem Blick geraten; und eben dieser Blick ist nun auf sie – und damit auf die sonstigen da und dort sozusagen aus dem Boden schießenden Philosophien zu richten, allen voran aber auf die Lehre des Parmenídes.

## *Parmenides und die Eleaten*

*Parmenides von Elea* [~520 – ~460] ist zwar im unteritalienischen Elea geboren; und er hat sich wohl auch zeitlebens nie für längere Zeit außerhalb der Umgebung Elea's aufgehalten. Seine Eltern aber waren um 540 aus Ionien nach Elea ausgewandert; so erklär' ich mir den – auch bei ihm noch nachweisbaren – Einfluss von philosophischem Gedankengut aus dem Nahen und Mittleren Osten.

Babylon war seinerzeit der Treffpunkt der Wahrheitssucher aus Ost und West, aus Süd und Nord. Und die dortigen Priester und Gelehrten sammelten und bewahrten vor dem Eintreffen der Makedonier unter Alexander dem Großen [Schreibtischmörder] nicht nur alles, was sie selbst erarbeitet hatten, sondern auch alles, was sie an fremden und als wichtig erachteten Lehren erhalten konnten. Zwar ist Parmenides sicherlich nie zu Studienreisen in der Orient gereist; aber ich zweifle nicht daran, dass er in seiner Heimatstadt bei Lehrern gelernt hat, die ihre Ausbildung an Bildungsstätten zwischen Milet und Taxila erhalten hatten.

Hinsichtlich seiner Grundunterscheidung zwischen *Sein* und *Schein* mag es zwar sein, dass dieser Gedanke nicht vom Osten zu ihm gelangt ist, sondern vielmehr den umgekehrten Weg von ihm nach Osten bis hinaus über den Indus gewandert ist. Andere Hinsichten aus seinem Werk sind allerdings in der altindischen Philosophie bereits deutlich vor seiner Zeit des Lehrens nachweisbar. Dazu gehört das deduktiv-logische Argumentieren in philosophischen Fragen, und dabei insbesondere das Anwenden der Methoden des indirekten Argumentierens und des Argumentierens durch Fallunterscheidung. Dazu gehört aber insbesondere das Anwenden des – meines Wissens nur in der altindischen Philosophie aus der Zeit von wie auch schon vor Mahāvīra<sup>151</sup> und Buddha Śākyamuni verwendeten – Tetra-Lemmas. Dieses arbeitet mit einer zweimal zweifach gestalteten Fallunterscheidungen:

◇ »Für einen vorgegebenen Gegenstand x gilt hinsichtlich einer zu erwägenden Eigenschaft F *entweder*, dass gilt: x ist F, *oder*, dass gilt: x ist nicht F, *oder*, dass gilt: x ist F wie auch Nicht-F, *oder*, dass gilt: x ist weder F noch Nicht-F.«

Auf das Sein bezogen, wird diese dann zu:

◇ »Für das *Sein* gilt *entweder*, dass das Sein *ist*, [d.h.: dass dieses Sein ein Sein hat], *oder*, dass das Nicht-Sein ist, [d.h.: dass das Nicht-Sein ein Sein hat]<sup>152</sup>, *oder*, dass das Sein-und-Nicht-Sein ist, [d.h.: dass das Sein-und-Nicht-Sein ein Sein hat], *oder*, dass das Weder-Sein-noch-Nicht-Sein *ist*, [d.h.: dass das Weder-Sein-noch-Nicht-Sein ein Sein hat].«

Um den Zweck dieser Vierfach-Unterscheidung zu ermitteln, ist es nützlich, sich dieses zu vergegenwärtigen:<sup>153</sup>

---

<sup>151</sup> Mahāvīra ist der Begründer des Jainismus.

<sup>152</sup> Im „Sophistes“ wird sich Pláton schwersten Herzens dazu durchringen, zum Zweck der Bestimmung des Begriffs der Wahrheit auch dem Nicht-Sein ein gewisses Sein zuzuerkennen, dies mit einem auffallend-flehentlichem Blick zu seinem [schon verstorbenen] Meister Parmenides hin.

<sup>153</sup> Ich übernehme, die weitere Nachzeichnung der schwierigen und schwer verständlichen Lehre des Parmenides betreffend, nun die Sicht, gemäß welcher Röd diese Lehre wiedergibt.

Nicht Fragen der Art: „Wie und wodurch ist diese gegenwärtige Welt entstanden? Was war zuvor? Wie und wodurch wird sie vergehen? Was wird danach sein?“ hat Parmenides zu beantworten getrachtet, sondern vielmehr diese Frage, die bereits im Mittelpunkt der Lehre des Xenophanes von Elea gestanden ist: „Welches Sein hat diese Welt, die uns zu sein scheint?“

Die Kopula „ist“ bzw. dessen Infinitiv „sein“ hat er – wie bereits altindische Philosophen im 7-ten und 6-ten Jh. – *nicht* als Name für eine *vorausgesetzte* ontologische Grundbeziehung zwischen Gegenständen und deren Eigenschaften verwendet, sondern vielmehr als Eigennamen – als den Namen „Sein“ – für einen bestimmten Gegenstand, dem ganz bestimmte Eigenschaften<sup>154</sup> zukommen. Gegen diese Auffassung hatte sich Buddha Śākyamuni gewehrt:<sup>155</sup>

»(...) Mit dem Bhagavan begann der Brāhmaṇe, der ihm zur Seite saß, sodann dieses Gespräch:

„Wie verhält sich das, Herr Gautama: [Gilt der Lehrsatz:] „Alles *ist*“?“

„[Der Lehrsatz:] „Alles *ist*“, Brāhmaṇe, der ist der *eine* Abweg.“

„Wie [verhält es sich] demnach [mit:] „Alles *ist nicht*“?“

„[Der Lehrsatz:] „Alles *ist nicht*“, Brāhmaṇe, der ist der *andere* Abweg. Diese beiden Abwege vermeidend, legt der Thatāgāta die Lehre des *Mittleren Weges* dar, [nämlich die des augenblicklich-ursächlichen Weiterwirkens von Unwissenheit und Fehlverhalten sowie von Weisheit und Tugendhaftigkeit].“ (...)«

Diese mögen durch den folgenden Satz beschrieben werden:

◦ »Das Sein<sup>156</sup> ist die absolute Wirklichkeit, nämlich: aus sich heraus bestehend, so-mit von sich aus vollkommen, nicht durch menschliches Denken und Sprechen durch die dabei gebrauchten Begriffe erstellt, vielmehr diesen vorangehend und sie darüber hinaus erstellend.«

Von jener Vierfach-Unterscheidung sind dann, seiner Sprechweise entsprechend, die beiden ersten nur einköpfig, die beiden letzten jedoch doppelköpfig. Aber nur die erste von den Vieren ist der *Weg der Wahrheit*; die drei anderen hingegen sind die *Wege der Falschheit*: Sie sind zum Irrtum führend; und sie sind daher – wie er daraus zu erschließen meint – dem richtig durchgeführten Forschen gänzlich unzugänglich.

Denn der vierte Weg läuft darauf hinaus, dass es nur ein *Werden* gibt: dass ein Werden *ist*, setzt aber ein *Sein* voraus, was diesem vierten Weg jedoch zuwiderläuft.

---

<sup>154</sup> Anstelle von „Eigenschaft“ verwendet er, wie dies auch bereits in der altindischen Philosophie so erfolgt ist, die Bezeichnung „Zeichen“.

<sup>155</sup> Siehe z.B.: SN XII-47. Diese solchermaßen von Buddha Śākyamuni abgelehnten Philosophien selber sind uns leider nicht überliefert, wohl aber noch da und dort ihr Widerhall, wie etwa in dieser Wiedergabe.

NB: „Bhagavan“ ist in diesen Texten am besten mit „Erhabener Herr“ wiederzugeben; und „Tathāgāta“ – die von Buddha Śākyamuni zumeist gebrauchte Selbstbezeichnung, wörtlich zu übersetzen mit: „So-Gegangener“ – meint sicherlich: „So-zum-Höchsten-Ziel-Gegangener“.

<sup>156</sup> Ich gehe davon aus, dass die von Aristoteles eingeführte Unterscheidung von *Sein* und *Seiendem* noch nicht von Parmenides und auch später noch nicht von Pláton getroffen worden ist.

Der dritte Weg läuft darauf hinaus, dass das Nicht-Sein ein Sein ist und daher – weil es, wie noch zu zeigen ist, *genau ein* Sein gibt – das Nicht-Sein mit dem Sein *identisch* ist, sodass das Sein zugleich ein Nicht-Sein ist, was unmöglich ist.

Der zweite Weg läuft in gleicher Weise auf das Sein des Nicht-Seins hinaus und ist daher ebenfalls ein Irrweg, ein Holzweg, eine Sackgasse.<sup>157</sup>

Daher führt allein der erste Weg zur *Wahrheit*, zur *Aletheía*; und dies ist durch das Denken – und nur durch das Denken – so zu ersehen.

Somit ist dies – seiner Sicht nach – *nicht* eine *Meinung*, eben *nicht* ein *Doxa*. Die Wahrheit über das Sein ergibt sich nun aus dessen Aus-sich-heraus-Bestehen mit der damit einhergehenden Vollkommenheit:

\* »Für dieses aus sich heraus und damit eigenständig bestehende und vollkommene *Sein* gilt: Es ist *vollständig*; es ist *eines*; es ist *zusammenhängend*; es ist [räumlich] *unteilbar*; es ist *unveränderlich*; es ist in sich *unterschiedslos*; es ist *unbeweglich*; es ist *unvergänglich*; es ist *anfangs- und endlos*; es ist *zeitlos*; und es ist räumlich in endlicher Weise *begrenzt* und dabei *kugelförmig*.«

Zum Nachweis dieses Lehrsatzes – der hier, soweit dies in einer für ihn wohlwollend durchgeführten Rekonstruktion möglich ist – wird der folgende Hilfssatz benötigt:

\* »Etwas ist ein *Sein* genau dann, wenn es *ein Sein hat*; und dies gilt genau dann, wenn es *ist*.«

Die dem Parmenides von seiner Göttin – ich vermute: von der *Sophía*, von der Göttin der Weisheit – gegebenen Argumente für diesen Nachweis lassen sich im wohlwollenden Vorgehen dann so nachzeichnen:

- ◊ »Das Sein ist ein Sein; somit *ist* das Sein.«
- ◊ »Was vom Sein verschieden ist, das ist kein Sein; und was kein Sein ist, das ist nicht. Somit ist das Sein *eines* und daher auch *vollständig* und *ganz*.«
- ◊ »Das Sein *ist*; aber davon, dass das Sein ist, ist verschieden, dass das Sein *war*, wie auch, dass das Sein *sein wird*. Somit hat das Sein keine Vergangenheit und keine Zukunft, daher auch keine [aus der Vergangenheit entstandene und in die Zukunft vergehende] Gegenwart; und daher ist das Sein *zeitlos*.«<sup>158</sup>

---

<sup>157</sup> Dem Parmenides ist hier mit dem ungestuften Gebrauch der Kopula „ist“, verbunden mit deren Identifizierung mit dem Existenzquantor „es gibt“, ein Kategorienfehler unterlaufen, wie am Rande zu vermerken ist.

Und vermerkt sei zudem, dass neben Pláton selbst Aristotéles noch diesem Fehler – und dem damit mengentheoretisch einhergehenden *horror vacui* – aufgesessen ist; dies hat sich dann nicht nur in seiner *Metaphysik*, sondern – leider! – auch in seiner *Syllogistik* niedergeschlagen. Denn es ist danach über zwei Jahrtausende lang von den Logikern – mit der unkritischen Auffassung: „Philosophus dixit!“ – kritiklos übernommen worden; und erst mit Boole, mit Frege und mit Cantor ist dieses Prinzip – zwar nicht analysiert und kritisiert aber – stillschweigend in den Mülleimer der Philosophie-Geschichte geräumt worden.

<sup>158</sup> Dies klingt selbst bei Kant noch nach, indem er Descartes' Tatsachenbehauptung „Ich bin“ zur erkenntnisleitenden Idee „Ich bin“ [= „Das Ich ist“ = „Das Ich hat ein Sein“] umdeutet; damit hat Kant die zeitlose Gültigkeit dieser *Transzendentalen Apperzeption* und mit ihr die Zeitlosigkeit dessen an Erkanntem, dem sie beigesellt werden kann, erreicht.



◊ »Das Sein ist zeitlos. Veränderungen finden aber ausnahmslos und notwendigerweise in der Zeit statt und sind daher nicht zeitlos. Folglich ist das Sein *unveränderlich*.«<sup>159</sup>

◊ »Angenommen, das Sein wäre entstanden und hätte somit in der Zeit einen Anfang.<sup>160</sup> Dann ist es entweder aus dem Sein oder hingegen aus dem Nicht-Sein entstanden. Und dann sind zwei Fälle zu unterscheiden:<sup>161</sup> Angenommen, das Sein wäre aus dem Sein entstanden; das würde aber besagen, es sei aus sich selbst entstanden. Da es nun aber nur *ein* Sein gibt, würde dies wiederum besagen, dass es so, wie es ist, auch bereits zuvor gewesen und somit *nicht* aus etwas so, wie es jetzt ist, erst entstanden ist, dass es daher mit dem vorherigen eins ist, somit von diesem garnicht verschieden ist. Somit ist es in diesem Fall ein- und dasselbe und dabei eben *nicht* aus etwas geworden. Angenommen daher, das Sein wäre aus dem Nicht-Sein entstanden; das aber ist ganz unmöglich. Denn das Nicht-Sein *ist nicht* und ist somit *nichts*; und aus Nichts entsteht nichts. Somit ist auch diese andere Annahme der Fallunterscheidung widerlegt. Daher führt jene indirekt gesetzte Annahme in jedem Fall zu einem Widerspruch; und deswegen ist sie widerlegt, sodass also ihr Gegenteil gilt, nämlich: das Sein ist unentstanden und hat daher keinen Anfang, ist *anfangslos*.«

◊ »Angenommen, das Sein hätte ein Ende und würde somit irgendwann vergehen. Dann sind erneut zwei Fälle zu unterscheiden: Angenommen, es wird beim Vergehen zu Sein; dann ändert sich daran jedoch nichts; und dann vergeht es in Wirklichkeit ja garnicht, was der Annahme widerspricht. Angenommen daher, das Sein wird beim Vergehen zu Nicht-Sein; vom Nicht-Sein gilt jedoch, dass es dieses nicht gibt; somit gibt es dieses garnicht, wozu sich das Sein dann verändert; und somit gibt es auch in diesem Fall kein Vergehen und damit kein Ende des Seins, was gleichfalls der Annahme widerspricht. Daher führt jene indirekt gesetzte Annahme in jedem Fall zu einem Widerspruch; und deswegen ist sie widerlegt, sodass also ihr Gegenteil gilt, nämlich: das Sein ist unvergänglich und hat daher kein Ende; es ist *endlos*.«

◊ »Angenommen, das Sein würde [im Raum] nicht ruhen, sondern sich [in ihm] bewegen. Eine jede Bewegung von Etwas setzt aber voraus, dass es hierfür einen leeren

---

<sup>159</sup> Und natürlich will Kant mit der Zeitlosigkeit des Erkannten auch die Unveränderlichkeit dieses Erkannten erreichen.

<sup>160</sup> Nicht erst Zénon, der bekannteste unter den Schülern des Parmenides, sondern bereits Parmenides selbst hat das *indirekte Argumentieren* – das Annehmen des Gegenteils zum Zweck der Widerlegung – verwendet. Argumente dieser Art hat Aristotéles später unter den Begriff „Dialektik“ subsummiert.

Im griechischen Sprach- und Kulturraum scheint Parmenides der erste unter den Philosophen – über die Mathematiker kann ich hierbei natürlich nicht urteilen – gewesen zu sein, der das indirekte Argumentieren gekannt und zielgerichtet verwendet hat.

In der Philosophie des Alten Indiens wird es ausgiebig in den Lehrreden des Buddha Śākya-muni angewendet; aber sicherlich haben es auch bereits dessen Lehrer und Lehrerslehrer gekannt und benützt, auch, wenn dies jetzt nicht mehr nachweisbar ist.

Ob und ggf. in welcher Weise es damals sowie zuvor in Babylon – dem Knotenpunkt des Austauschs von materiellen und geistigen Waren – von Philosophen gekannt und benützt worden ist, werden wir wohl nie mehr erfahren; denn der Kahlschlag, den Alexander der Große [Massenmörder] in Mesopotamien sowie in Persien nach 333 zum Zweck der Hellenisierung dieser Gebiete insbesondere auch unter den Intellektuellen hat anrichten lassen – im günstigen Fall durch Enthaupten, im ungünstigen Fall durch Kreuzigen –, muss damals verheerend gewesen sein.

<sup>161</sup> Für das – bereits beim Tetra-Lemma eingesetzte – Verfahren des Nachweises durch Fallunterscheidung gilt das gleiche wie in der vorherigen FN.

Raum gibt, in dem hinein sich dieses Etwas bewegt. Der leere Raum enthält jedoch nichts, ist daher aus nichts zusammengesetzt, und ist – entsprechend der Summe seiner Teile – somit Nichts, daher ein Nicht-Sein.<sup>162</sup> Daraus folgt, dass es nichts gibt, in das sich das Sein hinein bewegen könnte, woraus sich ergibt, dass es sich nicht [im Raum] bewegt, sondern [in ihm] *ruht*.«

◊ »Angenommen, das Sein wäre teilbar; dann würde irgendwann in Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft eine solche Teilung des Seins stattfinden. Dies ist jedoch nur dadurch möglich, dass zwischen diese Teile leerer Raum eindringt; diesen gibt es jedoch, wie soeben gezeigt worden ist, überhaupt nicht, sodass er auch nicht zwischen angebliche Teile des Seins eindringen kann. Daraus folgt, dass das Sein *unteilbar* ist.«

◊ »Angenommen, das Sein wäre [räumlich] unbegrenzt; dann würde dieses Sein – wegen der Endlichkeit des Erkennens – unerkennbar sein. Dann würde ihm aber eine wichtige Hinsicht seiner Vollkommenheit *nicht* zukommen, nämlich: die Erkennbarkeit, was ein Widerspruch zur Vollkommenheit des Seins ist. Folglich ist das Sein [räumlich] *begrenzt*.«

◊ »Angenommen, außerhalb der [räumlichen] Begrenzung des Seins wäre etwas; dieses Etwas aber könnte nur leerer Raum und damit das Nicht-Sein sein; das Nicht-Sein aber *hat kein Sein* und *ist* daher nicht. Somit gibt es [räumlich] außerhalb des Seins nichts, auch keinen leeren Raum. Und deswegen ist auch der [räumliche] Mittelpunkt des Seins *mit dem Mittelpunkt dieses* [räumlich begrenzten und somit endlichen] *Raums identisch*.«

◊ »Angenommen, das Sein wäre [im Raum] nicht kugelförmig; dann würde ihm jedoch eben diese ideale Form – zu der beispielsweise gehört, dass der Radius vom Mittelpunkt zu jedem der Randpunkte von gleicher Länge ist, sodass vom ganzen Sein nichts als besserwertig ausgezeichnet und daher auch nichts als minderwertig erachtet wird – die Vollkommenheit abgehen; und dann wäre das Sein selbst zumindest in dieser Hinsicht nicht vollkommen. Dies widerlegt die Annahme; und daher gilt: Das Sein ist [im Raum] *kugelförmig*.«

Andererseits besteht Parmenides darauf, dass die Göttlichkeit *kein* Bestandteil der Vollkommenheit ist. Daher kann er darauf bestehen, dass das Sein kein mit Geist erfülltes Wesen und daher dann eben auch nicht göttlich ist: Das Sein *ist* einfach nur; und dies ist dann auch schon alles.

Hingegen muss gewährleistet sein, dass sich an diesem Sein wirklich nichts Unrechtes tut: Dies gewährleistet die Göttin der Gerechtigkeit; und diese weilt – wohl gleichfalls wegen ihrer Vollkommenheit – genau in der Mitte des Seins und damit in der Mitte des Raums.

Dass er das Nicht-Sein mit dem leeren Raum gleichsetzt – was seinem ganzen Denkansatz, genau besehen, die Apriorität raubt –,<sup>163</sup> hat meiner – sich auf nichts stützenden – Vermutung nach mit Vorhaltungen von Bürgern aus Elea zu tun, die ihm – als er diese Gleichsetzung des Nicht-Seins mit dem leeren Raum noch nicht erwogen hatte – als Geschäftsleute nach dem Hören seiner Lehre vom Sein vielleicht dies ent-

---

<sup>162</sup> Insbesondere hier stehe ich nicht hinter dieser – einen Kategorienfehler enthaltenden – Argumentation; ich bemühe mich hier lediglich, des Parmenides' Gedanken so gut wie möglich zu erraten und das Erratene so treffend wie dabei eben nur möglich zu rekonstruieren.

<sup>163</sup> Auch darauf hat Röd aufmerksam gemacht.

Auch hat er die Frage aufgeworfen, ob dieses Sein nach Parmenides von materieller [und in diesem Sinn dann: von objektiver] oder hingegen von ideeller [und dann: von subjektiver] Beschaffenheit ist: Beide Möglichkeiten führen zu Inkongruenzen in dieser Seins-Lehre.

gegnet hatten: „Wenn dies nun Alles vom Sein sein soll, dann tun wir gut daran, das Sein sein zu lassen!“

Die Apriorität des Seins sieht Parmenides durch folgenden Gedanken gewährleistet: Das Denken des Subjekts ist – vermutlich: dank der gütigen Göttin der Gerechtigkeit – zwar nicht mit dem objektiv bestehenden Sein identisch, wohl aber mit ihm wesensgleich, wir würden jetzt sagen: strukturgleich, isomorph. Dabei liegt dann die Primarität selbstverständlich beim Objekt, somit beim Sein, und nicht beim denkenden Subjekt. Wohl aber kann das Subjekt wegen dieser Strukturgleichheit von dem, was denkbar ist, darauf schließen, dass dies möglich ist, und weiter noch: dass diese Möglichkeit notwendigerweise besteht.<sup>164</sup> Auf diese Weise ist durch Denken in wahrer Weise das zu erfassen, was *ist*, genauer: was *an sich* ist und daher auch *für sich* ist.

*Primär* ist für Parmenides das Erkennen der *Wahrheit* durch reines Denken, das durch das Bewusstsein allein erfolgt; und *sekundär* ist für ihn dann das Erstellen von *Meinungen* aufgrund dessen, was die [äußeren] Sinne dem Bewusstsein vortäuschen. Denn das, was sie dem Bewusstsein vermitteln, ist in einer grundlegenden und zudem auch in einer eher oberflächlichen Weise trügerisch:

(1) In grundlegender Weise ist das so Vermittelte trügerisch, weil das, was die Sinne vermitteln, nichts als Eindrücke eben der Sinne und auf keinen Fall die Wirklichkeit ist; denn das Sein – so kann man ihm Hilfestellung geben – ist nicht hier grün und da rot, dort hingegen blau; und nur die Sinne gaukeln einem vor, dies wären des Seins unterschiedliche und wechselnde Eigenschaften. Zwar ist das Sein nur *Eines*; die [äußeren] Sinne vermitteln dem Bewusstsein des wahrnehmenden Subjekts mit den *Sinnesindrücken* hingegen *Vieles*, und dies in einer von den Sinnen geformten und gestalteten Beschaffenheit.<sup>165</sup>

(2) In eher oberflächlicher – weil leichter einsehbarer und dann leichter zu korrigierenden – Weise ist das so Vermittelte trügerisch, weil es ungenau und somit unvollkommen ist: weil nämlich die Sinne ihre Eindrücke nicht in der gleichen Art genau zu erfassen vermögen, wie der Verstand seine Gedanken klar zu erfassen vermag. Dabei ist auch hier nicht das vollkommene Sein ungenau und fehlerbeladen; die Sinne sind dies vielmehr, die dem Bewusstsein der wahrnehmenden Person derartige Fehler aufbürden.

Des Parmenides' Lehre vom Schein, von der nur Bruchstücken überliefert sind, ist wohl von folgendem Inhalt gewesen:

»Der Grund dafür, warum das *Sein* uns *anders erscheint* als es *tatsächlich ist*, liegt ausschließlich im *Subjekt des Erfassens der Wirklichkeit* und *nicht* im *Objekt des Erkennens der Wirklichkeit*: dies gilt sowohl für das, was an den Sinnesgegebenheiten grundsätzlich trügerisch ist, als auch für das, was an ihnen ungenau und an ih-

---

<sup>164</sup> Es scheint, dass Parmenides der erste Philosoph gewesen ist, der sich der Regeln der – von ihm natürlich noch nicht thematisierten – Modallogik bedient hat.

<sup>165</sup> Wie die einzelnen Menschen die Farben – wie etwa Rot und Grün – sehen, das entzieht sich unserer Wahrnehmung. Wir gehen davon aus, dass die meisten Menschen die Farben – ungefähr! – gleich sehen, und dies mit der Begründung, diese Personen würden die Gegenstände in farblicher Hinsicht – zumeist und ungefähr! – gleich beurteilen. Welche Farbe jedoch ein Rot-Grün-Blinder sieht, das entzieht sich unserer Wahrnehmung wie auch unserer Vorstellungskraft; und ein solcher ist nicht in der Lage, zu beurteilen, was beispielsweise ich bei Rot und bei Grün für Sinnesqualitäten empfinde.

nen in korrigierbarer Art fehlerbeladen ist; der Trug dieses Scheins hat seine Wurzel im Subjekt des Erkennens, nicht in dessen Objekt.

Das Ordnen solcher – von Grund auf trügerischen – Erscheinungen kann zwar nicht zum Erkennen des Seins und damit zur Wahrheit führen; und es hat somit *keinen theoretischen Wert*. Aber es hat dennoch<sup>166</sup> *einen praktischen Wert*: Denn dieses – nach dem Beseitigen der oberflächlichen Fehler erfolgende – Ordnen der Erscheinungen zeigt uns, welche der Erscheinungen häufig oder gar *immer* auf welche andere folgen oder mit ihnen *häufig* oder gar *immer* zeitgleich verbunden sind; und solches berechtigt uns, wenn wir uns daran *gewöhnen*,<sup>167</sup> die dementsprechenden Erwartungshaltungen dem gegenüber einzunehmen, was uns und unseren Sinnen vielleicht erscheinen wird.

*Zwei Paare* von qualitativen Ur-Elementen – jedes Paar dabei als die Äußeren Punkte einer kontinuierlichen Skala verstanden – erachtet Parmenides als ausreichend, um damit jeglichen Schein – d.h. von jetzt ab: alles den Sinneskräften des Subjekts als Erscheinungen Erscheinende – zu erklären:

(a) die Skala der *Helligkeit*, festgelegt durch deren Endpunkte *Dunkel* und *Hell*;<sup>168</sup>

(b) die Skala der *Wärme*, festgelegt durch deren Endpunkte *Kalt* und *Warm*.

Alle die vielen beobachtbaren Dinge und deren Eigenschaften sind, dieser Sicht gemäß, aus Gewichtung und Mischungen von diesen vier Ur-Elemente zusammengesetzt; und dies gilt nicht nur auf der Erde, sondern auch in den Gefilden des Himmelsraums, bis hin zum äußersten Rand des Weltalls. Diese Ur-Elemente von *Hell* und *Dunkel* sowie von *Warm* und *Kalt* dürfte Parmenides aus der altpersischen Philosophie<sup>169</sup> entlehnt haben; für seine sekundäre Erkenntnisquelle, durch die die relative Wirklichkeit – nämlich: die des Scheins – erkannt werden kann, ist sie daher sehr wichtig, mehr noch: von größter Wichtigkeit.<sup>170</sup>

Die Erde, auf der wir leben, ist eine Kugel; und ihr Mittelpunkt ist mit dem Mittelpunkt des Weltalls – und daher auch mit dem Mittelpunkt des Seins – identisch. Die Himmelskörper kreisen ringförmig auf Schalen um die Erde; und die Mittelpunkte der Kugeln mit diesen Schalen sind gleichfalls mit dem Mittelpunkt des Weltalls identisch. Die Feststerne kreisen dabei auf der äußersten Schale; und die Wandelsterne kreisen innerhalb davon auf jeweils verschiedenen Schalen. Auch Sonne und Mond sind Wandelsterne; dabei erhält der Mond – wie ja auch die Erde – sein Licht von der Sonne.

Das eigentliche *Sein* ist, wie gesagt, *ohne* innere Unterschiede und daher von *einer* Art der Beschaffenheit, von *einem* Wesen. Das uns Erscheinende – die Erscheinungen, der *Schein* – ist daher zwar *vom Sein verschieden*, ist jedoch – wie verfälscht auch immer das Erscheinende durch die Sinne dem Bewusstsein zugeführt wird – *auf*

---

<sup>166</sup> Warum dennoch? Diese – von Röd gestellte – Frage wird von Parmenides nicht beantwortet und nicht einmal aufgestellt.

<sup>167</sup> Mit dieser Argumentation im Zusammenhang der Verwendung des Ausdrucks „gewöhnen“ nimmt Parmenides einen Gedankengang vorweg, den Hume zweitausend Jahre später zum Kern seiner Epistemologie macht.

<sup>168</sup> Ob man aus dem Fehlen der Farb-Skala bei Parmenides schon in begründeter Weise vermuten darf, er sei farbenblind gewesen, ist mir nicht ganz klar.

<sup>169</sup> *Zarathustra* hat irgendwann im 2-ten Jahrtausend v.u.Z. gelebt und gewirkt, vermutlich – was aber nicht gesichert ist – in dessen ersten Hälfte.

<sup>170</sup> NB: *Beide Paare* gehören zum Grundstoff des *Feuers*, d.h.: des *Feuerartigen*!

Natürlich zeigt dies keine direkte Verbindung zur Feuer-Lehre der Pythagoräer an. Doch müsste nun erforscht werden, was bestimmte Feuer-Lehren der Brähmanen zur Zeit Buddha Säkjamuni's für Inhalte hatten.

*das Sein bezogen*.<sup>171</sup> Daraus ergibt sich – wie ich mir die leider viel zu kurzen und ungenauen Andeutungen, die uns aus diesem Teil des Hauptwerks des Parmenides überliefert worden sind,<sup>172</sup> verdeutliche –, dass auch Geistiges und Körperliches nicht von grundsätzlich verschiedener Wesensart sind. Dass im Bereich der Erscheinungen das Körperliche unabhängig vom Geistigen besteht, das kann nun nicht sinnvoll abgestritten werden; denn als Erscheinungen erscheint das Körperliche eben nicht als Begleiterscheinung des Geistigen. Daher muss, da Geistiges von der gleichen grundsätzlichen Wesensart wie Körperliches ist, das Geistige eine Begleiterscheinung des Körperlichen sein: Die Denktätigkeit des Bewusstseins ist dann als das Zusammenspiel von körperlichen Veränderungen – in den Blutbahnen oder in den Nervenbahnen oder wo und wie auch immer – zu verstehen, und desgleichen dann auch das Bewusstsein selbst.

Das Körperliche zeigt seine Auswirkungen hinsichtlich seines jeweils gegenwärtigen Zustands auf der Skala von Dunkel zu Hell sowie auf der von Kalt zu Warm. Wegen der Abhängigkeit den Geistigen vom Körperlichen ist dann daher das Denken umso klarer, je mehr dabei das Helle das Dunkle sowie das Warme das Kalte überwiegt.

Um dieses Erkennen auf solche Art erkennen zu können, muss man sich über alles Irdische erheben und dieses Irdische vom Ort des Göttlichen aus sehen, den Blick dabei von der Göttin [der Weisheit] gelenkt und ausgerichtet habend: So beschreibt dies Parmenides durch seinen mythologisch gehaltenen Rahmenbericht von seiner Himmelfahrt zu dieser – von ihm namenlos gehaltenen und daher wohl als allseitig weise vorgestellten – Göttin; denn sie ist es, die ihm dann beschreibt und zeigt, was über *Sein* und über *Schein* zu wissen wichtig ist, über *Untrügliches* und über *Trügerisches* demnach.«

So oder so ähnlich, wie dies zu tun ich mich soeben bemüht habe, ist die Lehre des Parmenides wohl nachzuzeichnen.

*Zénon von Elea* [~490 – ~430] ist dadurch bekannt und über die Jahrtausende hinweg berühmt geworden, weil er – zweifellos ungewollt – auf die Problematik der Grenzwert-Ermittlung und damit – indirekt – auf die Vorsicht, die bei der Bestimmung von reellen Zahlen am Platz ist, aufmerksam gemacht hat. Was er aber gewollt hat, das ist: zu zeigen, dass der Ortsveränderung durch Bewegung und damit dem *Werden*

---

<sup>171</sup> Über die Art dieser Bezogenheit, die Parmenides im Blick gehabt haben muss, kann ich mir keine Vorstellung machen.

Aber irgendwie muss er einen solchen Bezug vorausgesetzt haben; denn sonst hätte er den Trauminhalten die gleiche – natürlich: nicht absolute, sondern relative – Wirklichkeit zugestehen müssen wie den Inhalten der Erscheinungen.

<sup>172</sup> Ungefähr vollständig ist uns lediglich die erste Hälfte seines Hauptwerks, die vom Sein und von der Wahrheit handelt, überliefert worden; die zweite Hälfte hingegen, die vom Schein und von den Meinungen handelt, haben wir nur sehr lückenhaft erhalten; und diese Lücken müssen – weil nirgendwo in der antiken Sekundärliteratur wenigstens ungenaue Kenntnisse über das Weggelassene vorhanden sind – schon bald nach seinem Tod in sein Lebenswerk gerissen worden sein.

Ich vermute – ohne dafür genaue Gründe vortragen zu können –, dass bereits seine unmittelbaren Schüler diese Teil-Tilgungen aus seinem Text vorgenommen haben, wohl, um aus diesem alles das zu entfernen, was von den Zeitgenossen sofort hätte widerlegt werden können, vorgenommen dann also aus Pietät zu ihrem Meister.

nur ein *Schein*, aber *nicht* ein *Sein* zukommt. Diesen Kern der Lehre seines Meisters hat er durch indirektes Argumentieren durch Argumente der folgenden Art zu beweisen versucht:

»Angenommen, die den äußeren Sinnen erscheinende Welt hätte ein Sein; dies kann aber nicht der Fall sein. Denn angenommen, der kräftige und schnelle Achilles will zu einer Zeit  $t_0$  eine vor ihm davonrennende Schildkröte einholen, zu welchem Zweck auch immer. Da es in der durch die äußeren Sinne erscheinenden Welt keine Unendlichkeit gibt, kann ihm dies – falls überhaupt – nur in endlich vielen Schritten gelingen; doch selbst dies ist ihm nicht möglich. Denn sowie Achilles dann zur Zeit  $t_1$  an die Stelle gelangt ist, an der sich diese Schildkröte zuvor zur Zeit  $t_0$  befunden hat, so ist sie bereits ein Stück weitergelaufen. Und sowie er dann diese Stelle zur Zeit  $t_2$  erreicht, hat sich die Schildkröte bereits von da ein Stück – wie klein dies auch sein mag – nach vorne fortbewegt, sodass er sie auch da nicht einholt. Und so geht dies weiter ohne Ende: Zu keiner endlichen Zeit  $t_i$  holt er sie ein, und somit nie. Da dies der sinnlichen Wahrnehmung zuwiderläuft, kommt dieser kein Sein, sondern lediglich ein Schein zu.«

Warum Pláton später den Zenon mit keinem – genauer, mit Blick auf den Dialog „Sophistes“: mit keinem guten – Wort erwähnt, das ist nicht auszumachen. Denn seinen Lehrer und Meister Parmenídes – den er aber nie getroffen hat und mit dessen Lehren er wohl erst Jahre nach dem Tod des Sokrátes vertraut geworden ist – hat er über alles verehrt und hochgehalten, und dies selbst da, wo er an ihr ein Stückchen verändert hat. Pláton ist daher als *der* große Schüler des Parmenídes zu erachten. Und so hat er sich auch selber ohne jeden Zweifel gesehen; denn für den anderen bekannten Schüler des Parmenídes für Melissos – hat Pláton nur eine abfällige Bemerkung in einem Nebensatz übrig gehabt.

*Melissos von Samos* [~490 – 430] hat sich ab etwa 440 in Elea aufgehalten und da wohl bei Zenon studiert. Ob er über die Lehre des – da bereits verstorbenen – Parmenídes deutlich hinausgegangen ist, das kann aus den wenigen, uns erhalten gebliebenen, Bruchstücken von seinen Schriften nicht entnommen werden. Ob Pláton ihn nur deswegen mit Verachtung gestraft hat, weil er sich vor seiner Flucht aus Samos an führender Stelle dem – vergeblich gewesenen – Aufstand von Samos gegen Athen angeschlossen hatte, das muss gleichfalls blanke Spekulation bleiben.<sup>173</sup>

---

<sup>173</sup> Ob beabsichtigt oder nicht beabsichtigt: Indem er die anderen Jünger des Meisters erniedrigt und des Meister selber erhöht, erhöht er sich über dessen andere Schüler.

## *Von Sizilien in die dorische Heimat*

*Empedokles von Akras* [~495 – ~435] wurde in der Stadt Akras auf Sizilien geboren; dort lernte er in seiner Jugend die Lehren der Pythagoräer sowie vor allen Dingen die der Eleaten – des Parmenides und seiner Schüler – kennen, vermutlich im Verlauf seiner schulischen Ausbildung. Als Redner und Staatsmann verbrachte er dort sodann etwa zwei weitere Jahrzehnte seines Lebens, bis er – während einer Bildungsreise nach Griechenland – in Abwesenheit aus seiner Heimatstadt verbannt wurde und auf dem Peleponnes Zuflucht fand; dort hat er sodann wohl die im ägäischen Raum erstellten Lehren studiert – sicherlich die des Herakleitos, und wohl auch die mancher Lehrer und Schüler – und sich zudem in Heilkunde geschult. Und dort ist er dann auch, ohne zuvor nochmals zu seinem Geburtsort zurückkehren zu können, verstorben.<sup>174</sup>

Zumindest in seiner ersten Lebenshälfte ist es sicherlich nicht sein Lebensziel gewesen, als Philosoph zu arbeiten und zu lehren; vermutlich hat er sich damals mit den Lehren des Pythagoras und des Parmenides nur oberflächlich befasst und nur soweit, als er dies für sein Lebensziel erforderlich fand, (1) ein Fürst oder zumindest (2) ein Seher und wenigstens (3) ein Dichter zu werden, oder – sollte dies alles nicht erreicht werden – auch ohne ärztliche Ausbildung (4) als Heilkundiger weite Anerkennung zu finden. Den gründlichen philosophischen Arbeiten und Forschen hat er sich wohl erst in der Verbannung gewidmet.

Seine dann da erstellte Lehre hat er – wie dies in der altindischen Philosophie häufig erfolgt ist<sup>175</sup> – in Gedicht-Form verfasst. Aber diese sind uns nur bruchstückhaft überliefert worden; daher muss davon ausgegangen werden, dass sich kein der Erwähnung werter Kreis von bedeutenden Schülern und Schülerschülern um ihn gebildet hat, der seine Lehre weitergetragen und weiterentwickelt hat.<sup>176</sup> Dennoch ist seine Lehre nicht unbekannt geblieben und ohne jeden Zweifel auch in Athen noch wahrgenommen worden.

Er ist ein vorzüglicher Redner gewesen; und er hat – sicherlich auch aus Gründen des Erwerbs von Einkommen zum Zweck der Bestreitung seines Lebensunterhalts – junge Menschen in der Kunst des Redehaltens unterwiesen. Ob er jedoch – wie Aristoteles berichtet – diese Kunst zu einer Lehre gestaltet hat und somit der Begründer der Rhetorik ist, das ist zwar nicht auszuschließen, aber eben auch nicht gesichert.

Ob er allerdings ein Arzt gewesen ist, das wird – sicherlich zu Recht – von Vielen bezweifelt. Als feststehend darf jedoch angesehen werden, dass er sich in der Gesundheitsberatung geübt und zudem auch bewährt hat.

---

<sup>174</sup> Die späteren Behauptungen, er habe Selbsttötung begangen, indem er sich in die Lava des Ätnas gestürzt hätte, gehört zu den um ihn und sein Leben danach entstandenen Legendenbildungen.

<sup>175</sup> Texte in der geregelten Form von Versen kann man sich leichter wortgetreu merken als die in Prosa verfassten Schriften; und sie sind zudem weniger leicht zu verfälschen als diese.

<sup>176</sup> Er hat seine Schrift seinem Schüler Pausanias gewidmet; da dieser jedoch zugleich auch sein Geliebter gewesen ist, muss es fraglich bleiben, ob er die Fähigkeiten zum Weiterführen der Lehre seines Meisters und Freundes gehabt hat.

Seine Philosophie ist, wie gesagt, von der des Parmenides beeinflusst. Ob er allerdings dessen Schüler oder Schülerschüler gewesen ist, dies wiederum ist fraglich. Vermutlich hat er sich in seiner Jugend lediglich in oberflächlicher Weise mit den bekannten Lehren Unteritaliens und Siziliens vertraut gemacht, soweit ihm dies eben, wie gesagt, für sein vierfach gefächertes Berufsziel als nutzbringend erschienen ist. Die Textgestaltung in der „Ich“-Form hat er jedenfalls von Parmenides übernommen; aber dessen versteckt gehaltenes Preisen seiner selbst im Zusammenhang mit göttlichen Eingebungen hat er zugunsten eines offen vorgenommenen Preisens der eigenen Person ersetzt.

Der *erkenntnisleitende Grundsatz* des Empedokles kann etwa so nachgezeichnet werden:

◇ »Eigenheiten der Gegenstände des Weltalls, die sich uns bei sorgfältig durchgeführten Beobachtungen in den mittleren Größenordnungen der Gegenstände zeigen, setzen sich auch – und häufig in Ansammlungen davon – in den größeren Größenordnungen fort, auch in denen, die unserer Beobachtung nicht mehr zugänglich sind;<sup>177</sup> und umgekehrt zeigen sich solche Eigenheiten uns in den mittleren Größenordnungen, weil sie bereits in den – unseren beschränkten äußeren Sinnesorganen nicht mehr zugänglichen – kleineren Größenordnungen von Gegenständen vorkommen, wie unscheinlich das Ausmaß dieser Eigenheiten da auch sein mag.«

Seine *métaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft* kann – in der Nachzeichnung seiner da und dort gegebenen Hinweise – durch die folgenden Sätze wiedergegeben werden:

- »Das Weltall ist von endlicher Ausdehnung; in seiner Vollkommenheit ist es von kugelförmiger Gestalt, da dann die Randpunkte allesamt gleichweit vom Mittelpunkt des Weltalls entfernt sind.«
- »Der Raum ist lückenlos; und auch die Zeit ist lückenlos. Es gibt – in anderen Worten gesagt – demnach weder einen von Stofflichem leeren Raum noch eine von Stofflichem leere Zeit.«
- »Größere Teile des Weltalls setzen sich aus mittleren Teilen zusammen, und dem entsprechend mittlere aus kleineren.«
- »Die *Wurzeln aller Gegenstände* des Weltalls – die *Sizómata pánton* – sind:
  - \* *Erde*, nämlich: das Erdartige, das Feste;<sup>178</sup>
  - \* *Wasser*, nämlich: das Flüssige, das Verbindende;
  - \* *Feuer*, nämlich: das Erwärmende, das Leuchtende, das Aufzehrende;
  - \* *Luft*, nämlich: das Luftige, das leicht zu Bewegende,<sup>179</sup> und dies zweifach:
    - \* die grobstoffliche Luft – das *Aír* –, die wir beim Atmen spüren, sowie
    - \* die feinstoffliche Luft – der *Äther*, der *Aíther* –, den wir nicht spüren.«

---

<sup>177</sup> Der Erdball gehört zu ihnen, dann aber natürlich auch die gesamte Wassermasse, und nicht zuletzt das gesamte Weltall.

<sup>178</sup> Das deutsche Wort „Erde“ hat zwei Verwendungsarten, nämlich einerseits gemäß „Erdartiges“, und andererseits gemäß „Erdball, Erdenrund“. Ich werd' oben „Erde“ stets im Wortsinn von „Erdartiges“ verwenden, und werd' daher im andern Fall stets „Erdball“ bzw. „Erdenrund“ schreiben.

<sup>179</sup> Mit Bedacht hab' ich hier „das leicht zu Bewegende“ statt „das Bewegende“ geschrieben.



- »Die Gegenstände des Weltalls setzen sich aus Teilen dieser vier Wurzeln zusammen; und sie unterscheiden sich von einander gemäß der Art ihrer Zusammenfügung und dem Umfang der dabei vorkommenden Teile der einzelnen Wurzeln.«
- »Bewegungen eines jeden Gegenstands und seiner Teile und Teilchen sind in jeder der vier Hinsichten möglich: (a) Bewegung des gesamten Gegenstands; (b) Bewegungen von Teilen außerhalb des Gegenstands in diesen hinein; (c) Bewegungen von Teilen von ihm aus ihm heraus; (d) Bewegungen von Teilen von ihm in ihm.«
- »Die Teile dieser vier Wurzeln der Gegenstände sind von sich aus unbeweglich. Bewegt und verschoben werden sie durch das Wechselspiel von zwei Energien, die – je nachdem – als potentielle Energie oder als kinetische Energie wirken, nämlich:
  - \* die *Energie des Zusammenführens*, die *Freundschaft*, das *Philótes*; und
  - \* die *Energie des Auseinandertreibens*, der *Streit*, das *Neíkos*.«
- »Von jeder der vier Wurzeln gilt, dass sie in ihrer Gesamtheit ein Sein hat, somit weder eine Mehrung noch eine Minderung jemals erleidet.«
- »Von jeder der beiden Energien gilt, dass sie in ihrer Gesamtheit ein Sein hat, somit weder eine Mehrung noch eine Minderung jemals erleidet.«

Die letzten beiden Sätze entsprechen den beiden Erhaltungssätzen der modernen Physik, nämlich dem Hauptsatz von der Erhaltung der Masse und dem von der Erhaltung der Kraft. Als Wortspiel können sie so zusammengefasst werden: „Aus Nichts entsteht nichts; und nichts wird zu Nichts.“

Eine Vermehrung der Materie ist somit nicht möglich; und eine Verminderung von ihr gleichfalls nicht. Letzteres begründet Empedokles in der Übernahme eines Argumente des Parmenides mit zwei Argumentationen:

»[Dass es eine Verminderung der Materie nicht geben kann, zeigt dieses Argument:] Angenommen, es würde irgendwann irgendwo ein Teil oder Teilchen von einer der vier Wurzeln sich in Nichts auflösen. Dann wäre an dem Ort, den es da eingenommen hat, unmittelbar danach ein leerer Raum; einen solchen gibt es jedoch nicht. Somit ist die Annahme falsch; und es gilt daher ihr Gegenteil: Nie wird an einer Stelle im Raum Etwas zu Nichts. Folglich ist das, was unseren Sinnen als Wachsen sowie als Schrumpfen eines Gegenstands erscheint, nur Schein; und in Wirklichkeit bewegen sich – für unser begrenztes Wahrnehmungsvermögen nicht mehr wahrnehmbar – im Verlauf der Zeit viele Teilchen in diesen Gegenstand hinein bzw. aus ihm heraus. Dieses nehmen wir dann als dessen Wachsen bzw. Schrumpfen wahr.

[Und auch ein weiteres Argument zeigt dieses:] Angenommen, es würde dann und wann der Fall eintreten, dass sich ein Teils oder ein Teilchen in Nichts auflöst. Nun ist das Weltall in Räumlicher Hinsicht endlich, in zeitlicher Hinsicht jedoch in beiden Zeitrichtungen unendlich. Also würde dann jetzt eigentlich bereits garnichts mehr an Seiendem – nämlich: an Teilen von den vier Wurzeln – existieren; denn was sich *einmal* ereignen kann, das ereignet sich beim Eintreten der betreffenden Umstände *immer wieder*, in welchen Zeitabständen dies auch erfolgen mag. Das Weltall besteht jedoch nach wie vor. Daher ist die Annahme falsch; und es gilt ihr Gegenteil, dass nämlich ein solcher Fall nie eintritt.«

Des Empedokles' Argumente gegen die Annahme, es könnte ein Vermehren des Seienden oder gar ein Entstehen des Seienden geben, sind sicherlich in der Umkehr-Richtung dieser beiden indirekten Argumentationen verlaufen, und desgleichen seine Begründungen der Konstanz des Gesamtumfangs jeder der beiden Ur-Energien: Auch diese ändern sich intern, ohne deshalb extern – und das heißt hier: ohne durch Meh-

rung oder Minderung – eine Änderung zu erleiden, letztlich: ohne einem Entstehen oder Vergehen ausgesetzt zu sein.

Wiewohl die Denk-Bezüge des Empedokles zu Parmenides unverkennbar sind, hat er sich dennoch von ihm gelöst, indem er das ewig Seiende mit dem ewig Werden in Einklang gebracht hat, ohne aber mit dieser Ausrichtung auf Herakleitos hin deswegen die bei ihm erfolgte Gleichsetzung des Seins mit dem Werden zu übernehmen.<sup>180</sup>

Eine auf dieser *Métaphysik* aufbauende *Physik* ist in den uns überlieferten Texten von ihm nicht zu finden. Und in diesen wird von seiner *Kosmologie* auch nur die *Kosmogonie* – die Lehre von der Weiterentwicklung des Weltalls – vorgestellt. Sie besteht in der Lehre von einem pulsierenden Weltall, beschrieben in dem Satz:

◇ »So, wie auf jeden Tag stets eine Nacht folgt und auf diese ein neuer Tag, und so fort ohne Anfang und ohne Ende, und dies nicht durch Zufall, sondern als ein Gesetz der Physis, des Materiellen, und ebenso, wie auf jeden Sommer stets ein Winter folgt und auf diesen ein neuer Sommer, und so fort ohne Anfang und ohne Ende, und dies nicht durch Zufall, sondern als ein Gesetz der Physis, des Materiellen,<sup>181</sup> so folgt auf jeden Weltzustand des vollständigen Zusammenführens – sozusagen: des Weltzeit-Sommers – ein Zustand des vollständigen Auseinandertreibens – sozusagen: des Weltzeit-Winters – folgt und auf diesen ein neuer Zustand des vollständigen Zusammenführens, und so fort ohne Anfang und ohne Ende, und dies nicht durch Zufall, sondern als ein Gesetz der Physis, des Materiellen.«

Dem Verständnis von Aristoteles gemäß deute ich dieses Pulsieren mit dem Beispiel eines geradeaus rollenden Rades, an dem an einer Stelle seines Rad-Kranzes eine Markierung angebracht worden ist:

»Irgendwann ergibt es sich dabei, dass diese markierte Stelle genau auf dem Erdboden angelangt ist. Mit dem Weiterdrehen des Rades wandert diese Markierung – dabei nur deren vertikale Bewegung beachtend – nach oben, und dies zunächst langsam, dann jedoch schneller werdend. Am schnellsten wird diese Bewegung, wenn der Abstand der Markierung vom Erdboden der des halben Rad-Durchmesser ist. Danach verlangsamt sich ihre Aufwärtsbewegung wieder; und sie kommt zum Stillstand, sowie der der Abstand der Markierung vom Erdboden der des ganzen Rad-Durchmesser ist. Danach setzt die zunehmend schneller werdende Abwärtsbewegung der Markierung ein, die bis zum Erreichen des halben Rad-Durchmessers anhält und von da ab wieder abnimmt. Sowie sie den Erdboden erreicht, kommt diese Abwärtsbewegung nun ihrerseits zum Stillstand; und es setzt erneut die Aufwärtsbewegung dieser Markierung ein.

---

<sup>180</sup> Diese métaphysische Sicht ist – zwar nicht in allen Einzelheiten, wohl aber in ihren Grundzügen – sodann von allen Naturphilosophen und Physikern der westlichen Antike und des westlichen Mittelalters eingenommen worden, wie auch danach noch von Newton und seinen Nachfolgern sowie von den Korpuskel-Vertretern der modernen Quantenmechanik. Hingegen haben Euler und Huyghens eine nicht-korpuskulare Deutung des physischen Geschehens im Sinne einer Zustands-Sicht verfochten; und dies ist auch von Einstein übernommen worden: implizit in seiner Allgemeinen Relativitätstheorie, und explizit in seiner Feldtheorie.

<sup>181</sup> Siehe später in Pláton's „Phaidon“ das erste vom Sokrates aufgeführte Argument für die Unsterblichkeit der Seele. Dieses Argument ist wohl eine recht alte Volks-Vermutung.

In eben dieser Weise folgt innerhalb eines Weltzeitalter auf den Weltzeit-Sommer über den Weltherbst-Herbst der Weltzeit-Winter, und danach auf diesen über den Weltzeit-Frühling erneut der Weltzeit-Sommer. Dabei wirken die eisern geltenden Gesetze des Auseinandertreibens sowie des Zusammenführens entsprechend den Eigenheiten der beiden Ur-Energien<sup>182</sup> wie folgt:

◊ Im *Weltzeit-Sommer* hat die *Energie des Zusammenführens* alle vier Wurzeln in jeglicher Hinsicht durchgehend homogen vermischt: An keiner Stelle des Weltalls kommt eine dieser Wurzeln häufiger vor als eine der übrigen Wurzeln; und diese perfekte Zusammenführung füllt dabei den ganzen – endlichen – Raum kugelförmig aus, mit dem Mittelpunkt der Kugel als Welt-Mittelpunkt. Es ist dies der Zustand der *Kugel*, des *Sphaíros*'. Diese Energie des Zusammenführens, die in eben diesem Mittelpunkt ihren Sitz hat von da aus auf die vier Wurzeln wirkt, hat sich dabei gänzlich vom potentiellen zum kinetischen Zustand umgewandelt. Damit hat sie sich in ihren Möglichkeiten erschöpft; insbesondere hat sie da der *Energie des Auseinandertreibens*, die ihren Sitz auf dem gesamten Rand der Weltkugel hat, die da vollständig in den Zustand der potentiellen Energie geworden ist und deren Potential nun zum Wirksam-Werden drängt, nichts mehr entgegenzusetzen: Sie wird durch diese nun erschüttert; und sie muss vor der Ausbreitung dieser ihr gegenläufigen Energie zurückweichen: Sie muss sich nun quasi erholen, indem sie – dabei gleitend – sich von dem kinetischen in den potentiellen Zustand umwandelt. Dies erfolgt – bei gleichbleibender Form und Größe des Weltalls – auf folgenden Weise:

◊ Diese Energie des Auseinandertreibens saugt zunächst aus der Weltkugel das meiste vom feinstofflichen – und daher leichteren – Anteil an Luft – vom Äther – heraus. Der innen verbleibende Anteil an den Wurzeln schrumpft dadurch in dem Ausmaß, den dieser Äther nun vom Rand des Weltalls aus als homogener Kugel-Kranz einnimmt. Die von dieser Energie erzeugten Wirbel versetzen das Weltall von außen her – und nach innen hin graduell abnehmend in eine Rotation.

◊ Mit dem weiteren Rückzug des kinetischen Zustands der Energie des Zusammenführens und dem damit einhergehenden Anwachsen des kinetischen Zustand dieser Energie saugen die von ihr erzeugten Energie-Wirbel vom inneren Anteil am Weltall das meiste an Feuer heraus, dass sodann innerhalb des Äthers als Kugel-Kranz angesiedelt wird; und die Rotationsgeschwindigkeit nimmt dabei unentwegt zu.

◊ Mit dem weiteren Rückzug des kinetischen Zustands der Energie des Zusammenführens und dem damit einhergehenden Anwachsen des kinetischen Zustand dieser Energie saugen die von ihr erzeugten stärkeren Energie-Wirbel vom verbliebenen inneren Anteil am Weltall das meiste am Luft-Wasser-Gemisch heraus, dass sodann innerhalb des Feuers als Kugel-Kranz angesiedelt wird; innen – um den Weltmittelpunkt herum – verbleibt dann das Erdartige, das jedoch noch in geringem Umfang Anteile an den anderen drei Wurzeln mit sich führt. Auch dabei nimmt die Rotationsgeschwindigkeit des Weltalls weiterhin unentwegt zu.

◊ Mit dem weiteren Rückzug des kinetischen Zustands der Energie des Zusammenführens und dem damit einhergehenden Anwachsen des kinetischen Zustand dieser Energie saugen die von ihr erzeugten Energie-Wirbel nun vom Wasser das meiste an Grobstofflichem heraus, das sodann zwischen Feuer und Erde als Kugel-Kranz um den erneut geschwundenen Restbestand an ehemals Homogenem – um die Erde – angesiedelt wird; und die Rotationsgeschwindigkeit des Weltalls nimmt erneut zu. Dies ist einer der Weltzustände, in der ein Leben von Pflanzen-Tieren-Menschen möglich

---

<sup>182</sup> Diese Eigenheiten versuch' ich im Folgenden zu erraten, teilweise zumindest.

ist; und in eben einem solchen Zustand leben wir gegenwärtig, in einem Zustand, in dem das Auseinandertreiben – der Νεϊκος, der Hass - zunimmt.

◊ Im *Weltzeit-Herbst* ist dieser Zustand bereits weitgehend entstanden oder auch bereits vollständig entstanden oder bereits wieder im Vergehen begriffen. Er vergeht hier noch nicht rückläufig, im Gegenteil: Durch das – sich nun aber verlangsamende Umwandeln der Energie des Zusammenführens vom kinetischen in den potentiellen Zustand und dem damit einhergehenden Stärkerwerden des kinetischen Zustandes der Energie des Auseinandertreibens werden durch deren Wirbel Zug um Zug aus Luft–Erde–Wasser die darin noch verbliebenen Feuerfunken herausgesogen, aus Wasser–Erde die darin noch verbliebenen Anteile der grobstofflichen Luft herausgesogen, und schließlich aus Erd[artigem] die darin noch verbliebenen Anteile an Wasser[artigem] herausgesogen.

◊ Im *Weltzeit-Winter* gelangt dieser Vorgang so weit zum Abschluss, dass schließlich auch an den Rändern der vier Wurzeln des Seins keine Überlappungen mehr bestehen. Das – nun mit seiner höchstmöglichen Geschwindigkeit rotierende – Weltall hat am Kulminationspunkt dieses Winters hinsichtlich seiner Wurzeln sowie seiner Energien dann diese Gestalt:

◊ Im Weltmittelpunkt ruht die Energie des Zusammenführens, der Philótes, und dies in gänzlich potentielltem Zustand. In einer – vergleichsweise kleinen – Kugel um sie herum befindet sich alles Erd[artige], und auch nur dieses.

◊ In einer sich daran – wegen des Nicht-Bestehens eines materiefreien Raums – nahtlos anschließenden kugelförmigen Schale ist alles Wasser[artige] angesiedelt, somit das nächstleichtere an Stofflichem.

◊ In einer sich daran nahtlos anschließenden kugelförmigen Schale ist alles an grobstofflicher Luft angesiedelt, somit das nächstleichtere an Stofflichem.

◊ In einer sich daran nahtlos anschließenden kugelförmigen Schale ist alles an Feuerangesiedelt, somit das nächstleichtere an Stofflichem.

◊ In einer sich daran nahtlos anschließenden kugelförmigen Schale ist alles an feinstofflicher Luft angesiedelt, somit das nächstleichtere an Stofflichem. Im äußeren Rand dieses Äthers wirkt die Energie des Auseinandertreibens, der Νεϊκος, und dies in einem gänzlich kinetischen Zustand.

◊ Im *Weltzeit-Frühling* hat die gegenläufige Bewegung eingesetzt: Erschüttert worden ist die Energie des Auseinandertreibens durch die nunmehr maximal gewordene potentielle Energie des Zusammenführens; und in der zum Weltzeitalter-Herbst umgekehrter Reihenfolge erfolgt nun wieder eine zunehmende Vermischung der vier Wurzeln des Stofflichen. Die Dauer dieses Frühlings beginnt da, wo das Zusammenführen so weit fortgeschritten ist, dass pflanzliches–tierisches–menschliches Leben möglich wird, aber noch nicht den Punkt erlangt hat, an dem dieses Zusammenführen jeglichen Unterschied derart homogenisiert, dass dann kein Leben mehr weiterbestehen kann.

◊ Im *Weltzeit-Sommer* hat dieses Zusammenführen der vier Wurzeln des Stofflichen dann schließlich seine Vollständigkeit erlangt; und der potentielle Zustand der Energie des Zusammenführens hat sich durch gänzliche Umwandlung in den kinetischen Zustand in potentieller Art erschöpft; daher läuft das *Rad der Zeit* nun weiter, so, wie es bisher allezeit gerollt ist und wie es auch weiterhin allezeit rollen wird.

In den Zwischenzeiten – in denen des Weltzeit-Herbstes und des Weltzeit-Frühlings – befindet sich das meiste Feuer zwar in der Schale<sup>183</sup> zwischen der feinstofflichen und der grobstofflichen Luft; einiges davon ist da allerdings – sei dies *bereits* oder sei es *noch* – zerstäubt. Das nach unten hin zerstäubte Feuer ist in Erde–Wasser–Luft als kleinere Funken – die sich aber auch zusammenballen können und dann sichtbar werden – eingemischt. Das nach oben hin – nämlich – in die feinstoffliche Luft, in den Äther – zerstäubte Feuer heftet sich am Rand des Weltalls an; und diese Funken sind dann für uns als die Feststerne sehbar. Die Sonne<sup>184</sup> und der Mond und die übrigen Wandelsterne hingegen ziehen ihre unterschiedlichen Bahnen innerhalb dieses Randes, und dies zudem mit unterschiedlichen Geschwindigkeiten. Der Mond, der aus verdichtetem Gas besteht, erhält sein Licht von der Sonne. Dann allerdings, wenn Sonne–Erde–Mond auf einer Linie liegen, ist der Mond in den Erdschatten eingetreten, was wir dann als Mondfinsternis wahrnehmen.<sup>185</sup> Und andersherum, wenn Sonne–Mond–Erde auf einer Linie liegen, erhält die Erde den Mondschatten, was wir dann als Sonnenfinsternis wahrnehmen.

Wir leben gegenwärtig in einem Weltzeit-Herbst, in dem der Hass – dieses Auseinandertreiben – zunimmt und irgendwann so überhand nehmen wird, dass dadurch jegliches Leben ausgelöscht wird: So ist es um unsere Gegenwart bestellt.

In einer solchen Zwischenzeit zwischen Weltzeit-Sommer und Weltzeit-Winter ist das Stoffliche weder gänzlich durchmischt noch gänzlich getrennt; da kann pflanzliches–tierisches–menschliches Leben entstehen, dies allerdings *nicht*, wie ansonsten, mit *Notwendigkeit*, sondern durch *Zufall*. Das Leben entsteht auf folgendem Weg:

In der Erde befindet sich zu einer solchen Zeit durchaus noch größere zerstäubte Reste von Wasser–Luft–Feuer. Daraus formieren sich da und dort zufällig Klumpen von einer Beschaffenheit, die Teile von künftigen Organismen sind. Aus ihnen formieren sich da und dort zufällig fertige Organismen. Soweit diese weder etwas empfinden noch etwas denken, sind sie von pflanzlicher Art; soweit einige dieser Organismen zudem auch empfinden und daher auch wahrnehmen, sind sie von tierischer Art; und soweit sie darüberhinaus auch denken und überlegen, sind sie von menschlicher Art. Gleichfalls zufällig sind da und dort einige von ihnen mit den Organen zur geschlechtlichen Fortpflanzung ausgestattet; in dem Ausmaß, in dem – so muss seine Lehre da wohl ergänzt werden – die Umstände zur Neubildung von Organismen seltener eintreten, wird die Weiterbildung der Organismen naturgemäß vorrangig.<sup>186</sup> Und wie-

---

<sup>183</sup> Für das überstarke Licht der Feuer-Schale, die sich unterhalb des Äthers und noch oberhalb der gewöhnlichen Luft befindet, haben wir hingegen kein Wahrnehmungsorgan und nehmen es daher nicht wahr.

Das in seiner Jugend betriebene Studium wirkt nach; denn Argumente von dieser Art sind vor ihm bereits bei den Pythagoräern zu finden.

<sup>184</sup> Für Empedokles ist die Sonne kein selbstleuchtendes Gestirn. Vielmehr erhält sie ihr Licht von der Feuerscheibe: dieses wird, wenn es durch die innere Kugel von Erde–Wasser–Luft dringt, wie mit einem Brennglas gebündelt und auf eben die Stelle projiziert, die wir als Sonne wahrnehmen.

<sup>185</sup> Empedokles scheint also – aus zweiter oder aus dritter Hand – Kenntnisse von den Lehren der Chaldäer erhalten zu haben. Die genauen Daten des Chaldäischen Kalenders, mit denen die Mondfinsternisse auf Jahrhunderte vorhergesagt werden können, kennt er aber ganz offenkundig noch nicht.

<sup>186</sup> Dieser Teil seiner Lehre ist – unserem philosophie-historischen Kenntnisstand nach – die erste Lehre von der Entstehung des Lebens und der Entwicklung der verschiedenen Arten von

derum einige von diesen erwerben dann durch den Zufall des Geschehens an ihren Außenschichten Poren von der Art, mit denen sie wahrnehmen können und daher mit den Fähigkeiten des Empfindens und Wahrnehmens ausgestattet sind, wie die Tiere und die Menschen; und von diesen erwerben einige durch das zufällige Zusammenkommen geeigneter Bestandteile in richtiger Anordnung die Organe, die zum Denken und Überlegen befähigen.

Allerdings ist dies nur in groben Zügen so zu verstehen. Denn es gilt nach wie vor der Grundsatz, dass Alles – aber auch wirklich Alles –, was es an Größerem gibt, sich aus Kleinerem und abermals Kleinerem durch geeignete Zusammenführung zusammensetzt.

Die Menschen haben ein Bewusstsein; und sie besitzen daher die Fähigkeit des Denkens. Diese kann dann aber nicht aus dem Nichts entstanden sein; vielmehr ist sie an dieser Stelle der Entwicklung von Lebewesen dann zu allererst wirksam und offenkundig geworden. Das Bewusstsein – was hier heißt: die Denk-Fähigkeit – muss demnach bereits in den Wurzeln des Stofflichen angelegt sein; und es muss dabei im Fühlen des Empfindenen durch die beiden Kräfte gelenkt werden. Und da beim Denken die vier Merkmale der vier Wurzeln allesamt – wenngleich zu unterschiedlichen Zeiten in unterschiedlichem Ausmaß und in unterschiedlichen Mischungsverhältnissen – vorkommen, kommt daher allem und jedem in den vier Wurzeln des Stofflichen – in welchem geringem Ausmaß auch immer – unbedingt Bewusstsein im Sinne der Fähigkeit des Denkens, des Empfindens und des Fühlens zu. Das *Empfinden* ist:

- \* beim Sehen das Empfinden von Farben und ihren Formen;
- \* beim Hören das Empfinden von Schallen und ihren Eigenheiten;
- \* beim Riechen das Empfinden von Düften und ihren Eigenheiten;
- \* beim Schmecken das Empfinden von Geschmächen und ihren Eigenheiten;
- \* beim Tasten das Empfinden von Tastungen und ihren Eigenheiten; und
- \* beim Denken das Empfinden von gedanklich Erfasstem und dessen Eigenheiten.

Das *Fühlen* ist durch die Energien des Neíkos – des Hasses, des Auseinandertreibens – und des Philótes – der Freundschaft, des Zueinanderführens – geleitet; es bewegt sich dabei – je nach dem Mischungsverhältnis – auf der Skala *Abscheulich – Unbedeutsam – Herrlich*,

\* wobei der Wert *Abscheulich* der jeweiligen Empfindung dann gegeben wird, wenn der Neíkos ohne den Philótes wirkt,

\* wobei der Wert *Unbedeutsam* der jeweiligen Empfindung dann gegeben wird, wenn der Neíkos in gleicher Stärke Philótes wirken, und

\* wobei der Wert *Herrlich* der jeweiligen Empfindung dann gegeben wird, wenn der Philótes ohne den Neíkos wirkt.«

Das Empfinden von Gegenständen der fünf äußeren Sinne beschreibt Empedokles mit dieser Wahrnehmungstheorie:

»An den Gegenständen ist nichts von Dauer, und dies selbst dann nicht, wenn uns an einem solchen sich in Ruhe befindlichen Ding – etwa an einem Stück Sandelholz – nichts erscheint, was auf eine Veränderung dieses Dings hindeutet. Tatsächlich aber strömen in diesen Gegenstand unentwegt und pausenlos kleinere und sehr kleine – und für unsere begrenzte Seh-Fähigkeit nicht mehr schaubare, aber im gebe-

---

Lebewesen, nach den Umständen des Zufalls und der Auslese. Die zweite solche Lehre ist bei Schopenhauer zu finden. Und die dritte schließlich ist von Darwin entwickelt worden.

nen Beispiel immerhin riechbare – Teilchen ein und aus.<sup>187</sup> Der Körper eines Tieres wie auch eines Menschen enthält nun an bestimmten Stellen Ansammlungen von ganz bestimmten Poren; diese sehr spezialisierten Poren lassen dabei nur bestimmte engbegrenzte Ausströmungen des betrachteten Objekts in den Körper des Wahrnehmenden eindringen.<sup>188</sup>

Die wahrnehmenden Poren müssen dem Wahrzunehmenden *gleich[-artig]* sein; denn das Empfinden und Erkennen wirkt so, dass dabei Gleiches das Gleiche erfasst und ermittelt.«<sup>189</sup>

So baut er – wie später auch Pláton – auf seiner Kosmologie seine Erkenntnistheorie auf, nämlich: seine Metaphysik, und auf ihr seine Epistemologie, die mit der Wahrnehmungstheorie ansetzt und zur Lehre vom Wahrnehmenden weiterführt: *Dieses* ist – gemäß seiner *Erkenntnislehre*, seiner *Epistemologie* – das *Bewusstsein*, genauer – und im Verständnis Kant's – gesagt: das *Kognitive Bewusstsein*; und von diesem handelt er in seiner Schrift „Über die Phýsis“ [= „Peri Phýseos“]. Denn auch seine andere uns erhalten gebliebene Schrift „Reinigungsglied“ [= „Katharmoi“] – seine *Heilslehre*, seine *Soteriologie* – handelt von Geistigem, in Kant's Worten: vom *Moralischen Bewusstsein*, in Herákleitos' Worten: vom *Ethos*, in seinen eigenen Worten: vom *Daímonion*.<sup>190</sup>

Die *Erkenntnislehre* handelt von der *stofflichen* und damit *räumlichen* Hinsicht des Seienden, von dessen *physischer* oder *materieller* oder *weltlicher* oder *irdischer* Hinsicht. Die *Heilslehre* hingegen handelt von der *nicht-stofflichen* und damit *unräumlichen* Hinsicht des Seienden, von dessen *spiritueller* oder *ideeller* oder *geistlicher* oder *himmlischer* Hinsicht.<sup>191</sup> Sie hat diesen Inhalt:

»In stofflicher Hinsicht sind die Fähigkeiten des Menschen zum Erkennen der Gegenstände des Weltalls beschränkt, sowohl deren Anzahl des dabei Erkannten als auch den Gütewert des dabei erfolgten Erkennens betreffend. Und da er selber ein Ge-

---

<sup>187</sup> Dieser mechanistische Begriff „Strömen, Einströmen“ ist für uns in der altindischen Philosophie zwar bei Mahāvīra – dem Begründer des Jainismus – als „āsrava“ greifbar; doch dürfte er in der dortigen Philosophie wohl schon von früheren Denkern gebraucht worden sein. Gemäß Mahāvīra strömen selbst beim Tätigsein einer Person Handlungsatome in dessen Körper ein.

Dass Empedokles von solchen Lehren nicht authentische Informationen, sondern allenfalls Berichte aus zweiter oder dritter Hand erhalten haben wird, steht außer Frage: Er hat da zwar Hinweise aufgegriffen, jedoch von niemandem dessen Argumente gestohlen, somit kein Plagiat begangen.

<sup>188</sup> Empedokles scheint der erste Philosoph im altgriechischen Sprachraum gewesen zu sein, der eine von der altindischen Wahrnehmungstheorie, der gemäß das Auge Lichtstrahlen aussendet und damit das vom wahrzunehmenden Gegenstand ausgestrahlte Licht einfängt und zum Auge zurückführt, *verschiedene* Wahrnehmungslehre gelehrt hat.

Platon hingegen hat diese *neue* Lehre *nicht* übernommen.

<sup>189</sup> Man wird dabei an Goethe's Ausspruch erinnert:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken!“

<sup>190</sup> Wie schon Herákleitos, so vermeidet auch Empedokles nach Möglichkeit des Ausdruck „Psyché“, wohl, um bei seinen Lesern sonst aufkommende Missverständnisse zu vermeiden.

<sup>191</sup> Dass „Himmlisches“ hier nicht im Sinne von „sky“, sondern von „heaven“ zu verstehen ist, und „Irdisches“ daher auf keinen Fall mit „Erdkugel“ oder mit „Erdartiges“, das braucht nicht näher ausgeführt zu werden.

genstand dieses Weltalls ist, kann er das Weltall insgesamt auf *menschliche Art* mit seinen stofflichen Mitteln ohnehin nicht überblicken. Dazu bedarf es vielmehr einer *göttlichen Einsicht*, um zumindest die Zusammenhänge so zu erfassen, wie er sie auf diese Weise erfasst hat und sie daher nun als Wissen besitzt: Man erkennt sie nicht aus dem Wirken dessen heraus, was durch zufällig erfolgte geeignete Zusammenführung von Bestandteilen der vier Wurzeln des Stofflichen als Fähigkeit des Erkennens von Stofflichem entstanden ist. Zum Erfassen und Erkennen des Stofflichen und seiner teils notwendigen und teils zufälligen Zusammenhänge bedarf es vielmehr der Sicht auf das gesamte Stoffliche, die von einem nicht-mehr-stofflichen Gesichtspunkt aus erfolgt, daher mit einem Bewusstsein, das nicht [allein] aus dem Zusammenführen von Stofflichem heraus hervorgegangen ist. Dieses überirdische – oder: himmlische – Bewusstsein kann sich daher nicht räumlich lokalisieren, sehr wohl aber zeitlich,<sup>192</sup> und dies – abhängig davon, in welchem Umfang dieses Auge des Geistes von Verschmutzungen und den damit einhergehenden Trübungen gereinigt ist – in beide Zeitrichtungen mit der durch solches Reinigen erlangten Genauigkeit und Schärfe.

Aus der Erinnerung heraus – und auch nur auf diese Weise – kann diese himmlische Einsicht gewonnen werden, nämlich: im Zurückblicken auf die Vergangenheit dessen, zu dem dieses *nicht-irdische Bewusstsein* – dieser *Daímonion*<sup>193</sup> – in diesem Leben schließlich geworden ist.

Dieser sich im Moralischen Bewusstsein kundgebende *Daímonion* ist jetzt dieses Leben lang mit dem stofflich erstellten Kognitiven Bewusstsein verbunden. Das Kognitive Bewusstsein ist mit diesem Leben und seinem Leib entstanden und vergeht mit diesem Leben und seinem Leib. Das Moralische Bewusstsein hingegen ist weder mit diesem Leben entstanden noch wird es mit diesem Leben vergehen:<sup>194</sup> Und wer sein himmlisches Auge so weit gereinigt hat, dass er auf einige vergangene Leben, die im Moralischen Bewusstsein aufgezeichnet sind, zurückblicken kann, der wird dies bestätigt finden.<sup>195</sup>

Und wer seinen *Daímonion* von allen Verschmutzungen gänzlich gereinigt hat, der kann sich daran erinnern, wie dieser dabei auf Abwege und deswegen vom himmlischen Weilen in irdischens Leben gelangt ist: Durch Absonderung vom *Heiligen Geist* – vom *Phren Hieré* – ist dieser Sturz entstanden; durch Wegtreiben von ihm – durch *Néikos* – ist dieser Sturz aus dem Zustand des immerwährenden Glücks in diesen Be-

---

<sup>192</sup> Bei Kant findet man dies so wieder: Die *äußeren* Erscheinungen werden *zeitlich und räumlich* geordnet, die *inneren* Erscheinungen hingegen *nur zeitlich*.

<sup>193</sup> Empedokles vermeidet weitgehendst den Gebrauch des Ausdrucks „psyché“, wohl deswegen, um Fehl-Assoziationen zu vermeiden, die sich beim unbedachten Hörer und Leser seiner Lehre dann einnisten würden.

Platon beispielsweise hat die Lehren seiner Konkurrenten grundsätzlich so [miss-]verstanden, dass er deren Ausdrücke nicht nach deren sondern nach seinem eigenen Wortverständnis eingesetzt und sich so mit dem [Schein-]Widerlegen der gegnerischen Lehren ein leichtes Spiel gemacht hat.

Platon selber hat nicht den Ausdruck „daímonion“, sondern vielmehr das Wort „psyché“ verwendet. Sokrates hingegen spricht nicht von seiner *Psyché*, sondern von seinem *Daímonion*!

<sup>194</sup> Auch Pláton unterscheidet – jedoch erst in seinem Alter – die *Psyché* in einen sterblichen und in einen unsterblichen Teil. Allerdings trifft er dabei die Unterscheidung genau umgekehrt [und gerät dadurch in einen – unnötigen – Konflikt mit seiner Karman-Lehre.

<sup>195</sup> Man wird dem Empedokles hier mit folgendem Hinweis beispringen können: Weder ich noch irgendjemand sonst unter meinen Bekannten ist auch nur annähernd dazu fähig, eine Strecke von 100 m in höchstens 10 s zurückzulegen. Dennoch gibt es solche Menschen; und dabei vertrau' ich darauf, dass die Berichte von diesen nicht auf Fehl-Meldungen beruhen.



reich des Entstehens–Vergehens entstanden, in diesen Bereich, in dem Hass und Trug und Mord herrschen.

Nach den ausnahmslos geltenden Gesetzten, wonach Gleiches sich mit Gleichartigen hingezogen fühlt und sich mit diesem zusammentut, wird dieser Daímonion zu solchen im Entstehen begriffenen Leibern gezogen, deren entstehendes kognitives Bewusstsein dem Moralischen Bewusstsein, als das der Daímonion wirkt, hinreichend gleicht. Und die dann in diesem Leben durchgeführten Handlungen verändern Beides aus dem Verbund von kognitivem Bewusstsein und Moralischem Bewusstsein: Das Moralische Bewusstsein trägt diese Eindrücke nach dem Tod weiter und vereinigt sich dann mit einem ihm sodann gleichenden und im Entstehen begriffenen Kognitiven Bewusstsein einen entstehenden anderen Leibes.

Wer dies so sieht, zumindest im Vertrauen und Glauben, hat dann die drei Möglichkeiten: (a) Er lässt sich weiterhin so wie bislang von Leben zu Leben treiben, ohne dies wenigstens teilweise zu steuern. (b) Er benützt dieses Wissen dazu, seine künftigen Leben auf die höchsten irdischen Ziele hin auszurichten, als da sind: Seher–Dichter–Arzt–Fürst. (c) Er steuert das allerhöchste Ziel an, das Himmlische, nämlich: das Wieder-Eins-Werden mit dem Heiligen Geist.

Ein Vollendeter<sup>196</sup> hat seinen Daímonion in zweifacher Hinsicht vollständig gereinigt, nämlich: hinsichtlich der vergangenen unheilsamen Handlungen im Denken–Reden–Tun, und, darauf aufbauend, hinsichtlich der vergangenen Verblendungen und Irrungen, sich selbst und die Welt betreffend. Wer dieses Wissen erlangt hat, der hat damit auch die Macht erlangt, dieses Wissen technisch auszuwerten. Daher darf dieses Wissen nur an Befugte, deren Ethos von Unheilsamem rein ist, weitergegeben werden und ist ansonsten geheim zu halten.<sup>197</sup> Diesen Befugten allerdings soll es – als deren Wegweiser und damit zu deren Heil – weitergereicht werden. Wer von diesen dann zwar das Unheilsame am vergangenen Handeln bereinigen, aber die Verblendungen noch nicht – oder jedenfalls noch nicht gänzlich – beseitigen kann, der tut gut daran, das vom nunmehr göttlich gewordenen Meister Dargelegte in fester und unbeirrbarer Weise so lange zu glauben, bis er schließlich selbst die himmlische Einsicht und damit den göttlichen Zustand des Meisters erlangt; denn nach dem Erreichen dieses Wissens wird das Glauben naturgemäß entbehrlich.

Doch allein schon das Erreichen des höchsten irdischen Glücks durch alle Lebewesen ist ein großes Glück, nämlich: ein Zustand, der frei von Hass–Trug–Mord ist, ein paradiesischer Zustand, ein *Goldenes Zeitalter*<sup>198</sup>.

Zum Freisein von Mord gehört das Abstehen von jeglichem Töten von Lebewesen, somit auch das Abstehen vom Schlachten von Tieren für Zwecke des Verspeisens des Kadavers, zu dem ihr Leib durch das Schlachten geworden ist. Das Freisein von Unheilsamem besteht jedoch aus mehr, nämlich: aus alledem, womit man andere Lebewesen – und damit letztlich sich selber – im eigenen Denken–Reden–Tun schädigt.

---

<sup>196</sup> Empedokles hat demnach seinen Geist in beiden Hinsichten vollständig gereinigt, [berichtet sein Jünger und Freund]. Ob er sich selber so gelobt hat, oder ob ihm dies posthum dieser Jünger und Freund *ad majorem dei gloriam* in den Mund gelegt hat, das wird nicht mehr zu ermitteln sein.

<sup>197</sup> Hierzu allerdings ist es nicht erforderlich, auf die selben Praktiken der altindischen Priester und Gymnosophisten zu verweisen; denn so haben dies im Westen beispielsweise – die selbst bei Diogénes Laértios nicht unerwähnt gebliebenen – keltischen Druiden gehandhabt.

<sup>198</sup> Wie lang' ein solches Zeitalter dauert, das bleibt bei ihm ungesagt; sicherlich ist es von wesentlich kürzerer Dauer als dem Viertel eines Weltzeitalters.

Die Göttin *Kypris*<sup>199</sup> ist es, die dann von Allen verehrt wird und der man daher die Weihegaben darbringt.

Dieser Zustand eines Goldenen Zeitalters hat bereits einmal bestanden; aber ist zerbrechlich, da er nicht durch stets gegenwärtiges vollendetes himmlisches Wissen aller Irdischen gestützt und aufrecht erhalten wird. Nichtsdestoweniger ist er durchaus wieder erreichbar; und auf alle Fälle ist er des Anstrebens wert.

Das allerhöchste Ziel allerdings – die Wieder-Vereinigung mit dem Heiligen Geist – ist nicht in irdische Worte zu fassen, ganz abgesehen davon, dass die menschlichen Worte auf die irdischen Sichtweisen und Erfordernisse hin erstellt und ausgerichtet sind. Aber dieser Heilige Geist ist nicht einmal zu erkennen, geschweige denn zu beschreiben: Denn von welchem – von Heiligen Geist abgesonderten und daher mit ihm im Verhalten des Neikos weilenden – Kognitiven wie auch Moralischen Bewusstseins sollte er nun betrachtet und betrachtenderweise erfasst und erkannt werden?!«<sup>200</sup>

So wird, meiner Vorstellung nach, wohl die Lehre des Empedokles ausgesehen haben, auch wenn er sie nicht durchgehend systematisch so dargestellt hat. Aber von Standpunkt der Logik aus betrachtet, ergibt diese Wiedergabe zumindest eine runde – weil in sich abgeschlossene und argumentativ auf einander bezogene, sozusagen das Ende mit dem Anfang verbindende – Lehre.

---

<sup>199</sup> Die Aphrodite ist bei Zypern als Schaum-Geborene dem Meer entstiegen. Das Wasser aber ist das Verbindende und die Luft das Bewegende, der aus Wasser und Luft bestehende Schaum somit die Verbindung von Beidem.

Es darf befürchtet werden, dass diese innere Bedeutung von „Schaum-Geborene“ unter den griechischen Priestern den einfachen Opfer-Priestern nicht [mehr] geläufig gewesen ist, vom Kirchenvolk ganz zu schweigen, und dass Empedokles es deshalb vermieden hat, hier den Ausdruck „Aphrodite“ zu verwenden.

<sup>200</sup> Dass die Ähnlichkeit dieser Soteriologie mit der des Buddhismus frappierend ist, wird niemand, der die Lehrreden von Buddha Śākyamuni studiert hat, abstreiten können oder wollen.

## *Von Ionien in die ionische Heimat*

Wie und von wem nach den Tod des Herákleitos in Ephesos dessen Lehre weitergetragen und weiterentwickelt worden ist, das wissen wir nicht und das werden wir höchstwahrscheinlich auch nie mehr erfahren können. *Dass* sie weitergeführt worden ist, das ergibt sich schon daraus, dass sie dem griechischen Sprachraum von Ionien über Griechenland bis Unteritalien und Sizilien als Diskussionsthema verblieben ist, wie sodann aber auch daraus, dass zur Zeit des Sokrátes in Athen ein Philosoph aus Ephesos gewilt und gelehrt hat, nämlich Kratýlos.

Nicht viel besser ist es um unsere diesbezüglichen Kenntnisse hinsichtlich der Nachfolger von Anaxímandors und Anaximénes in Milet bestellt: Dass deren Lehren in deren Heimatstadt von Schülern und Schülersschülern weitergetragen und auch weiterentwickelt worden ist, und dass in dieser zum Persischen Reich gehörenden wohlhabenden Handelsstadt die Beziehungen zum damaligen Wissenschaftszentrum Babylon nicht abgerissen sind, das darf als gesichert gelten. Aber wir wissen darüber nichts. Und wir wissen insbesondere nicht, ob es dort um 462 an großen Philosophen nur den Xenophánes und den Anaxagóras sowie die Aspasia gegeben hat oder noch andere große Philosophen oder gar noch größere, dass diese drei genannten Philosophen vielleicht nur solche der zweiten Reihe gewesen sind, und dass die beiden letzteren vielleicht gerade deswegen von dort ausgewandert und in der bis dato philosophischen Einöde unter dem wohlwollenden Schutz des dortigen Staatsmanns Perikles Schüler zu gewinnen getrachtet haben. Denn auch von der Existenz dieser beiden philosophischen Größen würden wir sicherlich nichts wissen, wären sie nicht zu eben dieser Zeit in das ökonomisch, militärisch und politisch aufstrebende Athen übersiedelt.

*Anaxagóras von Klazomenai* [499 – 428] wuchs in dieser Kleinstadt in der Nähe von Milet auf. Seine mathematische und naturphilosophische Ausbildung erhielt er in Milet; vermutet werden darf von ihm, dass er – anders als seine Vorgänger, auch anders als einige seiner Zeitgenossen – keine Ausbildungsreise nach dem östlichen Nordafrika oder in den Orient unternommen hat. Das schließt aber auf keinen Fall aus, dass er bei Mathematikern und Astronomen, die sich dort ausgebildet oder zumindest weitergebildet hatten, gelernt hat; nur ist uns von seinem Leben und Wirken in Milet nichts, aber auch garnichts überliefert.

Um etwa 462 begab er sich nach Athen, ob auf gut Glück oder auf Einladung des Perikles hin, das ist nicht [mehr] bekannt. Dort wurde er recht bald der Lehrer, Berater und Freund des Perikles. Dieser Staatsmann hatte es sich zum Ziel gesetzt, das in weltlichen Hinsichten erstarkenden Athen mit seiner bis dahin kleinbürgerlichen und hinterwäldlerischen Mentalität im griechischen Sprachraum auch in wissenschaftlichen und kulturellen Hinsichten zur Hauptstadt des griechischen Sprachraums zu entwickeln. Und eben dieses Ziel spaltete die Freien unter den Athenern: in die einen, die nach dieser frischen Luft im stickigen Athen lechzten, und in die anderen, die bei diesem Öffnen von Fenstern und Türen das Eindringen von allerhand Krankheitskeimen in besagter Luft befürchteten und daher nun eifrigst danach strebten, diese – jeweils schon einen kleineren oder größeren Spalt weit geöffneten – Fenstern und Türen nun

nicht nur wieder zu schließen, sondern nun darüber hinaus dann auch zu verschließen, und wenn nicht die Außentore, so doch zumindest die Zwischentüren.

So gelang es diesen Gegnern der Neuerungen – zu denen, wie zu bemerken ist, durchaus nicht die Priesterschaft Athens in ihrer Gesamtheit gehört hat – schließlich, um 433/432 ein Gesetz zur Geltung zu bringen, demgemäß das Leugnen der Stadtgötter Athens – und den anderen voran natürlich der Athene – mit der Todesstrafe zu ahnden ist: das Gesetz gegen *Asébie*, gegen *Asébeia*, gegen *Gottlosigkeit*.<sup>201</sup>

Die Philosophin Aspasia – die zweite Ehefrau des Perikles – war unter Philosophen die erste, bei der es um 433/432 mit Berufung auf dieses Gesetz durch diese kleinbürgerlichen und engstirnigen Gegner des Perikles zur Anklage auf das Umfeld des Perikles gekommen war;<sup>202</sup> hier konnte Perikles noch die Verurteilung abwenden.

Um 431/430 wurde dieses Gesetz sodann auch auf Anaxagoras angewendet, sicherlich mit dem Neben-Ziel, mit der Beseitigung des Beraters des Perikles auch den Perikles selbst politisch zu schwächen. Und die Verurteilung des Anaxagoras konnte Perikles dann auch nicht verhindern; verhindern hat er mit viel Mühe lediglich deren Vollstreckung können, nämlich deren Umformung der fälligen Todesstrafe in eine lebenslängliche Verbannung dieses gealterten Philosophen aus Athen. Dieser übersiedelte daraufhin – nicht zurück nach Milet sondern – nach der kleinen Provinzstadt Lamsakos in Thrakien, begleitet von einigen treuen Schülern, unter ihnen Metrodoros und Archelaos. Mit ihnen gründete er dort erneut eine philosophische Hochschule, die er aber nicht mehr zur Blüte hat gedeihen lassen können. Denn er verstarb dort bereits im Jahr 428.

Glücklos ist er zeitlebens als Mathematiker gewesen; denn seine Bemühungen, das Problem der Quadratur des Kreises zu lösen, führten zu keinem Erfolg. Auch in Experimenteller Physik hat er sich bemüht, hier teils mit Erfolg und gelegentlich – etwa bei seinen Bemühungen, die Unmöglichkeit eines Vakuums und damit des leeren Raums experimentell nachzuweisen – verständlicherweise ohne Erfolg.

Überliefert sind von ihm verschiedene Sinnsprüche sowie eine – aus unserer heutigen Sicht gesehen: vergleichsweise kurze – Wiedergabe seiner Naturphilosophie. Von eben dieser Schrift nehme ich an, dass sie nicht von ihm selber stammt, sowohl wegen des unterdurchschnittlichen Stils als auch wegen der chaotischen Aneinanderreihung der Aussagen und Begründungen: Ich vermute nämlich, dass es da eine Aufeinanderfolge von Vorlesungen des Anaxagoras gegeben hat, von der sich irgendeiner seiner Athener Schüler jeweils danach zuhause aus dem Gedächtnis die Kernsätze notiert hat; und die Zusammenstellung dieser Notizen ist nach der Verbannung des Lehrers in Athen sodann abgeschrieben und unter dem Ladentisch preisgünstig verkauft

---

<sup>201</sup> Dieses Gesetz ist durchaus nicht von den Priestern Athens eingebracht worden; und es wird – anders als Jahrhunderte später bezüglich Sankt Kyrillos – nicht berichtet, diese [wahrscheinlich größtenteils aufgeklärten – Priester hätten die Gäubigen dazu angestachelt. Vielmehr ist – laut Plutarch in seiner Beschreibung des Lebens des Perikles – der *Diopieithes* gewesen, der als gewerbsmäßiger Wahrsager ein berufliches Interesse daran gehabt hat, dass in Athen auf den ansetzenden philosophischen Frühling rasch der philosophische Winter folgt, und möglichst für die Philosophie ein Winter ohne Ende: Um 433/432 ist es ihm durch Einflussnahme auf seine Klienten gelungen, ein Gesetz durchzubringen, wonach anzuklagen und zu verurteilen ist, *wer nicht an die [in Athen als rechtmäßig anerkannten] Götter glaubt, und wer sich in wissenschaftlichen Vorträgen mit Himmelserscheinungen befasst*.

<sup>202</sup> Natürlich war dieses Gesetz nicht nur gegen die Neuerer, sondern auch – und vor allem – gegen die Förderer dieser Neuerer gerichtet, sprich: gegen Perikles; es war somit vorrangig ein *politisches Gesetz*.

worden. Für die zunehmend anwachsende Schar der Gebildeten war dieser Textes daraufhin offenkundig Pflichtlektüre.

Allein auf diesen Text werd' ich mich nichtsdestoweniger stützen, wenngleich mit der herfür erforderlichen Vorsicht und Umsicht. Denn die Beschreibung, die Aristoteles von der Lehre des Anaxagóras bietet, ist zu sehr – und zudem zu unterschwerlich – von der Begriffswelt des Aristotéles getragen, als dass sie zu mehr taugen kann als zur Darstellung der aristotelischen Sicht der Lehre des Anaxagóras. Und jenen Text will ich dabei in einer in sich stimmigen Weise und in einer an den Grundlagen ansetzenden Art versuchen, unter Vermeidung der teils christlich und teils romantisch verzerrt verstandenen deutschen Ausdrücke so wiederzugeben:

»Zwei Arten der Gegebenheiten sind von einander zu unterscheiden:<sup>203</sup>

◇ Der Noýs [= Geist, Nous, Weltgeist, Vernunft] ist der alles Erfassende, alles Erkennende, alles Beherrschende; er ist der aus sich heraus Bestehende.

◇ Der Noýs ist von feinststofflicher Art und im Raum allgegenwärtig.

◇ Die Phýsis [= das Stoffliche, die Chrémata, die Dinge] ist das zu Erfassende, zu Erkennende, zu Beherrschende.

◇ Raum ist genau da, wo Dinge der Phýsis sind.

◇ Der Noýs ist von feinststofflicher Art und im Raum allgegenwärtig.

◇ Der Noýs begleitet somit alles an größeren und kleineren Dingen der Phýsis.

◇ Der Noýs fügt sich mit keinem Ding der Phýsis zusammen; denn sonst könnte er das, womit er an Dingen der Phýsis zusammengefügt ist und sich solchermaßen vermischt hat, nicht erfassen, nicht erkennen, nicht beherrschen.

◇ Ein Lebewesen ist ein Dinge der Phýsis, das Noýs in dem Sinn enthält, dass es in ihm wirkt, auch wenn sich dieser Noýs sich dabei nicht mit diesen Ding vermischt; der in diesem Ding derart wirkende Noýs ist die Psyché<sup>204</sup> des Dings; und diese Seele ist dem Noýs in dessen Fähigkeiten grundsätzlich gleichwertig, und dies unabhängig davon, in welchem Ausmaß diese Seele des Dings auf eben dieses Ding zu wirken in der Lage ist.

◇ Die Nicht-Lebewesen sind jene anderen Dinge der Phýsis, in denen Noýs zwar gegenwärtig ist, aber nicht in ihnen wirkt, so dass sie keine Psyché enthalten.«

Dies kann als seine Metaphysik genommen werden, zu der dann auch noch die weiteren Aussagen über das Noýs gehören. Seine Métaphysik enthält – in Kants Worten gesagt – die *métaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft*:<sup>205</sup>

---

<sup>203</sup> Der Ausdruck „noýs“ ist bei ihm ohne jeden Zweifel als *Fachbegriff* – als *terminus technicus* – verwendet worden; seine alltagssprachliche Entsprechung kann zwar genannt, seine Verwendungsart durch Anaxagóras damit jedoch bestimmt verfehlt werden; siehe Pláton's Sokrátes im „Phaidon“. Daher lass' ich diesen Ausdruck unübersetzt stehen.

<sup>204</sup> Auch das Wort „psyché“ lass' ich [zumeist] unübersetzt; denn die gängige Übersetzung mit „Seele“ erzeugt deutlich mehr Verwirrung als Klärung; und auch das Fremdwort „Psyche“ gibt zwischenzeitlich weder G: „psyché“ in dessen alltagssprachlicher Verwendung noch in des Anaxagoras' fachspezifischen Sinn wieder.

Auch Pláton verwendet später „psyché“ fachspezifisch, bei ihm jedoch unter Einbeziehung des Begriffs „noýs“ in „psyché“, d.h. ohne die Differenzierung des Anaxagóras.

<sup>205</sup> Die folgenden Grundsätze des Anaxagóras bleiben in einer Partikelmechanik unverständlich; sehr gut und leicht nachvollziehbar sind sie hingegen in einer Wellenmechanik und allgemein in einer Kontinuumsmechanik.

- »Dies ist die Wesensart und die Beschaffenheit der Dinge:
- Aus dem Nichts entsteht nichts; und nichts vergeht zu Nichts.
  - Es gibt ununterbrochen die Umwandlungen – die Veränderung – der Dinge.
  - Die Phýsis ist unbegrenzt, und dies sowohl im Großen wie im Kleinen: Weder gibt es ein größtes noch ein kleinstes Ding der Phýsis.
  - Die Teilbarkeit wie auch die Zusammenfügbarkeit der Dinge ist unbegrenzt und erfolgt auch ohne Begrenzungen; daher gibt es weder ein größtes und daher unvermehrbares Ding, d.h. ein räumlich begrenztes Universum, noch ein kleinstes und daher unteilbares Ding, d.h. ein Atom.
  - Jedes Ding der Phýsis nimmt ein Volumen im Raum ein, auch nach einer Veränderung der Zusammensetzung und der Form; jedes von ihnen ist daher an jedem seiner Durchmesser an jeder Stelle teilbar.
  - Die Phýsis ist somit auch nicht durch einen – angeblichen – leeren Raum begrenzt: Gäbe es diesen, würde sie auch ihn durchdringen, sodass er dann nicht leer wäre; somit gibt es keinen leeren Raum.<sup>206</sup>
  - Ein jedes Ding der Phýsis, wie groß oder wie klein es auch sein mag, enthält eine Mischung aus den Werten von *Feucht–Trocken*, von *Warm–Kalt*, von *Hell–Dunkel*; in anderen Worten gesagt: Es enthält je einen Wert aus diesen drei Skalen von *Feucht–Trocken*, von *Warm–Kalt*, von *Hell–Dunkel*.<sup>207</sup> Somit ist – kurz und bündig gesagt – Alles in Allem.
  - Diese Werte *Feucht–Trocken* wie auch *Warm–Kalt* sowie *Hell–Dunkel* sind untrennbar auf einander bezogen und bilden in diesen drei Paaren daher drei Skalen, deren Werte von dem Verhältnis der Menge von *Feucht* zu *Trocken*, von *Warm* zu *Kalt*, von *Hell* zu *Dunkel* abhängt.
  - Die Gesamtheit dessen, was es im Raum des Weltalls an *Feuchtem* und *Trockenem*, an *Warmem* und *Kaltem*, an *Hellem* und *Dunklem* gibt, ist weder durch Vernunftgründe noch durch Erfahrungsgründe zu ermitteln.
  - Die Dinge der Phýsis unterscheiden sich von einander (1) an den drei einzelnen Werten dieser Skalen, d.h. am jeweiligen Mischungsverhältnis von *Feucht–Trocken*, an dem von *Warm–Kalt*, an dem von *Hell–Dunkel*; und sie unterscheiden sich von einander (2) an den verschiedenen Dichten dieser drei in ihnen vorkommenden Werte. Und dem entsprechend erscheinen uns dann unseren anschaulichen und begrifflichen Vermögen.
  - Unentstanden und daher auch unvergänglich sind diese drei Skalen, bestehend aus *Feucht–Trocken*, aus *Warm–Kalt*, aus *Hell–Dunkel*. Denn jedes Ding der Phýsis enthält von jeder Skala an jeder seiner Stelle einen [Zwischen-]Wert, somit etwas Seiendes; was aber seiend ist, das kann weder zu sein anfangen noch zu sein aufhören.
  - Unvermehrbar und unverminderbar sind diese drei – in allen Dingen enthaltenen und dabei diese Dinge ausmachenden Tripel von Werten dieser drei Skalen; denn da sie den gesamten Raum dicht ausfüllen, ist kein leerer Raum vorhanden, in dem ein neues solches Tripel entstehen könne, und dies zudem aus dem Nichts heraus; und da es im Raum zu keinem Zeitpunkt ein leeres Volumen – ein absolutes Vakuum – gibt sowie geben kann, deswegen kann auch kein Ding zu Nichts – zu einem wenigstens einen Moment langen Vakuum – werden.

---

<sup>206</sup> Eine Argumentation von *dieser* Art unterstell' ich dem Anaxagóras, *keinesfalls* jedoch ein Zurückgreifen auf die windigen diesbezüglichen Argumentationen der Eleaten.

<sup>207</sup> Diese drei Skalen mit dreimal unendlich vielen Grundgegebenheiten stammen mit Sicherheit nicht aus der altindischen Kultur, vielleicht aber aus der Philosophie des Zarathuśtra.

• Jedes Ding der Phýsis ist räumlich ausgedehnt<sup>208</sup> und enthält als Teile unendlich viele Dinge der Phýsis; daher sind auch die kleinen Dinge an Anzahl gleich den großen.<sup>209</sup>

• Nichts in der Phýsis ist in Größerem vorhanden, was nicht bereits in seinen kleineren Teilen, aus denen es zusammengefügt ist, vorhanden ist.

• Ein kleinstes Ding kann es in der Phýsis nicht geben; denn ein solches müsste dann ja aus noch kleineren Teilen zusammengefügt sein und wäre dann ja eben kein kleinstes Ding.

• Kein Ding der Phýsis kann von dem Rest der Phýsis abgesondert werden; es kann lediglich in der Phýsis verschoben werden.<sup>210</sup>

• Ein jedes Ding der Phýsis ist weder an sich groß noch an sich klein; vielmehr ist jedes Ding groß in Beziehung zu einem kleineren Ding und dabei zugleich klein in Beziehung zu einem größeren Ding.«<sup>211</sup>

Ich gehe – wie ich dies dem Anaxagóras unterstelle – davon aus, dass unter den Reellen Zahlen auch die Irrationalen Zahlen Maßzahlen von Gegenständen der Phýsis sind und keinesfalls irgendein absolutes Für-sich-Seiendes, dass die – ganz offenkundig existierenden – Irrationalen Zahlen somit in ihrer Beziehung zu solchen Gegenständen existieren.<sup>212</sup> Daher ist für mich die Ansicht der meisten Interpreten seiner Naturphilosophie, er habe in eklektischer Art die Lehren des Parmenides und des Herákleitos vereinen wolle, gänzlich uneinsehbar: Nichts lag diesem Mann aus Ionien ferner als, von der Lehre des Parmenides aus dem dorischen Unteritalien zu retten, was davon noch zu retten war:

Dass die Vielheit des Augenscheinlichen auf unterschiedlichen Konzentrationen und Verdichtungen des Stofflichen im gesamten Weltall beruht, wobei es allerdings zwar überall – durch Veränderungen der Dichte des Stofflichen – Veränderungen gibt, diese jedoch nie zu einer gänzlichen Entmischung und Reinheit des Stofflichen, sehr wohl aber durch den dabei entstehenden Druck zu Bewegungen der Dinge führen, *dies* ist der Grundzug seiner Auffassung; und sich dabei in deren Ausarbeitung ergebene sekundäre Ähnlichkeiten sind von ihm nicht erstrebt worden [und vielleicht nicht einmal erwünscht gewesen].

---

<sup>208</sup> So definiert später Kant auch den Ausdruck „Ding“, wie überhaupt Kant's Métaphysik der Erfahrung – zwar nicht im genauen Wortlaut, wohl aber im ungefähren Sinn – weitgehend der Lehre des Anaxagóras entspricht.

<sup>209</sup> Dies ist – wie auch Röd feststellt – eine geniale Vorwegnahme eines zentralen Theorems der Mengenlehre Cantors!

<sup>210</sup> Es kann beispielsweise in einen stofflich verdünnten Bereich des Raums verschoben werden, d.h.: in ein Nahezu-Vakuum, in dem es aber nach wie vor von Photonen, Neutrinos etc. nur so wimmelt.

<sup>211</sup> Diesen Satz hätte Pláton – und hätte auch Aristotéles – genau studieren sollen; denn dann wären ihnen bei der Frage nach Groß und Klein nicht solche verquerten Formulierungen widerfahren, wie wir diese jetzt in deren Werken jetzt zu erleben und – soweit wir sie nicht einfach beiseite schieben – zu erleiden haben.“

<sup>212</sup> Ich gehe zudem davon aus, dass er diese Irrationalen Zahlen nicht nur als konvergierende Folgen von Rationalen Zahlen verstanden hat, sondern sie vielmehr als Zahlenwerte erachtet hat, denen im Raum demgemäß infinitesimal kleine materielle Dinge entsprechen.

Den Grund für diese Annahme entnehm' ich allerdings nicht irgendwelchen Fragmenten des von seiner Lehre uns Überlieferten, sondern dem Einwand des Demókritos, die Ummöglichkeit des Aneinanderreihens solcher räumlich unausgedehnten Teilchen betreffend.

Die Bewegung von Dingen erfolgt gemäß Anaxagóras durch Verdichtung bzw. Entdichtung der Umgebung dieses Dings, durch Zunahme der Dichte der Umgebung auf der einen und durch Abnahme ihrer Dichte auf der anderen Seite des durch Druck bewegten Dings; und das ist dann, wenn er keine unveränderlichen Atome voraussetzt, ja mengentheoretisch wie auch kontinuums-physikalisch leicht einsehbar zu machen ist: Innerhalb eines Quaders von acht Kubikmeter Inhalt befinden sich genau so viele Punkte wie innerhalb eines Quaders mit der halben Seitenlänge, d.h.: eines Quaders von einem Kubikmeter Inhalt.

Allerdings gibt es dann – im eigentlichen Sinn des Wortes – keine Stoß-Mechanik, d.h.: keine positiv oder negativ unbeschleunigte Bewegung, sondern lediglich eine Kraft-Mechanik, eine den unentwegten Druck auf das Ding voraussetzende Mechanik; denn andernfalls würde jede Bewegung durch den Widerstand des Stofflichen, auf das sich ein bewegtes Ding zubewegt, rasch zum Erliegen kommen. Woher diese uner-schöpfliche physikalische Kraft kommt, das geht aus den uns erhalten gebliebenen Schriften des Anaxagóras nicht hervor. Ich vermute allerdings, dass er sich den kos-mologischen Akt des Ingang-Bringens der Bewegung *nicht* als *einmaligen*, sondern – und vielleicht insgeheim auch *nur* – als einen unentwegten und zudem sowohl an-fanglosen als auch endlosen Akt des Noýs vorgestellt hat. Beweisen kann ich dies aus den Texten zwar nicht; aber diese Annahme bringt eine widerspruchsfreie Vervoll-ständigkeit in seine Lehre, die dabei die Unebenheit der Frage des Kräfteschwunds<sup>213</sup> einebnet.

Man könnte diese Métaphysik des Anaxagóras als eine Vorwegnahme der Konti-nuums-Physik Schrödinger's erachten; und bei Absehung vom Wellen-Konzept, das bei Anaxagóras sicherlich auch in den verlorengegangenen Teilen seines Werks nicht vorhanden gewesen ist – was bei einem Seefahrervolk durchaus verwunderlich ist –, darf dies ohne weiteres so gesehen werden. Hätte sich Anaxagóras auch mit der Phy-sik der Wellen des Meeres befasst, so hätte er möglicherweise die Métaphysik Schrö-dingers in allen wesentlichen Einzelheiten vorweggenommen.

Anaxagóras hat sich zwar nicht nur mit der *Métaphysik* der Physik, auch direkt mit der *Physik* befasst, allerdings – unserer Kenntnis seiner Schriften nach – haupt-sächlich mit solchen, die seine métaphysischen Voraussetzungen zur Einordnung phy-sikalischer Ergebnisse betreffen. Eine Physik, die zur technischen Verwertung ihrer Ergebnisse hinleiten kann, hat er jedoch nicht einmal in Ansätzen erstellt. Und darin unterscheidet er sich – von Archýtas natürlich abgesehen – weder von seinen Vorgän-gern noch von seinen Zeitgenossen nach von seinen Nachfolgern unter den altgriechi-schen Naturphilosophen, und auch nicht von den altindischen Naturphilosophen<sup>214</sup>: Eine Weltordnung ist von diesen *nicht* zu dem Zweck konzipiert worden, die *äußere* Natur durch ihr Erkennen dann auch zu beherrschen, sondern *vielmehr*, die *innere*

---

<sup>213</sup> Genauer gesagt natürlich: der Entropie-Zunahme!

Denn die Gesamt-Energie im Weltall nimmt weder zu noch ab, sondern bleibt in jedem ein-zelnen Augenblick konstant.

<sup>214</sup> Bei den babylonisch-chaldäisch-persischen Naturphilosophen allerdings will ich ein solches Bestreben, in der Naturphilosophie auch eine mit der Mathematik arbeitende Physik oder zu-mindest eine mathematisch dargestellte Kosmologie zu entwickeln, keinesfalls ausschließen.

Hinsichtlich der Naturphilosophie Nordost-Afrikas – d.h.: von Ägypten und der Kyrenaia – weiß ich zu wenig, als dass ich es wagen dürfte, hierzu wenigstens schwach begründete Ver-mutungen aufzustellen.



Natur als das Abbild der äußeren zu verstehen, mit dem Erkennen der äußeren Natur dadurch auch die innere zu erkennen, und im Ausrichten der inneren Natur auf die äußere dann ein Leben des – inneren – Heils und des damit einhergehenden – inneren – Glücks zu führen.

Bereits die Kosmologie – und auch hier als Hauptteil von ihr: die Kosmogonie – nimmt keinen wesentlichen Bezug mehr auf seine Métaphysik; denn sie hätte so auch in einer Métaphysik, die physikalisch unteilbare mathematisch ausgedehnte Gegenstände voraussetzt, formuliert werden können.

Seine Kosmologie ist nicht von zyklischer Art wie die der Pythagoräer; sie entspricht vielmehr dem alt-ionischen linearen Weltverständnis, das seine Ahnen in vorbuddhistischen altindischen Lehren vom Beginn des Wirkens des Brahman's im – bis dahin – unterschiedslosen Urgewoges besitzt.<sup>215</sup> Sie ist daher im Sinne einer Strich-Zeichnung so darzustellen:

»In der Phýsis kann eine *Wirkung* nur *kausal* von seinen *Ursachen* her bewirkt sein. *Diese Ursachen* sind nun in der Phýsis gleichfalls *kausal* von *anderen Ursachen* her bewirkt worden, und so fort ohne Anfang. Ein Anfang kann daher *nicht kausal*, sondern vielmehr *nur final* erfolgt sein. Und dieser *final* – oder, anders gesagt: dieser *teleologisch* – erfolgte Eingriff in das Weltgeschehen ist durch einen entsprechenden Entschluss des Noýs zustandegekommen. Doch wie und warum dieser Entschluss gerade da zustandegekommen ist, das könnte nur jemand ermitteln, der das Noýs erfassen, erkennen, beherrschen könnte; aber so etwas gibt es nicht.

Aber mit dem Erahnen der Gesetze des *Wandels in der Phýsis* kann kausal ermittelt werden, wie der jetzige Wirbel, den in dem uns zugänglichen Teil des Weltalls zu beobachten wir in der Lage sind, aus früheren Wirbeln kausal hervorgegangen ist:

Vor dem zielgerichteten Eingriff des Noýs in das Weltgeschehen war Alles in Allem derart gleichmäßig durchmischt, dass sich keine Wirbel infolge von Ungleichheiten haben bilden und weiterentwickeln können. Der Noýs, der die kausalen Zusammenhänge kennt und daher auch über die Auswirkungen eines Eingriffs in das Weltgeschehen vorab vollständig Bescheid weiß, *er* hat in diesem Wissen und daher *mit bewusstem Wollen* an einer bestimmten kleinen – und nahezu punktartigen – Stelle dieses unterschiedslosen physischen Weltbreies einen Wirbel gesetzt, und dies im Wissen darum, in welcher Art das Gleichgewicht dieses Weltbreies labil ist und, bis dahin in diesem labilen Zustand sich erhaltend, hat bestehen können. Als im Wissen und Handeln vollendetes Wesen hat der Noýs in das Geschehen in einer Weise final eingegriffen, dass von da ab ein mehrfaches oder gar unentwegtes Nachbessern nicht vonnöten ist und daher auch nicht mehr erfolgt: Kausal läuft von diesem Augenblick an jegliches Geschehen ab.<sup>216</sup>

---

<sup>215</sup> So jedenfalls sagen dies die erhaltenen Fragmente aus; und so hat dies auch Aristotéles – der allerdings Alles und Jedes ausschließlich von seinem eigenen Standpunkt aus sieht–versteht–beurteilt.

Es ist alles andere als unwahrscheinlich, dass er diese Darstellung der Einmaligkeit des Ereignisses als Allegorie von einem sich dauern und dauerhaft vollziehenden Prozess verstanden hat: teils, um der Orthodoxie keinen Vorwand zum Einschreiten zu geben, und teils, um auch von unbedarfteren Gemütern noch verstanden zu werden, und dies alles in der – durchaus zutreffenden – Annahme, die Gebildeteren würden diese Allegorie richtig deuten.

<sup>216</sup> Pláton stellt im „Phaidon“ die Sache so dar, als habe Anaxagóras durchgehend finale Erklärungen allen Geschehens angestrebt. Dies erfolgt jedoch von diesem Ur-Eingriff ab bei Anaxa-

Jene winzig-kleine Stelle im Weltall, an der dieser Wirbel angesetzt hat, bleibt fortan das Zentrum dieses Wirbels und damit jenes Teils des Weltalls, das von diesem Wirbel bis dato erfasst worden ist. Denn dieser Wirbel hat nach seinem Ansetzen eine – vom Noýs so gewollte – Eigendynamik entwickelt, die sich in [mindestens] zwei Hinsichten auswirkt: Zum einen wird dadurch im Wirkungsbereich dieses Wirbels das eher Kalte und eher Dunkle und eher Trockene – kurz und dabei in den Worten der Menschen gesagt: das *eher Schwere* – mehr und mehr, wenngleich nie vollständig, zum Zentrum des Wirbels gezogen, was diesen beschleunigt und den Bereich seines Wirkens ausdehnt.<sup>217</sup> Zum anderen erzeugen das dabei mehr nach außen gedrängte eher Warme und eher Feuchte und eher Helle – das *eher Leichte* – an den Rändern durch Reibung am dabei Noch-nicht-Mitgewirbelten viele kleine gegenläufige Wirbel, die aus den noch undurchwirbelten Umgebungen das eher Schwere in ihre Sub-Zentren ziehen; und da der Haupt-Wirbel beim Zunehmen seiner Kraft im Erweitern des Bereichs seines Wirkens die vielen kleinen Randwirbel nach außen drängt, befördert er dadurch auch das sich darin angesammelte eher Schwere nach außen.

Der Noýs hat seinen Ur-Wirbel so gesetzt, dass er vorab gewusst hat, wie sich Alles und Jedes zusammenfügen wie auch wieder auseinanderziehen wird in diesem beständigen Fließen im sich zunehmend und unentwegt ausweitenden Bereich des Wirkens des Welt-Wirbels:<sup>218</sup> Alles erfasst und erkennt und beherrscht er, auch wenn es wegen der Vollkommenheit der Ur-Bewegung nun in den Folge-Bewegungen nichts mehr zu vervollkommen gibt und er also in das Geschehen nicht eingzugreifen braucht, weder dann und wann noch unentwegt. So erfasst der allgegenwärtige Geist diese durch den Welt-Wirbel erzeugten Ungleichheiten in den Dingen.

Eine vollständige Entmischung findet dabei aber nirgendwann und nirgendwo statt. Vielmehr ist es jeweils nur eine Zunahme der Dichte des Warmen oder hingegen des Kalten, des Feuchten oder hingegen des Trockenen, des Hellen oder hingegen des Dunklen. Denn eine vollständige Entmischung würde sich dann – aber auch nur dann – ergeben, wenn es räumlich ausgedehnte unteilbare Dinge gäbe; dies aber ist nicht der Fall. Nach wie vor ist Alles in Allem vorhanden, wenn auch in unterschiedlichen Graden der Konzentration und der Verdichtung/Verdünnung im jeweiligen Ding der Phýsis. So kann es sich daher ereignen, dass aus der Erde dann und wann Wasser oder Luft oder Feuer – etwa bei einem Vulkan – hervordringt, sowie sich dieses in der Erde durch interne Wirbel in hinreichend großem Ausmaß angesammelt und zusammengefügt hat.

Auch der feineren und sehr feinen Dinge der Phýsis – in unseren Worten: der Äther – sind überall im Raum vorhanden, wenngleich im Bereich des Wirbels nun nicht mehr in gleichen Konzentrationen verteilt. Auf diesem Äther ruht die noch undurchwirbelte Phýsis, aber auch bereits die bereits durchwirbelte: bei ersterer in

---

góras an keiner Stelle, wie dies auch Röd mit Bestimmtheit feststellt; und dies kann auch gar nicht die Absicht des Anaxagóras gewesen sein.

Dass Pláton ihm diese Absicht dennoch unterstellt, ist kausal nur auf eine der beiden folgenden Arten zu erklären: (a) Die intellektuellen Fähigkeiten des Pláton haben nicht ausgereicht, um die Lehre aus dem, was ihm mündlich und schriftlich als Lehre des Anaxagóras übermittelt worden ist: oder: (b) Sie haben dafür zwar ausgereicht; aber Pláton's Interesse ist es gewesen, diese Lehre in einem schrägen Licht erscheinen zu lassen, weshalb er ihr bereits in der Ausgangsstellung diese verzerrte Darstellung verpasst hat.

Ich selber tendiere zur Alternative (b), ohne mich jedoch auf sie festzulegen.

<sup>217</sup> Eiskunstläufer nutzen dieses Gesetz zum Beschleunigen ihrer Pirhouetten aus.

<sup>218</sup> Der Noýs ist – kurz gesagt – der Kant-Lalace'sche Weltgeist.

durchgehend gleicher Dichte, bei letzterer in einer zur Mitte dünner und nach außen dichter werdenden – und den Wirbel solchermaßen umschließenden und zusammenhaltenden – Dichte.

Im eher Inneren des Hauptwirbels hat sich das eher Schwere sodann zu Wolken verdichtet. Durch stellenweise Abkühlung derselben entstehen aus ihnen an diesen Stellen das Wasser; und aus diesem entstehen durch stellenweise Abkühlung an eben diesen Stellen die erdartigen Dinge, aus denen durch weitere Abkühlung – wie auch Austrocknung und Verdunkelung – die Steine hervorgehen. Das Feste, das sich im Zentrum des Haupt-Wirbels solchermaßen ansammelt und zusammenfügt, wird so dann durch Zusammenziehung und dementsprechender Verdichtung der Erdball.

Auch in den Neben-Wirbeln am Rand des Haupt-Wirbels ballt sich solchermaßen Festes zusammen und wird schließlich zu Steinklumpen. Diese erglühen dann wegen der dort großen Dichte des Warmen; einige hiervon sind für uns als Feststerne sehbar. Der gegenwärtige Haupt-Wirbel jagt sie in der Zeit, die wir als einen Voll-Tag mit Tag-und-Nacht nehmen, um sein Zentrum. Einige dieser äußeren Gesteinsmassen sind allerdings vom Hauptwirbel etwas nach innen gezogen worden. Von diesen fallen die meisten auf ihrem Weg zum Mittelpunkt früher oder später als Meteoriten zur Erdkugel nieder;<sup>219</sup> und nur ganz wenige – die Wandelsterne – halten ein recht labiles Gleichgewicht auf unterschiedlichen Bahnen zwischen der Atmosphäre über der Erdoberfläche und den Feststernen, nämlich: Saturn, Jupiter, Mars, Sonne, Venus, Merkur, und Mond.

Der Mond zieht dabei seine Bahn so weit innen und daher so weit vom Bereich des eher Warmen entfernt, dass er nicht mehr glüht. Sein Licht erhält er von der Sonne. Und wenn er bei seinem Umkreisen der Erdkugel in den Erdschatten eintritt, so nehmen wir dies als Mondfinsternis wahr. [Und desgleichen erachten wir als Verfinsternung der Sonne, wenn der Mond auf seiner Bahn sich genau zwischen Sonne und Erde befindet und er dann die – durchaus nicht verfinsterte – Sonne für uns für kurze Zeit verdeckt.]

Der Mond ist durchaus nicht so klein, wie er erscheint; vielmehr ist er in seinem Durchmesser mit der Erdkugel durchaus vergleichbar.<sup>220</sup> Und deshalb ist auch anzunehmen, dass es auf ihm, wie auf dem Erdball, Pflanzen und Tiere und Menschen und deren Städte gibt.

Die gesetzmäßigen Zusammenhänge werden durch den Welt-Wirbel nicht auf unterschiedliche Arten erstellt.<sup>221</sup> Vielmehr ist es ein- und derselbe – wenngleich sich mit der Entfernung vom Zentrum graduell verändernde – Zusammenhang, dem gemäß sich die Dinge sowohl auf der Erdoberfläche als auch im Erdinneren als schließ-

---

<sup>219</sup> Zu seiner Jugendzeit ist bei Aigos Potamoi ein Meteorit niedergegangen.

<sup>220</sup> Dies ergibt sich für ihn aus trigonometrischen Gründen.

Zudem war Anaxagóras – anders als Pláton – in der seinerzeitigen Mathematik bis hin zu Grenzwert-Betrachtungen offenkundig sehr bewandert.

<sup>221</sup> Mit dem Unterschied von Himmelsmechanik und Erdmechanik haben die meisten Geozentriker vor Copernicus gearbeitet, um die sonst offenkundig werdenden Inkongruenzen in ihren Theorien unterdrücken und ignorieren zu können.

Dieses Verhalten von Physikern ist durchaus noch lebendig, wenngleich sich das Gebiet dieses Verhaltens verlagert hat:

(1) Die Kopenhagener Deutung der Quantenmechanik – wonach man, je nach Opportunität, *da* zur *Partikelmechanik* und *dort* zur *Wellenmechanik* zu greifen hat, ist *ein* Fall hiervon.

(2) Das Nebeneinander-bestehen-Lassen von statistischer Quantenmechanik und strikter Relativitätstheorie, ohne sie zu einer Gesamtheorie zu vereinen, ist ein *anderer* Fall hiervon.

lich auch im Himmelsraum bewegen und verändern; sie verändern sich kontinuierlich und ohne Bruchstellen.

Den Widerschein der Sonne in den Wolken nehmen wir als Regenbogen wahr. Dieser ist – wenn die Wolken durch den Wind in die Richtung zur Sonne hin getrieben werden – dann ein Sturm-Vorzeichen.<sup>222</sup>

Ein Gewitter entsteht dadurch, dass große und schwere Wolken<sup>223</sup> zusammenprallen: Die dabei entstehende Reibung erzeugt – wie bei der Reibung von Holzstäbchen – Hitze und Feuer; wir sehen dies als Blitz. Und durch dieses Zusammenprallen entsteht Lärm; wir hören dies als Donner. So wirkt dies im Kleinen wie eben auch im Großen: Die durch das Noýs erstellte Ordnung ist überall die gleiche.

Nicht Zeýs ist es, der da grollt und dann Blitz und Donner schleudert; vielmehr erfolgt dies gemäß der *Weltordnung*, die das Noýs erstellt hat – und eben, *als* Noýs, als eine *vernünftige* erstellt hat –, und wie wir sie als eine *kausale* erkennen und bewundern können. Die Annahme, da würde irgendein oberster Gott grollen, hat nur die Auswirkung, dass jene, die an ihr festhalten, von ihrer Furcht und Angst nicht loskommen.

Unter den Dingen, die solchermaßen durch den Welt-Wirbel zusammengefügt werden, befinden sich auch einige, die in ihrem Innersten so beschaffen sind, dass sich darin der an dieser Raumstelle befindende Noýs zur Psyché dieses Dings verdichten kann; der Keim zu einem solchen Zusammengefügt-Werden ist in Allem angelegt. Jede solche Psyché ist von gleicher Beschaffenheit und von gleicher Kraft; die betreffenden Dinge – und das heißt dann: die betreffenden Lebewesen – sind allerdings wegen ihrer unterschiedlichen physischen Beschaffenheit in unterschiedlichem Umfang in der Lage, diese Kraft zum Erfassen–Erkennen–Beherrschen umzusetzen. Und allein die Menschen benützen ihre geistigen Anlagen auf der Grundlage ihrer Erfahrungen und ihrer Erinnerungsfähigkeit in Kunst und Weisheit, aber auch dies durchaus in jeweils unterschiedlichem Ausmaß.

Die aus den Dingen der Phýsis durch Zusammenfügen hervorgegangenen [äußeren] Sinne der Menschen sind allerdings zu schwach, um die feinen und noch feineren Zusammenhänge zu sehen und zu durchschauen; aber das den Sinnen Unsichtbare kann der Mensch mit seiner Vernunft – mit seiner Einsichtskraft – aus dem den Sinnen Sichtbaren erschließen.

Dabei können die [äußeren] Sinne von lebenden Dingen nur etwas wahrnehmen, wenn sich dieses vom Zustand der Sinne *unterscheidet* und daher eine dem entsprechende Veränderung in dem betreffenden Sinnesorgan hervorruft;<sup>224</sup> wo keine solche Veränderung erfolgt, da nimmt dieses Organ nichts wahr.

---

<sup>222</sup> Solcherweise hab' ich in Alanya einmal einen doppelten Regenbogen *vor* dem Einsetzen eines hefigen Unwetters mit nachfolgenden Überschwemmungen der Stadt und ihres Umlands gesehen.

<sup>223</sup> Eben deswegen, weil das biedere Volk der Gläubigen in Blitz und Donner das Sichtbarwerden des Wirkens ihres obersten Gottes erachtet haben, ist dieser gottlose Frevel des Anaxagóras – den dieser oberste Gott nicht ungesühnt hinnehmen wird, sei es, dass die Sühne bereits vorab von den Gläubigen erfolgt, oder sei es, dass er den Frevler samt denen, die den Frevler wirken lassen, der Sühne zuführt – nicht unbekannt geblieben und nicht vergessen worden: Das Wort „Wolken“ ist für diese eifernden Strenggläubigen zum Kains-Merkmal geworden.

<sup>224</sup> So sieht dies dann auch Pláton in seiner zweiten – und ausführlicher gestalteten – Wahrnehmungslehre.

NB: Der Unterschied dieser Lehre zu der des Empedokles – dieses Sizilianers dorischer Abkunft – könnte demnach nicht krasser ausfallen!

Somit ist von „Erfassen–Erkennen–Beherrschen“ nur noch etwas zu „Beherrschen“ zu sagen. Damit ist nicht das technische Auswerten zu verstehen;<sup>225</sup> wohl aber hat dies etwas mit dem *Beherrschen seiner selbst* zu tun. Denn der Wert des menschlichen Lebens besteht für ihn darin, in der Betrachtung und Erforschung des Himmels im Noýs die Weltordnung zu erkennen, sich ihr zu unterwerfen, und sein Leben auf sie hin auszurichten: Dies ist der Weg zur Weisheit, nämlich: der Weg zum Sich-nicht-mehr-Unterscheiden vom Noýs – vom Brahman – und so zum Einswerden mit ihm nach dem Zerfallen des Leibes.

Wer solchermaßen die Ordnung der Phýsis erkennt, der hat in seinem verbleibenden Leben nichts mehr zu befürchten: Furchtlos und unerschütterlich steht er dem gegenüber, was da physisch noch auf ihn zukommen mag. Denn beheimatet ist er dann nicht irgendwo in der Phýsis, sondern im Noýs.«

Ein – sicherlich philosophisch allenfalls schwach gebildeten – Athener soll ihn einmal gefragt haben, ob er [noch] Opferungen an die Göttern seiner Heimat darbringe, womit wohl gemeint gewesen ist: an die Ortsgöttern von Klamozenai. Und er soll daraufhin geantwortet haben: „Meine Heimat ist dort!“, und dabei mit der Hand nach oben gezeigt haben. Zweifellos hat er dabei, im Zeigen zum *Sky*, tatsächlich aber den *Heaven* gemeint, hat jedoch die begrenzte Verständnisfähigkeit des Fragenden in seiner Antwort in Betracht gezogen:<sup>226</sup> Seine Heimat war der *Noýs*.

Dass es für die Kleinbürger unter den Athenern dann ein Leichtes gewesen ist, ihn der Missachtung der Stadtgötter zu bezichtigen, ihn wegen dieser Häeresie anzuklagen, und ihn als Ketzer zu verurteilen, das bedarf keiner weiteren Erläuterung.

*Aspasía von Milet* [~470 – ~420] hat es nach 450 ebenfalls für richtig befunden, von Milet nach Athen zu übersiedeln. Da gründete sie eine eigene philosophische Hochschule, in der sie den Wissbegierigen unter den Athenern sowohl über das Wissen aus ihrer Heimatstadt wie auch das der Barbaren-Länder unterrichtete, und in der sie ganz sicherlich auch ihre eigene philosophische Lehre – vielleicht: als Schülerin und Nachfolgerin der Thargelía von Milet – vortrug. Man hat davon auszugehen, dass Perikles nicht nur bei Anaxagóras, sondern auch bei Aspasía Unterricht genommen hat, und mit ihm viele andere Athener, unter diesen zweifellos auch Sokrates.

Perikles hat sie später zu seiner – zweiten – Frau genommen und mit ihr den Sohn Perikles [den Jüngeren] gezeugt. Nun hatte dieser Staatsmann Perikles aber 451 in Athen das Bastardengesetz zur Geltung gebracht, wonach Kinder nur dann Vollbürger Athens sind, wenn beide Elternteile vollbürtige Athener sind. Und eben dieses von ihm durchgesetzte Gesetz wendeten seine Gegner nun auf seinen Sohn Perikles an. Nur mit viel Mühe und Not konnte er daraufhin für seinen eigenen Sprössling eine Ausnahmeregelung erwirken.<sup>227</sup>

---

<sup>225</sup> Eine Ausbeutung unserer Umwelt auf Kosten unserer Nachwelt, wie wir dies gegenwärtig erleben, lag damals außerhalb jeder Sicht.

<sup>226</sup> Vielleicht war die Frage jedoch eine Fangfrage zum Zweck der Anklage-Erhebung gegen ihn; und er hat, diesen Zweck ahnend, auf sie entsprechend geantwortet. Aber eine Nicht-Beachtung der Stadtgötter Athens – und allen voran der Athene – war allerdings auch *diese* – eher ausweichende – Antwort.

<sup>227</sup> Aber der lange Arm der Kleinbürger Athens hat schließlich auch noch diesen jüngeren Perikles erwischt und ihn – einen der Admiräle nach einer siegreichen Seeschlacht – unmittelbar danach mit fadenscheiniger Begründung zu Tode verurteilt und hingerichtet.

Aristophánes hingegen hat es nicht versäumt, sie als Hetäre – als Hetaira, im wörtlichen Verständnis: als Begleiterin – darzustellen und ihr üble Gesinnung zu unterstellen. Und dies hatte dann auch Auswirkungen: Sie wurde in diesem Athen 433/432 wegen Gottlosigkeit – wegen Missachtung der Götter Athens – sowie wegen Kuppelei – denn als Nicht-Athenerin durfte sie keine eheliche Verbindung mit ihrem Gatten Perikles eingehen – angeklagt; und nur mit großem persönlichem Einsatz konnte dieser für sie einen Freispruch erreichen.

Von der philosophischen Lehre der Aspasia ist nichts überliefert worden; dieses Schicksal teilt sie nicht nur mit ihrer Lehrerin *Thargelia von Milet* [um 500], sondern auch mit späteren weiblichen Philosophen, etwa: der *Hipparchia von Maroneia* [in Thrakien, ~340 – ... ], der *Arete von Kyrenaia* [~400 – 330], und – nicht zuletzt – der Mathematikerin und Philosophin *Hypatia von Alexandrien* [~355 – 416/415], der letzten Rektorin der verbliebenen Bibliothek von Alexandrien, die durch den blutrünstigen Sankt Kyrillos von Alexandrien<sup>228</sup> einem qualvollen Tod ausgeliefert worden ist.

---

<sup>228</sup> Insgesamt hat diese Person mehrere tausend Menschen – vorwiegend Juden aus Alexandrien – auf dem Gewissen. In der Römischen Kirche ist er nicht nur heilig-gesprochen worden, sondern zwischenzeitlich auch zum Kirchenlehrer avanciert.

## Die Atomisten in Thrakien

Die ionische Stadt Teos hatte sich an führender Stelle dem Aufstand gegen die – milde – persische Oberhoheit angeschlossen; und der persische Gegenschlag traf sie besonders hart: Sie wurde völlig zerstört. Zuvor flohen deren Einwohner ins thrakische Abdera.

Die Wahl gerade dieses Ortes ist zweifellos nicht zufällig erfolgt. Denn bereits ein Jahrhundert zuvor hatten sich dort Auswanderer aus einer Nachbarstadt von Teos – aus dem benachbarten Klazomenai! – niedergelassen. Da sie sich den bei Abdera ansässigen Thrakern gegenüber jedoch nach Griechen-Art wohl allzu hochnäsiger aufgeführt hatten, wurden sie von diesen bekriegt und schließlich vernichtet. Die Neuankömmlinge aus Teos verhielten sich daher zivilisierter: Sie erkannten die Thraker – mit Blick auf deren Kultur – immerhin den Status von *zivilisierten Barbaren* an. Und so konnten sie mit diesen dann nicht nur in Frieden leben, sondern mit ihnen auch Handel treiben, d.h.: ihnen vor allem Getreide und Rohstoffe abkaufen und ihnen dafür Produkte sowohl des eigenen Handwerks als auch des Vorderen Ostens wie auch Nordafrikas verkaufen und auf diese Weise sehr reich werden. Dieser Reichtum gestattete es einigen – wie dem Leýkippos –, sich neben seinem Beruf auch der Philosophie zu widmen, und anderen – wie dem Demókritos –, den angehäuften Reichtum für ausgedehnte Bildungsreisen zu verwenden, nämlich für langjährige Reisen nach in den Vorderen und Mittleren Osten sowie in den Süden, dies zum Zweck der eigenen Ausbildung und Weiterbildung.

*Leýkippos von Abdera* [500/470 – 460/430] gehört zu jenen wichtigen Philosophen des Alten Griechenlands, von denen wir wenigstens den Namen kennen und den Umriss ihrer Lehre erahnen. Seine philosophische Ausbildung hat er wohl in Milet und vielleicht auch in Elea erhalten, dort dann vermutlich, als er auf einer Handelsreise für einige Wochen Station gemacht hat.

Dass er die Lehre des Parmenides zumindest oberflächlich kennengelernt hat, daran zweifle ich nicht. Woran ich – entgegen der anderen mir bekannten Interpreten – zweifle, das ist die Annahme, er habe diese Lehre als derart wertvoll erachtet, dass er sie als eine der beiden Wurzeln – neben dem Wurzelgeflecht der ionischen Naturphilosophien – seiner sodann zu erstellenden eigenen Lehre genommen hat. Mit der mir bekannten Hochmütigkeit der Ionier nicht nur gegenüber den Persern, sondern auch gegenüber den dorischen Griechen lässt sich diese Annahme keinesfalls gut in Einklang bringen. Als viel wahrscheinlicher erachte ich es, dass er diese – dem Realitätssinn jedes Großhändlers als wirklichkeitsfern erscheinende – weithin bekannte Lehre durch die Erstellung einer als wirklichkeitskonform erachteten eigenen Lehre hat widerlegen wollen.

Von seiner – vermutlich nur mündlich weitergegebenen – Lehre ist zwar nichts erhalten geblieben, sondern vielmehr alles in die seines Haupt-Schülers Demókritos aufgegangen; aber er wird, übereinstimmend in allen antiken Berichten über ihn, als der Schöpfer der Atomistik erachtet, d.h.: als der Lehre von der atomaren Beschaffenheit der Gegenstände der Phýsis. Sicherlich ist im Alten Indien die Atomistik nicht erst seit Mahāvīra gelehrt worden; vielmehr hat Mahāvīra dabei – dem Selbstverständnis des Jainismus gemäß – auf viel älteres Gedankengut zurückgegriffen. Dennoch kann

als philosophie-geschichtliche Tatsache genommen werden, dass Leýkippos im griechischen Sprachraum als erster eine Atomistik gelehrt und vertreten hat, und dies unabhängig davon, ob diese selbst erfunden hat, oder ob ihn hierzu irgendwelche Berichte von durchreisenden Großhändlern gelenkt haben; und als genauso sicher erachte ich es, dass sein Hauptschüler Demókritos bei seinen ausgedehnten Reisen in den Orient von dort mit vielen Schätzen an Verbesserungen und Verfeinerungen sowie an argumentativen Absicherungen dieser Atomistik zurückgekehrt ist; Unteritalien und Sizilien hat er auf seinen Fortbildungsreisen, allem Anschein nach, jedoch nicht aufgesucht.

Leýkippos hatte neben Demókritos noch einen anderen Schüler, und zwar keinen Anderen als den Protagóras. Allerdings hat dieser sich später dann mehr und mehr den Themen der Erkenntnistheorie und der Sprachphilosophie zugewendet, so dass er nur in einem eingeschränkten Sinn als Schüler des Leýkippos erachtet werden kann.

Die Naturphilosophie des Leýkippos – hierbei ausschließlich: seiner Mikro-Physik – mag sich in einem Rahmen wie diesen bewegt haben:

◊ »Jede Aufteilung eines Gegenstands der Phýsis erfolgt ausschließlich entsprechend seiner – irgendwann zuvor erfolgten – Zusammenfügung. Dabei kann eine Zusammenfügung von Gegenständen zu einem größeren Gegenstand nur in endlich vielen Schritten erfolgen. Daher muss umgekehrt auch jede Aufteilung eines solchen zusammengeführten Gegenstands nach endlich vielen solchen Aufteilungen zu einem Abschluss gelangen, und das heißt: zu nicht mehr weiter aufteilbaren – zu unteilbaren, zu átoma – Gegenständen führen.«

◊ »Diese Unteilbaren – kurz gesagt für: diese unteilbaren Gegenstände<sup>229</sup> – sind für unser menschliches Auge nicht mehr sichtbar. Denn alles, was für unseren Sehsinn noch sichtbar ist – und sei's ein kleiner Diamant-Splitter –, das ist mit irgendwelchen Mitteln noch aufteilbar und weiter aufteilbar, bis von alledem zwar noch ein sandiger Haufen zu sehen ist, nicht jedoch mehr die vielen – wenngleich nur endlich vielen – Körnchen, aus denen dieser Haufen besteht.«

◊ »Unüberschaubar groß ist die Vielfalt der Gegenstände der Phýsis, soweit diese unseren Sinneskräften zugänglich sind. Da sich Größeres als Zusammenfügung von Kleinerem ergibt, muss daher auch bereits im Kleinsten – bei den Unteilbaren – eine derart unüberschaubar große Vielfalt bestehen.«

◊ »Bei einem zusammengeführten Gegenstand der Phýsis somit: bei einem Nicht-Unteilbaren – ist jederzeit alles im Fluss; denn der Zusammenhalt der zusammengeführten Unteilbaren ist nie völlig fest, sondern stets entweder sehr fest oder nicht so sehr fest. Daher strömen bei einem derartigen Gegenstand ständig Unteilbare ein und aus; und auch innerhalb von ihm erfolgt ein unentwegtes Verändern der Lage der Unteilbaren.«

◊ »Ist dieses Strömen von einer annähernd ausgeglichenen Art ist, dann nehmen unsere vergleichsweise stumpfen Sinnesorgane an diesem Nicht-Unteilbaren keine

---

<sup>229</sup> Ich vermeide von jetzt ab oben das Wort „Atom“; denn ein Atom wird seit Bohr's Atomistik heutzutage ja als teilbar erachtet und dem entsprechend dann auch technisch eingesetzt.

Als Plural für „das [einzelne] Unteilbare“ nimm' ich – eben zur Vermeidung des im neuzeitlichen Sinn gebrauchten Worts „Atom“ gemäß „Aufteilbares, das ...“ – die Wortschöpfung „die Unteilbaren“, und als Plural für „Aufteilbares“ dann „Aufteilbare“. Dem entsprechend verwend' ich hier dann als Plural auch „Unteilbare“, „Stoffliche“, usw.



Veränderung wahr. Ist sie jedoch nicht annähernd ausgeglichen, so tritt irgendwann der Fall ein, dass wir die Ansammlung der vielen kleinen Veränderungen, die dieser Nicht-Unteilbare erleidet, endlich als Veränderung an ihm wahrnehmen.«

◊ »Diese Veränderungen eines solchen Nicht-Unteilbaren zeigen sich dem Sinnesorgan, je nachdem, als ein Zunehmen oder als ein Abnehmen, als ein Erkranken oder als ein Gesunden, als ein Zusammengehen mit anderen Gegenständen oder als ein Zerfallen in mehrere Gegenstände.«

Ich vermute, dass die Wahrnehmungslehre des Leýkippos die erste und einfachere – wie allerdings auch angreifbarere – der beiden Varianten ist, die Demókritos seinen Lesern vorstellt. Vermutlich hat zwar dessen Herz für diese Abbildtheorie-in-Reinform geschlagen, wohingegen sich sein Gehirn für die Ergreifens-Theorie entschieden hat: Diese Ergreifens-Theorie ist bereits von Yājñavalkya gelehrt worden, ist aber vielleicht älteren – nicht auszuschließen: drawidischen – Ursprungs.

Diese einfachere Abbild-Theorie stammt vielleicht von Leýkippos selber; sie kann in unseren Worten so dargestellt werden:

◦ »Von jedem Gegenstand fließen – neben den größeren und gröberer Unteilbaren – auch sehr kleine und feine Unteilbare aus, die irgendwann zuvor in ihn eingeflossen sind; sie sind die lichtartigen Unteilbaren.<sup>230</sup> Einige von diesen strahlenförmig-gerade ausfließenden Unteilbaren – kurz gesagt: von diesen Lichtstrahlen – treffen auf das Auge eines wahrnehmenden Lebewesens; sie erzeugen dadurch im Inneren des Auges ein Abbild des Gegenstandes, von dem diese Lichtstrahlen ausgegangen sind. Dieses Abbild wird von Nervensträngen vom Auge zum Gehirn weitergeleitet und dort als Seh-Wahrnehmung registriert.«

◦ »Abhängig davon, ob bei einem solchen Lichtstrahl der Einfallswinkel zu dem Lichtstrahl, der senkrecht auf die Mitte des Auges auftrifft, spitzer oder stumpfer ist, wird der so wahrgenommene Gegenstand als kleiner oder als größer festgestellt, genauer gesagt: wird die Strecke von der Mitte des Gesehenen zu der betreffenden äußeren Stelle hin als kleiner oder als größer festgestellt.«

◦ »Diese lichtartigen Unteilbaren unterscheiden sich geringfügig in Form und Größe. Diese Unterschiede erscheinen auch im Abbild, das sie im Inneren des Auges erzeugen. Und im Gehirn werden diese Unterschiede als unterschiedliche Farbtöne und Farbintensitäten registriert.«

So oder so ähnlich könnten – meinem waghalsigen Darstellungs-Versuch nach – die Physik und die Wahrnehmungstheorie des Leýkippos ausgesehen haben; zumindest drängt sich mir dieser Eindruck, indem ich in kriminalistischer Weise im überlieferten Bruchteil der Werke des Demókritos nach Spurensuche gehe – dieser Eindruck so auf. Und mehr wie vor allem auch besser Gesichertes ist dabei nicht zu ermitteln.

*Demókritos von Abdera* [~460 – ~ 365] ist, unserem Kenntnisstand nach, der Schüler des Leýkippos, der dessen Lehre getreu weitergeführt und in ihr dabei nach bestem Wissen und Gewissen Unebenheiten geebnet, So-nicht-Haltbares durch So-Haltbares ersetzt, Lücken in der Darstellung aufgefüllt, und Schwachstellen in der Argumentation durch überzeugende Begründungen bereichert hat.

---

<sup>230</sup> Statt „lichtartiges Unteilbares“ sagen wir seit Newton „Photon“.

Bereits in seiner Jugend hatte er von persischen und chaldäischen Naturwissenschaftlern<sup>231</sup> unterrichtet worden. Sie werden ihn – nachdem er auch bei Leýkippos gelernt hatte – zu seinen Fortbildungsreisen in den Osten – samt Empfehlungen hinsichtlich der aufzusuchenden Schulen und Lehrer – ermuntert haben; ich vermute, dass er diese – jahrelange – Reise auch mit Billigung und mit Anleitung seines Lehrers Leýkippos unternommen hat. Denn dieser gewissenhafte und getreue Schüler könnte sich – seiner ihm von mir unterstellten Hoffnung nach – bei dieser auswärtigen Fortbildung jene Kenntnisse und Fähigkeiten aneignen, mit denen dieser dann nachzuweisen hätte, dass und warum die Lehre von den Unteilbaren, deren Zusammenfügen zu den für uns erfassbaren Gegenständen werden, den anderslautenden Lehren überlegen ist.

Umfangreiche Kenntnisse hat Demókritos auf seiner Rückkehr – die wohl erst nach dem Ableben seines Lehrers erfolgt ist – aus Nordost-Afrika sowie aus dem Vorderen und Mittleren Osten mitgebracht und da schriftlich festgehalten: zur Mathematik, zur Physik, zur Kosmologie, zur Physiologie, zur Medizin, zur Erkenntnistheorie, zur Moralphilosophie. Erhalten geblieben sind uns jedoch nur Bruchstücke der beiden Werke „Kleine Weltordnung“<sup>232</sup> und „Über die Gemütsruhe“, demnach die erste zur Theoretischen Philosophie, und die zweite zur Praktischen Philosophie.

Zur Zeit des Thales wird sich die Frage, ob das Halbieren eines Gegenstands der Phýsis nach endlich vielen Malen zu einem Abschluss führt oder aber unendlich lang weitergeführt werden kann, noch niemandem gestellt haben, und wohl auch seinen Nachfolgern der ersten und zweiten Generation noch nicht. Unter den Naturphilosophen Milets wird sie wohl erst dann thematisiert worden sein, als sich herumgesprachen hatte, dass zwar einige Zahlen als Verhältnisse von Natürlichen Zahlen darstellbar sind, aber keinesfalls alle, sondern dass einige Zahlen nur als unendlich lange [und zu einem Grenzwert konvergierende] Folgen von solchen Zahl-Verhältnissen ermittelt werden können; denn weil ein Tempel unbedingt ganz rechteckig zu bauen ist, stellt sich dann sofort die Frage nach der Länge der beiden Diagonalen.

Dieses Thema kann auch dahingehend diskutiert werden, ob das, was in der Mathematik unbedingt und ausnahmslos gilt in haargenau der gleichen Weise auch in der Physik unbedingt und ausnahmslos zu gelten hat. Zu bezweifeln ist, dass die Antwort darauf einmütig erfolgt sein wird. Jedenfalls haben Leýkippos und Demókritos ganz offenkundig zwischen *mathematisch Möglichem* und *physikalisch Möglichem* unterschieden.<sup>233</sup>

---

<sup>231</sup> Diogénes Laértios beschreibt dies so: „Er genoss Unterricht bei einigen Magiern und Chaldäern, die der König Xerxes seinem Vater als Lehrer zurückgelassen hatte, nachdem er sein Gast gewesen war, wie auch bei Herodótos zu lesen [ist].“

Die *Magier* waren persische Priester-Gelehrte; soweit sie Wander-Priester gewesen sind, haben sie sich ihr Brot [vielleicht auch] mit dem Durchführen von Magie erworben, den ägyptischen Priestern gleich, die ja – laut Moses – Stäbe in Schlangen verwandeln konnten.

Die Chaldäer waren jene – vielleicht aus dem Osten nach Mesopotamien eingewanderte – Groß-Sippen, die Astronomie und – für den Broterwerb – auch auf Astrologie betrieben.

<sup>232</sup> Sein Lehrer Leýkippos hatte die von ihm – wohl nur mündlich – vorgetragene Lehre „Große Weltordnung“ genannt. Daraus, dass er sich *nicht über*, sondern sich auch in diesen kleinen Dingen *vielmehr unter* seinen Lehrer gestellt hat, folgere ich, dass er – anders als Andere, ich selber leider nicht ausgenommen – die Lehre seines verehrten Lehrers im genannten Sinn hat weiterführen wollen: getreu, und daher nicht [unbedingt] wortgetreu, wohl aber [unbedingt] sinngetreu.

<sup>233</sup> Auch dafür, dass Röd mich auf diese Spur gebracht hat, bin ich ihm zum Dank verpflichtet.

Die Behauptung, Demókritos habe von Ansatz her die zu einander konträren Lehren des Herákleitos und des Parmenídes miteinander verbinden und in Einklang bringen wollen, ist erstmals von Aristotéles aufgestellt und seither von nahezu allen Interpreten ungeprüft übernommen worden. Aber aus den Werken des Demókritos geht dies nicht hervor; und Aristotéles hat diesen Atomisten nie getroffen und von ihm daher auch keine derartige mündliche Erläuterung erhalten. Daher gehe ich davon aus, dass diese Aussage des Aristotéles zwar *seinem Verständnis der Lehre des Demókritos* entspricht, *nicht* jedoch der *Lehre des Demókritos*. Dafür spricht vielerlei:

Sicherlich hat man in Ionien das, was sich im griechisch besiedelten Italien alles getan hat, zur Kenntnis genommen. Aber genau so sicher hat man in diesen philosophisch-mathematisch-physikalischen Hochburgen der Westküste Kleinasiens alles an Nicht-Mathematischem aus Italien oder vom Peloponnes, von dem sie Kunde erhalten haben, von vornherein als nicht der Rede wert – und damit als nicht der Widerlegung wert – erachtet. Dieser Hochmut zeigt sich in Spuren bereits bei Herákleitos.

Und bezüglich Demókritos ist festzuhalten, dass er weder Mühen noch Kosten gescheut hat, um im Vorderen und Mittleren Osten sowie im Nordosten Afrikas an philosophisch-mathematisch-physikalisches Wissen heranzukommen, dass er jedoch ganz offenkundig nicht im Traum daran gedacht hat, seinen Fuß irgendwo in Italien aufzusetzen. An den Kenntnissen dieser Nicht-Griechen – in der Sprache der Griechen: der Barbaren – ist er interessiert gewesen, nicht jedoch an den Lehren der dorischen Griechen, der des Empedokles dabei durchaus nicht ausgenommen.

Für Behauptungen von der Art, irgendein göttliches Wesen habe jemandem – oder gar dem Parmenídes – die Wahrheit in Reinkultur eingegeben, hatte Demókritos – spätestens nach seiner Rückkehr von seiner Weiterbildungsreise – ganz offenkundig überhaupt keinen Sinn. Ja, selbst Anaxagóras hat in seiner Lehre tunlichst das Wort „Theos“ vermieden, um nicht in die Nähe solcher Sich-auserwählt-Haltender gerückt zu werden; und er hat stattdessen den Ausdruck „Noýs“ gebraucht, der in dieser Art des Wortgebrauchs damals im griechischen Bereich sicherlich neu gewesen ist.

Ganz selbstverständlich ist damals der Begriff der Tugend noch mit dem der Mannhaftigkeit und der Wehrbereitschaft und der Aufopferungsbereitschaft für die eigene Polis verbunden gewesen, auch wenn das – vermutlich: minoisch-kretische – Wort „Areté“ uns das nicht [mehr] anzeigt.<sup>234</sup> Ein Philosoph in Milet oder in Ephesos, der seine Lehre mit Thesen von irgendwelchen hergelaufenen dorischen Griechen zu untermauern versucht, wäre dort damals im günstigsten Fall mit gänzlicher Missachtung bestraft worden und daher nie und nimmermehr so bekannt geworden, dass sein Name oder gar seine Lehre den Weg in die Bücher der Philosophiegeschichte gefunden hätte. Wer mit der innergriechischen politischen und sozialen Geschichte des damaligen Griechenlands einigermaßen vertraut ist, der wird mir darin beipflichten.

Mit Sicherheit ist unter den Naturphilosophen Ioniens dieses das Hauptthema gewesen, nämlich: ob nicht nur jedem Gegenstand der Phýsis Reelle Zahlen als Messwerte seiner verschiedenen Größen<sup>235</sup> zukommen, sondern ob umgekehrt auch jede Reelle Zahl – und damit eben insbesondere: jeder Irrationalen Zahl – einem Gegen-

---

<sup>234</sup> Hingegen weisen das lateinische Wort „virtus“ und das Sanskrit-Wort „vīrya“ noch deutlich auf ihren Wort-Ursprung „vir“ hin.

<sup>235</sup> Unter „Größe“ werden hier – wie in der neuzeitlichen Physik – die metrischen Varianten der messbaren Eigenschaften – wie: Geschwindigkeit, Temperatur, Ort, ... – verstanden.

stand der Phýsis als Messwert einer seiner Größen zukommt. Die Bejahung dieser Frage führt nahezu zwangsläufig zu einer Métaphysik, die der des Anaxagóras ähnelt, mit der Abweisung der Existenz eines gänzlich leeren Raums, eines idealen Vakuums, wie groß oder wie klein dies auch sein mag, somit zu einer Lehre nach der Art des Anaxagóras; und ihre Verneinung führt umgekehrt nahezu zwangsläufig zu einer Métaphysik, die der des Demókritos ähnelt, mit dem Bestehen auf der Existenz von gänzlich leerem Raum, zumal dann auch das Erklären der Bewegung von Dingen ein Leichtes wird.

Kurz gesagt: Die Bejahung dieser Frage leitet zu einer Kontinuums-Physik, der gemäß es diskrete Objekte – und damit unteilbare Gegenstände – im eigentlichen Sinn nicht gibt und der gemäß es auch kein Vakuum gibt;<sup>236</sup> ihre Verneinung hingegen leitet zu einer Partikel-Physik, der gemäß sich alle Gegenstände aus unteilbare Gegenständen zusammensetzen, weshalb alle Gegenstände – auch die uns mit verwaschen Rändern erscheinenden – von diskreter Art sind und zu ihrem Bewegt-Werden ein – zumindest lokales – Vakuum benötigen. Die Atomisten bilden die zweite Gruppe unter diesen Naturphilosophen.<sup>237</sup>

Dass sich eine der beiden Gruppen dafür hergegeben haben könnte, Sympathie für die Lehre des Parmenides und seiner westgriechischen Jünger aufkommen zu lassen, dafür gibt es nirgendwo irgendwelche Anhaltspunkte: vielleicht Mitleid, ja, aber nicht Sympathie, diesen Ausdruck hier natürlich im gegenwärtigen Wortsinn verstanden.

Die genannte Frage könnte sich den Naturphilosophen und Physikern und Mathematikern Ioniens vielleicht so gestellt haben:

»Hat irgendein physischer Kegel die gleiche Form wie ein mathematischer Kegel?«, oder, genauer wenngleich umständlicher formuliert: „Ist es grundsätzlich möglich, einen vorgegebenen physischen Gegenstand von ungefähre Kegel-Gestalt so zu bearbeiten, dass seine Hülle sich schließlich als mathematischer Kegel beschreiben lässt?“, oder, in anderen Worten gesagt: „Wenn ein Kegel parallel zur Basis durch Ebenen geschnitten wird, wie muss man dann die Form der Schnittflächen annehmen: gleich[groß] oder ungleich[groß]? Wenn sie ungleich[groß] sind, so werden sie den Kegel ungleichförmig machen, da er dann viele stufenförmige Einschnitte und Unebenheiten erhält; sind sie hingegen gleich[groß], so werden auch die Schnitte gleich[groß] sein, sodass der [Gegenstand] dann die Form eines Zylinders erhält, da er dann aus gleich[groß]en und nicht aus ungleich[groß]en Kreisflächen besteht: Das aber ist ganz widersinnig.«

---

<sup>236</sup> So sind die westlichen Physiker vor Bohr ja davon ausgegangen, die Atome – genauer: das, was sie damals unter „Atom“ verstanden haben – seien unteilbar. Seit Bohr steht fest, dass das Atom durchaus teilbar ist; aber man ist damals übereinstimmend davon ausgegangen, mit den Protonen, Neutronen und Elektronen nun die wahrhaft Unteilbaren gefunden zu haben. Gegenwärtig sind sich die Elementarteilchen-Physiker uneins darin, ob denn nun die Quarks oder hingegen die Strings der Weisheit letzter Schluss sind.

Dass aber auch Quarks und Strings – sollte die Existenz solcher Dinge einmal als gesichert gelten – teilbar sind, zeigt sich darin, dass sie in Schwarzen Löchern zerquetschbar sind und von diese dann teils als harte Gamma-Strahlen und teils als Schwarze Materie bzw. Schwarze Energie wieder ausgespuckt werden.

<sup>237</sup> Kant hingegen hat sich ausdrücklich zur ersten Gruppe bekannt.

Es liegt auf der Hand, dass Demókritos hier dem Anaxagóras die Annahme der Existenz von infinitesimal kleinen – und in diesem Sinn: ausdehnungslosen – Höhen der einzelnen Schnittflächen unterstellt; und tatsächlich sind einige der Aussagen des Anaxagóras – im Sinne von Leibniz – so zu deuten. Andere hingegen sind – durchaus im Sinne von Gauss – so zu verstehen, dass es zwar eine grenzenlose Folge von Aufteilungen hin zur Ausdehnungslosigkeit, aber nicht [schon deswegen] die Ausdehnungslosigkeit selbst gibt. Und in eben diesem Sinn hab' ich seine Lehre vorhin zu rekonstruieren mich bemüht.

Sicherlich schon lange vor Eýklides von Alexandrien – und vielleicht auch schon vor dem ägyptischen Priester Ahmes aus dem 17-ten Jahrhundert – haben die Geometer ihre Überlegungen und ihre Darlegungen etwa so begonnen:

»Unumstößlich gültig sind diese vier Sätze:

- „Ein Körper hat Länge und Breiten und Höhe.“
- „Eine Fläche hat Länge und Breite, aber keine Höhe.“
- „Eine Gerade hat Länge, aber weder Breite noch Höhe.“
- „Ein Punkt hat weder Länge noch Breite noch Höhe.“«

Ich gehe jedenfalls davon aus, dass sie sowohl dem Anaxagóras als auch dem Demókritos bekannt gewesen sind und von ihnen zudem auch anerkannt worden sind; und ich gehe davon aus, dass sie – gleich den Mathematikern im Alten Indien – gewusst und gelehrt haben:

»Dies gilt von den Punkten, die ja weder Länge noch Breite noch Höhe haben:

□ „Schiebt man *einen* Punkt zu einem *anderen* so nahe heran, dass sich dann beide schließlich berühren, so verschmelzen sie miteinander, d.h.: so sind sie zu *einem* Punkt geworden.“«

Daher führt das Aneinanderreihen und Zusammenfügen von ausdehnungslosen Gegenständen nie zu mehr als einem einzigen ausdehnungslosen Gegenstand. Dies ist somit der mathematische Hintergrund der Métaphysik des Demókritos.

Seine Lehre enthält jedoch – anders als die des Anaxagóras, der ein Noýs kennt – keine Metaphysik: Die Hypothese von der Existenz eines transzendenten Wesen hat er – dabei Laplace vorwegnehmend – nicht nötig. Seine Métaphysik – seine *métaphysischen Anfangsgründe der Naturwissenschaft*, um mit Kant zu sprechen, oder einschränkend gesagt: seine *métaphysischen Anfangsgründe einer jeden Physik, die als Teilchen-Physik wird auftreten können* –, sie kann dann in systematischer Anordnung – beginnend mit der Morphologie – so wiedergegeben werden:

»So ist der Weltraum samt seiner Inhalte beschaffen:

- ◇ Es gibt im Weltraum Gegenstände.
- ◇ Es gibt im Weltraum räumlich ausgedehnte Stellen ohne Gegenstände, somit leere Stellen; kurz gesagt: Es gibt in ihm die Leere.<sup>238</sup>

---

<sup>238</sup> Ein solches Leeres ist quasi die Fuge zwischen zwei Ziegelsteinen.

Im Alten Indien ist eine solche Lehre von Ungeteilten und Leeren insbesondere von Pakudha Kātyāyana entwickelt worden; er hat zur Zeit Buddha Śākyamuni's oder eine Generation vor ihm gelebt und gewirkt. Ob er ohne Vorgänger gewesen ist, wird unbekannt bleiben.

◇ Alle Gegenstände im Weltraum sind in allen drei Richtungen räumlich ausgedehnt, somit Körper.

◇ Alle Gegenstände im Weltraum sind von stofflicher Art, sind stoffliche Gegenstände, kurz gesagt: Sie sind das Stoffliche.“

◇ Alle Gegenstände im Weltraum, die Stoffliche sind, wirken auf Stoffliche; und auch alles und jedes, was auf Stoffliche wirkt, ist Stoffliches.

◇ Alle Gegenstände im Weltraum, die zusammengefügt werden, bringen auf diese Weise einen Gegenstand im Weltraum hervor, einen zusammengefügteten Gegenstand, kurz und neu gesagt: einen Zusammengefügteten; dieser ist von seinen Teilen verschieden.

◇ Alle Zusammengefügteten im Weltraum sind aufteilbar; die Aufteilungen erfolgen gemäß der irgendwann zuvor erfolgten Zusammenfügungen, und nur so.

◇ Jedes Zusammenfügen von Gegenständen im Weltraum erfolgt in einer zeitlich ausgedehnten Zeitspanne von endlicher Länge; daher ist das Volumen eines jeden Zusammengefügteten stets von endlicher Größe.

◇ Jedes Aufteilen von Zusammengefügtetem im Weltraum erfolgt in einer zeitlich ausgedehnten Zeitspanne von endlicher Länge; daher ist das Volumen von jedem Aufgeteilten stets von nicht-verschwindender<sup>239</sup> endlicher Größe.

◇ Jedes Zusammenfügen von Gegenständen im Weltraum erfolgt so, dass zwischen den Teilen des Zusammengefügteten jeweils Leere verbleibt. Diese ist äußerst schmal bei festen Zusammengefügteten wie auch bei stark verdichteten – mit einem Fremdwort gesagt: bei stark komprimierten – Zusammengefügteten; sie ist weniger schmal bei Flüssigem, sodass da Verschiebungen leicht[er] möglich sind; und sie ist sehr groß bei Luftigen, sodass da, genau genommen, überhaupt kein Zusammenfügen erfolgt ist; aber auch bereits jedes Verschieben im Flüssigen geht mit einer Aufteilung einher.

◇ Jedes Aufteilen von Zusammengefügtetem im Weltraum erfolgt durch Auseinanderziehen des Leeren zwischen den zusammengefügteten Häuten der zuvor Zusammengefügteten, und nur so.

◇ Ein jedes Zusammengefügte im Weltraum sind in dem Ausmaß zusammenpressbar, in dem die Leeren zwischen seinen Teilen, aus denen es zusammengefügt ist, [dabei noch] vermindert ist, ohne gänzlich zu verschwinden.

◇ Ein jedes Zusammengefügte im Weltraum sind in dem Ausmaß auseinanderziehbar, in dem die Leeren zwischen seinen Teilen auseinandergezogen werden können, ohne dass sich dabei das Zusammengefügtsein auflöst.

◇ Alle Gegenstände im Weltraum, die keine solchen Leeren enthalten, sind [daher] nicht aufteilbar, sind unteilbar, kurz und neu gesagt: Sie sind Unteilbare.

◇ Es gibt viele verschiedene Arten von Unteilbaren: Innerhalb einer Art sind alle Unteilbaren nach Größe und Gestalt gleich, von Art zu Art jedoch nach Volumen oder [auch] Gestalt verschieden; und von jeder Art gibt es zwar endlich viele, aber [für uns] unüberschaubar viele Unteilbare.

◇ Alle Unteilbaren im Weltraum sind von gleicher Dichte und dies überall im Weltraum und zu allen Zeiten; denn sie enthalten keine Leeren, die zusammengepresst oder auseinandergedehnt werden könnten.

◇ Alle Unteilbaren im Weltraum sind unentstanden und unvergänglich und – in ihrer Gestalt und in seinem Volumen – unveränderlich; denn sie sind ohne Leere.

---

<sup>239</sup> Der Ausdruck: „die Größe verschwindet“ wird seit jeher verstanden gemäß: „der Wert der Größe wird zu 0“.

◇ Nichts entsteht aus Nichts; genauer gesagt: kein Unteilbares im Weltraum entsteht aus einer Leere; und kein Zusammengefügtes entsteht – letztlich – aus etwas Anderem als aus Unteilbarem.

◇ Nichts vergeht zu Nichts; genauer gesagt: kein Unteilbares im Weltraum vergeht aus einer Leere; und kein Zusammengefügtes vergeht – letztlich – zu etwas Anderem als zu Unteilbarem.

◇ Es gibt somit, zeitlich gesehen, weder einen Anfang noch ein Ende des Unteilbaren im Weltraum.

◇ Ein Zusammengefügtes im Weltraum kann sich von einem anderen Zusammengesetzten im Weltraum unterscheiden: (a) aufgrund der unterschiedlichen Anzahl der in ihnen enthaltenen Unteilbaren, oder [auch] (b) wegen der unterschiedlichen Anzahlen der Arten der in ihm enthaltenen Unteilbaren, oder [auch] (c) wegen der unterschiedlichen Anordnung der in ihm enthaltenen Unteilbaren.

◇ Jedes Verändern eines Zusammengefügtes im Weltraum entsteht ( $\alpha$ ) durch Hinzufügung von anderen – aufteilbaren oder unteilbaren – Gegenständen des Weltalls, oder [auch] ( $\beta$ ) durch Abtrennen von ihm ihm bis dahin enthaltenen – aufteilbaren oder unteilbaren – Gegenständen der Weltalls, oder [auch] ( $\gamma$ ) durch Veränderung der Lageverhältnisse – der Anordnung – der in ihm enthaltenen – aufteilbaren oder unteilbaren – Gegenstände.

◇ Jede Form-Eigenschaft eines Zusammengefügtes im Weltraum setzt sich zusammen und besteht allein aus der Art des Zusammengefügtseins, unabhängig davon, wie sie einem Betrachter erscheint.«<sup>240</sup>

So oder so ähnlich ist demnach die Morphologie als Teil der Métaphysik des Demókritos nachzuzeichnen, die Hintergrund-Lehre von den Formen. Ein anderer Teil von ihr ist die Hintergrund-Lehre von der Bewegung, die Kinematik, die nicht nur auf den Raum, sondern auch auf die Zeit Bezug nimmt. Sie lautet in ihrem Kern etwa so:

»Die Gegenstände im Weltraum unterliegen zudem solchermaßen der Zeit:

◇ Die Bewegung eines Gegenstands im Weltraum während einer bestimmten Zeitspanne ist die in dieser Zeitspanne erfolgende Veränderung seines Ortes.

◇ Es gibt Bewegungen von Gegenständen im Weltraum, d.h.: bezogen auf den Mittelpunkt des Weltraums.

◇ Es gibt Gegenstände im Weltraum, die während gewisser Zeitspannen – in Bezug auf den Mittelpunkt des Weltraums – unbewegt sind, d.h.: ruhen.

◇ Alle Gegenstände im Weltraum können sich in jede der drei Richtungen dieses Weltraums bewegen; Bewegungen in Zwischenrichtungen können als entsprechende Zusammensetzungen von Bewegungen in die Hauptrichtungen aufgefasst und dargestellt werden.

◇ Jede Bewegung eines Gegenstands im Weltraum erfolgt in Leeren, d.h.: in leeren Teilen des Weltraums.

---

<sup>240</sup> Ein Abschluss-Axiom *dieser* Art könnte dieses System von Axiomen *kategorisch* [= *eindeutig*] machen.

Kategorisch in diesem Wortgebrauch ist eine Satzklasse genau dann, wenn sie genau eine Form von Interpretationen zulässt, wenn sie somit (1) widerspruchsfrei und daher durch Interpretationen erfüllbar ist, und wenn (2) je zwei ihrer Interpretationen mit ihr formgleich sind, d.h.: formerhaltend umkehrbar eindeutig auf einander abgebildet werden können; dies hat die Auswirkung, dass zwei verschiedene Benutzer der Sprache mit dieser Satzklasse in ihrem Gebrauch der Ausdrücke dieser Sprache keinen Unterschied mehr feststellen können.

◇ Trifft ein Gegenstand im Weltraum auf einen anderen Gegenstand in ihm – d.h.: endet seine Bewegung in einer Leere –, so verändert dies seine Bewegung in deren Größe oder [auch] in deren Richtung; verschwindet die Größe dieser Bewegung, so verschwindet auch deren Richtung.

◇ Jede Bewegung eines Gegenstands im Weltraum erfolgt entweder durch Stoß oder durch Druck: Seine Bewegung in einer Leere des Raums wird entweder (a) dadurch verursacht, dass er in einem einzigen Augenblick das Auftreffen [wenigstens] eines anderen Gegenstands erleidet, oder (b) dadurch, dass Gegenstände bzw. sich am Rand eines Gegenstands befindende Teile, die sich in diesem Gegenstand bewegen, eine gewisse Zeitspanne pausenlos auf jenen Gegenstand auftreffen und so dessen Bewegung oder [auch] deren Richtung ständig verändern.

◇ Das gesamte Ausmaß an Bewegungen im Weltraum ist unentstanden und unvergänglich und – in seiner Eigenschaft als Bewegung – unveränderlich.<sup>241</sup>

◇ Nichts an Bewegungen eines Gegenstands im Weltraum entsteht aus Nichts, d.h.: aus dem Nichts an Bewegungen; denn ein ruhender Gegenstand kann nicht einen anderen ruhenden Gegenstand bewegen.

◇ Daher gibt es in der Zeit keinen Anfang der Bewegungen der Gegenstände im Weltraum.<sup>242</sup>

◇ Nichts an Bewegungen eines Gegenstands im Weltraum vergeht zu Nichts; denn ein sich bewegendes Gegenstand kann nur dadurch zur Ruhe gebracht werden, dass er durch das aufprallen an einen anderen Gegenstand dadurch verursacht, (a) dass nunmehr dieser sich bewegt, oder [auch], (b) dass nunmehr dessen Teile sich bewegen.

◇ Daher gibt es in der Zeit kein Ende der Bewegungen der Gegenstände im Weltraum.

◇ Das Verdichten – das Komprimieren – eines Gegenstands im Weltraum setzt sich aus Bewegungen zusammen, nämlich: aus Bewegungen seiner Teile durch Verengung der zwischen ihnen sich befindenden Leeren. In gleicher Weise ist auch das Entdichten – das Dekomprimieren – eines Gegenstands die Summe der dabei erfolgenden Bewegungen seiner Teile.

◇ Jede Bewegungs-Eigenschaft eines Zusammengefügtens setzt sich zusammen aus den Bewegungen der Unteilbaren, aus denen er zusammengefügt ist.

◇ Jede Nicht-Form-Eigenschaft eines Zusammengefügtens im Weltraum setzt sich zusammen und besteht allein aus der Art des Zusammengefügtseins und aus der Bewegung, die dieses Zusammengefügte vollzieht, unabhängig davon, wie sie einem Betrachter erscheint.

◇ So und nicht anders vollzieht sich jede Bewegung.«

Zwar ist nicht auszuschließen, dass Demókritos auf dieser anspruchsvollen *Métaphysik der Physik* eine nicht minder gut entwickelte *Physik* hat folgen lassen; aber wir haben von einer solchen eben leider keine Kenntnis. Sollte er auf seinen Bildungsreisen bis zur Ostgrenze des Persischen Reichs – etwa bis Taxila und deren damals weithin bekannten und geschätzten altindischen Universität – gelangt sein, dann ist davon auszugehen, dass ihn nicht die Physik und der Anwendung ihrer Er-

---

<sup>241</sup> Dies ist der magere Ersatz für die Bedingung des Fehlens von nicht-lokal wirkenden Kräften.

<sup>242</sup> Anders als Pláton, benötigt Demókritos in seiner Physik daher keinen allmächtigen und allwissenden und allgütigen Erschaffer.



gebnisse in der Technik interessiert haben, sondern nur eben die physikalischen Grundgegebenheiten, die dann in einer solchen *Métaphysik* darzustellen sind. Denn diese zeigen dem, dessen Geist hierfür nicht stumpf ist, eindeutig an, was im menschlichen Leben ohne bleibenden Wert – und damit letztlich: ohne Wert – ist, und verhelfen ihm dadurch zur Einsicht, welche Werte in diesem Leben bleibende und daher erstrebenswerte sind.

Völlig auszuschließen ist jedoch, dass Demókritos dieser *Métaphysik der Physik* irgendeine *Metaphysik* vorangestellt hat. Vielmehr hat er – so deute ich ihn, von Kant her betrachtet – ausdrücklich darauf bestanden, dass diese *Métaphysik* auf die Physik bezogen ist, von ihr ausgehend erstellt ist, und nur für sie Sinn und Wahrheit beanspruchen darf. So versteh' ich einen Seitenhieb auf Parmenídes und dessen *Metaphysik*, den er aber nicht namentlich nennt, wie man, ohne viel nachdenken zu müssen, sofort einsieht; die Gegenstände des Weltalls reden da einen Verstand [eines *Metaphýsikers*], der über die Grenzen dieser Gegebenheiten hinausgehen und da die reine Wahrheit finden will, so an:

Δ »Armer Verstand! Von uns nahmst Du die Beweisstück; und nun willst Du uns mit eben diesen niederwerfen. [Doch] indem Du uns niederwirfst, kommst Du [dabei und dadurch] selbst zu Fall; [denn wir sind Deine einzige Stütze].«

Es sei da ein Philosoph, der die *Métaphysik* für eine – in Teilen schon entwickelte Physik – dahingehend entmannt, dass er mit ihr nicht deren – bereits vorhandene! – Form beschreibt, sondern sie vielmehr zu einem Korsett deformiert, zu einer *Metaphysik*; und in diese *Metaphysik* will er dann die [Teile der empirisch schon erbrachten Ergebnisse der] Physik hineinzwängen. Er gleicht einem Mann, der – sich auf einem Baum aufhaltend – den Ast absägt, auf dem er sitzt: Den daraufhin erfolgende freie Fall nach unten erlebt er als Freisein von der Schwerkraft der Erdkugel, aber auch, wenn er nicht mehr ganz bei Sinnen ist, als Reise nach oben, zur Göttin, die ihm dann das, was er sich zuvor bereits ausgeheckt hat, sodann als der Weisheit letzter Schluss verkündet. Leider hat dieses Gleichnis aber seine Grenzen: Denn ein normaler Erdenbürger erleidet dann recht rasch den Kontakt mit der Erdoberfläche; und sollte er dieses Ereignis heil überstehen, so hat es ihn zur Wirklichkeit der *Phýsis* zurückgeführt. Der *Metaphýsiker* hingegen prallt – solange er lediglich *Metaphysik* betreibt und nicht im Leben des Alltags steht – bei diesem Fall ins Bodenlose; daher bringt ihn dann auch nichts – aber auch garnichts – auf den Boden der Tatsachen zurück.<sup>243</sup>

Die Frage nach einem Gott in einem jüdisch-christlich-islamischen Sinn wird im Reden und Schreiben des Demókritos nirgendwo gestellt und daher außer acht gelassen; dies gehört zu seinem grundsätzlichen Vermeiden jeglicher *Metaphysik*.

Hingegen streitet er nicht ab, dass da und dort in der Luft – verursacht durch bestimmte Konstellationen der Teile und Teilchen eben dieser Luftschicht – bestimm-

---

<sup>243</sup> „Um so schlimmer für die Tatsachen!“: Dieser Ausspruch stammt von Hegel: Dieser *Metaphýsiker* hatte soeben eine Argumentation für seine Behauptung erstellt und in Berlin vorgelesen, der gemäß es genau sieben Planeten und keinen mehr geben soll. Aber noch im gleichen Jahr 1830 wurde der achte Planet – nämlich Pluto – gesichtet. Mit dieser Tatsache konfrontiert, hat Hegel dennoch auf seiner *Metaphysik* bestanden.

Eine jede Physik benötigt als Hintergrundlehre, die ihre Begriffe erstellt, eine *Métaphysik*; setzt man diese absolut, so wird sie zur *Metaphýsik*, und mit ihr ihre Physik.

te *Bilder* – er nennt sie: *Eídola* – erscheinen und dann eben auch wahrgenommen werden.<sup>244</sup> Sie erzeugen dann allzu häufig in den sie wahrnehmenden Menschen, die sei *nicht* als so natürlich entstanden und keinesfalls übernatürlich erzeugt, jene *Ängste*, die sich in ihnen dann als Dämonen-Glauben oder eben Götterglaubenverfestigen und sedimentieren; und nach natürlichen Ursachen für solche Erscheinungen zu suchen, dazu sind sie dann in ihren Ängsten nicht mehr willens und vielleicht auch gar nicht mehr fähig.

Verwöhnt durch die anspruchsvolle *Métaphysik* des Demókritos, muss man dann seine Kosmologie samt Kosmogonie als eher einfallslos erachten:

»Im Weltraum, der nach allen drei Ausrichtungen hin unendlich ist, gibt es eine riesig-große – aber dennoch, allem Anschein nach, nur endliche – Anzahl von Unteilbaren. Hervorgerufen durch ein – in allen größeren und kleineren Hinsichten kausal abgelaufenen – Zusammenwirkens der Bewegungen der Unteilbaren, ist daraus dann irgendwann einmal ein Welt-Wirbel entstanden, der alle Unteilbaren erfasst hat.

Innerhalb dieses Welt-Wirbels haben sich dann aber – gleichfalls kausal hervorgerufen – kleinere ortsgebundene Wirbel gebildet, sozusagen Orts-Wirbel. Ein jeder derartiger Orts-Wirbel – und insbesondere der, aus dem das Weltsystem hervorgegangen ist, in dem wir jetzt beheimatet sind – hat sodann in seinem Wirkungsbereich die volumen-reicheren Unteilbaren an des Rand seines Bereichs gewirbelt, in alltäglicher Sprechweise gesagt: die schwereren Unteilbaren, in physikalischer Sprechweise hingegen: die massereicheren unter ihnen. Dort haben sie sich dann verteilt und zu einer Hülle des jeweiligen Weltsystems werden lassen, die dieses nach innen wie auch nach außen abschließt.<sup>245</sup> In unserem Weltsystem ist diese Hülle das Firmament.<sup>246</sup>

In unserem Weltsystem haben sich sodann – auch hier wie sonst auf kausalem Weg – viele der nicht an den Rand gewirbelten Unteilbaren zu unserem Erdenrund zusammengefügt. Nicht kugel-rund, sondern zylinder-rund<sup>247</sup> ist dieses Erdenrund, einem Säulenabschnitt vergleichbar, mit einer relativ flachen Oberfläche.<sup>248</sup>

---

<sup>244</sup> Ich habe schon mehrmals Wolken – nämlich: von einem Föhnwind zerrissenen und von ihm irgendwie wieder zusammengefügte Wolkenfetzen – gesehen, deren Gestalt der eines riesigen grauen Adlers geähnelt haben.

<sup>245</sup> Die Distanz zwischen unserem Weltsystem und dem nächsten ist riesig, und damit auch die Leere – die leere Fuge – zwischen beiden.

<sup>246</sup> Ist die Anzahl der Unteilbaren – der Atome – im Weltraum endlich, so gibt es in ihm nur endlich viele Weltsysteme. Ist sie hingegen – wohin Demókritos wohl tendiert haben dürfte, dann gibt es – weil jedes Weltsystem nur endlich viele Unteilbare gibt – unendlich viele Weltsysteme; und gegen diese Ansicht verspritzt Pláton sodann sein verbales Gift.

<sup>247</sup> So haben sich, wie gesagt im Alten Indien auch bereits Mahāvīra sowie einige Naturphilosophen vor ihm unser Erdenrund vorgestellt. Aber hier, bei Demókritos, wird diese – bei Anaximénes noch tolerierbare – Geo-Metrie schwer nachvollziehbar.

Schwer nachvollziehbar ist dies vor allem auch bei einem Seefahrervolk wie den Ioniern, die bei der Schiffsfahrt nach – sagen wir – Delos sehen konnten, dass da nicht etwa am Horizont zunächst ein winzig-kleiner grauer Fleck direkt oberhalb der Wasseroberfläche erscheint, der sich beim Näherkommen entsprechend vergrößert und in der Struktur verfeinert, bis er dann schließlich als eben diese Insel zu identifizieren ist, sondern dass da zunächst aus dem Meer die Gipfel der Berge auftauchen, dann auch die mittleren Teile der Berge, und schließlich die gesamte Insel.

<sup>248</sup> Die Annahme einer schildkrötenartig-gekrümmten Oberfläche ist nicht tolerierbar; denn dem würde widersprechen, dass dann ja schon längst das gesamte Meereswasser abwärts zu

Aber auch außerhalb des Erdenrunds hat es solche Zusammenklumpungen gegeben. Diese zeigen sich uns als Wandelsterne und als Fixsterne. Die Wandelsterne sind, in zunehmender Entfernung vom Erdenrund aus: der Mond, die Sonne, der Merkur, die Venus, der Mars, der Jupiter, der Saturn; während der Mond sein Licht von der Sonne erhält, besitzen alle anderen Wandelsterne – und auch die Feststerne – ihr jeweils eigenes Licht. Die Feststerne sind vom Erdenrund aus weiter entfernt als Sonne und Mond [und als die übrigen Wandelsterne].«

Ob ein solches Weltsystem einmal vergehen wird, sowie, ob die Weltsysteme insgesamt einmal vergehen werden, und – falls dies der Fall ist – ob sie danach in vergleichbarer Weise wieder entstehen werden, wie schließlich auch, ob dieses Zusammentreffen von Einzelursachen in der Weltzeit in Zyklen erfolgt, darüber enthält sich Demókritos wohlweislich einer Aussage; denn er kennt ja die hierzu zusammenzutreffenden Ursachen nicht. Hingegen ist für ihn einsichtig, wie das Leben auf unserem Erdenrund entstanden ist:

»Auch das *Lebende* ist beim Zusammenkommen von Unteilbaren durch hierfür geeignete Ursachen bei günstigen Umständen zusammengekommen. In gleicher Weise ist dann auch jene Form des Lebens entstanden, die sich durch die Fähigkeiten zur Selbsterhaltung und zur geschlechtlichen Fortpflanzung auszeichnet; Leben dieser Art zeigt sich in Pflanzen, in Tieren, und in Menschen. Die – entstandene und daher zerbrechliche – Fähigkeit zur Selbsterhaltung erfolgt durch eine geeignete – selbstverständlich kausal zu erfolgende – Zusammenfügung von *Feuer*-Unteilbaren.

Die Feuer-Unteilbaren gehören zu den kleinsten unter den Unteilbaren.<sup>249</sup> Sie sind rund und glatt;<sup>250</sup> und sie sind so klein, dass sie [nahezu] alle sonstigen Fugen – die Leeren zwischen anderen Unteilbaren durchdringen wie auch sich dort aufhalten können. Im Festen gibt es nur volumenschwache Leere, sodass sich da im Durchschnitt nur vergleichsweise wenige von diesen Feuer-Unteilbaren aufhalten; Im Flüssigen hingegen ist mehr Platz für sie vorhanden; und im Luftigen, ja, da wimmelt es nur so von ihnen.

Einzeln sind sie weder ein Feuer noch gar eine Psyché; aber im Zusammenwirken können sie die Wirkungen dessen verursachen, was wir als Feuer wahrnehmen oder als Psyché empfinden. Als Feuer üben sie allerdings nur eine geringfügige Wirkung zur Selbsterhaltung aus; als Psyché üben sie eine größere solche Wirkung aus, wenngleich auch diese nicht übermächtig-groß und zudem von unterschiedlicher Stärke und daher von unterschiedlicher Dauer ist. Denn da diese Unteilbaren keinerlei Kanten oder zumindest Ausbuchtungen oder Einbuchtungen besitzen, bleiben sie – wenn überhaupt – nur sehr kurzzeitig bei einander: Überall finden sie im Körper eines Menschen oder eines Tieres Poren, um auf diesem Weg den Körper zu verlassen; und nur durch das Einatmen von äußerer Luft werden die fehlenden Feuer-Unteilbaren jeweils ersetzt.<sup>251</sup> Sowie das Atmen daher für längere Zeit aussetzt, sind der Seele so

---

den Rändern dieses Erd-Zylinders geflossen und dort als riesiger Wasserfall irgendwo hin – wohin? – gestürzt wäre.

<sup>249</sup> Das wird dann auch Pláton *genau so* übernehmen.

<sup>250</sup> Das hingegen wird Pláton *genau andersherum* postulieren.

<sup>251</sup> Die Pflanzen sowie die Fische gewinnen die erforderlichen neuen Feuer-Unteilbaren dann, wie dieser Lehre gemäß anzunehmen ist, aus dem Wasser.

NB: Die Lehre von den Seelen-Atomen ist alt und sicherlich vor-griechischen Ursprungs. Jedenfalls wird sie auch von Mahāvira im Jainismus vertreten, ist aber, dem Jainismus zufolge,

viele Feuer-Unteilbare abhandengekommen und dabei nicht durch neue ersetzt worden, dass sie dadurch ihren Zusammenhalt verliert und weder sich selbst noch den Leib, auf den sie koordinierend einwirkt, zur weiteren Selbsterhaltung leiten kann.

Im Soma [= Leib] eines Lebewesens sind die entsprechenden Hohlräume kanalartig so angeordnet, dass darin der Strom dieser – die Psyché ausmachenden – Feuer-Unteilbaren in alle Haupt- und Nebenrichtungen des Leibs – im Fall, dass dieser nicht erkrankt ist – unbehindert fließen kann; und durch dieses Fließen wird das Leben des Lebewesens aufrechterhalten, werden im Falle von Tieren und Menschen dessen Bewegungen des Leibs und dessen Empfindungen und Gefühle verursacht, und wird beim Menschen das Denken verursacht und – je nachdem: mehr oder weniger gut – geleitet.

So also ist die Psyché eines Lebewesens entstanden. Was aber entstanden ist, das vergeht irgendwann wieder. Die Psyché eines Lebewesens ist daher weder unentstanden noch unsterblich.«<sup>252</sup>

Von vielerlei Art sind die Betätigungen der so beschaffenen Seele. Das *Wahrnehmen* – die *Aisthéseis* – und das *Denken* – die *Noéseis* – jedoch sind ihre vornehmsten Tätigkeiten. In ihrer Darstellung besteht die Erkenntnistheorie des Demókritos:

»Eine *Wahrnehmung* ist ein Erkennen, das auf dem äußeren Weg erfolgt, bei uns Menschen: durch Sehen–Hören–Riechen–Schmecken–Tasten. Demnach ist das Wahrnehmen zwar kein ausschließlich aktiver, aber auch kein ausschließlich passiver Vorgang. Der – vom Wahrnehmenden her gesehen – passive Anteil an der hervorzu- bringenden Wahrnehmung besteht aus Ausströmungen,<sup>253</sup> die vom wahrzunehmenden Gegenstand auf ihn zukommen; und der aktive Anteil beginnt mit der Erfassen des vom Gegenstand, führt dann weiter zu dessen Gestaltung zu einem Sinnesein-

---

viel älteren Ursprungs. Im Jainismus werden – neben den mechanischen und dynamischen Kräften wie Stoß und Druck – auch Handlungs-Kräfte – das Karman – angenommen; und diese sind es dann, die die Seele nach dem leiblichen Tod zusammenhält. Sie aber fehlen bei Demókritos; und daher zerfällt die Psyché mit dem leiblichen Tod, genauer gesagt: viel rascher als der Leib, weil sie ja viel weniger Möglichkeiten des Zusammenhalts aufweisen.

<sup>252</sup> Die Lehre von der Sterblichkeit der Psyché mit dem Tod des Leibs – des Soma's – war im Alten Griechenland durchaus kein Sakrileg. Und auch jene, die der Ansicht waren, die Seele würde nach dem Tod im Hades weiterdämmern, wussten – soweit sie nicht als Ängste-Erzeuger wirkten – auch nicht zu berichten, ab wann dann die Demenz einsetzt, die sich vielleicht Jahrhundertlang hinziehen, aber keinesfalls ewig dauern kann und eben mit dem Dahinsiechen der Psyché endet.

Zur Zeit Buddha Śākyamuni's – oder eine Generation früher haben Pūraṇa Kāśyapa und – vor allem – Ajita Keśakambalim Lehren von dem Enden der Seele mit dem Enden des [grobstofflichen] Leibs vertreten; aber sicherlich hatten sie seit Generationen, diesen Teil ihrer Lehre betreffend, Vorläufer gehabt.

<sup>253</sup> Der Sanskrit-Ausdruck „āsrava“ ist allgemein mit „Strömen, Strömung“ zu übersetzen. Im Jainismus und, in der Abfolge, dann auch im Buddhismus verengt sich die Bedeutung auf die von „Einströmen, Einströmung“: Dabei sind es, dem Jainismus gemäß, materiell verstandene Handlungsatome, die die Person mit einer Handlung durch die damit erfolgende Öffnung des Leibes in sich einströmen lässt; im Buddhismus hingegen sind es – teils unheilsame, teils unerhebliche, teils heilsame – Geistesregungen, die vom Nicht-Bewusstsein des Geistes in das Bewusstsein des Geistes einströmen.

druck, und endet sodann mit dem Hervorbringen einer Wahrnehmung. Am Beispiel des Sehens ist dies so zu verdeutlichen:

Von einem wahrzunehmenden Gegenstand des Weltalls – sei dies nun ein Käfer oder sei es ein Feststern – strömen feinere und feinste<sup>254</sup> Unteilbare nicht nur beständig ein, sondern auch beständig aus. Der Wahrnehmende, der sein Augenmerk auf diesen Gegenstand hin ausrichtet, sendet dadurch sein Augenlicht<sup>255</sup> in dessen Richtung. Liegen das vom Gegenstand ausgeströmte Unteilbare und das vom Auge ausgeströmte Unteilbare auf einer Linie, dann treffen sich beide, was zu einem gänzlich unelastischen Zusammenstoß führt: Der aus dem Auge ausgetretene unteilbare Anteil des Augenlichts verbindet sich mit dem Unteilbaren, auf das es getroffen ist, und ergreift es, sozusagen, aber ohne es bereits zu begreifen. Da es von geringerem Volumen – und damit von geringerer Masse – als sein Gegenüber ist, wird es von diesem auf eben dieser Linie dem Auge zugeführt. Und Ähnliches ereignet sich im gleichen Augenblick noch vieltausendfach. Dieses gleichzeitige vieltausendfache Eintreffen von – vom Augenlicht erfassten – ausgeflossenen Unteilbaren verursacht dann im Auge einen Eindruck.<sup>256</sup> Dieser Eindruck wird kausal zur Psyché weitergeleitet, wo er kausal eine Wahrnehmung hervorruft.

Diese Wahrnehmung hat demnach nicht direkt etwas mit dem wahrzunehmenden Gegenstand zu tun, sondern (a) mit der Kausalkette, die vom Ausströmen der vielen Unteilbaren aus dem Gegenstand über deren Ergriffenwerden durch das Augenlicht bis hin zur Wahrnehmung in der Psyché führt, aber dabei eben auch (b) mit dem Augenlicht, das jene Ausströmungen ergreift, sie dem Auge zuführt, wo sie zusammen durch die Re-Aktion des Auges einen Eindruck erzeugen, der kausal – vielleicht würden wir heute sogar sagen: digital, auf keinen Fall aber: analog – zur Psyché geleitet wird, in der das Ende dieser Kausalkette dort eine Wahrnehmung hervorruft.

Eine Wahrnehmung ist daher, genau genommen, kein unvermitteltes Erkennen des zu erkennenden Gegenstands, sondern vielmehr ein mannigfach vermitteltes Erkennen, ein nicht-echtes Erkennen, in seinen Worten: ein *dunkles* Erkennen: *Im Dunkeln* bleibt ja dabei die eigentliche Beschaffenheit des zu erkennenden Gegenstands: Diese wird durch Wahrnehmung *allein* auf *keinen* Fall erkannt.<sup>257</sup> Würde der Verstand dies jedoch dahingehend missverstehen, er sollte sich ihrer entledigen, um ihm so den Weg zur hellen Erkenntnis freizumachen, so müsste man ihm bedauernd zurufen: „Armer Verstand!“

Aus dem Vergleichen solcher Wahrnehmungen leitet der Wahrnehmende dann [für's Erste jedenfalls] seine Begriffe ab, wie: „schwarz“, „weiß“, ... , „süß“, „bitter“, ... , „hart“, „weich“, ... : Diese Begriffe beschreiben keinesfalls die Eigenschaften der in Bewegung begriffenen Unteilbaren und der daraus Zusammengeführten; andererseits sind sie aber auch nicht unabhängig von den Eigenschaften dieser in Bewegung begriffenen Unteilbaren und der daraus Zusammengeführten. Vielmehr sind sie aus diesen durch eine Kausalkette hervorgegangen.

Es ist daher dann die Aufgabe jenes Teils der Psyché, die sich zwar nicht mit dem Hervorbringen von Wahrnehmungen befasst, wohl aber mit dem Untersuchen und Ergründen der so hervorgebrachten Wahrnehmungen, das Feine und Feinste zu ermit-

---

<sup>254</sup> Die feinsten unter ihnen würde Newton wohl mit dem Wort „Photonen“ bezeichnen.

<sup>255</sup> Die Einsicht, was das Wort „Augenlicht“ ursprünglich bedeutet hat, verdank' ich Apelt.

<sup>256</sup> Auch dieses Argument übernimmt Pláton später, wenngleich mit geringfügigen Abwandlungen.

<sup>257</sup> Nicht anders beschreibt es Kant, wenn er vom *Ding-an-sich-selbst* spricht.

teln, das diese Wahrnehmungen hervorgebracht hat, und mit diesem unbedingt auch die allgemeinen Zusammenhänge, die dieses Feine und Feinste sowohl im Weltall als auch in seinen Teilen – und damit insbesondere im Wahrnehmenden – ordnet und dadurch gestaltet. Durch das geordnete Zusammenwirken der Feuer-Unteilbaren, insofern diese die Psyché ausmachen, erfolgt dieses tiefe Eindringen in die Wahrnehmungen mit ihren feinsten Mitteln, nämlich: mit dem *Denken*, somit durch den *Verstand*.

Eine *Gedanke* ist ein Erkennen, das auf dem *inneren Weg* erfolgt, somit: innerhalb des Psyché.<sup>258</sup> So, wie das Wahrnehmen dann, aber auch nur dann zu zutreffenden Wahrnehmungen führt, wenn der Leib – das Soma – und mit ihm die Wahrnehmungsorgane eine hierfür harmonische Mischung aus Unteilbaren aufweisen, so führt auch das Denken dann, aber auch nur dann zu zutreffenden Gedanken, wenn die Psyché eine hierfür harmonische Mischung aus Unteilbaren aufweist.<sup>259</sup> Eine solche Harmonie – eine solche Ausgewogenheit und dem mit ihr einhergehenden Gleichklang – ermöglicht es der Psyché, den Verstand auf die Wahrnehmungen zu richten und in diese, sie durchschauend, dann tiefer einzudringen, als es den Sinnesorganen mit ihren relativ groben und großen Unteilbaren jemals möglich sein kann. Denn von der Erkenntnis gilt:

„Da, wo das dunkle Erkennen nicht mehr ins Kleinere sehen oder hören oder riechen oder schmecken oder tasten kann, da tritt an ihre Stelle das echte Erkennen, das mit einem feineren Erkenntnisorgan erfolgt.“

Diese feinere und hellere und echte Erkenntnis ist aber auf keinen Fall unabhängig von der gröberen und dunkleren und unechten, im Gegenteil: sie baut – vom Wahrnehmenden her gesehen – auf dieser auf.<sup>260</sup> Zwei Sichtweisen sind daher streng auseinanderzuhalten, nämlich: die *epistemologische*, die zur Métaphysik der Wahrnehmungen und ihrer Physik führt, und die *métaphysische*, die zur Physik innerhalb des Rahmens dieser Métaphysik leitet.

Die epistemologische Sichtweise geht von den Wahrnehmungen des Wahrnehmenden aus und nimmt sie als ihr Erstes: Sie erstrebt dadurch, das in diesen Wahrnehmungen verborgen enthaltene Wesen der Gegenstände des Weltalls zu ergründen; denn in den Kausalketten wird dieses Wesen zwar versteckt, aber keinesfalls vernichtet.

Ist dann – wie auch immer, aber jedenfalls durch eine mit einer Psyché, die sich selber in Einklang ist – das zu ergründende Allerfeinste durch einen derart hellen Verstand als die Métaphysik [der Physik der Wahrnehmungen] ergründet, dann wechselt er den Standpunkt, dann wechselt er von der epistemologischen zur métaphysischen Sichtweise: Dann ergründet sie mit dieser Métaphysik, wie die Ergebnisse der Physik [der Wissenschaften wie des Alltags] zu sehen und in den durch diese Métaphysik zur Verfügung gestellten Gesamtrahmen einzuordnen sind, und dies hin bis zum Wahrnehmenden und seinen Wahrnehmungen.«

---

<sup>258</sup> Auch dies wird Pláton später – wie bei ihm stets: ohne Quellenangabe – so beschreiben.

<sup>259</sup> In Pláton's „Phaidon“ verweist, kriminalistisch gesehen, eine winzig-kleine Spur darauf, dass der historische Sokrates die Psyché wohl als einen Gleichgewichtszustand – als eine Harmonie – erachtet hat, vielleicht als ein Fließ-Gleichgewicht, und vielleicht als ein sich stets verändernder [und sich dabei unentwegt erneuernder] geistiger Zustand, der – entgegen der von Pláton da dem platonischen Sokrátes unterlegte Aussage – *ohne* festen Kern ist.

Selbst Pláton lässt seinen Sokrátes nicht sagen, nie habe er die Psyché als Harmonie erachtet.

<sup>260</sup> Und eben dies nicht verstanden zu haben, das hat Platon – geleitet von seinem *Vater Parménides*, wie er ihn nennt – zu seiner unglücklichen Ideen-Lehre verleitet.

So hat, meiner Überzeugung nach, der Kern der *Theoretischen Philosophie* des Demókritos ausgesehen.

Das *Erkennen* von alledem ist für Demókritos nun allerdings zwar ein *höchstes Gut*, das es wert ist, dafür sämtliche weltlichen Güter auszugeben; aber es ist für ihn *kein Selbstzweck*. Der *Zweck* dieses Erkennens ist es vielmehr, zum Einen den Erkennenden von Ängsten zu befreien, und ihm zum Anderen zu einer Ausrichtung seines Lebenswegs, die im Einklang mit dem Weltgeschehen steht, hinzuleiten, und in diesem Einklang – in dieser Harmonie – dann die ihr entsprechende *Glückseligkeit* zu erleben und sich ihrer zu erfreuen.

Hinsichtlich dieses anderen Hauptteil der Lehre des Demókritos können die Philosophie-Historiker dem Philosophie-Systematiker aus dem – aus zweiter und dritter Hand – Überlieferten viel Wahrscheinliches und nichts recht Gesichertes anbieten. Daher will ich mich im Nachzeichnen dieser *Praktischen Philosophie* des Demókritos nicht auf einzelne Aussagen, die von ihm – sei's fehlerfrei, sei's fehlerhaft – überliefert worden sind, stützen und die Lücken zwischen ihnen sinngemäß auszufüllen trachten, sondern vielmehr auf die – allgemein anerkannte – *Tendenz seiner Lehre vom recht geführten Leben* zurückgreifen und sie mit meinen eigenen Worten so darstellen:

»Der Leib – das Soma – besteht aus einer Gesamtheit von Unteilbaren; diese Unteilbaren sind dabei durch eine geeignete Anordnung so auf einander bezogen, dass die diesen Leib einige Jahrzehnte lang annähernd gleich erhalten und Störungen in dieser Anordnung selber ausgleichen können. Das Ziel der leiblichen Heilkunst ist es – oder: hat es jedenfalls zu sein –, Störungen in dieser Anordnung, die diese Anordnung – dieses bis dahin harmonisch gewesene, noch mit sich in Einklang gewesene – Gleichgewicht des Leibes dann wieder herzustellen, wenn der Leib dazu selber nicht mehr – oder nicht mehr ausreichend, oder nicht in wenigen Tagen – fähig ist.

Wer erkennt, wie es also um seinen Leib und dessen harmonischem Gleichgewicht bestellt ist, wer zudem die extrem geringe Wahrscheinlichkeit des Entstehens und Bestehenbleibens dieses Gleichgewichts sowie der unüberschaubar vielen Umstände, die kausal zum raschen Zerfallen dieses Gleichgewichts führen können, im Auge behält, der wird auch erkennen, dass dieses Gleichgewicht ein sehr seltenes Gut ist, und mit seiner Seltenheit ein sehr wertvolles: ein so seltenes und wertvolles, dass es vernünftig ist, es zu schützen und nach Kräften lange zu bewahren, wertvoller als der wertvollste Diamant. Vernünftiges Denken wird ihn dazu lenken, sich dieses Ziel zu setzen und den Weg zu diesem Ziel dann in seinem Denken–Reden–Tun ohne Abweichungen zu begehen.

Angst und Furcht jedoch sind nur unzureichende Beweggründe zum Einschlagen dieses Ziels: Denn zum einen rauben Angst und Furcht dem, der ihnen ausgesetzt ist, den klaren weiten Blick, der zum Begehen dieses – schmalen und an Sümpfen und Steinsplittern und Dornenhecker reichen – Pfades so zu begehen, dass man sich dabei in dessen Begehen kein weiteres leibliches Unheil zuzieht; und zum andern wird man diesen – nicht immer bequemen – Pfad, sowie Angst und Furcht verschwinden, recht bald wieder als misslich erachten und daher verlassen.

Und auch die Psyche besteht aus einer Gesamtheit von Unteilbaren; auch diese sind durch eine geeignete Anordnung so auf einander bezogen, dass sie diese Psyche – und mit ihr, dem Steuerungsorgan des Leibes, auch den Leib, den Soma – einige Jahrzehnte lang annähernd gleich erhalten und Störungen in dieser Anordnung selber ausgleichen können. Das Ziel der psychologischen Heilkunst ist es – oder: hat es je-

denfalls zu sein –, Störungen in dieser Anordnung, die diese Anordnung – dieses bis dahin harmonisch gewesene, noch mit sich in Einklang gewesene – Gleichgewicht der Seele dann wieder herzustellen, wenn die Seele dazu selber nicht mehr – oder nicht mehr ausreichend, oder nicht in wenigen Tagen – fähig ist.<sup>261</sup>

Wer erkennt, wie es also um seine Psyché und deren harmonischem Gleichgewicht bestellt ist, wer zudem die extrem geringe Wahrscheinlichkeit des Entstehens und Bestehenbleibens dieses Gleichgewichts sowie der unüberschaubar vielen Umstände, die kausal zum raschen Zerfallen dieses Gleichgewichts führen können, im Auge behält, der wird auch erkennen, dass dieses Gleichgewicht ein sehr seltenes Gut ist, und mit seiner Seltenheit ein sehr wertvolles: ein so seltenes und wertvolles, dass es vernünftig ist, es zu schützen und nach Kräften lange zu bewahren, wertvoller als der wertvollste Diamant. Vernünftiges Denken wird ihn dazu lenken, sich dieses Ziel zu setzen und den Weg zu diesem Ziel dann in seinem Denken–Reden ohne Abweichungen zu begehen.

Angst und Furcht jedoch sind nur unzureichende Beweggründe zum Einschlagen dieses Ziels: Denn zum einen rauben Angst und Furcht dem, der ihnen ausgesetzt ist, den klaren weiten Blick, der zum Begehen dieses – schmalen und an Sümpfen und Steinsplittern und Dornenhecker reichen – Pfades so zu begehen, dass man sich dabei in dessen Begehen kein weiteres leibliches Unheil zuzieht; und zum andern wird man diesen – nicht immer bequemen – Pfad, sowie Angst und Furcht verschwinden, recht bald wieder als misslich erachten und daher verlassen.

Furcht und Angst rauben dem, den sie peinigen, die Gemütsruhe; eben diese aber ist zum klaren und vernünftigen und weitsichtigen Denken unerlässlich; denn nur ein solches ungehetztes und ungetrübtes Denken verhilft einem dazu, sich der Furcht und der Angst zu entledigen, indem man deren Ursachen erkennt wie auch den Weg zur Beseitigung dieser Ursachen.

Wer in einer solchen Gemütsruhe weilt, der sollte dieses Weilen nicht ungenutzt lassen; vernünftig handelt er vielmehr, wenn er sich vergegenwärtigt, was denn die Ursachen des Entstehens dieses schwer zu erreichenden Zustands der Psyché sowie die Ursachen seines Noch-Bestehens sind. Und wenn er zudem stets im Auge behält, wie schwer erreichbar und wie leicht verlierbar dieser Zustand ist, wie wertvoll er daher ist, der wird die in seiner Psyché vorhandenen Möglichkeiten zum Erreichen dieses Zustands wie auch zum Verbleiben in ihm mit Blick auf die kausalen Auswirkungen seines Handelns – seines Denkens–Redens–Tuns<sup>262</sup> – raschest dem Wirklichkeit-Werden zuführen.

Soma und Psyché bestehen beide aus Unteilbaren, wenngleich aus Unteilbaren von recht verschiedenen Gestalten. Aber sie sind von der gleichen Bestehensart. Daher können sie auf einander wirken; und daher wirken sie auch auf einander: Ausgeglichen sein und in ihrer eigenen Mitte ruhen – kurz gesagt: gesund sein – kann die Psyché ohne erhebliche Anstrengungen nur in einem gesunden – in einem ausgegliche-

---

<sup>261</sup> Es darf davon ausgegangen werden, dass diese Parallel-Setzung von leiblichem und seelischem – besser gesagt: von körperlichem und geistigen – Wohlergehen sehr alt ist und nicht nur im Alten Indien, sondern auch im Vorderen Orient und im Nordosten Afrikas erfolgt ist. Greifbar wird sie jedenfalls in den Lehrreden Buddha Śākyamuni's.

<sup>262</sup> Diese Dreiheit ist in der altgriechischen Philosophie erstmals bei Demókritos zu finden. In den altindischen Weisheitslehren wird sie bei Buddha Śākyamuni greifbar. Aber sie ist älter. Das hat mit dem dortigen Suchen nach der *wahren und echten Sprache* zu tun, was im griechischen Sprachraum erst mit Platon im „Kratylos“ einsetzt, aber dann durch Alexander den Großen [Zerstörer der Kulturen des Vorderen Orients] seine brutale Verwirklichung erfährt.



nen und in seiner Mitte ruhenden – Soma. Wer daher jene Gemütsruhe erreichen will, der tut gut daran, sowohl in seelischer als auch in leiblicher Hinsicht jegliche Maßlosigkeit zu vermeiden; den ein jedes Übermaß bringt den Verbund von Soma und Psyché aus diesem Gleichgewicht, sei es zunächst den Soma und mit ihm danach auch die Psyché, oder sei es zunächst die Psyché und danach auch das Soma.

Was für den Menschen *angenehm* und was für ihn *unangenehm* ist, das wird zwar im Kern von alle in ähnlicher Weise empfunden; doch in den Einzelheiten bestehen da von Mensch zu Mensch erhebliche Unterschiede. Dies hat seine kausalen Gründe darin, dass sich die einzelnen Menschen in der Anordnung der Unteilbaren und in den Wirkungsweisen dieser unterschiedlichen Anordnungen demgemäß unterscheiden. Jeder, der in sich ruht, der – zumindest für eine kleinere oder mittlere Zeitspanne lang – die Gemütsruhe erlangt hat, der empfindet diesen Zustand als angenehm. Aber diese allgemeine Wenn-dann-Beziehung ist nicht allgemein umkehrbar: Nicht jeder, der seinen inneren Zustand gerade als angenehm empfindet, weilt in diesem Gemütszustand, in dieser inneren Harmonie, in dieser vollendeten Gesundheit.

Was Soma und Psyché *zuträglich* und was beiden *abträglich* ist – und dabei eben: zuträglich bzw. abträglich nicht in kurzfristiger und kurzsichtiger, sondern in langfristiger und weitsichtiger Hinsicht und zudem bezogen auf das, was die jeweils eigene Umgebung an Möglichkeiten bieten –, das ist zu erkennen und zu beherzigen, d.h.: als Erkenntnis seinem Handeln in Denken–Reden–Tun zugrunde zu legen:

★ Der Unvernünftige lässt sich durch seine Triebe treiben; und ob ihn dann der irgendwann eintretende Schaden klug macht, das hängt davon ab, ob er immerhin so vernünftig ist, dass er den kausalen Zusammenhang von seinem Handeln und dessen Auswirkungen erkennt.

★ Der Vernünftige hingegen gebraucht seine Seele vorab, erkennt dadurch diese kausalen Zusammenhänge, behält dabei sein langfristiges Ziel im Blick, und richtet sein Handeln und sein Verhalten von Körper–Rede–Geist mit verständigem Scharfblick so aus,

- dass Neid, Missgunst, Übelwollen, Hartherzigkeit und dergleichen dem Erreichen wie auch dem Bewahren der Gemütsruhe und dem mit ihr einhergehenden feinen Wohlbefinden – der *Eythymía* – abträglich ist, das muss nicht nur kurzfristig erkannt, sondern in jedem Augenblick und insbesondere, wenn heftige Gemütsbewegungen aufzukommen drohen, gegenwärtig gehalten werden, und

- dass Freigiebigkeit, Güte, Wohlwollen, Erbarmen und dergleichen dem Erreichen wie auch dem Bewahren der Gemütsruhe und dem mit ihr einhergehenden feinen Wohlbefinden – der *Eythymía* – zuträglich ist, das muss nicht nur kurzfristig erkannt, sondern in jedem Augenblick und insbesondere, wenn heftige Gemütsbewegungen aufzukommen drohen, gegenwärtig gehalten werden.

Der *dadurch* zu erreichende und zu bewahrende Zustand der Gemütsruhe äußert sich in einer *ruhigen* und *feinen* Art des Angenehm-Seins, deren Mangel an Heftigkeit nicht ihrerseits zur Erschütterung dieser Ruhe führt: Es ist dies eben ein Zustand der *Glückseligkeit*, der *Eythymía*. Man erlangt sie zunächst nur selten und dann auch nur kurzzeitig; aber im Weiterverfolgen des Ziels erreicht man sie immer häufiger wie auch längerwährend; und irgendwann – das Nicht-Verlassen des Weges zum Ziel vorausgesetzt – wird sie der bleibende Besitz, den man von da ab um nichts, aber auch um garnichts mehr verlieren möchte. Fehlgelenktes angenehm bzw. unangenehm zu Empfindendes wird ihn dann nicht mehr aus dieser Harmonie – aus diesem Einklang mit sich selbst, aus dieser vollendet gewordenen Gesundheit – werfen können.

Gut wär' es für jeden Einzelnen wie auch für die Gemeinschaft, wenn jeder zu einer solchen – auf Erkennen beruhenden – Haltung gelangen könnte.

Solange dies aber noch nicht erfolgt ist, wird das dann nur mögliche Wohlergehen einer Gemeinschaft durch Gesetze gesichert, dies natürlich unter der Bedingung, dass diese Gesetze auch ausnahmslos und ungeachtet der Stellung ihrer Mitglieder angewendet werden, dass also beispielsweise die Verbrechen von den Menschen unnach-sichtlich geahndet werden, und dies unabhängig vom Stand des jeweiligen Menschen und von seiner Macht.

Ansonsten wird das Wohlergehen der Gemeinschaft dadurch gemehrt, dass der Gewinn, der in ihr erzielt wird, so verteilt wird, dass dadurch der Lebensunterhalt aller Mitglieder gewährleistet ist. Diese Gesetze und ihre von der Person unabhängige Ausübung sind genau so lange vonnöten, als es in der Gemeinschaft noch [hinreichend viele] Mitglieder gibt, deren Ansinnen daraufhin ausgerichtet ist, den jeweils Anderen zu schaden.<sup>263</sup>

Die der Gemeinschaft zuträglichste Form ihrer Leitung ist, seiner Lehre gemäß, die auf dem Status einer Republik ruhenden Demokratie,<sup>264</sup> in der das Volk in dieser gestuften Art am öffentlichen Leben teilhat: Nicht jene, die als Politiker am schlauesten sind, sollen an oberster Stelle wirken; vielmehr wird das Wohlergehen der Gemeinschaft dann am meisten gefördert, wenn jene, die in ihrem Erkennen der Zusammenhänge und in ihrem menschlichen und zwischenmenschlichen Verhalten die – für sich selber wie auch für die Gemeinschaft – Besten sind, dann auch der größten Einfluss auf die zu treffenden Entscheidungen zukommt, und mit entsprechenden Abstufungen nach unten.<sup>265</sup>

Als längerfristige Auswirkung davon würde sich dann ein Zustand einstellen, in der *alle* Bürger sich nach besten Kräften bemühen, zum Kreis der *Besten* aufzuschließen, was für die Gemeinschaft, in der dann alle auf diese Art gleich sind, das *Beste* wäre.«

Ich gehe fest davon aus, dass Demókritos seine Lehre vom rechten Verhalten *für sich selber verwirklicht* hat. Denn der damit einhergegangene Zustand der Glückseligkeit ist ihm – sozusagen – ins Gesicht geschrieben gewesen; und deshalb man ihn auch „den lächelnden Philosophen“ genannt. Da er in diesem Zustand seine Kräfte von Soma und Psyché im Gleichgewicht und damit bei Gesundheit gehalten hat, ist er, den Berichten nach, auch nahezu hundert Jahre alt geworden.

---

<sup>263</sup> Demókritos denkt hier so ähnlich, wie vor einem Jahrhundert die spanischen und russischen Politiker und Politologen der An-Archie gedacht, gesprochen, geschrieben, [und teilweise auch gehandelt] haben.

NB: Dass der Ausdruck „Anarchie“ dabei *nicht* im Hitler-Stalin-Verständnis zu verstehen ist, bedarf wohl keiner näheren Erläuterung.

<sup>264</sup> Das Gegenteil zu einer Republik ist eine Monarchie, und das Gegenteil zu einer Republik eine Diktatur [einiger Weniger], eine Tyrannei. Somit gibt es nicht nur Monarchien mit Demokratie, sondern auch Republiken mit Diktatur.

<sup>265</sup> Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass auch bei uns in Europa die Länder noch weit davon entfernt sind, zu einer solchen echten Demokratie zu gedeihen, von den Ländern Anglo-amerikas und Lateinamerikas einmal ganz zu schweigen. Und als gesichert darf gelten, dass ein solcher gesegneter Zustand in den nächsten Generationen – von irgendwelchen Stadtstaaten vielleicht abgesehen – nirgendwo erreicht wird.

NB: Die Art und Weise, in der dieser Gedanke später durch Pláton in der „Politeia“ wie auch im „Timaios“ aufgegriffen und abgewandelt wird, nämlich zur Aristokratie hin, kommt einer Pervertierung dieses Ziels gleich.

Hätten die Schülerkreise von Anaxagóras und von Demókritos so langlebig gewirkt wie die Schulen des Pláton und des Aristotéles, so wären uns wohl die Lehren sowohl des Anaxagóras als auch des Demokritos in ähnlicher Vollständigkeit zugekommen wie die des Pláton und des Aristotéles; und ich erachte es als recht wahrscheinlich, dass wir dann nicht Pláton und Aristotéles, sondern Anaxagóras sowie Demókritos als die größten Philosophen des Bereichs der altgriechischen Sprachen erachten würden.

## Die unvergessenen Sophisten

*Protagóras von Abdera* [~481 – 411], vermutlich ein Sohn von Flüchtlingen aus Teos, wuchs in Abdera – der Küstenstadt von Thrakien, einer Kolonie von Teos – in armen Verhältnissen auf und verdiente als Jugendlicher sein Geld als Holzträger.

Zu irgendeiner Zeit hat ihn dann Leykippos – wohl, als er mit diesem ein Gespräch begonnen und dabei dessen geistige Fähigkeiten erkannt hatte – in sein Haus aufgenommen und ihn in seiner Lehre unterrichtet. Später hat er zudem auch noch beim heimgekehrten Demókritos Unterricht genommen; und sicherlich hat er von diesem eine genaue Darlegung der nun inhaltlich und argumentativ vertieften Lehre vom Unteilbaren erhalten. Ich bin davon überzeugt, dass das nicht ohne Nachfragen erfolgt ist, aber auch mit Fragen nach Lehren des Ostens und Südens; und ich stelle mir vor, dass er die erhaltenen Antworten in sich aufgenommen und sozusagen – man wird sagen dürfen – aufgesaugt hat.

Mit Sicherheit hat er des Demókritos' Lehre von den Aufteilbaren und von den Unteilbaren auch später in Athen den wissbegierigen unter den wohlhabenden Athenern bekanntgemacht – aber eben mit dem Vorbehalt, diese Lehre sein eine *Ansicht* und *nicht* ein *Wissen*; daher ist er zwar uneingeschränkt ein *Schüler* dieser Atomisten, aber *nicht* mehr ein *Lehrer* des Atomismus; und er kann nicht mehr im eigentlichen Sinn des Wortes zu den Atomisten gerechnet werden.

Bis dahin war im griechischen Sprachraum die Schulbildung denen vorbehalten, deren Eltern – wie bei Pláton – genügend Besitz hatten, um damit die Ausbildung ihrer Sprösslinge zu finanzieren. Protagóras war – unserem Kenntnisstand nach – dann da der Erste, der als Besitzloser von Leykippos eine Schulbildung und naturphilosophische Fortbildung sowie von Demókritos eine Ausbildung in den zeitgenössischen Philosophien sowie in der Kunst des Argumentierens erhalten hatte. Mit dieser wertvollen geistigen Fracht reiste er sodann unbemittelt und uneingeladen ins aufstrebende Athen um dort sein Glück zu suchen.<sup>266</sup>

Und er hatte da Glück, zunächst jedenfalls; denn er wurde da von wohlhabenden Bürgern aufgenommen, von einem zunächst, und dann auch von anderen, bis man sich schließlich – sozusagen – um ihn riss. Er aber, der sehr genau wusste, wie sich Armut auswirkt, strebte nach finanzieller Unabhängigkeit für die Zeit seiner Erfolge in Athen wie auch – da er sicherlich von der Vergänglichkeit des Entstandenen wusste – für die Zeit danach. Daher hat er – wie die anderen Lehrer der Aristokraten-Kinder ja auch – für sein Unterrichten in der Rhetorik – in der Kunst des wohlgeordneten Redens und des sachgemäßen Argumentierens – Entlohnung erwartet und auch erhalten und angenommen.<sup>267</sup>

---

<sup>266</sup> Man geht zweifellos nicht fehl, wenn man der überwiegenden Mehrheit der Athener in der Zeit vor Perikles provinzielles Denken unterstellt. Jedenfalls berichtet Demókritos: „Ich kam nach Athen; und keiner kannte mich.“

<sup>267</sup> Der Ausdruck „Rhetorik“ ist von der Antike bis ins späte Mittelalter häufig gemäß „Lehre vom vernunftgemäßen Argumentieren“ bis hin zu „Lehre vom logischen Schließen“ gebraucht worden.

Dass Protagóras *auch* für seine Darlegungen zur *Philosophie* Geld verlangt oder gar erhalten hat, das wird von *keinem* glaubhaften Berichter mitgeteilt; und es ist auch wenig wahrschein-

Er hat sich den Athenern als *Weisheitsbringer* vorgestellt, als *Sophistés*. Und zu vermuten ist, dass dann auch andere Wanderlehrer sehr rasch diese attraktive Berufsbezeichnung für sich in Anspruch genommen haben, sodass sie ebenso rasch einer Bedeutungs-Inflation ausgesetzt gewesen ist.

Sein ausführliches Darlegen der Philosophie seiner beiden Lehrer<sup>268</sup> hat ohne Zweifel dazu beigetragen, dass diese urplötzlich in Athen in aller Munde gewesen ist, zumal sie der des Anaxagóras nicht unterlegen gewesen, wohl aber mit ihr in diametraler Opposition gestanden ist; und auch die Lehren anderer Weiser aus dem Osten und Süden wird er zumindest gestreift haben. Aber er wird seine Hörer nicht im Unklaren darüber gelassen haben, dass diese Lehre eine Ansicht ist, vielleicht eine, die den damit konkurrierenden – und als der Weisheit letzter Schluss ausgegebenen – Ansichten zwar an Wahrscheinlichkeit überlegen, aber dennoch unbewiesen und damit kein Wissen ist.

- „Zu jeder Sache gibt es zwei einander entgegengesetzte Lógoi“<sup>269</sup>

Dieser von ihm zusammenhanglos überlieferte Satz ist seit jeher von den Interpreten in unterschiedlichen Arten [miss-]verstanden worden: Dicke Bücher müssten geschrieben werden, um die Gründe für solche Missverständnisse aufzudecken; aber es gibt für mich Wichtigeres zu tun, vorerst jedenfalls.

Als Erstes und Wichtigstes ist zu klären, was in diesem – aus dem Zusammenhang gerissenen – Satz mit „jede Sache“ wohl gemeint ist. Dass er damit nicht mathematische Zusammenhänge – etwa, dass die Summe von 2 und 3 mit 5 identisch ist – gemeint hat, liegt auf der Hand. Und dass er damit nicht Trivialitäten des Alltags – wie etwa strittige Rechtsfragen – im Blick gehabt haben wird, darf als sicher gelten. Auch auf Wahrnehmungen wird er sich dabei schwerlich bezogen haben: Wenn ich etwa huste und dabei die Sache, *dass* ich huste, wahrnehme, so ist nicht auszumachen, was dabei die einander entgegengesetzten Lógoi sein sollen.

---

lich, dass die – mit einem guten Sinn für Geld und Reichtum ausgestatteten – Bürger Athens für das Hören von merkantil nutzloser Naturphilosophie oder von Philosophie überhaupt da auch nur wenige Groschen locker gemacht hätten.

Man tut sehr gut daran, die diesbezüglichen Aussagen von Pláton als – zum Zweck der Verleumdung erstellte – Lügen zu erachten; denn wer die Aussagen Pláton's über seine Konkurrenten mit offenen Augen liest, der wird rasch gewahr, dass diese – von seinen allerersten Dialogen teilweise abgesehen – nichts als erhebliche Entstellungen enthalten.

Ich vermute, dass er das Unterrichts-Entgelt gestaffelt genommen hat, je nach Besitz.

<sup>268</sup> Ich könnte mir denken – und möchte dies als Vermutung in den Raum stellen –, dass er bei der Ankunft in Athen noch ohne Abstriche als Atomist gelehrt und gewirkt hat, dass er sich aber – sowie er genötigt gewesen ist, sich mit der konkurrierenden Lehre des Anaxagóras auseinanderzusetzen und zu befassen, ihm dann die empirische Nicht-Entscheidbarkeit der Wahrheitsfrage hinsichtlich dieser beiden Lehren nicht entgangen ist, und dies schon recht bald nach seiner Ankunft, und dass sein Skeptizismus die Folge dieser Einsicht gewesen ist.

<sup>269</sup> Die Grundbedeutung von „lógos“ ist die von „Rede, Aussage, Satz“. Daraus abgeleitete Bedeutungen sind einerseits die von „Wort“ [sei es im Plural von „die Worte“ oder sei es von „die Wörter“] und andererseits die von „Rede [= Folge von Aussagen], Argumentation, Begründung“. Ob damit damals schon die Bedeutung von „Logik“ verbunden worden ist, das ist äußerst fraglich: Platon verwendete als Bezeichnung für das rationale Argumentieren das Wort „Dialektik“, Eukleides von Megara hingegen die Bezeichnung „Eristik“, beide im Zusammenhang mit wissenschaftlichen Streitgesprächen.

Mir will daher scheinen, dass Protagóras sich dabei auf Fakten erfahrungswissenschaftlicher Art und damit auf eine Kernfrage der Naturphilosophie bezogen hat; und in eben diesen Zusammenhang stelle ich daher diesen Ausdruck „jede Sache“.

Dann beleibt zu klären, was dabei „Lógos“ bedeuten mag. Selbstverständlich kann mit „zwei einander entgegengesetzte Lógoi“ nicht „zwei einander entgegengesetzte Beschreibungen“ gemeint sein. Vielmehr muss es sich dabei um Aussagen handeln, die zu einer vorgegebenen Sache in einer irgendwie gearteten inhaltlichen Beziehung stehen, ohne dass dabei aber die eine oder hingegen die andere – die der einen entgegengesetzte – Aussage sich deduktiv-logisch aus dieser Sache ergibt.

„Gründe“ kann mit „Lógoi“ nicht gemeint sein; denn zu dem Erfolgten Husten gibt es nur *einen* Grund, nämlich: *dass* er erfolgt ist. Daher ist davon auszugehen, dass darunter „[nur induktiv, aber nicht deduktiv mit der Sache verbundene] Aussagen“ zu verstehen ist. Dies nun kann zweifach zu verstehen sein:

★ auf der Ebene der *Métaphysik*: Mit „einander entgegengesetzte Aussagen“ sind einerseits die verschiedenen métaphysischen Anfangsgründe [= Prinzipien] der Naturwissenschaft gemeint, und hierbei vornehmlich (1) die eine, die er bei Leykippos und Demókritos erlernt hatte, und sodann (2) die andere, mit der er in Athen in den Streitgesprächen mit Anaxagóras bekannt und schließlich auch schließlich auch vertraut gemacht worden ist. Denn jede derartige Métaphysik ermöglicht überhaupt erst die Begriffsbildungen, die für das Formulieren nicht nur der naturwissenschaftlichen Gesetze, sondern auch bereits der einzelnen Beobachtungen benötigt werden, und sind keinesfalls aus solchen in irgendeiner Weise induktiv oder gar deduktiv ableitbar; und dies ist eine sehr tiefe und wichtige Einsicht.

★ auf der Ebene der *Physik*, oder allgemeiner: der *Erfahrungswissenschaften*: Gegeben sei ein bestehender Sachverhalt; aus diesem kann voraussetzungsfrei weder induktiv noch gar deduktiv auf dessen Verallgemeinerung geschlossen werden; denn sowohl die Verallgemeinerung als auch deren Negation sind mit ihm – ohne die Zusatzannahme einer durchgehenden Uniformität des Gegenstandsbereichs – deduktiv wie auch induktiv verträglich; und auch dies ist eine sehr tiefe und wichtige Einsicht, und zudem die Vorwegnahme der diesbezüglichen Argumentationen der späteren Stoa sowie des viel späteren Hume.

Es ist nicht auszuschließen, dass Protagóras *beide* Deutungen im Sinn gehabt hat; lässt man nicht außer Acht, dass er ein äußerst scharfsinniger Denker gewesen ist, so spricht jedenfalls einiges dafür. Begründet haben wird er dies von seinem eigenen Philosophieren her. Deren Hauptteile sind: die Argumentationslehre, die Sprachphilosophie, und die Erkenntnistheorie.

Dies ist zwar noch nicht die Skepsis des Pyrrhon oder des Sextus Empiricus oder des Hume, wohl aber die erste – weil sich von den Dogmatismen der Vorgänger abwendenden – Ausrichtung auf sie hin.

Von seiner *Argumentationslehre* – der *Rhetorik*<sup>270</sup> – ist uns nichts überliefert. Man darf davon ausgehen, dass sie etwa von der Gestalt gewesen ist, die des Aristote-

---

<sup>270</sup> Die Ernsthafte unter den Sophisten – wie insbesondere Gorgias und Protagoras – haben mit „Argumentieren“ stets „korrektes Argumentieren“ gemeint, keinesfalls jedoch „Überreden, Hinters-Licht-Führen“, was Pláton, von Neid und Eifersucht gepeinigt, ihnen als Motiv unterstellt.

les' „Topik“ aufweist.<sup>271</sup> Bekannt ist lediglich, wie er diese Lehre vom gültigen Argumentieren seinen Schülern vermittelt hat, nämlich: durch Stellung eines Themas, das dann von seinen Schülern paarweise so zu behandeln ist: Der eine verteidigt es mit kurzgefassten Gründen; und der andere greift diese Gründe in kurzgefasster Weise an.<sup>272</sup> Verloren hat dann der von den Beiden, der sich dabei in einen Widerspruch verwickelt hat; denn mit einem Widerspruch, in den dieser sich verwickelt, hat man seine These zu Boden geworfen.<sup>273</sup>

Protagóras war bei diesen Übungs-Disputen zumeist dabei und hat dann und wann – wie ich mir dies bei einem guten Lehrer vorstelle – teils erklärend und teils verbessernd in das Wechselgespräch eingegriffen. Zudem wird er dann und wann dem einen oder anderen von seinen – im rationalen Debattieren fortgeschritteneren – Schülern die Möglichkeit gegeben haben, auch gegen ihn selber im Disput eine Sache zu vertreten und gegen Angriffe zu verteidigen bzw. mit Gegenangriffen zu kontern.

Zu seinen Schülern hatte insbesondere auch Sokrátes gehört; und in dieser Schule hatte er auf diese Art das richtige Führen seiner Gedanken und Worte gelernt.

So, wie die Ringer in ihren physischen Wettkämpfen bestrebt sind, ihren jeweiligen Gegner im Einvernehmen mit zulässigen Griffen niederzuringen und niederzuwerfen, so ist es auch die Aufgabe der Disputanten, ihre jeweiligen Disputanten im Einvernehmen mit zulässigen Argumenten niederzuringen und niederzuwerfen, sie also mit einer solchen *Niederwerfenden [Rede-Folge]* – mit *Katabállontes [Logoi]* – zu besiegen.<sup>274</sup> *Nicht* um den *Schein* kann es dabei gehen; denn *diesen* könnte ja ein kundiger Zuhörer aufdecke. Das richtige Setzen der *Argumente* im Streitgespräch, *das* ist dabei zu erlernen und einzuüben gewesen.

Es scheint allerdings, dass Protagóras diese Schulung zwar sehr erfolgreich gelehrt, sie jedoch nicht systematisch in Schriftform gebracht hat, selber jedenfalls nicht.

Von seiner *Sprachphilosophie* ist uns gleichfalls nahezu nichts überliefert. Sie hat sicherlich nicht bei den Sätzen der Sprache, sondern bei deren Bestandteilen – den Wörtern – den Anfang genommen; denn er hat als Erster eine Grammatik des ioni-

---

<sup>271</sup> Wer zunächst die übrigen Werke des schulmeisterlichen Aristotéles liest und sich zum Abschluss dessen „Topik“ zusammen mit der Schrift „Sophistische Widerlegungen“ vornimmt, der wird zunächst nicht glauben wollen, dass dieses Werk von Aristotéles oder einem seiner unmittelbaren Schüler stammt.

Mir will – nach jahrelangem Zögern – jetzt scheinen, dass diese beiden Schriften durchaus aus seiner Feder kommt, wenngleich sie nicht genau seine Werke sind: Ich habe den festen – wenngleich gänzlich subjektiven – Eindruck, dass es sich da um Seminar-Arbeiten aus seiner Schulzeit handelt, um die nachträglichen Vervollständigungen von zunächst stichpunktartig mitgeschriebenen Darlegungen eines Lehrers – nicht unbedingt des Platon! – zur Argumentationslehre.

<sup>272</sup> In eben dieser Weise ist im Orden Buddha Śākyamuni's das Debattieren geübt worden, dabei zumeist nach Beendigung eines solchen Disputs diesen mit vertauschten Rollen ein zweites Mal beginnend.

<sup>273</sup> Anhand unseres Überlieferungsstandes ist zwar die Formulierung: „Ein Widerspruch ist unmöglich!“ als *Satz vom [ausgeschlossenen] Widerspruch* erst bei dem Sokrates-Schüler Antisthenes nachweisbar. Doch es ist gänzlich ausgeschlossen, dass ihn Protagóras nicht gekannt und benützt hat; denn die Mathematiker haben ihn beim indirekten Argumentieren ja schon lange vor seiner Zeit verwendet. Wären uns die Schriften des Protagóras erhalten, ...

<sup>274</sup> Eine Argumentation besteht aus einer nichtleeren endlichen Folge von Sätzen.

Dies scheint dem Protagóras bewusst gewesen zu sein, indem er hier nicht den Singular „Lógos“, sondern den Plural „Logoi“ eingesetzt hat.

schen Altgriechischs erstellt, und dies sowohl die Substantive als auch die Verben mit deren Konjugationen und Deklinationen betreffend.<sup>275</sup> Doch Genaueres von seinem Wirken als erster Sprachwissenschaftler des Westens wird wohl – anders als der des Ostens – nie mehr zur Kenntnis gelangen.

Mit den Worten der Philosophie unserer Zeit ist ihre Grundstruktur seiner Lehre vom *sinnvollen Satz* – vom *Lógos*, von der *Rede* – so wiederzugeben:

\* »Eine *Rede* ist, pragmatisch gesehen, eine für einen Zuhörer gedachte *sinnvermittelnde Folge von Wörtern* der vorgegebenen Sprache.«

\* »Eine *Rede* verfolgt, pragmatisch gesehen, in vierfacher Weise einen jeweils bestimmten Zweck, nämlich:

- \* als *Bitte*,
- \* als *Frage*,
- \* als *Antwort*, und
- \* als *Vorschrift*.«

Mit „Frage“ hat er sicherlich auch eine Fragestellung des Alltags oder des Unterrichts oder der Forschung gemeint, und mit „Antwort“ daher dann die informativen – die kognitiven, die deskriptiven – Reden, somit: die *Aussagen*, die *Urteile*, die *Feststellungen*, die *Sätze*. Und *wie* sich solche Aussagen aus geeigneten Folgen von Wörtern der Sprachen zusammensetzen, ja ... : *da* hat man bei Platon bezeichnenderweise im „Sophistes“ nachzulesen.<sup>276</sup>

Man geht sicherlich nicht fehl in der Vermutung, dass Protagóras diese Syntax und Pragmatik der dabei betrachteten – ionischen – Sprache durch eine Semantik ergänzt hat, höchstwahrscheinlich in seinem – verlorengegangenen – Buch „Die Wahrheit“. Wie die ihr zugrundeliegende Bezeichnungsrelation, die einigen dieser Wörter bzw. dieser Ausdrücke Gegenstände und anderen deren durch Unterscheiden erstellte Eigenschaften und nochmals anderen die zwischen diesen Gegenständen bestehenden Beziehungen zuweist, darüber können wir nur noch raten. Raten können wird auch nur noch hinsichtlich der Frage, ob er mit dieser Bezeichnungsrelation in naheliegender Weise den Wahrheitsbegriff bestimmt hat, und dies für solche Aussagen, die als Antworten zu gelten haben: einen Wahrheitsbegriff, den Platon viel später ohne Quellenangabe als die Leistung des *Fremdlings* angibt, nicht des bekannten Fremdlings aus Abdera, sondern eines angeblich aus Elea eingereisten namenlosen Fremdlings.<sup>277</sup>

---

<sup>275</sup> Ich habe keinen Zweifel daran, dass er von seinem Lehrer Demókritos davon informiert worden ist, dass es da am Ostrand des Persischen Reichs eine Universitätsstadt Taxila gibt, in der Linguisten darum ringen, aus den diversen Varianten der Hochsprache der Arier Indiens durch Erstellen einer normierten Syntax – bestehend aus Vokabular und Grammatik – eine einheitliche und allerorts unter den Brähmanen verbindliche Hochsprache zu erstellen.

Natürlich kann ich nicht die Spur von einem Grund für diese feste Überzeugung vorlegen.

<sup>276</sup> Bezeichnend für Pláton und seinen schwierigen Charakter ist, dass er im „Sophistes“ im Zusammenhang mit seiner Sprachphilosophie tunlichst die Verwendung des Eigennamens „Protagóras“ vermeidet, dies dann aber im „Theaitetos“ nachholt, dabei den Protagóras als Schüler des Herákleitos vermittelnd.

Natürlich besteht kein Zweifel daran, dass Protagóras seinen wissbegierigen Hörern *auch* die Lehre des Herákleitos dargestellt hat, aber sicherlich mit dem Hinweis, dass es sich *auch da* um eine *Meinung* und *nicht* um ein *Wissen* handelt.

<sup>277</sup> Vergegenwärtigt man sich, wie Platon aus den Werken des Philólaos geplündert – wir sagen heute statt dessen: Plagiat begangen – hat, so ist dies jedenfalls alles andere als ausgeschlos-



Raten kann man auch über die Frage, warum Protagóras sich den überhaupt Gedanken zu einem Wahrheitsbegriff gemacht haben könnte. Ich rate so:

Indem man zeigt, dass und wie sich Sätze aus Ausdrücken und diese aus Wörtern zusammensetzen, liegt es ganz nahe, sich auch zu vergegenwärtigen, (a) wofür denn diese Ausdrücke bei deren alltäglichen Gebrauch stehen, sowie (b), darauf Bezug nehmend, unter welchen Bedingungen dann die solchermaßen aus Ausdrücken zusammengesetzten Sätze ihren Inhalt *nicht verbergen*, sodass diese Sätze also *Unverborgenes* enthalten, dass sie *unverborgen* – d.h.: *alethés* – sind, in unseren Worten gesagt: dass sie *wahr* sind.<sup>278</sup>

Seiner eigenen Erkenntnistheorie gemäß wird er mehrfach gesagt haben, dass man hinsichtlich der Lehren des fernen Demókrites, die er hier vorträgt, und der konkurrierenden des Anaxagóras, der sie gleichfalls hier vorträgt, beiderseits kein Wissen haben kann: Jede von ihnen kann wahr sein, wenngleich natürlich nicht beide zusammen; aber beweisen kann man keine von beiden: Keine von beiden ist auf der Grundlage unserer Wahrnehmungen bewiesen [und die andere somit widerlegt]. Und vielleicht hat ihn dann ein Jüngling ganz naiv gefragt, *was* denn Wahrheit sei, d.h.: *was* denn gegeben sein müsse, dass eine solche Lehre wahr oder hingegen nicht wahr sei.

Ein *Satz* – in seinen Worten: ein *Lógos* – beschreibt demnach eine *Sache* – ein *Pragma* –, und dies gemäß dem, was jene Ausdrücke in diesem Satz, die darin mehr als nur eine syntaktische Funktion haben, an konkreten sowie abstrakten Gegebenheiten bezeichnen. Wenn diese Sache sich so verhält, wie der Satz sie beschreibt, dann verbirgt dieser Satz nichts, dann ist er wahr, und auch nur dann.

Ich bin der festen Überzeugung, dass sein – leider verlorengegangenes – Werk „Alétheia“<sup>279</sup> eine Ausführung dieser Thematik behandelt hat.

Die Grundzüge seine *Erkenntnistheorie* müssen wir dadurch zu ermitteln suchen, dass wir aus den Zitaten, die sich in den Werken seiner dogmatisch philosophierenden Gegner da und dort finden, die tendenziösen Einfärbungen ermitteln und herausfiltern.<sup>280</sup>

Im unmittelbaren Blick hatte er dabei keinesfalls die ihm wohl unverständliche und ihn sicherlich nicht über die Maßen interessierende Lehre des Parmenides, sondern die seines Lehrers Demókritos sowie die seines Athener Konkurrenten Anaxagóras: Niemand ist zu dieser Zeit in Athen sowie überhaupt im ägäischen Raum ausfindig zu machen, der für die Seins-Lehre des Parmenides mehr als ein müdes Lächeln übrig gehabt oder sich für sie gar ernsthaft interessiert hat. Und auch die Paradoxien des Zenon wurden nicht der Beachtung zuteil;<sup>281</sup> vermutlich erachtete man sein Tun als Sophisterei. Erst der späte Platon hat – mit seiner großen Lüge, die Philosophie

---

sen. Aber Gründe für die Annahme – und seien diese noch so schwach – sind mangels überlieferten Texten nicht in Sicht.

Den Ausdruck „Fremdling, Gast“ verwendet Pláton da natürlich als Pseudonym für „Pláton“.  
<sup>278</sup> Wahres sagen, das heißt eben: die Sache offenlegen; und Falsches sagen, das heißt bekanntermaßen [beim Lügen]: etwas verbergen. [NB: Auch Pláton verbirgt gar Manches!]

<sup>279</sup> Auf Deutsch: „Die Wahrheit, das Unverborgene“.

<sup>280</sup> Man muss sich hierzu in den Aristokraten Pláton hineindenken, der schon für gelernte Schuster – siehe „Theaitotos“! – wenig Sympatie hat aufbringen können, und der deswegen für Leute wie den vormaligen Hilfsarbeiter Protagóras, seiner Staatstheorie gemäß, die unteren Teil des Staatsbauchs vorgesehen hat.

<sup>281</sup> Pláton hat sich nicht imstande gesehen, für Zenon ein einziges anerkennendes Wort auszusprechen.

des Sokrates baue auf der des Parmenides auf – es nach dem Dahinscheiden der meisten Zeitzeugen ängstlich-zitternd gewagt, dessen Lehre in Athen unter's Volk zu bringen.

So muss ich mich also, die Erkenntnistheorie des Protagoras auf die Zitate Platons stützen, ohne ihnen vertrauen zu können; denn Platons Zitate sind aus dem Zusammenhang gerissen und – höchstwahrscheinlich – in der Formulierung so hingebogen, dass ihm dies Entgegnungen ermöglicht hat.

„Anthropos Métron“ lautet das Thema der Erkenntnistheorie des Protagoras, d.h.: „Mensch[en-]Maß“, wohl zu verstehen als „Des/der Menschen Maß“. Platon gibt den ersten Satz dieses Werks so wieder:

◦ »Der Mensch ist das Maß aller Dinge: der Seienden, dass/wie sie sind, und der Nicht-Seienden, dass/wie sie nicht sind.«<sup>282</sup>

Niemand wird sich zu der Behauptung versteigen wollen, dieser Satz sei von sich aus klar und daher nicht misszuverstehen. Dass Platon ihn so umformuliert hat, dass er als zur Lehre des Parmenides in Beziehung stehend verstanden werden kann, ist offensichtlich. Ich beziehe diesen Satz hingegen auf jene die – seinerzeit in Athen unter den Gebildeten bekannten und geschätzten – Lehren, nämlich: auf die des Anaxagoras, sowie auf die des Demokritos, die Protagoras sicherlich in Athen bekannt gemacht und der Lehre des Anaxagoras entgegengestellt hat, auch zu dem Zweck, sich sodann über beide erheben zu können.

Zudem gehe ich davon aus, dass Protagoras seine Erkenntnislehre nicht unabhängig von seiner Sprachphilosophie erstellt, sondern sie vielmehr auf dieser aufgebaut hat. Dann könnte diese Kernaussage – mit der Protagoras zweifellos seine Schrift begonnen hatte – so ausgesehen haben:

• »Der Mensch bemisst [mit seinem Denken und Sprechen und den dabei benützten Begriffen] alle Dinge [und bestimmt dadurch die einen als] die Seienden so, wie sie [als Seiende] sind, und [die anderen, die den Sinnen Erscheinenden, als] Nicht-Seiende so, wie sie [als Erscheinende wengleich Nicht-Seiende eben] sind.«

Nahezu einig sind sich Demokritos und Anaxagoras darüber, was dabei das bloß Erscheinende aber nicht Seiende an Dingen ist: Dies sind jene Dinge, die die tatsächlich bestehenden – wengleich unseren Sinnen verborgenen – Dinge durch Kausalketten als Wahrnehmungsgegenstände im – auf die äußeren Sinne bezogenen – Bewusstsein des Wahrnehmenden hervorrufen,<sup>283</sup> und die der Wahrnehmende in Unkenntnis dessen, was wirklich besteht, als das wirklich Seiende erfasst und festhält:

---

<sup>282</sup> Ob im griechischen Text Platons die darin doppeldeutigen Stellen mit „wie“ oder hingegen mit „dass“ zu übersetzen sind, das macht einen *erheblichen* Unterschied aus:

(1) mit „wie“: Dann sind die Dinge unabhängig von der Wahrnehmungsart der Menschen vorgegeben und werden lediglich hinsichtlich ihrer *Zustände* [= ihrer zeitlich variierenden *Eigenschaften*] durch die menschlichen Wahrnehmungsorgane bemessen. [Siehe im „Phaidon“: „Die Götter sind unsichtbar *für uns Menschen*; wir *bemessen* sie *nach Menschen-Art*.“]

(2) mit „dass“: Zusätzlich ist dann auch noch das, was [für Menschen] ein Ding ist, durch die menschliche Wahrnehmungs- und Erkenntnisfähigkeit [mit-]bestimmt.

<sup>283</sup> Bewusst geb' ich dies in Kant's ureigenem Wortgebrauch wieder. Denn Kant hat diese Philosophien zweifellos gekannt.

»Was wirklich besteht, davon wissen die [anderen] Griechen<sup>284</sup> nichts!«  
In *diesem* Urteil sind sich beide einig; uneinig sind sie sich lediglich darin, *was* denn nun *wirklich* besteht.

Die seienden Dinge sind demnach die von sich aus bestehenden Gegenstände des Weltalls:

\* bei Anaxagóras alles das, was übrig bleibt, wenn man an den erscheinenden Gegenständen die Aufteilungen ohne Ende durchführt; und

\* bei Demókritos alles das, was übrig bleibt, wenn man an den Erscheinenden Gegenständen die Aufteilungen so weit durchführt, bis man am Ende das noch verbleibende Ausgedehnte nicht mehr weiter aufteilen kann.

Das Nicht-Seiende [sondern vielmehr Erscheinende] wird dem Bewusstsein dabei durch die äußeren Sinne vermittelt; das Seiende hingegen wird dem Bewusstsein durch den Verstand vermittelt. Unvermittelt ist uns daher weder das Eine noch das Andere: Die äußeren Sinne ermessen und vermessen das, was ihnen an Dingen gegeben ist; und der Verstand ermisst und vermisst das, was ihm an Dingen gegeben ist.

Die äußeren Sinne verschiedener Wahrnehmender messen und bestimmen die ihnen erscheinenden Dinge nun zwar häufig sehr ähnlich, gelegentlich aber auch recht unterschiedlich: Dem Einen erscheint dieser Gegenstand als kalt, dem anderen hingegen als warm; und so fort. Aber dann und wann misst und bestimmt auch der Verstand des einen Denkenden die als von den äußeren Sinnen nicht mehr zu erfassenden und in diesem Sinn seienden Dinge anders als der Verstand eines anderen Denkenden: der eine gemäß einer Kontinuums-Physik, der andere hingegen gemäß einer Partikel-Physik.

Der *Denkende und Wahrnehmende* ist daher *das Maß aller Dinge*: der [den Erscheinungen zugrundeliegenden] *seienden* Dinge, wie sie [seiner Elementarteilchen-Theorie gemäß von sich aus] *sind*, und der [uns zwar erscheinenden, aber von sich selber aus] *nicht seienden* Dinge, wie sie [gemäß seiner Elementarteilchen-Theorie nur ein zusammengefügt Bestehen haben, aber von sich selber aus] *nicht sind*.

Wie des Protagóras' *Individual-Ethik* ausgesehen hat, das ist verlorengegangen. Von seiner *Sozial-Ethik* hingegen ist deren Gerüst überliefert, und mit ihr von seiner *Staatsphilosophie*.

Was *gut* ist, darüber geben uns unsere guten Handlungen keine allgemeine Auskunft; denn auch hier ist aus Einzelnem nicht deduktiv auf Allgemeines zu schließen. Aber was im einzelnen *besser als* anderes ist, darüber kann er – und können Andere – sehr wohl trefflich Bescheid geben; und *schlechter* wird man dadurch, dass man sich in seinem Handeln den Anderen gegenüber gehässig benimmt.

Daher ist das gegen das Wohl der Anderen gerichtete Verhalten einer Person nicht im eigentlichen Sinn des Wortes zu bestrafen: Ein Vergeltungs-Denken ist für jene, die es hegen, gegen das Wohl eben dieser Person gerichtet und daher auf keinen Fall etwas Besseres.

Das Absondern einer solchen Person darf daher nur zu diesen zwei Zwecken erfolgen: um den Täter zu bessern; sowie um die Anderen vor seinen möglichen weiteren Untaten zu schützen.

---

<sup>284</sup> Erstaunlicherweise werden hier *nur* die *Griechen* genannt; denn es werden die *Barbaren* darin *nicht* mit einbezogen.

Aber vielleicht ist dies garnicht so erstaunlich.

Die mit Abstand schlechteste Staatsform ist die der Gesetzlosigkeit; denn in einer Polis [= in einer Stadt und ihr Umland, somit in einem Staat], in der kein Recht herrscht, kann sich keiner seiner Bürger auf irgendetwas verlassen. Und in der gleichen Lage befinden sich die Bürger auch dann, wenn es zwar ein geschriebenes Recht gibt, sich aber niemand – sei's keiner von den Bürgern, oder sei's niemand von der Stadtverwaltung – daran hält. Daher ist es unbedingte Pflicht – sowohl der Bürger als auch der Verwaltung –, sich an das vorgegebene Recht sinngetreu zu halten und es in den Betätigungen weder dem Wortlaut noch dem Sinn nach zu verfälschen.

Das schließt allerdings nicht aus, dass man dann, wenn man in diesem Recht Unebenheiten erkennt und daher dessen Verbesserungen – d.h.: ein besseres Recht – anstrebt, dieses Ansinnen in Bürgerversammlungen vorträgt; sollte diese ungezwungenermaßen der angestrebten Änderung zustimmen, so gilt dann das neue Recht in gleicher Weise wie zuvor das alte, und dies so lange, bis ein abermals besseres Recht in der nämlichen Weise zustande kommt; und *so* weiter.

Ein besseres Recht als das bisherige ist dabei eines, das der Polis insgesamt und ihren Bewohnern im Großen und Ganzen mehr an solchen Vorteilen, die anderen keinen Schaden zufügen, zukommen lässt; von einem besten Recht zu sprechen, davon aber hält sich ein Weiser zurück.

Des Protagóras' Ruf als Staatsrechtler muss derart groß gewesen sein, dass man ihn um 445 dazu berufen hat, für die in Südtalien zu gründende Stadt Thoýrioi vorab die Gesetzesordnung zu entwerfen; und dazu hat er, der erst um 450 nach Athen gereist war, diese Stadt in Richtung Südtalien für wenige Jahre verlassen, um nach Erledigung seines Auftrags gleich wieder nach Athen zurückzukehren. Denn da genoss nicht nur sein Rivale Anaxagóras, sondern auch er selber die Freundschaft und die Schülerschaft des Perikles, und dies nicht nur in der Kunst des Argumentierens, sondern auch hinsichtlich genuiner Themen der Philosophie.

Dies alles hat man in Erinnerung zu behalten, wenn man gewillt ist, aus den Berichten Pláton's und anderer Konkurrenten alles das wegzufiltern, was da seiner Lehre an – ohne jeden Zweifel böswillig erfolgten – Verzerrungen widerfahren ist. Dabei gehört Protagóras zu den letzten großen altgriechischen Philosophen, die – noch in nicht-schulmeisterlicher Art – eine große und in sich geschlossene und zudem sehr wichtige philosophische Lehre entwickelt und weitergereicht hat.

Was den Protagóras allerdings dazu bewogen haben mag, im vorgerückten Alter noch ein Werk über die Götter zu verfassen, *das wissen die Götter*; ich weiß es nicht. Begonnen hat es – angeblich – mit dem Leitsatz:

□ »Über die Götter vermag ich nichts zu wissen: weder, dass sie sind, noch, dass sie nicht sind, noch wie sie [falls sie sind] an Gestalt sind. Denn Vieles gibt es, das mich daran hindert: die Nicht-Wahrnehmbarkeit, und die Kürze des Lebens.«

Kurz vor 432 war ja in Athen ein Gesetz erlassen worden, das den, der die Götter der Stadt leugnet, mit der Todesstrafe bedroht; und, dem Zweck des Gesetzes entsprechend, ist es dann auch umgehend auf Anaxagóras angewendet worden: Dieser ist für schuldig befunden und zu Tode verurteilt worden; und nur mit knapper Not ist es da dem Staatsmann Perikles geglückt, das Todesurteil in eines zur Lebenslangen Verbannung abmildern zu lassen. Aber Perikles verstarb bereits wenige Jahre danach,

nämlich 429 an einer Pest-Epidemie. Und nun, in den Monaten von 412/411, war daher niemand in Athen, der ihn hätte beschützen können, bereit dies zu tun.

Die Vorbereitungen für die Anklage-Erhebung sind wohl bereits auf Hochtouren gelaufen, als sich Protagóras endlich der Lebensgefahr,<sup>285</sup> in der er sich zwischenzeitlich befunden hat, bewusst geworden ist; und daher hat er sich nun bei einem Reeder die Seefahrt nach Unteritalien – wie ich vermute: nach Thoýrioi – gekauft. Aber sein Versuch, Athen auf dem Seeweg zu verlassen, ist natürlich nicht geheim geblieben. Wie immer dem auch gewesen sein mag:

Ziemlich bald nach dem Auslaufen des Boots ist diesen leck geworden und sodann gesunken. Die Mannschaft hat sich offenbar schwimmend retten können, wohingegen Protagóras dabei ertrunken ist.<sup>286</sup> Behördliche Erkundigungen über die Unfall-Ursache sind ganz offenkundig nicht erfolgt. Wohl aber hat die Athener Stadtverwaltung durch öffentlichen Ausruf die Abgabe sämtlicher Kopien aller Werke des Protagóras angeordnet; und diese abgelieferten Bücher würden sodann – *ad majorem dei gloriam* – öffentlich auf einem Scheiterhaufen verbrannt: die erste geschichtlich nachweisbare Bücherverbrennung.<sup>287</sup>

*Metrodóros von Chios* [470/440 – 410/380] war ein Schüler des Demókritos sowie des Protagóras und – wie ich vermute – auch des Anaxagóras.

Von ihm stammt der Spruch: „Ich weiß nicht einmal das, dass ich nichts weiß!“; unklar ist, ob Sokrátes sich an diesen Ausspruch angelehnt hat oder aber – was ich als das Wahrscheinlichere erachte – ob Metrodóros den entsprechenden Ausspruch des Sokrátes solchermaßen zu verschärfen gedacht hat.

Die Sophisten – die Weisheitsbringer – genossen unter den Freien Athens, soweit diese sich für Bildung interessiert hatten oder jedenfalls die Zeit, sich weiterzubilden, aufzubringen in der Lage waren, mit dem Einzug des Anaxagóras und der Aspasía sowie des Protagóras zunächst hohes Ansehen. Getrübt wurde das Ansehen dieses neu entstandenen Berufszweigs der Hochschulbildung<sup>288</sup> einerseits dadurch, dass in ihrem Fahrwasser sich auch intellektuelle Hochstapler in Athen einisteten, und andererseits dadurch, dass der bildungsfeindliche Teil der Freien Attikas die an Weiterbildung nicht interessierten Mitbürger gelegentlich dadurch auf ihre Seite haben ziehen können, dass sie – mit Fingerzeig auf solche Hochstapler und diese gemäß

---

<sup>285</sup> Wie die Hinrichtung für den Nicht-Athener Protagóras genau erfolgt wäre, entzieht sich meiner Kenntnis.

<sup>286</sup> Es mag sich so verhalten haben, vielleicht aber auch geringfügig anders, etwa: dass die Mannschaft der Anordnung gefolgt ist, auf hoher See den Philosophen samt Gepäck über Bord gehen zu lassen und danach wieder still und heimlich in die Heimat des Hafens von Athen zurückzukehren.

<sup>287</sup> Die zweite öffentliche Bücherverbrennung ist 213 in China durch Li Si [~280 – ~208] veranlasst worden.

<sup>288</sup> Die Grundschul-Ausbildung stand allen Freien Attikas offen. Zu einer über diese schulische Grundausstattung hinausgehende Schulung der Jugend, die dem der gegenwärtigen Gymnasien entspricht, verpflichteten wohlhabende Freie bereits seit vielen Generationen Hauslehrer für ihre eigenen Kinder und für die Kinder von Verwandten und Freunden. Diese – zumeist wohl selber aus Attika stammenden – Hauslehrer besaßen aber sicherlich nur ganz selten die astronomischen, mathematischen und argumentativen Kenntnisse und Fähigkeiten wie die zugereisten Weisheitsbringer, mit deren Hochschulen Athen durch des Perikles' Wirken geistig bereichert worden ist.

„pars pro toto“ als repräsentativ deklarierend – dem Wort „Sophist“ einen emotiv-negativen Beigeschmack zugelegt haben, das diesem Ausdruck noch bis in unsere Gegenwart hin anhaftet.<sup>289</sup> Aristophánes hat dabei – leider! – eine recht unrühmliche Rolle gespielt; und Pláton hat es sodann verstanden, mit ihm in die nämliche Kerbe des Verleumdens der philosophischen Gegner zu hauen, indem er das emotiv-negatives Aufladen des Namens „Sophist“ zum Standard-Gebrauch dieses Wortes hat geheißen lassen und zugleich unter den Begriff „Sophist“ alle die Gegner, denen gegenüber er missgünstig eingestellt war, eingeordnet hat.<sup>290</sup>

Im emotiv-positiven Wortgebrauch ist ja auch Sokrátes mit „Sophist“ bezeichnet worden, wenngleich – seit Aristophánes – eben da und dort auch schon im emotiv-negativen Gebrauch, somit als Schimpfwort. Und auch Pláton selbst ist gelegentlich mit „Sophist“ benannt worden, da dann allerdings bereits vorwiegend in Pláton’s eigener Art des Wortgebrauchs.<sup>291</sup>

Jedenfalls ist es Pláton in seinen Schriften nachhaltig geglückt, dem Protagóras und seiner Lehre einen emotiv-negativen Stempel durch seinen von Neid und Missgunst geprägten Ausdruck „Sophist“ aufzudrücken, und desgleichen dem Gorgías.

*Gorgías von Leontinoi* [483 – 375]<sup>292</sup> verbrachte seine erste Lebenshälfte auf Sizilien und in Unteritalien. Um 427 wurde er von seiner Heimatstadt Leontinoi zum Mitglied einer Gesandtschaft nach Athen bestimmt;<sup>293</sup> und von da kehrte er danach nicht mehr in seine Heimat zurück.

Als gesichert gilt, dass er seine philosophische sowie seine rhetorisch-argumentative Ausbildung in der von Parmenides gegründeten Schule von Elea erhalten hat.

---

<sup>289</sup> Ähnlich ist dies dem Ausdruck „Pragmatismus“ [= „Sachlichkeit“] vor etwa einem Jahrhundert auf dem europäischen Kontinent ergangen; und Gleiches ist dem Ausdruck „Positivismus“ [= „Vom-Bestehenden-ausgehende-Philosophie“] ergangen: Auch diese haben in den philosophischen Auseinandersetzungen einen emotiv-negativen Beigeschmack zugelegt erhalten, der ihren kognitiven Gehalt weit in den Hintergrund hat treten lassen.

<sup>290</sup> Hingegen hat er andere Gegner, deren Anblick in ihm nicht Neid und Eifersucht hervorgehoben hat, mit völliger Nichtbeachtung bestraft, wie etwa den Aischines am Hof des Tyrannen Dionýsios in Syrakus.

Den Aischines – diesen Sohn eines Wurstherstellers –, den Sokrátes hervorgehoben hat, ihn hat Pláton auch in seinen Schriften zur Unperson werden lassen: So wird in der Antike berichtet, nicht Kríton, sondern Aischínes sein in den Tagen zwischen der Verurteilung des Sokrátes und seiner Hinrichtung nicht von dessen Seite gewichen; und dieser Bericht ist – vergegenwärtigt man sich des Aischínes’ Zuneigung zu Sokrátes, alles andere als unglaubwürdig.

Von Pláton – dem Hocharistokraten – hingegen ist festzuhalten, dass er nach der Verurteilung des Sokrátes sich von diesem abgesetzt hat und nach Megára geflohen ist, sowie, dass er dieses wenig rühmensewerte Verhalten viel später im „Phaidon“ mit: „Pláton aber war, *soviel ich weiß*, krank“ zurechtzubiegen versucht hat.

<sup>291</sup> Und darin ist diesen dann – in der Neuzeit wohl erstmals – Nietzsche mit Bravour gefolgt.

<sup>292</sup> Diese Daten sind nicht vollständig gesichert. Als gesichert kann: [485/475 – 385/375] gelten. Berichtet wird, er sei 109 Jahre alt geworden; und da 109 eine völlig prosaische Zahl ist, mag dem tatsächlich so gewesen sein. Demnach war Gorgías ein geringfügig älterer Zeitgenosse des Sokrátes, der diesen aber um ein knappes Viertel-Jahrhundert überlebt hat.

<sup>293</sup> Diese Gesandtschaft sollte in Athen bewirken, dass Athen seiner Heimatstadt gegen die Bestrebungen von Syrakus, sie zu unterwerfen, zur Hilfe komme; dieses Ziel ist von der Gesandtschaft allerdings nicht erreicht worden.

Gorgías allerdings ist von da ab auf der griechischen Halbinsel – und vorwiegend in Athen – geblieben.

Zu vermuten ist, (a) dass er diese noch in den ersten Monaten oder auch Jahren seines Aufenthalts in Athen beibehalten und dort weitergegeben hat, (b) dass er jedoch in den philosophischen Streitgesprächen mit den Schulen des Anaxagóras, der Aspasia, des – abwesenden – Demókritos, des Protagóras, auch des Kratylos, sowie in seinen Gesprächen mit Sokrates mit gegenteiligen Sichtweisen bekannt und vertraut geworden ist, und (c) dass er – diese unterschiedlichen Philosophien zur Kenntnis nehmend – die Philosophie von Elea in eben dem Ausmaß den Rücken zugekehrt hat, in dem sich ein paar seiner Schüler einschließlich Pláton – beeinflusst zuvor von ihm – ihr daraufhin zugewandt haben.<sup>294</sup>

Den Kern der ihm überlieferten Lehre des Parmenides dürfte er bis dahin so verstanden haben:

- (1) »Es gibt das Sein, das eines, das echt und das gut ist.«<sup>295</sup>
- (2) »Dieses aus sich selbst heraus bestehende Sein ist erfassbar und erkennbar, wengleich nicht durch Wahrnehmen und Denken, sondern durch göttliche Eingebung, durch Aufschwingen des Geistes hinaus über den Schein des Weltlichen.«
- (3) »Dieses so erfasste und erkannte Sein ist mitteilbar, zwar nicht mit dem Wörtern des weltlichen Sprechens, wohl aber mit dem Erstellen eines gereinigten und dabei überweltlich gestalteten Wortgebrauchs und Sprechens.«

Seine Abkehr von der Seins-Lehre der Schule von Elea hat er – zweifellos begleitet vom Beifall der Gebildeten unter den Athenern<sup>296</sup> – mit genauen Antithesen zu (1), (2) und (3) so markiert:<sup>297</sup>

- (1\*) »Ein [solches] Sein gibt es nicht; d.h.: Nichts hat ein [solches] Sein.«
- (2\*) »Selbst wenn es ein [solches] Sein gäbe, so wäre dieses nicht erfassbar und damit auch nicht [in Gedanken und Worten] erkennbar.«

---

<sup>294</sup> Pláton hat den Gorgias – diesen Mann, dessen Vaterstadt sich gegen Pláton's zweite Heimat Syrakus aufsässig gezeigt hat – sowohl in politischer Hinsicht als *Abtrünniger* erachtet wie eben auch behandelt.

Wer über das Denken und Lehren des Gorgias eine halbwegs verlässliche Auskunft erhalten will, der darf sich diese auf keinen Fall von *Pláton's* „Gorgias“ erhoffen.

<sup>295</sup> Siehe Thomas Aquinas: „Omne ens est unum-verum-bonum.“

<sup>296</sup> Die griechisch-stämmigen Bewohner Siziliens waren allesamt Dorer, wie Sparta, und jedenfalls nicht Ionier, wie Attika mit seiner Hauptstadt Athen. Und die Arroganz der Athener gegenüber den Dorern im Allgemeinen und den Spartanern im Besonderen darf nicht unterschätzt werden.

<sup>297</sup> Die übliche Formulierung dieser drei Antithesen lautet:

- (1') „Es gibt nichts.“
- (2') „Selbst wenn es etwas gäbe, wäre es nicht erkennbar.“
- (3') „Selbst wenn, [was es gäbe,] erkennbar wäre, wäre es nicht mitteilbar.“

Der Fehler, der mit solchen Wiedergaben gemacht wird, ist so zu beschreiben: Die Schule von Elea hat das Hilfszeitwort „sein“, das in symbolischen Sprachen als – nicht-kognitive – Kopula dient, in der von ihnen erstellten philosophischen Fachsprache zu einem kognitiven Verbum umgewandelt und dieses zudem noch zu „Sein“ substantiviert. Die Formulierungen (1'), (2') und (3') tragen dem jedoch nicht Rechnung, sondern verwenden „sein“ im den Variationen der Alltagssprache und der mit ihr dieserhalb weitgehend konform gehenden symbolischen Sprachen unserer Zeit.

Daher verwende ich oben die Formulierungen (1\*), (2\*) und (3\*).

(3\*) »Selbst wenn es ein [solches] Sein gäbe, das zudem [ohne Gedanken] erfassbar und erkennbar wäre, so wäre das so Erfasste und Erkannte nicht [in Worten] beschreibbar und mitteilbar.«

Ob Gorgías diese – den Athenern vorgetragene – Thesen wirklich so zu beweisen versucht hat, wie dies ein halbes Jahrtausend später beispielsweise Sextus Empiricus berichtet, ist durchaus fraglich: Alles an des Gorgías‘ sonstigen Werken deutet darauf hin, dass er eher von schöngestiger als von akribischer Natur gewesen ist. Daher halte ich es für mehr als nur möglich, dass irgend einer der vielen Schüler des Eukleides von Megara, der mit den Argumentationsweisen der Schule von Elea vertraut gewesen ist, diese Antithesen unter Verwendung eben der Argumentationsformen eben jener Schule des Parmenides zu beweisen – und damit die Lehre des Parmenides und seiner Schule mit deren eigenen Mitteln zu widerlegen – getrachtet hat, sowie, dass Philosophie-Historiker späterer Jahrhunderte dann diese Nachweise als vom Gorgías selbst erstellt erachtet und deklariert haben.

Die drei uns überlieferten Argumentationen sind nicht schlüssig. Dies aber hier im Einzelnen nachzuweisen, das erfordert einen Arbeitsaufwand, der weit größer als der Wert der Einsicht ist, die eine solche Analyse erbringt. Daher unterbleibt sie hier.

Wenn ein vorgelegter Beweis für einen Satz nicht schlüssig ist, so braucht dieser Satz deswegen nicht unbeweisbar zu sein; denn es kann ja sein, (a) dass man den Beweis fehlerfrei umgestalten kann, wie auch, (b) dass man den Satz durch einen gänzlich anders gearteten Satz beweisen kann. In diesem Sinn will ich eine – so wohl kaum von Gorgías formulierte – Argumentation für jenes Tripel von Sätzen vorlegen, die schlüssig ist und die sich im Rahmen der Schul-Sprache des Parmenides bewegt:

»Vorausgesetzt wird: ( $\alpha$ ) dass das Sein gemäß Parmenides Eines ist, dass es demnach nicht neben dem einen Sein noch ein anderes Sein gibt, sondern vielmehr, dass alles das, was von diesem einen Sein verschieden ist, ein Nicht-Sein – und damit günstigstenfalls ein Schein und Trug – ist, ( $\beta$ ) dass die Relation des Erkennens von Etwas auf etwas Anderes bezogen ist, dass demnach der erkennende Gegenstand einen – äußeren oder inneren, d.h.: räumlichen oder geistigen – Abstand von dem von ihm erkannten Gegenstand hat, auf den er sich mit seinem Erkennen bezieht, sowie ( $\gamma$ ) dass ein Nicht-Sein – ein Schein, ein Trug – nicht ein Sein erfassen und erkennen kann, eben deswegen, weil dieses Nicht-Sein ja kein echtes Sein hat, sondern lediglich trügerischerweise so erscheint, als ob es ein Sein hätte. Dann gilt:

Zu (1\*): Ein solches Sein, das Eines ist – und nicht etwa zweie sind –, gibt es nicht; denn um dieses *eine* Sein – gemäß (2\*) – zu erkennen, muss ein *zweites* – gleichfalls echtes und untrügerisch seiendes – Sein gegeben sein, sodass dann alles, was von diesem zweiten Sein verschieden ist, gemäß ( $\alpha$ ) nicht-seiend ist. Dann aber ist das vom erfassenden und erkennenden Sein verschiedene erste – angebliche – Sein auf keinen Fall ein Sein.

Zu (2\*): Angenommen, es gäbe ein solches Sein, das Eines ist, außerhalb dessen somit nichts Seiendes ist. Dann ist etwas, das dieses Eine Sein zu erfassen und zu erkennen trachtet, nicht-seiend und somit ein trügerischer Schein; gemäß ( $\gamma$ ) kann es dann dieses Sein nicht erfassen, weil es selber ja nicht-seiend ist.

Zu (3\*): Angenommen, es gäbe ein solches Sein, das Eines ist; und angenommen, es könnte von einem Sein, das Eines ist, erfasst und erkannt werden. Dann ist das erfasste und erkannte Sein gemäß ( $\beta$ ) von dem erfassenden Sein, das Eines ist, verschieden und ist daher gemäß ( $\alpha$ ) außerhalb des einen allumfassenden Seins und somit ge-



mäß ( $\gamma$ ) ein Nicht-Sein, entgegen der Annahme und ihr somit widersprechend. Will ein solcherart erfassendes und erkennendes Sein, das Eines ist, dann das, was es da erfasst und erkannt hat, jemandem mitteilen, so teilt man diesem eben gerade nicht etwas Seiendes mit, sondern vielmehr den Schein und Trug, den das erfassende und erkennende Sein da tatsächlich erfasst und erkannt hat: Einen trügerischen Schein hat jene Göttin, wenn sie ein Sein ist, demnach dem gutgläubigen Parmenides mitgeteilt; und wenn sie kein Sein ist, wenn sie demnach ein Nicht-Sein ist, dann hat sie ohnehin als trügerischer Schein gemäß ( $\gamma$ ) nur trügerischen Schein erfasst und erkannt und diesen – und nichts anderes – dem Parmenides als untrügerisches Sein verkauft.«

So oder so ähnlich *kann* die Lehre des Parmenides *im* System des Parmenides angegriffen und widerlegt werden. Ob der Poet Gorgias eine Argumentation von dieser Art vorgetragen hat, ist zwar nicht ausgeschlossen, aber doch recht fraglich. Zu vermuten ist, dass er für seine dreifache Antithese lediglich allgemeinverständliche intuitive Argumente vorgelegt hat, die dem durchschnittlichen Athener Gebildeten als einleuchtend erschienen sind; diese aber werden wir nie mehr ausfindig machen können.

Dass er seine Antithesen nur zum Scherz vorgetragen hat, eine solche da und dort vorgetragene Behauptung dürfte mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit falsch sein.

Gorgias war – obwohl Nicht-Athener und dazu von dorischer Abkunft – bei den Athenern angesehen und beliebt. Er durfte – und dies als dorisch-stämmiger Nicht-Athener! – sogar einen öffentlich vorzutragenden Nachruf und Lobpreis auf die im Peloponnesischen Krieg gefallenen attischen Krieger verfassen. Und er durfte in der heiligen Tempelanlage von Delphi auch eine ihn selbst darstellende Statue aufstellen lassen, was sonst einem Nicht-Priester normalerweise nicht gewährt wurde.

Sein Wirken in Athen bestand allerdings weniger in der Behandlung von philosophischen Themen: *Nicht* die *rationale Rhetorik* für Philosophen stand im Mittelpunkt seines Lehrens und Schreibens, sondern die *poetische Rhetorik* für Schriftsteller und Dichter.<sup>298</sup> Er verband dabei in seinen Mustern für gute Schriftstellerei prosaische Texte in deren Ausklang mit poetischen Elementen; und er behandelte die damit zusammenhängenden Themen – wie berichtet worden ist – ausführlich in literaturwissenschaftlicher Weise.<sup>299</sup>

Gorgias hat in Athen einen großen Schülerkreis um sich sammeln können; zu diesen hat auch der *Isokrates von Athen* [440/430 – 350/330] gehört, der dann später selber eine Rhetorik-Schule betrieben hat.

Sokrates allerdings hat – aller Wahrscheinlichkeit nach – nicht zu diesem Kreis gehört. Dennoch wird er dann und wann mit Gorgias gesprochen und auch philosophische sowie literarische Themen diskutiert haben; denn er hat sich insbesondere in

---

<sup>298</sup> In der von Pláton mit „Gorgias“ benannten Dialogfigur hätte sich der historische Gorgias – hätte er die Veröffentlichung dieses Dialogs noch erlebt – mit Sicherheit nicht wiedererkannt.

<sup>299</sup> Dass er, der nach seinem Verbleiben in Athen da zunächst finanziell unbemittelt gewesen ist, für seine hauptsächlich literarische Lehrtätigkeit von seinen vielen begüterten Schülern Vergütungen erwartet und auch angenommen hat, das wäre selbst dann verstehbar und nachvollziehbar, wenn er dabei so reich geworden wäre, wie Pláton dies einesteils durch seine Erbschaft und andernteils durch das ihm vom Tyrannen Dionýsios I gewährte Schweigegeld ohnehin gewesen ist.

den letzten Tagen seines Lebens ausgiebig der Poesie zugewandt und Gedichte an seinen zweieinigen Gott – an Apóllon und dessen Schwester Ártemis – verfasst.

Weitere wichtige – wenngleich hinsichtlich ihrer Lehren weitgehend in Vergessenheit geratene – Sophisten aus der Zeit unmittelbar vor Sokrátes bis etwa zwei Generationen nach Sokrátes sind:

*Hippías von Elis* [490/460 – 390/370] war ein vielseitiger Wissenschaftler und Philosoph. Er arbeitete in der Mathematik – teils erfolgreich sowie teils, wie am Problem der Quadratur des Kreises, ohne Erfolg –, ferner in der Astronomie, in der Völkerkunde und Geschichtswissenschaft, in der Kunst-Theorie, sowie als Dichter. Als Philosoph arbeitete und wirkte er im Sinne der antiken Aufklärung durch Thematisierung des bis dahin unhinterfragt Festgesetzten in Staat und Gesellschaft, hier insbesondere hinsichtlich der Frage, was ewige Gültigkeit hat und in diesem Sinne gerecht ist, und was veränderliche Geltung besitzt und in diesem Sinn rechtens und gesetzmäßig ist. Den nicht-ewigen und veränderlichen Gesetzen hat er Engstirnigkeit, Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit bescheinigt: *Diese* Gesetze sind demnach die Tyrannen der Menschen, die sie dann und wann zum Durchführen von mancherlei Naturwidrigkeiten zwingen. Berechtigt ist nur, durch ausreichende Gründe als ewig und unveränderlich geltend erkannt wird.

*Pródikos von Keos* [490/460 – 410/390] wirkte in Athen: (a) als Naturphilosoph, wobei davon nichts an Spuren mehr erhalten ist; (b) als Religionsphilosoph, hier mit der – nicht erhalten gebliebenen – Lehre, dass die Menschen der Vorzeit innere und äußere Kräfte und Gewalten personifiziert und vergöttert haben, um sie solchermaßen dann durch Opfergaben beeinflussen zu können; (c) als Grammatiker und Sprachphilosoph mit seinen Büchern zu Sinn und Bedeutung von sprachlichen Ausdrücken; und (d) als Moralphilosoph mit öffentlichen Vorträgen, durch die er in Athen große Bekanntheit und Beliebtheit erlangte und die ihn zudem weit über Attika hinaus bekannt machten.

*Thrasýmachos von Korinth* [490/460 – 440/410] wirkte weniger als Philosoph denn als Soziologe und Politologe:

Die Stärkeren schwingen sich zu den Herrschenden auf und erlassen an Gesetzen das, was ihnen Nutzen einbringt; und mehr noch: Sie bewirken durch ihre über Generationen anhaltende Macht, sodass schließlich alles das, was durch das Durchsetzen dieser Gesetze so zum Recht geworden ist, nicht nur den Stärkeren im Staat, sondern in ihm schließlich auch den Schwächeren als das Gerechte erscheint.

Diese alle *könnten* in ihren Lehren auf die Auffassung des Sokrates eingewirkt haben, sei es, dass er Teile solcher Lehren anerkannt und übernommen hat, sei es, dass er Teile solcher Lehren verworfen und nach Alternativen hierzu gesucht hat. Die späteren Weisheitsbringer – oder: Sophisten – haben jedoch naturgemäß *nicht mehr* auf das Denken und Lehren einwirken können; und sie weisen zudem zwar Einwirkungen von Gorgías sowie von Protagóras auf, nicht jedoch in erkennbarem Umfang Einwirkungen von Sokrátes:

*Lykophron von Athen* [~400 – ~350] war ein Schüler des Gorgías. Er forderte im Staat gleiches Recht für alle Bürger und damit die Abschaffung der Adelsvorrechte;

denn es gibt keine von Natur aus Hoch-Geborenen oder Niedrig-Geborenen. Daher ist die Rechtsordnung so zu erstellen, dass damit ein größtmöglicher Ausgleich der Interessen aller Bürger erzielt wird.

*Alkidamas von Athen* [? – ~375] und andere Schüler des Gorgias forderten die Abschaffung der Sklaverei und begründeten dies so: Die Gottheit – verstanden nicht als: die Götter, sondern als: die Natur! – hat alle Menschen als Freie erschaffen und keinen zum Sklaven gemacht; letzteres ist durch von Menschen geschaffenes Unrecht erfolgt.

*Phaleas von Chalkedon* [420/380 – 360/300] verlangte darüber hinaus im Namen der Gerechtigkeit und der Gleichheit Aller vor dem Recht die Gleichheit der Erziehung für Alle sowie die Gemeinsamkeit des Besitzes für Alle.

## Das Wirken des Sokrates

Hätte der Staatsmann *Perikles* [495/490 – 429] die Polis Athen der Welt nicht wenigstens *ein wenig* geöffnet, so hätten sich in ihr – trotz ihrer anwachsenden politischen Macht – wohl kaum Philosophen genähert. Er aber war bestrebt, seine Heimatstadt nicht nur zur militärischen und politischen, sondern auch zur kulturellen und wissenschaftlichen Herrin der griechischen Halbinsel umzugestalten. Hinsichtlich der Epik förderte er den großen Dramatiker *Eyripídes* [485/480 – 406]; hinsichtlich der Geschichtsschreibung holte er *Heródotos* nach Athen; und hinsichtlich der Naturphilosophie gelang es ihm, den *Anaxagóras* und die *Aspasía* zum Wechsel von Milet nach und zum Verbleib in Athen zu bewegen. In der Erwartung, wenn nicht den Demókritos, so doch einen wichtigen und klugen Schüler von ihm nach Athen zu leiten, förderte er immerhin den Wechsel des *Protagóras* von Abdera nach Athen. Aber auch *Kratýlos* sowie *Archélaos* fand damals den Weg nach Athen:

*Archélaos von Milet*<sup>300</sup> [480/460 – 430/410] hatte wohl bereits als ein aufgeweckter junger Schüler des Anaxagóras diesen nach Athen begleitet; wohl deswegen wird er gelegentlich auch als Athener geführt. Mit Sicherheit hat er in Athen bei seinem Lehrer als Assistent und Tutor gewirkt. Und auf diese Weise hat Sokrátes, neben Protagóras, nicht nur den Anaxagóras, sondern auch den – geringfügig älteren – Archélaos zum Lehrer gehabt. Die einzige Seereise, die Sokrátes aus nicht-militärischen Zwängen unternommen hatte, erfolgte mit eben diesem Archélaos nach Samos, das den Athenern unterstand; zu einem kurzen Abstecher ins nahe gelegene wenngleich eben persisch dominierte Milet hingegen hat sich Sokrátes anscheinend – jedenfalls: den hier arg kurzen Berichten nach – nicht bewegen lassen.

Dieser Archélaos hat zwar im Laufe der Jahre eine durchaus eigenständige Naturphilosophie entwickelt und sich darüberhinaus – in diesem Umfang wohl als erster – auch mit Fragen der Ethik wie der der Tugendhaftigkeit, mit Fragen der Staatsphilosophie wie der der Gerechtigkeit, und mit Fragen der Ästhetik wie der des Schönen befasst. Aber er ist nie ganz aus dem Schatten des großen Lehrers Anaxagóras herausgetreten und hat deswegen seine Gedanken wohl auch nicht schriftlich dargelegt. Immerhin ist er bereits in der Antike als der letzte unter den großen Naturphilosophen Ioniens geführt worden.

Seine Lehre könnte etwa dies zum Inhalt gehabt haben:

»Als Urstoff ist das geistdurchtränkte Luft[artige] anzusehen, das eine Einheit ist. In der noch unbelebten Phýsis äußert sich diese geistige Hinsicht aktiv als Wärme und passiv als Kälte; und dieses Wirken ist als ein fließender Übergang – somit: als eine Skala – anzusehen, nicht hingegen als ein zusammengehörendes Paar von Eigenschaften ohne Zwischenglieder.

Durch Verdichtung verfestigt sich das Luftartige zu Wasserartigem und zu Erdartigem; und durch Entdichtung verdünnt sich das Luftartige zu Feuerartigem.

---

<sup>300</sup> Es ist nicht gesichert, dass Archelaos aus Milet stammt; er könnte auch gebürtiger Athener sein und da als Jüngling – und dann als einer der ersten Athener – zu Anaxagóres gestoßen sein.

Das Leben ist aus einer Verbindung von Erdartigem mit Wasserartigen hervorgegangen, das in sich Luft und Feuer aufgenommen hat. Der dann schließlich aus dem Tierreich hervorgegangene Mensch unterscheidet sich von seinen im Tierreich verbliebenen Geschwistern durch seine kulturellen Fähigkeiten, zu denen in erster Linie – neben dem des Denkens und Vorausplanens – die der Kunst und die der Sittlichkeit gehören. Die Tugenden hingegen – und damit sind damals hauptsächlich Polis-Werte wie Tapferkeit und Gerechtigkeit verstanden worden – bringt der Mensch nicht von seinem Wesen her mit, sondern sind eine Auswirkung seiner Erziehung zu diesen – auf der jeweiligen Polis-Übereinkunft beruhenden – Werten; kulturell sind sie daher verschieden, und zeitlich gleichfalls.«

So oder so ähnlich dürfte das Philosophieren des Archélaos gelautet haben. Genaue kann man sie wegen der dürftigen Quellen-Lage nicht nachzeichnen. Dies gilt – leider! – auch für die Lehre des Kratýlos, eines der ganz wenigen unter den Nachfolgern des Herákleitos, deren Lehren wie auch deren Namen nicht dem Vergessen anheimgefallen sind.

*Kratýlos von Ephesos*<sup>301</sup> [480/460 – 420/400] hat gleichfalls in Athen gewirkt, sodass geringe Spuren seines Denkens erhalten geblieben sind, erhalten auch in den Werken Pláton's, des großen Spurenverwischers. Der – noch – junge Pláton hat seine ersten philosophischen Unterweisungen bei eben diesem Kratýlos erhalten; und sogar Aristotéles – der diesen Mann aus Ephesos sicherlich nicht mehr persönlich kennengelernt hat –, auch er hat etwas von dessen Lehre festgehalten: Vier aus dem Zusammenhang gerissene Sätze zwar nur; aber sie eröffnen dennoch einen Türspalt in den Raum seines Philosophierens. Diese vier Sätze lauten ungefähr<sup>302</sup> so:

◇ »Zwar ist es nicht möglich, zweimal in den gleichen Fluss zu steigen, weil dieser beim zweiten Mal nicht mehr genau der gleiche ist; aber es ist darüber hinaus nicht einmal möglich, einmal in den gleichen Fluss zu steigen, weil dieser sich während dieses Vorgangs fortlaufend verändert, auch wenn diese Veränderungen unseren stumpfen Sinnesorganen zumeist entgehen.«

◇ »Alle Gegenstände der Wahrnehmung [= Aisthetá] verändern sich unentwegt, von Augenblick zu Augenblick; daher handelt es sich bei ihnen keinesfalls um Gegenstände des Wissens.«

◇ »Denn über solche – sich unentwegt verändernde – Gegenstände lassen sich keine wahren Urteile aussagen; das Wissen über einen solchen Gegenstand setzt jedoch voraus, dass seine Beurteilung wahr ist, d.h.: dass das betreffende Urteil, das von ihm gedacht oder auch gesagt wird, wahr ist.«<sup>303</sup>

---

<sup>301</sup> Es ist nicht gesichert, dass Archealos aus Ephesos stammt; er könnte auch gebürtiger Athener sein und in Ephesos seine Ausbildung als Naturphilosoph und – gemäß der dort zwischenzeitlich erfolgten Weiterentwicklung der Lehre des Herákleitos – Erkenntnistheoretiker und Sprachphilosoph erhalten haben. Andererseits hat es seinerzeit Athener selten ins Persische Großreich verschlagen ...

<sup>302</sup> Es ist alles andere als sicher, dass Aristotéles diese Sätze zumindest wortgetreu wiedergibt; denn Gegenteiliges widerfährt ihm auch sonst gelegentlich. Daher wähl' ich oben in der Wiedergabe eine Terminologie, die nach meiner Sicht die vier Sätze in kohärenter Weise auf einander bezieht.

<sup>303</sup> Demnach war Kratýlos – wie bereits andere Denker vor ihm – hinsichtlich der Erfahrungserkenntnis dem Skeptizismus zugeneigt. Davon hat sich Pláton via Parmenídes frei gemacht.

◇ »Man sollte eigentlich überhaupt keine Aussagen machen, sondern ein Schweigender<sup>304</sup> sein.«

Ein – hier von mir nicht gewagter – Versuch der Rekonstruktion seiner Lehre, in der diese vier Sätzen tatsächlich zum Kernpunkt seiner Naturphilosophie wie auch seiner Sprachphilosophie und seiner Erkenntnistheorie gehören, setzt – will sie nicht im Banalen verharren – dieses voraus:

- \* Kratýlos ist kein Weisheitsbringer aus der zweiten oder dritten Reihe, sondern ein kluger Kopf gewesen.
- \* Kratýlos hat Einwände gegen seine Lehre nicht überhört, insbesondere dann nicht, wenn sie ihm berechtigt erschienen sind.
- \* Kratýlos wird sich auch mit Einwänden befasst haben, ob denn dann neben dem Wahrgenommenen nicht auch der Wahrnehmende sich unentwegt verändert.
- \* Kratýlos hat von der Sprachphilosophie des in Athen weilenden Protagóras eine recht genaue Kenntnis gehabt.
- \* Kratýlos, der aus der Handelsstadt Ephesos stammt – die zum Persischen Großreich gehört hatte, zu dem an dessen Ostgrenze auch die alt-indische Universitätsstadt Taxila mit seinen Linguisten und Philosophen gehört hat –, er hat [wenn nicht von Wander-Gelehrten, dann jedenfalls von heimgekehrten Großhändlern] wenigstens ungefähre Kenntnisse von deren Lehren erhalten.
- \* Kratýlos, der aus der Handelsstadt Ephesos stammt – die zum Persischen Großreich gehört hatte, das im Osten bis zum Indus gereicht hatte –, er ist mit den Argumentationsweisen der dortigen Wissenschaftler von der Art der Anwendung einer Lehre auf sie selber vertraut gewesen.
- \* Kratýlos wird sich – spätestens in Athen – auch mit dem Einwand auseinandergesetzt haben, der seine Lehre auf eben diese Lehre rück-bezogen haben.<sup>305</sup>
- \* Kratýlos, der aus der Handelsstadt Ephesos stammt, wird [wenn nicht anders dann von Großhändlern] wenigstens ungefähre Kenntnisse von der Lehre Buddha Śākyamuni's erhalten haben, wie auch zu seinem Schweigen bezüglich der über das unmittelbare Wahrnehmen und Erleben deutlich hinausgehende Spekulieren.

Ich werde hier, wie gesagt, die Lehre des Kratýlos nicht nachzuzeichnen versuchen. Aber ich behaupte, dass seine Aussage, man solle eigentlich keine Aussagen machen, nicht von dem oberflächlichen Inhalt ist, dem ihm die gängigen Interpretieren

---

<sup>304</sup> Das Sanskrit-Wort für „Schweigender“ ist „Muni“; und ein *Schweigender* ist ein *Weiser*, gemäß: „Si tacuisses, philosophus mansisses!“

Dass Wittgenstein seine Lehre des „Traktats“ zwar mit Ausrichtung auf Yājñavalkya hin erstellt, die Konsequenz des Rückbezugs seiner Lehre auf sie selbst aber von Buddha Śākyamuni übernommen hat – und dies ohne Quellenangabe! –, diese Art des [Ver-]Schweigens ist beredt!

<sup>305</sup> Allerdings ist auf keinen Fall auszuschließen, dass bereits Herákleitos auch sich selber in den Grundsatz: „Alles fließt“ mit einbezogen hat, und dies spätestens von da ab, als ihm wohl irgendein Gegner vorgehalten hat, dieser Satz wie auch der ihn Aussprechende dürften dann jedoch – sollte der Satz durchgehende und immerwährende Gültigkeit haben – *nicht* dem Fließen unterworfen sein; siehe hierzu den Abschluss in Pláton's „Kratýlos“.

Will Herákleitos seinen Lehrsatz aufrechterhalten, so darf er ihn demnach [in der vorgegebenen Allgemeinheit] nicht in Worte und – weil Denken ein inneres Sprechen ist – [in der vorgegebenen Allgemeinheit] nicht einmal in Gedanken fassen. *Das* jedoch ist – in der Sicht der Vielen – *dunkel*, beziehungsweise – in der Sicht des Sokrátes – *tief*.

unterstellen, sondern vielmehr von dem tiefen Gehalt, den gänzlich auszuloten dann selbst *Sokrates* – da: der Lehre des Altmeisters *Herakleitos* gegenüber – sich nicht [sofort] in der Lage gesehen hat.

Ob des Herakleitos' Lehrsatz: „Du steigst nicht zweimal in den gleichen Fluss!“ bereits von ihm selber oder von seinen Jüngern oder aber erst von Kratylos im Sinne der augenblicklich sich vollziehenden Veränderungen von jeglichem Wahrgenommenen zu: „Du steigst selbst einmal nicht in den gleichen Fluss!“ verschärft worden ist, das wird kaum noch zu ergründen sein. Desgleichen wird nicht zu ermitteln sein, zu welcher Zeit dieser verschärfte Lehrsatz vom Wahrgenommenen auf den Wahrnehmenden ausgedehnt und erweitert worden ist zu: „Der einen Fluss Wahrnehmende oder in diesen Fluss Steigende ist keine zwei Augenblicke lang derselbe!“

Nun hat es damals in Attika zwar Bäche, aber keine – diesen Namen verdienenden – Flüsse gegeben, wohl aber vor dem Hafen von Peiraios das Meer wie auch das jedem Athener wohlbekannte Schiff des Theseys. Ich stelle daher nun die – bar jeden Nachweises erfolgende – Vermutungen auf:

◊ In der philosophischen Hochschule des Kratylos zu Athen sind, um die Veränderlichkeit zu veranschaulichen, auch andere Beispiele als die vom Fluss bei Ephesos aufgeführt worden, vor allem auch das der rituellen Fahrten dieses – für die Ewigkeit gedachten – Schiffs des Theseys nach Delos.

◊ Die entsprechend abgeänderten Beispiele könnten dann ungefähr so gelautes haben: „Das Schiff des Theseys fährt nicht zwei Male nach Delos!“, ferner: „Das Schiff des Theseys fährt selbst einmal nicht nach Delos!“, und schließlich: „Das nach Delos fahrende Schiff des Theseys ist keine zwei Augenblicke lang dasselbe!“

◊ Nach der Hinrichtung des Sokrates ist diese Formulierung dann für Jahrzehnte – nämlich bis zur mutwilligen Zerstörung dieses Schiffs durch die makedonische Besatzung Athens – in aller Munde gewesen und hat daher sogar Eingang in die politische Geschichte Athens erhalten. Platon allerdings hält sich da mit der folgenden Darstellung recht bedeckt:

»*Phaidon*: „Habt ihr auch über den Verlauf des Prozesses gegen Sokrates nichts vernommen?“

*Echekrates*: „Doch! Das hat uns jemand halbwegs ausführlich berichtet. Und wir wunderten uns, dass das Todesurteil offenkundig erst geraume Zeit nach der Beendigung dieses Prozesses vollzogen wurde. Wie ist das zu erklären, Phaidon?“

*Phaidon*: „Ein Zufall<sup>306</sup> fügte es so, Echekrates. Denn es hatte sich ergeben, dass am Tag vor dem Prozess das hintere Ende des Schiffs, das die Athener nach Delos senden, mit Lorbeer bekränzt worden war.“

*Echekrates*: „Und was hat es damit auf sich?“

*Phaidon*: „Gemäß athenischer Überlieferung ist dies das Schiff, in dem Theseys einst die sieben Opferpaare nach Kreta gebracht hat und mit ihnen dann glücklich wieder heimgekehrt ist. Damals hatten die Athener dem Apollon für den Fall, dass die

---

<sup>306</sup> Da stellt sich mir allerdings die Frage, ob dies *wirklich* ein Zufall war. Denn *der Gott* des Sokrates war niemand Anderer als *Apollon*; und ein *Priester des Apollon* hatte am Abend vor Beginn des Prozesses gegen Sokrates das – wenig später beschriebene – Schiff bekränzt. Dass dieser Priester den Sokrates wie auch seine Hinwendung zu Apollon – zu dem Gott, dem er [im Vollzug einer entsprechenden Einweihung in einem Apollon-Tempel] als dessen Diener geweiht war – gekannt hat, das darf als höchst wahrscheinlich angesehen werden.

Opferpaare gerettet würden, feierlich gelobt, jedes Jahr eine Festgesandtschaft nach Delos zu schicken; und in der ganzen Zeit von Beginn ab bis zur Rückkehr des Schiffs muss, dem Brauch nach, die Stadt von Befleckungen frei bleiben:<sup>307</sup> Es darf daher dann keine Hinrichtung durch den Staat erfolgen, solange das Schiff, das nach Delos unter-wegs ist, von da sicher wieder heimgekehrt ist. Das kann, wenn widrige Winde wehen, dann und wann viel Zeit in Anspruch nehmen. Als Beginn dieser Reise gilt dabei der Zeitpunkt, an dem der Priester des Apóllon den Heck – das hintere Ende dieses Schiffs – geschmückt hat; dies war aber, wie gesagt, gerade am Tag vor dem Prozess geschehen. Daher hatte Sokrátés im Gefängnis in den Tagen zwischen dem Prozess und dem Tod noch sehr viel Zeit.“<sup>308</sup>

Zu diesem *Schiff des Theseýs* notiert Plutarch dieses:<sup>309</sup>

»Das Schiff, auf dem Theseýs mit den jungen Leuten [nach Kreta] gesegelt und [von dort danach] wieder heil zurückgekehrt ist, diese Galeere mit dreißig Riemen, sie wurde von den Athenern bis zur Zeit des Demetrios Phalereos aufbewahrt. Von Zeit zu Zeit entfernten sie daraus die alten Planken und ersetzten sie durch neue stabile; auf diese Weise wurde dieses Boot für die Philosophen zu einer unentwegten Veranschaulichung der Streitfrage des Wachsens, bei der die einen darauf bestanden, dass dieses Boot dasselbe geblieben ist, wohingegen die anderen feststellten, dass es sich dabei nicht um dasselbe handelt.«<sup>310</sup>

Von folgenden Sachen ist hier auszugehen:

(1) Das *Schiff selber* war für die Philosophen höchst uninteressant; aber es war ein einzigartiges *Beispiel* für die *Psyché* hinsichtlich der Frage, *ob* sie im Verlauf eines Lebens *veränderlich* oder aber tatsächlich zumindest in ihrem Innersten *unveränderlich* sei.

(2) Dass Pláton hier diesem *Schiff des Theseýs* derart viel Aufmerksamkeit widmet, nährt die Vermutung, dass die Frage der *Identität des Verschiedenen* – genauer: das Zusammenfügen der Aufeinanderfolge von unter sich verschiedenen und da-

---

<sup>307</sup> Immerhin scheinen bereits damals *in* Athen die Hinrichtungen *durch* Athen durchaus als Befleckungen *von* Athen erkannt worden zu sein.

<sup>308</sup> So beschreibt dies jedenfalls Pláton.

<sup>309</sup> Siehe Plutarch in seiner Schrift „*Vitae parallelae*“ Bd I.

<sup>310</sup> Hobbes hat diese Argumentation aufgegriffen und so verschärft:

»Da sei eine Generation von Schiffsbauern, die allesamt zugleich Sammler von dem – beim Reparieren dieses Schiffs entstehenden – heiligen Abfall gewesen sind und die schließlich, als auch noch die letzte morsche Planke des alten Schiffs aus diesen entfernt worden ist, aus all dem Entsorgten ein material- und form-identisches Schiff erstellt haben, das somit für diese Museumsorientierten das wirkliche Schiff des Theseýs war; für die Priester hingegen, die sicher nach Delos fahren und sicher von dort zurückkehren haben wollen, war das reparierte Schiff das wirkliche.«

Diese Argumentation kann so weiter verschärft werden:

»Der Schiffsbauer habe gehnt, dass dieses Schiff als heilig erachtet werden würde, und hat deshalb bei der Herstellung zusätzlich ein Zwillingsexemplar davon erstellt und in der Werft behalten. Und jedesmal, wenn etwas an dem am Kai liegenden Schiff zu ersetzen gewesen ist, habe er dies dem Zwillingsschiff entnommen und in dieses sodann den ersetzten Teil eingefügt. So sei dann irgendwann schließlich das Schiff am Kai materialmäßig ohne ein einziges Atom von jenem Schiff des Theseýs geworden, wohingegen das Zwillingsschiff nun ausschließlich aus Atomen aus jenem Schiff besteht.«



bei aufeinander folgenden Geisteszuständen zu einer Einheit – bereits zu seiner Zeit unter den Philosophen Athens diskutiert wurde, ohne dass es dabei zu einer Einigung gekommen wäre.

(3) Und dies sowie das Nicht-Eingehen Pláton's auf diese Frage lässt den Verdacht keimen, dass auch Pláton keine Antwort – und nicht einmal die Richtung zu einer ihn selber überzeugenden Antwort – auf diese Frage gefunden hatte.

Aber natürlich sind dies – wegen der dürftige Überlieferung – Vermutungen.

Ich gehe dennoch davon aus, dass dieses wichtige philosophische Fragestellung vor allem in der Schule des Kratylos und seiner Nachfolger untersucht und als solche gegen philosophische Widersacher verteidigt worden ist, zumal die Frage der Identifizierung der verschiedenen Augenblickszustände einer Person ja nicht nur von philosophischer, sondern auch von moralischer und damit zudem auch von juristischer Brisanz ist:<sup>311</sup>

• »Ist jene Person, die vor längerer Zeit dieses oder jenes Unrecht begangen hat, *dieselbe* wie die, derer die Behörde jetzt habhaft hat werden können, und kann diese *jetzige* Person daher sinnvollerweise für das von jener *seinerzeitigen* Person begangene Urteil verurteilt werden?«

Es mag ja sein, dass diese Person, die wir in der alltäglichen Sprechweise als dieselbe erachten, in ihrem jetzigen Zustand zumindest innerlich so verschieden von der in ihrem vormaligen Zustand ist wie wir in unserem jetzigen Zustand von dem, den wir etwa in unserem vierten Lebensjahr gewesen sind.

In der Rechtsordnung wird diese Frage zwar nicht gelöst, wohl aber umgangen, indem für unterschiedliche Fälle von Straftaten unterschiedliche *Verjährungsfristen* gesetzt werden: Unmittelbar vor dem Beenden dieser Frist ist diese Person, einem solchen Verständnis nach, noch die selbe, hingegen vom Augenblick der Fristverstreichung ab nicht mehr die selbe ... !

Die Frage der Identifizierung von Gegenständen im Allgemeinen und von Menschen im Besonderen ist im Alten Indien von den dortigen Philosophen sicherlich bereits Jahrhunderte zuvor diskutiert und unterschiedlich beantwortet worden. Buddha Śākyamuni hat auf die Frage, ob der Handlungen Ausführende der selbe sei wie der die Auswirkungen seines Handelns Erlebende oder hingegen ein davon verschiedener – und dies verstanden nach der Philosophen Art als: ein wesentlich derselbe oder hingegen ein wesenhaft anderer –, stets geantwortet, dass er weder das eine noch das andere lehrt, dass er vielmehr den Mittleren Wege des unentwegten Werdens der Person lehrt und zwar bei den Noch-nicht-Weisen das letztlich durch Unwissenheit bedingte Werden, das durch Fehlwissen hinsichtlich der Art des Erstellens der jeweiligen Welt der jeweiligen Einzelnen *durch* die jeweiligen Einzelnen.

Berichtet wird in den Lehrreden Buddha Śākyamuni's von dem dort bereits seit längerem diskutierten Thema dieses:<sup>312</sup>

---

<sup>311</sup> Dies hätte auch im alten Athen eine juristische Frage werden können, indem sie so argumentiert hätten: Das zurückgekehrte Schiff sei ja nun – insbesondere nach der jetzt zerstörten Planke – ein *anderes* als das vorherige; doch die Hinrichtung dürfe ja erst dann erfolgen, nachdem das *selbe* Schiff zurückgekehrt sei, was *nun* aber *nie mehr* erfolgen werde.

<sup>312</sup> Siehe SN-XII.46.

»Ein Brähmaṇe begab sich zum Bhagavan, begrüßte ihn, und setzte sich ihm zur Seite hin; sodann begann er mit ihm dieses Gespräch:

„Wie, Herr Gautama, verhält es sich: Gilt [die Lehre]: „Eben *der selbe*, der handelt, empfängt die Wiedervergeltung [seines Handelns]!“?“

„[Die Lehre:] „Eben *der selbe*, der handelt, empfängt die Wiedervergeltung [seines Handelns]!““, dies, Brähmaṇe, ist der *eine* Abweg!“

„Gilt demnach, Herr Gautama, [diese Lehre]: „Ein *anderer als der*, der handelt, empfängt die Wiedervergeltung [seines Handelns]!“?“

„[Die Lehre:] „Ein *anderer als der*, der handelt, empfängt die Wiedervergeltung [seines Handelns]!““, dies, Brähmaṇe, ist der *andere* Abweg!“

Diese beiden Abwege hat der Thathāgāta vermieden;<sup>313</sup> denn er legt die Lehre des *Mittleren Weges* dar: [nämlich die des augenblicklich-ursächlichen Weiterwirkens von Unwissenheit und Fehlverhalten sowie von Weisheit und Tugendhaftigkeit].“ (...)«

Wann diese Fragen samt der Beantwortungen den Weg von Indien über die persischen Handelsstraßen bis nach Athen gefunden haben, ist nicht genau zu ermitteln; sicherlich ist dies noch in der Zeit des Bestehens der Persischen Reichs erfolgt.

Doch nun ist es *an* der Zeit, *in* der Zeit rasch ein paar Jahrzehnte vorwärts zu eilen, um so den – hier bereits teilweise betrachteten – Sokrates und sein Lehren und Leben darzustellen:

*Sokrates von Alopeke* [469 – 399], einem Dorf nahe bei Athen, war des Sohn eines Steinmetzen und einer Hebamme. Über seine erste Lebenshälfte ist auch der Antike nichts Gesichertes bekannt; und auch das von mir nun zu seinem Werdegang Gesagte sind nichts als mehr oder weniger gut begründete Vermutungen.

Er wird wohl in seiner Kindheit die in Attika übliche Grundausbildung in Lesen und Schreiben sowie in Mathematik, Musik, Poesie und Gymnastik erhalten haben. Vom Jünglingsalter ab wird er – wie dies vor der Industrialisierung weltweit so üblich gewesen ist – im Handwerksbetrieb seines Vaters gelernt und gewirkt haben.<sup>314</sup> Dass er dem Steinmetz-Beruf sonderlich viel hat abgewinnen können, das darf sehr wohl in Zweifel gezogen werden: Sowie es ihm möglich geworden ist, in die Hauptstadt Athen umzuziehen, hat er sich nicht nur von dieser Werkstatt, sondern auch von diesem Beruf auf Dauer verabschiedet; und in seinen Beispielen geht er nirgendwo auch nur andeutungsweise auf diese Handwerkskunst ein.

Nicht zu unrecht wird vermutet, dass seine Mutter ihren Beruf als Hebamme sehr gewissenhaft ausgeübt hat, dass sich dies insbesondere unter den Wohlhabenden Athens herumgesprochen hat, dass diese Frau vom Lande daher auch von den reichen Damen der Stadt dann, wenn sich bei ihnen die Niederkunft anbahnte, geru-

---

<sup>313</sup> „Bhagavan“ ist in diesen Texten am besten mit „Erhabener Herr“ wiederzugeben; und „Tathāgāta“ – die von Buddha Śākyamuni zumeist gebrauchte Selbstbezeichnung, wörtlich zu übersetzen mit: „So-Gegangener“ – meint sicherlich: „So-zum-Höchsten-Ziel-Gegangener“.

<sup>314</sup> Höchstwahrscheinlich war sein Vater – und damit auch er selber – bei dem von Perikles betriebenen großangelegten Ausbau der Akropolis Athens als Steinmetz tätig, vielleicht sogar im Behauen und grobem Vorformen von Steinen für jene Steinmetzen und Bildhauer, die dann aus solchen Rohlingen Figuren zu gestalten hatten. Dass jedoch Vater und Sohn dabei selber als Bildhauer tätig gewesen sein sollen, das darf anhand der Quellenlage füglich bezweifelt werden.

fen wurde, und dass Sokrátés mit dem etwa gleichaltrigen Krítón auf eben diese Weise in Kontakt kamen, die sich sodann zu einer dauerhaften Freundschaft entwickelt hat.<sup>315</sup> Auf diesen armen wenngleich blitzgescheiten Sokrátés, der sich im Kampf mit der Waffe wie auch im Kampf mit dem Wort als gleichermaßen trefflich erwies, hat sich Krítón – dem früheren Wortsinn des Ausdrucks „Freund“ gemäß – unbedingt verlassen können. Und höchstwahrscheinlich war es Krítón, der dem Sokrátés die – teure – Rüstung gekauft hat, mit der dieser sich sodann in den Feldzügen Athens als Gewappneter durch – mit höchster Besonnenheit gepaarter – Tapferkeit ausgezeichnet hat.

Nach Athen wird Sokrátés – mit des Krítóns Unterstützung – wohl irgendwann in den Jahren 430/425 umgesiedelt sein,<sup>316</sup> vermutlich nach dem Tod seines Vaters und verbunden mit der Aufgabe seines Handwerksbetriebs. Ziel dieses Umzugs dürfte es gewesen sein, einerseits die Laien-Verbindung zum dortigen Apóllon-Tempel zu festigen und zu kräftigen, und andererseits – wohl im Einvernehmen mit den Priestern dieses Tempels – sein Wissen bei den vor wenigen Jahren in Athen eingetroffenen fremden Weisheitslehrern – den Sophistés – zu erweitern und sein Reden weiter zu schulen.

So hat er – zusammen mit dem Dichter Eyripídes und Anderen – dort die von Anaxagóras und Aspasía eröffneten philosophisch-naturwissenschaftlichen Hochschulen besucht; und mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit hat ihm Krítón dies ermöglicht. Bei Anaxagóras dürfte dem – in Geometrie und Arithmetik wohl etwas schwächeren – Sokrátés dabei wohl der in dieser Schule als Tutor wirkende Archélaos unter die Arme gegriffen haben.<sup>317</sup>

---

<sup>315</sup> Zudem wohnte Krítón gleichfalls in Alopeke oder besaß dort zumindest ein Landgut; und er war bereits vor dem Umzug des Sokrátés nach Athen mit diesem eng befreundet.

Nicht auszuschließen ist daher auch, dass Sokrátés bereits vor seinem Umzug nach Athen Verbindung zum Apóllon-Tempel in *Athen* gesucht und gefunden hat, dass Krítón diesem Tempel gleichfalls verbunden gewesen ist, und dass die dortigen Priester den Krítón auf das Erfordernis der Schulung und der Vervollkommnung dieser Fähigkeiten des Sokrátés aufmerksam gemacht haben.

<sup>316</sup> Denn die den Sokrátés als Anaxagóras-Anhänger verunglimpfende Komödie „Die Wolken“ des Aristophánes ist 423 aufgeführt worden [und hat im Wettbewerb der Poeten allerdings nur den dritten Platz erhalten].

NB: Aristophánes hat seine Figur des Sokrátés *auch* als einen *Grübler über die Geheimnisse der Natur* dargestellt. Zu Recht stellt Diogénes Laértios daher – nicht ohne Stirne-Runzeln, dabei allerdings mit Blick auf den vorletzten Teil von Pláton's „Phaidon“ – fest, dass an der Behauptung, Sokrátés sei an Fragen der Naturphilosophie nicht sonderlich interessiert gewesen, etwas grundsätzlich falsch sein muss.

NNB: Nicht nur Aristophánes, sondern auch andere Poeten – genannt werden: Eypolis, Kratinos, Ameipsias – haben versucht, mit Komödien, in denen Sokrátés herabgesetzt wurde, ihren eigenen Aufstieg als Poeten zu forcieren. Dass sie in diesen Bemühungen zudem auch durch Gefühle des Neids auf die Erfolge des Eyripídes – der mit Sokrátés eng befreundet gewesen ist, der diesem guten und aufrichtigen Freund seine dramaturgischen Texte jeweils vorab zum Lesen und zum Korrigieren überreicht und sodann des Freundes Empfehlungen stets berücksichtigt hat – geleitet gewesen sind, darf mit Fug und Recht angenommen werden.

<sup>317</sup> Die Darstellung, die Pláton im „Phaidon“ vom Verhältnis des Sokrates zu Anaxagóras gibt – „Als ich jemanden aus einem Buch, angeblich des Anaxagóras ...“, darf als gewollte Täuschung der Leser gedeutet werden, somit als Lüge, keinesfalls jedoch nicht als dichterische Freiheit, und schon garnicht – seiner Ausrede im „Siebten Brief“ gemäß – als Spaß und Scherz.

Da Sokrátēs zu dieser Zeit bereits in seinem fünften Lebensjahrzehnt gestanden ist, dürfte ihm das Erlernen der damaligen Arithmetik und Geometrie auf deren zwischenzeitlich hohen Niveau nicht möglich gewesen und daher dessen Anstreben nicht als ratsam erschienen sein. Aber daher blieben ihm die mathematischen Begründungen einerseits der Lehre des Demókritos und andererseits der des Anaxagóras verschlossen, und damit die Möglichkeit, sich nach einer eingehenden Untersuchung solcher Lehren sich für eine von ihnen zu entscheiden oder hingegen – in Abhebung von ihnen – eine eigene zu entwickeln, die über die bis dahin vertretenen Naturphilosophien hinausführt. Hingegen den Wert einer zutreffenden Naturlehre insbesondere für die eigene Lebensführung – mit dem Ziel der Einfügung der eigenen Person in das Weltganze – hat er nie infrage gestellt. Vielmehr hat er für sich *das* als gesichert genommen, was er im Verlauf einer Einweihung – wohl im Apóllon-Tempel durch einen Magier aus dem Orient – von der Erdkugel als Beschreibung des Erdenrunds erhalten hat.

Mit jenem Archélaos hat er sodann auch eine Schiffsreise nach Samos unternommen, nach Diogénes Laértios: angeblich, um dort die weise Priesterin Diotíma aufzusuchen.<sup>318</sup>

Auch zu Lande scheint er Attika als Zivilist nur einmal für Tage oder allenfalls für Wochen verlassen zu haben, nämlich: auf seiner Reise nach Delphi, um sich – wie ich vermute – sich im dortigen Tempel von den Priester-Gelehrten – insbesondere den Priestern des Apóllon-Kults – in deren allgemeinen Lehren unterweisen wie auch in deren geheim[er]e Lehren einweihen zu lassen,<sup>319</sup> sowie nach Delphi, um dort das Orakel der Pythía aufzusuchen und zu befragen.

Über die Lehrzeit des Sokrátēs ist uns nichts Zuverlässiges überliefert. Insbesondere wissen wir nichts über sein Verhalten zu dem nach Athen übersiedelten Protagóras. Aber die Hypothese, er habe tagaus-tagein einen großen Bogen um dessen

---

Dabei hätte Plátōn sich daran erinnern müssen, was er in der „Apologie des Sokrates“ eben diesen Sokrátēs sagen lässt:

»Sokrátēs: „(...) Ich soll demnach wohl Sonne und Mond nicht für Götter halten wie die übrigen Menschen?“

Meletos: „So, Ihr Richter, ist es, beim Zeys: Er hält tatsächlich die Sonne für einen [glühenden riesigen] Stein und den Mond für eine Erd[kugel]!“

Sokrátēs: „Du meinst wohl, mein lieber Meletos, dass Du hier den Anaxagóras vor Dir hast; und Du denkst geringschätzig von den Richtern, indem Du sie als Fremdlinge in der Bücherwelt darstellst, die [angeblich] nicht wissen, dass die Bücher des Anaxagóras von derartigen Aussagen geradezu wimmeln?! (...)“«

<sup>318</sup> Dies war die einzige Seereise, die Sokrátēs freiwillig – d.h.: als Zivilist – unternommen hat. Dass sie im Zusammenhang mit einer Strafexpedition Athens gegen die aufmüpfigen Verbündeten von Samos erfolgt sei, darf als ausgeschlossen gelten; denn diese Reise wird in der Liste der Feldzüge, zu denen Sokrátēs einberufen worden ist, nicht aufgeführt.

Hinsichtlich der Figur *Diotíma*, die Platon in seinem Monolog-Folge „Symposion“ aufbaut, gibt es diese Möglichkeiten: (1) Sie ist von Platon frei erfunden. (2) Platon zeichnet da – mehr oder weniger zutreffend – eine historische Person nach: (a) eine Priesterin von Samos, (b) die Aspasia, (c) eine Priesterin oder Seherin aus dem Tempel von Delphi.

Ich habe [noch] keine Meinung darüber, wofür ich mich hier entscheiden sollte.

<sup>319</sup> Der Gott Apóllon war im griechischen Raum mit – von Gegend zu Gegend – unterschiedlichen Funktionen, von der Dichtung über die Weisheit bis hin zur Arznei. Unter den Häretikern – die auch und vor allem unter den Priestern vorzufinden gewesen sind – hat der Name „Apóllon“ zudem als Code-Wort für den [ägyptischen?] Sonnengott gedient.

neu ins Leben gerufene philosophisch-rhetorische Hochschule gemacht, widerspricht jeder Wahrscheinlichkeit. Vielmehr ist anzunehmen, dass die philosophische Hochschule des Protagóras – nachdem dieser in Athen mit der Lehre des Anaxagóras vertraut geworden ist, sich daraufhin von der Naturphilosophie weitgehend abgewandt und sich den allgemeinen Themen der Philosophie zugewandt hat, da vor allem der Sprachphilosophie einschließlich der Lehre von der Wahrheit, sowie der Argumentationstheorie, im damaligen Sprachgebrauch: der Rhetorik – für Sokrátes dann genau der richtige Ort zur eigenen Fortbildung gewesen; und der gelehrige Schüler dürfte dann von Protagóras recht bald als Tutor zur Betreuung der nicht ganz so gelehrigen Schüler ernannt und eingesetzt worden sein. Aber das alles sind – zwar plausible, jedoch am Stand der Überlieferung nicht zu erweisende – Vermutungen.

Der aus ärmlichen Verhältnissen stammende Protagóras hat – wie alle finanziell nicht satt ausgestatteten Philosophen damals wie heute – zwar für seinen Unterricht erwartet und auch erhalten; aber ihm schien bekannt gewesen zu sein, dass für einen Armen der Besitz von einer Drachme mindestens so viel bedeutet wie für einen Reichen der Besitz von fünfzig Drachmen; und er hat daher – meiner Sicht nach – das Schulgeld gestaffelt gesetzt, abhängig von dem, was den Schülern ein so und so großer Geldbetrag wert ist. Dass er hingegen – wie uns Pláton suggeriert<sup>320</sup> – pro Woche oder gar pro Tag 50 unterschiedliche Unterrichtsklassen für die Geldbeträge zwischen 1-er Drachme und 50 Drachmen gegeben habe, das mag glauben, wer will.

In dieser Hochschule des Protagóras also hat – meiner Vermutung nach – der nicht mehr ganz so junge Schüler Sokrátes, der durch seine Schlagfertigkeit dem Protagóras sicherlich sofort aufgefallen ist – sich von diesem in der Kunst des rationalen Argumentierens und Debattierens – kurz: in der Rhetorik – ausbilden und vervollkommen lassen. Ich vermute – ohne diese Vermutung untermauern zu können –, dass die Abschluss-Prüfung dieses Vorzeige-Schülers Sokrátes von Protagóras aus Reklame-Gründen öffentlich sowie von ihm selber als Debatten-Partner erfolgt ist, wie auch, dass diese Debatte unentschieden ausgegangen ist, was den Sokrátes dann mit einem Schlag als den ersten Athener Philosophen über Attika hinaus bekannt und berühmt gemacht hat: Nicht nur bis Delphi ist sein Ruhm gedrunken, sondern sogar bis in das nordostafrikanische Kyrenaia.

Dass dem Sokrátes, nachdem er die Schule des Protagóras mit Auszeichnung verlassen hat, sodann nicht verlassen in einer Ecke des Athener Marktes herumgestanden ist, sondern da sofort einen Schülerkreis vorgefunden hatte, das erkläre ich mir so: Zumindest einige der Schüler des Protagóras, für die Sokrátes zuvor als Tutor gewirkt hatte, sind diesem ersten großen heimatlichen Weisheitslehrer treu geblieben und haben sich um ihn – statt wie zuvor in den Hallen jener Schule – nunmehr am Rande des Athener Markts bei den Geldwechsler-Tischen eingefunden, somit an jenem Ort, den angereiste Fremdlinge zum Zweck des Geld-Umtauschs zumeist als erstes aufgesucht haben werden. Nicht wenige von diesen werden dann auch – eine Stunde oder länger – interessiert den Disputen dieses sonderbaren Mannes, dessen schrulliges Aussehen das Negativbild von Perikles gewesen ist, zugehört haben.

---

<sup>320</sup> Diese unschönen und unwahren Worte legt Pláton in seinem Dialog „Kratylos“ dem Sokrátes in den Mund. Dies und manches Andere von dieser Art gehört – leider, wie man sagen muss – zu Pláton's Charakter.

*Dass* überhaupt Geld für das Geben von Unterweisungen zu nehmen ist, *das* könnte mit einer Erfahrung verbunden sein, der gemäß *das* von den Menschen *nicht* geschätzt wird, das sie *umsonst* und *ohne* eigenen Aufwand erhalten.

Zugehört haben wird ihm da wohl auch einmal der Dichter Eyrípides; und er hat sich ihm dann fest angeschlossen, hat daher sodann zu des Sokrátes' engerem Kreis gehört, und hat mit diesem Lehrer dann offenkundig auch Freundschaft geschlossen. Diesem Lehrer hat er seine poetischen Entwürfe vorab gezeigt und überlassen; und dessen Rat zur Text-Gestaltung in poetischer wie vor allem auch in philosophischer Hinsicht zur Seite gestanden. Und eben diesem Eyrípides ist es geglückt, eine Kopie der Schrift des Herákleitos in Athen zu erhalten; und er hat diese sodann dem Sokrátes zur Verfügung gestellt. Als dieser Tage danach von dem Poeten danach befragt worden ist, was er von dieser Schrift halte, hat er ihm geantwortet: „Was ich davon verstanden habe, zeugt von hohem Geist, und – wie ich glaube – auch, was ich nicht verstanden habe; nur bedarf es [zum Verstehen dieses Tiefgründigen] eines delischen Tauchers!“<sup>321</sup>

Dies bestätigt mich in der Annahme, dass die seit Alters her geäußerte Vermutung, Sokrátes sei für einige Zeit auch Schüler des Kratylos gewesen, seine Richtigkeit hat. Die Lektüre dieser Schrift des Herákleitos wie auch die hierzu von Kratylos erhaltenen Darlegungen dürften den Sokrátes dann in seiner zwischenzeitlich gewonnenen Überzeugung bestärkt haben, dass im Bereich des naturwissenschaftlichen Forschens ein festes – und daher diesen Namen verdienendes – Wissen nicht zu erlangen ist.

Möglicherweise hat er die gemeinsame Reise mit Philólaos nach Samos deswegen unternommen, um dort noch andere Jünger des Herákleitos sprechen zu können.

Diese Einsicht, dass die Dinge kein festes und unveränderliches Sein ihr Eigen nennen, aber – weil sie ja nicht die Gegenstände eines Traums sind – auch kein Nicht-Sein haben, dass somit Alles ausschließlich ein Werden ist, werden ihn – neben seiner Kenntnis in seine unzureichend entwickelten mathematischen Fähigkeiten – wohl zu seiner Einsicht geführt haben, dass er in den diese Welt betreffenden Dingen besser keine eigenen Forschungen unternehmen sollte:

★ Ein festes und unveränderliches Wissen von dem, was außerhalb seines Geistes aufzuspüren ist, das ist ihm wie auch jedem Anderen verschlossen.

★ Ein Wissen von dem, was innerhalb seines Geistes aufzuspüren ist, das ist ihm zwar nicht verschlossen, aber bislang nicht bekannt, weil noch nicht aufgespürt: Es müsste dies ein sich im Fließen befindliches Wissen eines sich im Fließen befindlichen Suchenden über das sich im Fließen befindliche zu Suchende sein.

Sein gelegentlich stundenlang erfolgendes Aussetzen aller gröberen äußeren Betätigungen mag das Ziel verfolgt haben, das Auge des Geistes nach innen – auf eben diesen Geist – zu richten und auf ihn gerichtet zu halten.

Und in eben diesem Sinn verstehe ich seinen bekannten – wenngleich wahrscheinlich auch vor ihm bereits von Weisen geäußerten – Ausspruch:

- „Ich weiß nichts, außer eben dies, dass ich nichts weiß.“

---

<sup>321</sup> Die Taucher von der im Zentrum des ägäischen Meers gelegenen Insel Delos scheinen die Kraft und den Atem gehabt zu haben, beim Suchen – wohl von Muscheln und den darin eventuell enthaltenen Perlen – besonders tief [und damit eben auch besonders lange] tauchen zu können.

Das Einbeziehen des Erkennenden in seine Erkanntes kommt nun aber dem Wechsel der Ebene des Reflektierens gleich und bewirkt eine Erweiterung und Vertiefung des bis dahin Erkannten.

Das Einbeziehen des – dieses erweiterte Erkannten erkannt habenden – Erkennenden ... :  
Wie tief ist da in die Tiefen des eigenen Geistes einzutauchen?

Denn das *eine* Wissen – genauer natürlich: das *Nicht-Wissen* – bezieht sich auf *Äußeres*, das *andere* Wissen – und dann – das *Wissen* – hingegen auf *Inneres*, nämlich auf *Geistiges*. Und nur so ist dieser Satz mit dem anderen in Einklang zu bringen, den er, Andere ermahmend, häufig geäußert hat:

- „Nur *eines* ist ein *wirkliches Gut*, nämlich: das *Wissen*; und nur *eines* ist ein *wirkliches Übel*, nämlich: die *Unwissenheit*.“

Zu den Schülern des äußeren Kreises um Sokrates haben neben Männern auch unverheiratete Frauen gehört;<sup>322</sup> und wohl auch in den inneren Kreis des Jünger des Meisters dürfte sich die eine oder andere Unverheiratete durch den sich in ihren Argumenten ausdrückenden Geist Zutritt verschafft haben. Geht man – was allerdings gänzlich unbeweisbar ist – davon aus, dass der Name „Diotíma“ aus des Sokrates‘ Mund gekommen ist, so ist bei der Frage, wen er damit denn wohl gemeint haben dürfte, auch dieser folgende Tatbestand nicht außer acht zu lassen:

Drei Söhne hatte Sokrates. An seinem Todestag war der älteste 11 [oder: 16] Jahre, der mittlere 4 [oder: 7] Jahre und der jüngere etwa ein Jahr alt. Und mit zwei Frauen war Sokrates verheiratet, wengleich sicherlich nicht – entgegen einigen Vermutungen – zur gleichen Zeit, sondern nacheinander: mit der Mýrto, und mit der Xanthíppe. Da die Xanthíppe die Ehefrau zur Zeit seines Lebensendes gewesen ist, gehe ich davon aus, dass sie ihm die beiden jüngeren Söhne geschenkt hat; und da sie zu dieser Zeit noch recht jung gewesen ist, bin ich der Ansicht, dass sein ältester Sohn nicht das Kind der Xanthíppe, sondern dann eben das der – zwischenzeitlich vielleicht an einer der vielen Seuchen, die in dem engen Athen deren Bewohner von Zeit zu Zeit dezimiert hatten, verstorbenen – ersten Ehefrau Mýrto gewesen ist.

Die Verhehlung mit der Mýrto dürfte somit stattgefunden haben, als Sokrates sein sechstes Lebensjahrzehnt begonnen oder dessen Mitte erreicht hatte; und die Ehe mit der Xanthíppe wird dann wohl um die Mitte seines siebten Lebensjahrzehnts erfolgt sein. Berichtet wird, dass er mit seinem älteren Sohn allerhand Kinderspiele – wie etwa: das Steckenpferd-Reiten – öffentlich durchgeführt hat, was die Mehrheit der *Besseren Leute* mit Missbilligung betrachtet haben.

Ihn selber haben diese Nach-Reden nicht weiter gestört; vielmehr hat er darauf hingewiesen, dass die Reichen ihren Kindern Geld für Betreuer geben, wohingegen er seinem Kind Betreuung und väterliche Zuneigung vermittelt.

Der Name „Xanthíppe“ seiner zweiten Ehefrau ist mit „Blondes Pferd“ bzw. mit „Palomino“ wiederzugeben. Dies deutet – mit Blick auf die damaligen Gepflogenheiten bei der Namensgebung – darauf hin, dass sie von adeligen Geschlecht gewesen ist, wengleich sicherlich nicht von hochadeligem; und mit Blick darauf hat man die von Xenophon über sie ausgestreuten Verleumdungen, die von der Antike bis in unsere Tage den Wortgebrauch dieses Namens „Xanthíppe“ prägen, zu beurteilen: Sie sind Falschaussagen, vermutlich auch – da Xenophon den tatsächlichen Sachverhalt ja gekannt haben müsste – Lügen.

---

<sup>322</sup> Denn den verheirateten Frauen war dies nicht möglich: jenen aus ärmeren sozialen Schichten deswegen nicht, weil sie zur Sicherung des Lebensunterhalts im Kleinbetrieb ihres Mannes mitzuwirken hatten; und jenen aus den *besseren Kreisen* deswegen nicht, weil sie sich mit der Heirat in einen *Goldenen Käfig* begeben hatten.

Verpönt – wengleich besucht – waren die Dirnen; angesehen hingegen waren die Hetären.

Im Gegensatz zu Xenophon schildert Pláton die Xanthippe als eine ganz normale Frau ohne jede Spur von Bösartigkeit. Und andernfalls hätte sich der hochadelige Pláton nach des Sokrátes' Tod sicherlich auch nicht in die Witwe verliebt.

Ich schließe mich der – da und dort zaghaft vorgetragenen – Vermutung an, wonach die Xanthippe eine Schülerin des Sokrátes gewesen ist, und höchstwahrscheinlich eine Jüngerin aus seinem inneren Kreis. Nach ihrer Heirat mit Sokrátes hat sie allerdings an diesen Disputen auf dem Markt nicht mehr teilnehmen können; denn von da an hatte sie den Haushalt zu versorgen und – noch bevor sie selber Kinder bekam – den jungen Sohn des Sokrátes aus erster Ehe zu betreuen. Aber sie wird – so stell' ich mir dies vor – ihren Ehemann abends nach seiner Heimkehr sodann beim Abendessen und vor dem Zubettgehen befragt haben, wie den der Tag verlaufen ist, worüber gesprochen worden ist, und was dabei von wem vorgetragen worden ist; und sie wird sich dies am anderen Morgen aufgeschrieben haben, sowie sie sich dafür dann Zeit hat erübrigen können.

Und nach dem Tod ihres Gatten Sokrátes hat sie diese Aufzeichnungen dann – nicht dem Pláton sondern – dem Aischínes vermacht.

Bereits Jahre vor seiner Hinrichtung muss dem Sokrátes bekannt gewesen sein, dass er nicht eines natürlichen Todes sterben wird; und, dieses Vor-Wissen nicht außer Acht lassend, hat er in den Jahren danach sein Leben gestaltet.

Aristotéles berichtet, dass Sokrátes auch Kontakt mit einem *syrischen Magier* – in anderen Worten: mit einem syrischen Priester-Philosophen – gehabt hat, und dass dieser ihm sein gewaltsames Lebensende vorhergesagt hat: Dazu hat dieser allerdings nicht der Propheten-Gabe bedurft; vielmehr hat für ihn dazu die Kenntnis von den Athener Gesetzen zur Verleugnung der staatlichen Götter wie auch die Kenntnis von der Unbeugsamkeit des Sokrates hinsichtlich seiner Auffassung von rechtem Verhalten ausgereicht. Nicht zu beweisen, wenngleich höchst wahrscheinlich ist es, dass dieser Gast aus Syrien vom wissbegierigen Sokrátes über alle Lehren aller Weisen des Ostens befragt hat.<sup>323</sup>

Wann – d.h.: in welchem Lebensjahr des Sokrátes – diese Begegnung stattgefunden hat, und von wann ab Sokrátes mit dem Leben in Bedürfnislosigkeit begonnen hat – ob erst nach dieser Begegnung und durch sie veranlasst, oder bereits vor dieser Begegnung und durch sie gefestigt –, das wird unbekannt bleiben; und unbekannt bleiben wird auch, wann Sokrátes damit begonnen hat, seinen Mantel nach der Art eines buddhistischen Bhikṣus – die rechte Schulter frei gelassen, und das Mantel-Ende über die linke Schulter geworfen – zu tragen, und warum er dies so gehandhabt wird. Nur zum Schutz des Körpers hat er diesen Mantel getragen: im Winter gegen die Kälte, und im Sommer gegen die Hitze; und barfuß ist er gegangen, gleichgültig, wie eben oder wie rauh der Weg auch gewesen ist. So hat er sich unentwegt in Bedürfnislosigkeit geübt.

Irgendwelchen – angeblichen oder tatsächlichen – Göttern Opfergaben darzubringen, das ist zwecklos: hinsichtlich der nichtbestehenden ohnehin; aber auch hinsichtlich der bestehenden, da sie bedürfnislos sind:

---

<sup>323</sup> Der zum Sterben bereite Sokrátes weist seine Getreuen ausdrücklich daraufhin, dass sie – ohne Kosten zu scheuen – die Weisen nicht nur Griechenlands sondern auch der Barbarenländer – und das hat geheißen: des Ostens – hin, die nach seinem Tod aufzusuchen und zu befragen haben.



- ◊ „Wer am wenigsten bedarf, der ist den Göttern am nächsten!“ [weil unter den Göttern zumindest Apóllon und seine Schwester Ártemis nichts bedürfen];
- ◊ „Wie zahlreich sind doch die Dinge, derer ich nicht bedarf!“ [beim Anblick der massenhaften Verkaufsartikel auf dem Athener Markt].

Auch dies wird weit über Attika hinaus bekannt geworden sein. Jedenfalls hat die Pythía – das Orakel von Delphi – Jahre später dem sie um einen Weisheitsbringer – um einem Sophisten – befragenden *Chairephon* dies geantwortet:

- „An Weisheit nimmt es keiner mit Sokrátes auf.“

Dass sich diese Weisheit dabei *allein* auf dessen Schlagfertigkeit bezogen habe sowie auf dessen Erdulden von ihm durch Andere zugefügten Unbill, das mag glauben wer will.

Wenig erstaunlich ist es, dass in dem – von Perikles und seinen Anhängern abgesehen – geistig engstirnigen Athen die Anzahl der Neider und Missgünstigen keinesfalls kleiner war als die der Bewunderer und Anhänger; ja: dass insbesondere die gewerbsmäßigen Wahrsager diesem Anaxagóras-Schüler, der den Wert ihrer jeweiligen Weissagungen mit Argumenten des Anaxagóras beurteilte – sich in ihrer Berufsausübung von diesem Sophisten bedroht fühlten und ihn daher mit übler Nachrede bedachten. Zwei Zeugnisse davon wie auch des Sokrátes' schlagfertige Antworten seien hierzu aufgeführt:

\* Als jemand [dem Sokrátes] berichtete, ein [bestimmter Athener] führe üble Reden gegen ihn, bemerkte er hierzu [lediglich]: „Recht so! Denn von guten Reden versteht er nichts.“

\* Jemand machte ihn auf einen Verleumder [und dessen niederträchtige Aussagen über Sokrátes] aufmerksam, worauf dieser [lediglich] anmerkte: „Nein, das trifft mich nicht! Denn an mir findet sich nichts von dem, was er vorträgt.“

Sehr erstaunlich ist es allerdings, dass von seinen Lehrinhalten so wenig an Gesichtertem erhalten geblieben ist, dass jeder Versuch, das Gebäude seiner Gedanken zu errichten, gänzlich in der Schwebe bleibt, sozusagen auf *Wolken* gegründet ist:

\* Denn Aristotéles hat den Sokrátes nicht persönlich gekannt und ist mit dessen Lehre nur aus zweiter oder dritter Hand vertraut gemacht worden; zudem schildert er regelmäßig die Lehren Anderer durchweg in seiner eigenen Begrifflichkeit und daher von Haus aus mit Verzerrungen.

\* Xenophon berichtet von der Lehre des Sokrátes zwar mit getreuem Gemüt, aber eben nur so viel, wie er von ihr verstanden hat; und dies war viel, was an der Oberfläche zu erfassen ist, jedoch nichts von dem Tiefgang, zu dessen Ergründen man eines *Tauchers von Delos* bedurft hätte.<sup>324</sup>

---

<sup>324</sup> Allerdings ist auch Xenophon da und dort mit Vorsicht zu genießen: Denn auch er verdreht in einigen Fällen die Wahrheit in ihr Gegenteil, und dies mit dem unschuldigen Gesichtsausdruck eines biedereren Berichterstatters; dies gilt insbesondere hinsichtlich seiner Darstellung der Xanthíppe. Unklar ist mir, was ihn dazu verleitet hat: (1) die Projektion des Verhaltens sei-

\* Die Komödie „Die Wolken“ des Aristophanes, die nach der Ur-Aufführung nur den dritten Preis erhalten hat, ist ein derart erbärmliches Machwerk, dass es auch jetzt in den Ausgaben seiner Werke zumeist versteckt gehalten wird; denn auch jemand, der von Sokrates noch nichts weiß, erkennt bei der Lektüre dieser Komödie bereits nach wenigen Seiten, dass sie aus giftsprühender Gehässigkeit heraus verfasst worden ist und daher in keinem Wort auf Sachlichkeit hin ausgerichtet ist.<sup>325</sup>

\* Schriften von den verschiedenen Lehrinhalten des Sokrates hat, allem Anschein nach, dessen [zweite] Ehefrau Xanthippe besessen; nach dem Tod ihres Mannes hat sie diese dessen treuesten Schüler anvertraut, dem Aischines.<sup>326</sup> Diese sind allerdings der Vergessenheit anheimgefallen, da Platon nicht nur ihn, sondern mit seinen eigenen Schriften auch dessen Schriften in den Schatten gestellt hatte.

\* Schließlich gibt es noch die – später so genannten – Schuster-Gespräche des Sokrates mit dem Schuster Simon; davon – worauf sogleich noch zu berichten sein wird – sind jedoch nur die Kapitel-Überschriften erhalten geblieben.

Aus den erhalten gebliebenen Titeln dieser Schuster-Gespräche geht hervor, dass Sokrates das Disputieren nach den strengen Regeln des Wahrheitserhaltenden Schließens nicht nur gekannt, sondern auch thematisiert – d.h.: sie zum Gegenstand eines Disputs oder zumindest eines Lehrgesprächs – gemacht hat. Und höchstwahrscheinlich hat es Ansätze zu diesem Festlegen der Regeln des Wahrheitserhaltenden Schließens – in den Worten der Gegenwart: der Logik, genauer: der deduktiven Logik – bereits bei Protagoras gegeben. Denn das rationale Wechselgespräch – anders gesagt: das nach den Gesetzen der Logik erfolgende Streitgespräch – ist ja keinesfalls von Sokrates erfunden, wohl aber von ihm perfektioniert worden.

Dass Sokrates auch eine Naturphilosophie gekannt und anerkannt hat, dass er sie – wegen der althergebrachten Annahme, der gemäß die Dinge des Welt-Ganzen einen unvermittelten Einfluss auf das Befinden des Einzelnen hat – auch gelehrt hat, das ist zu vermuten, *das* wird *auch* von Diogenes Laertios angenommen, nämlich mit Bezug auf die in Platons „Phaidon“ vom *platonischen* Sokrates gegebene Kosmologie:

---

ner späteren – dorischen – Ehegattin auf seine – attische – Jugendliebe Xanthippe, oder (2) das Umschlagen von Liebe in Hass nach der Zurückweisung seiner Liebesbezeugung [und der Flucht in das Abenteuer eines Kriegszugs gen Osten], oder (3) ...

<sup>325</sup> Anaxagoras hatte abgestritten, dass Blitz und Donner ein Werk des erzürnten Götterkönigs Zeús ist, und behauptet, diese Naturereignisse hätten *keine übernatürlichen*, sondern vielmehr *natürliche* Ursachen, bewirkt durch das Zusammenprallen von bestimmten *Wolken-Formationen*.

Immerhin zeigt dieser Titel an, dass Sokrates wohl schon recht bald nach der Ankunft des Anaxagoras in Athen dessen Schüler geworden ist. Und Platons diesbezügliche Vertuschungsversuche im „Phaidon“ müssen daher als das genommen werden, was sie sind, nämlich: Irreführungen der Leser seiner Schriften.

NB: Die Schmach, die Aristophanes sich selber mit diesem Machwerk zugefügt hat, wird erst enden, wenn niemand mehr etwas von ihm weiß.

<sup>326</sup> Ich gehe davon aus, dass Sokrates seine Gedanken nie schriftlich niedergelegt hat, wohl deswegen, weil er diese bis zu seinem Lebensende noch als *in statu nascendi* erachtet hat, die es immer noch und immer erneut zu überprüfen und ggf. zu verbessern und zu vervollständigen galt: Dass er also – in seinem Selbstverständnis – *keine Philosophie*, wohl aber ein ununterbrochenes *Philosophieren* gegeben hat.

Dass dem so gewesen ist, dafür gibt es in den Berichten keinerlei Belege. Diese von mir hier vorgetragene Vermutung ist und bleibt daher eine Vermutung.

Von *Eingeweihten* – und zu denen hat Pláton ja *nicht* gehört – hat dieser Sokrátes das da vorgetragene *Wissen* von der Erdkugel erhalten; denn die diesbezüglichen Lehren des Anaxagóras und des Demókritos sind ja letztlich nur *Meinungen*, wie stimmig sie in sich jeweils auch erscheinen mögen.

Meine feste – wenngleich sich auf keinerlei Daten stützende – Vermutung geht dahin, dass dieser Eingeweichte niemand anderer als jener syrische Wander-Priester gewesen ist. Dafür spricht die Einteilung der Erdoberfläche durch *sechs* [!] durch die Pole verlaufende *Großkreise* und damit von Pol zu Pol in *zwölf Längengraden*, genauer gesagt: in *zwölf Längflächen*. Ich vermute, dass dieser Gast aus Syrien dem Sokrátes – und den Priestern des Athener Apóllon-Tempels – zur Verdeutlichung der Lehre, dass Griechenland nicht flach, sondern gewölbt ist, als Modell einen Ball für die Erdkugel genommen hat, auf der die einzelnen Längflächen bunt eingezeichnet gewesen sind, und auf der er ihm da hat verdeutlichen können, warum auf dieser Kugel-Oberfläche ein hinreichend kleiner Teil kaum von einer ebenen Fläche zu unterscheiden ist.<sup>327</sup> Pláton's Wiedergabe, hier jedoch befreit von seinen breiten – und heute ja kaum noch begeisternden – Ausschmückungen, lautet:

»(...) „Hör' also,“ sprach Sokrátes zu Simmias und Kebes, „was ich zu [Euch nun zu berichten habe]:

Als ich noch jung war, mein Kebes, da hatt' ich das unbezwingbare Verlangen nach jener Weisheit, die man „Naturkunde“ nennt.<sup>328</sup> Denn sie hatte für mich etwas Erhabenes als Quelle der Kenntnis der Ursache eines jeden Dinges: warum es entsteht, warum es vergeht, warum es ist. Und oftmals wand ich mich förmlich hin und her, um Fragen wie diese zu entscheiden: ob, wenn das Warme und Kalte in Fäulnis gerät, wirk-

---

<sup>327</sup> Ich gehe davon aus, dass Pláton bereits recht bald nach dem Tod des Sokrátes eine Urfassung des Dialogs „Phaidon“ erstellt hat, die er sodann in den späteren Jahren mehrfach überarbeitet und mit neuen Thesen ergänzt hat; die letzte Fassung davon ist dann jene zu uns gekommene, die bereits die Ideen-Lehre enthält. Ich stütze mich bei dieser Annahme auf die vielen Ungereimtheiten in diesem Werk.

Diese Ungereimtheiten sind auch den Lesern der Antike nicht verborgen geblieben. So bemerkt Diogénes Laértios [mit deutlich vernehmbarer Verwunderung]:

„Mir will es scheinen, als hätte Sokrátes auch die Naturphilosophie zum Gegenstand seiner Unterredungen gemacht. Ließ er sich doch auch auf Darlegungen über die Vorsehung ein, nach Xenophon's Zeugnis, obschon der nämliche Xenophon behauptet, er habe es in seinen Unterredungen nur mit den Gegenständen der Ethik zu tun. Ähnlich verhält es sich auch mit Pláton: In der „Apologie“ kommt er auf Anaxagóras und andere Naturphilosophen zu sprechen somit auf Dinge, von denen Sokrátes nichts zu wissen behauptet; und doch legt er da, wo er sich selbst über Naturphilosophie ausspricht, alles dem Sokrátes in den Mund.“

Pláton's eigene Naturphilosophie wird im „Timaios“ geschildert; deswegen geh' ich davon aus, dass die in der zweiten Hälfte des „Phaidon“ dargelegte Beschreibung der Erdkugel zumindest in deren Ansätzen von Sokrátes selber stammt [was natürlich nicht ausschließt, dass Pláton sie da und dort mit Horrorszenen ausgeschmückt hat, als Spaß und Scherz, wie er dies im „Siebten Brief“ so nennt].

<sup>328</sup> Dies dürfte mit Sicherheit auf den historischen Sokrátes zutreffen. Nur die versteckte Einschränkung auf seine Jugendzeit dürfte falsch sein, [es sei denn, er rechnet seine Jugendzeit bis zur Lebensmitte, ungefähr bis zu seinem 35-ten Lebensjahr].

Denn ohne jeden Zweifel war Sokrátes mit Hippokrátes von Kōos und Anderen der Ansicht, dass die Bewegungen im Weltall mit den Bewegungen von Körper und Geist einhergehen und verbunden sind. Die gängige Annahme, Sokrátes habe sich von der Naturkunde Ioniens abgewendet, ist falsch und darüber hinaus auch irreführend.

lich Lebewesen entstehen, wie Einige dies behaupten; und ob es das Blut ist, vermittels dessen wir denken, oder hingegen die Luft, oder das Feuer, oder nichts von [diesen Grundstoffen], sondern: ob es das Gehirn ist, das die Wahrnehmungen des Sehens, Hörens, Riechens, [Schmeckens, Tastens], bewirkt, aus dem dann Gedächtnis und Urteil entsteht, und aus Gedächtnis und Urteil schließlich, sowie dies aus dem Zustand des Schwankens herausgekommen ist, sich das Wissen bildet.<sup>329</sup> [Und in ähnlicher Weise untersuchte ich das Vergehen dieser Dinge, sowie auch [das Entstehen und Vergehen] der Erscheinungen am Himmel und auf der Erde. Und schließlich hatt' ich bei alledem zu erleben, dass ich mir für diese ganze Betrachtungsweise völlig untauglich vorkam. (...)]

Von einem Kundigen<sup>330</sup> bin [später] überzeugt worden, dass unser Erden[-rund] weder von der Beschaffenheit noch von der Größe ist, die von unseren Lehrern über diesen Gegenstand angenommen wird.“

„Wie steht es“, fragte dazu Simmias, „mit Deiner Ansicht darüber, Sokrates? Denn über die Erde hab' ich ebenfalls schon mancherlei gehört, aber Deine Ansicht samt Begründung noch nicht. Gern also möcht' ich sie hören!“

Und Sokrates antwortete: „Nun, mein Simias, den Sachverhalt selbst – wie er sich nach dieser Ansicht darstellt – zu schildern, dazu bedarf es nicht der Kunst des Glaukos';<sup>331</sup> aber die Gründe für die Wahrheit dieser Ansicht zu entwickeln, das ist so [aufwendig und] schwierig, dass dies mir selbst die Kunst eines Glaukos' zu übersteigen scheint. Schwerlich dürft' ich dazu imstande sein; und selbst, wenn ich über das dafür erforderliche Wissen verfügen würde, wäre das mir noch vergönnte Leben nicht lang genug für diese Erörterung.<sup>332</sup> Aber die Gestalt der Erd[-kugel] – wie sie nach meiner Ansicht beschaffen ist – und die Gegenden der Erd[-kugel] zu beschreiben, daran hindert mich nichts.“

„Nun, auch das genügt!“, meint Simmias.

„Meiner festen Überzeugung nach ist das Erden[-rund] ein kugelförmiger Körper, der sich in der Mitte der Weltkugel befindet.<sup>333</sup> Um diesen Körper in dieser Lage zu er-

---

<sup>329</sup> Sokrates war demnach Schüler sowohl des Anaxagoras als auch des Protagoras.

<sup>330</sup> Dieser Nebensatz darf nicht überlesen werden; denn er eröffnet das Verständnis sowohl der Ausbildung als auch des philosophischen Denkens und Lehrens des Sokrates.

<sup>331</sup> Glaukos war ein Sänger aus der mythischen Vorzeit, der mit seinem Gesang nicht nur Menschen, sondern – angeblich – selbst Delphine in seinen Bann hat ziehen können.

<sup>332</sup> Das stimmt nicht. Denn das Vorlesen des „Phaidon“ mit nachfolgendem „Timaios“ benötigt deutlich weniger an Zeit als die, welche dem Sokrates am letzten Tag seines Lebens zur Verfügung gestanden ist. Es wird sich hier demnach so verhalten, dass Platon dem Sokrates deswegen diese Ausrede in den Mund legt, weil er – Platon – zur Zeit der Niederschrift der Endfassung des „Phaidon“ noch keinen blassen Schimmer davon gehabt hat, wie das Ersetzen von kausalen Ursachen durch finale Ursachen halbwegs überzeugend zu erfolgen hat.

<sup>333</sup> Zur allgemeinen Überzeugung der Erdvermesser großen Stils und der Seefahrer in der Antike hat es gehört, dass die Erde nicht flach und somit gekrümmt – d.h.: kugelförmig – ist. Inwieweit nicht nur vereinzelte Pythagoräer, sondern auch jene Apollon-Priester, die Apollon mit Helios [= Sonne] gleichgesetzt haben, die Erdkugel als um den Sonnengott kreisend [und nicht umgekehrt den Gott um die Erdkugel herum tanzend] erachtet haben, und inwieweit Sokrates von solchen Priestern in dieses Geheimwissen bereits eingeweiht worden ist, das wird wohl nie mehr zu ergründen sein.

Jedenfalls darf davon ausgegangen werden, dass zwar Platon sich die Erde [und nicht die Sonne] als sich im Mittelpunkt des Weltalls befindend vorgestellt hat, dass dies hinsichtlich Sokrates nicht als selbstverständlich behauptet werden kann.

halten, bedarf es dabei weder der Luft noch eines anderen derartigen Drucks.<sup>334</sup> Vielmehr genügt, um ihn an dieser Stelle zu halten, die allseitige Gleichheit des Himmels mit sich selbst sowie das Gleichgewicht der Erd[-kugel] mit sich selbst. Denn ein im Gleichgewicht sich befindender Körper, der in die Mitte einer ebenfalls gleichmäßig gestalteten [Hohl-]kugel gesetzt wird, hat keinen Antrieb zu größerer oder kleinerer Nachgiebigkeit zu irgendeiner Richtung hin; vielmehr wird er in gleicher Lage verharren, ohne sich auf irgendeine der Himmelsrichtungen zu neigen. Davon bin ich vorrangig überzeugt.“

„Und mit Recht!“, bekräftigte Kebes.

„Meine weitere Überzeugung“, fuhr Sokrates fort, „ ist diese:

Die Erd[-kugel] ist von gewaltiger Größe: Wir, die Bewohner der Gegenden zwischen Spanien und [Persien], haben nur einen ganz kleinen Teil der Erd[-oberfläche] inne; und wir, die Bewohner zwischen Spanien und Georgien, wohnen um unser Meer herum wie die Ameisen oder Frösche um einen Sumpf, während noch viele andere [Völker] in vielen anderen Gegenden wohnen.

Auf der Erd[-kugel] befinden sich überall Vertiefungen von unterschiedlicher Gestalt und Größe; in diesen hat sich Wasser gesammelt wie auch Nebel wie auch Luft.

Die eigentliche Erde aber liegt rein im reinen Himmelsraum, den die meisten Leute auf dem Gebiet [der Kosmologie] „Äther“ nennen; in diesem Himmelsraum – mit anderen Worten: in diesem Äther – beschreiben die Sterne ihre Bahnen. Hingegen der Niederschlag dieses Äthers [– entstanden aus seinen Verdichtungen –] senkt sich in die Vertiefungen der Erd[-kugel] hinab und sammelt [und verdichtet] sich da.<sup>335</sup>

Wir [Erdbewohner] nun wohnen, ohne dies zu ahnen, in diesen Vertiefungen der Erd[-kugel]; vielmehr glauben wir, am oberen [Rand der] Erd[-kugel] zu wohnen.

Dies ist vergleichbar mit jemandem, der mitten auf dem Grund des Meeres haust und dabei meint, er bewege sich oben auf der Meeres[-oberfläche]; denn seine Schwäche und Schwerfälligkeit hindert ihn daran, jemals an die Oberfläche des Meeres zu gelangen, nämlich: sich aus der Tiefe des Meeres in unsere Bereiche [am Strand] emporzuarbeiten und da, beim Auftauchen, dann zu sehen, um wieviel reiner und schöner diese Gegend ist als seine eigene Wohnstätte; und ihm, [der dies nicht vermag], ist auch nie von Jemandem, der dies bereits erblickt hat, davon berichtet worden.

Ebenso ergeht es auch uns: Wir wohnen in Vertiefung[en] der Erd[-kugel]; und wir glauben dabei, auf ihrem oberen [Rand] zu leben. Deswegen nennen wir die Luft [über uns] „Himmel“, als wäre sie der Himmel, durch den die Sterne ihre Bahnen ziehen. Und auch der Grund [für unsere Fehlauffassung] ist der gleiche: Aufgrund unserer

---

<sup>334</sup> Demnach scheint das Bestehen – wenngleich natürlich nicht der Betrag – des Luftdrucks unter den Technikern der Antike – den Archytas nicht ausgenommen – bereits bekannt gewesen zu sein; denn sonst würde Pláton hier die Feststellung des Luftdrucks nicht so beiläufig vom Tisch wischen.

<sup>335</sup> Dies dürfte einer Lehre von den *fünf* Grundstoffen Erde–Wasser–Feuer–Luft–Raum [mit: Raum = Äther] gleichkommen: Durch Verdichtung entsteht das Schwerere aus dem leichteren, und durch Entdichtung das Leichtere aus dem Schwereren.

Diese fünf Grundstoffe setzen sich, der altindischen Terminologie gemäß, aus den Vier Großen Grundstoffen *Erde–Wasser–Feuer–Luft* und dem fünften Grundstoff *Raum* [= *Äther*] zusammen. Dabei ist der Raum von feinstofflicher Art und durchdringt – als Äther – die Vier Großen Grundstoffe immer und überall vollständig.

NB: In der buddhistischen Philosophie des Geistes wird dieser Äther zudem als das Feinstoffliche erachtet, das die Verbindung zwischen der Phýsis der Vier Großen Grundstoffe und der Psyché herstellt, das sozusagen die Brücke zwischen beiden bildet.

Schwäche und Schwerfälligkeit sind wir nicht imstande, bis zur [oberen] Grenze der Luft vorzudringen und sie zu durchdringen. Denn wenn jemand, von Flügeln gehoben, hinauffliegen und bis zu dieser Höhe gelangen würde, der würde nach dem Auftauchen [aus dieser Luftumgrenzung] dasselbe erleben wie die [aus der Wasserumgrenzung] des Meeres auftauchenden Fische: Wie diese [da], so würd' er [dort] die entsprechend höhere Welt erblicken; und wenn seine Beschaffenheit es ihm erlauben würde, in diesem Schauen auszuharren, so würd' er dann erkennen, dass [hier oben erst] der wahrhaftige Himmel und das wahrhaftige Licht und [da unter ihm dann] die wahrhaftige Erd[-kugel] ist.<sup>336</sup>

Denn in unseren Gegenden ist diese Erde samt ihrer Steine [durch der Luft] so zerfressen und verwittert, wie im Meer alles durch das Salzwasser zerfressen und verwittert ist. Das Meer bringt nichts Bemerkenswertes hervor; und vergebens sucht man in ihm überhaupt etwas Vollkommenes. Wohl aber gibt es in dem vom Land [eingefassten Meer] Klüfte und Sand sowie unermessliche Schlamm- und Sumpfgebiete; und was es darin an Dingen gibt, das ist gering im Vergleich zu den Herrlichkeiten hier bei uns [auf dem Land].

Die Herrlichkeiten in jenen höheren Gegenden aber übertreffen die bei uns zu findenden noch bei weitem, wie mir geschildert worden ist.“

„Gern, mein Sokrates, würden wir diese Schilderung hören!“, bat Simmias.

Und Sokrates berichtete: „Dies nämlich, was man von dort hoch oben sieht, ist die *eigentliche* Erd[-kugel]. Sie sieht aus wie ein aus zwölf Lederstücken gefertigter Ball,<sup>337</sup> dessen [zwölf] Farben<sup>338</sup> leuchtender und reiner sind als die unseren, sodass die hier von den Malern verwendeten Farben uns davon nur eine ungefähre Vorstel-

---

<sup>336</sup> Der Kundige, von dem Sokrates diese Kunde erhalten hat, ist wohl bereits einmal auf dem Gipfel eines sehr hohen Berges gestanden: er oder einer, von dem er selber diese Kunde erhalten hat.

<sup>337</sup> Die Verwendung des Wortes „zwölf“ nährt die Vermutung, dass dem Sokrates – der Andeutung des Diogenes Laértios nach – von einem Magier aus dem Orient ein Globus gezeigt worden ist, der 12 [Haupt-]Längengrade enthält, die – sicherlich – noch in jeweils 30 [Neben-]Längengraden unterteilt gewesen sind.

Die Zahl 360 ist mit ihrer aufsteigenden [Primzahl-]Basis verbunden mit den absteigenden Exponenten für Zahlenmystiker umwerfend schön, mit:  $360 = 2^3 \cdot 3^2 \cdot 5^1$ , mit:  $30 = 2 \cdot 3 \cdot 5$ , mit:  $12 = 2^2 \cdot 3^1$ .

<sup>338</sup> Ich vermute, dass die [Haupt-]Längengrade auf diesem Globus nicht mit Zahlen, sondern mit den Farbbegrenzungen angezeigt worden sind.

Und ich gehe davon aus, dass jener Kundige, von dem Sokrates diese Schilderung erhalten hat, zur Veranschaulichung seiner Schilderung einen solchen Erd-Ball mitgebracht hatte, sowie, dass darauf die Nord-Süd-Ausrichtungen nicht in 360 Längengrade, sondern in 12 Bereiche eingeteilt gewesen sind, sowie schließlich, dass diese weder in Greenwich noch in Babylon ihren 0-Punkt gehabt haben sondern vielmehr farblich markiert gewesen sind: sodass – vielleicht – der purpurfarbene Bereich die Fläche der ersten 30 Längengrade östlich von Babylon ausgemacht hat, der goldfarbene Bereich sodann die nächsten nach Osten folgenden 30 Längengrade, usw.

NB: So ist auch noch Waldseemüller 1507 mit seiner – auf einer Kugel aufzuklebenden – Weltkarte verfahren, wengleich diese nicht mit 12 Farben, sondern mit 12 Längengraden versehen ist, die somit den Globus in 12 Flächen unterteilen.

Es wäre daher verwunderlich, wenn die Geologen Ägyptens, Mesopotamiens und Persiens nicht ähnliche Repräsentationen des Erdballs gestaltet hätte, vielleicht mit ungefährem Kenntnis der Küsten Afrikas und Südasiens sowie des Mittelmeergebiets, aber natürlich ohne irgendwelche Kenntnisse von Nordamerika und von Südamerika sowie von Australien.

lung geben können: Im Schmuck solcher Farben zeigt sich – jener Schilderung nach – von dort oben dieser Erd[-ball] in wunderbarer Schönheit: Purpurfarbig ist der eine [von zwei Haupt-Längengraden begrenzte] Teil, goldfarbig der zweite, weißfarbig – und dabei viel heller schimmernd als Gips oder Schnee – der dritte, und gleicherweise die [neun] anderen Farben [in den neun anderen Teilen]. Schöner als hierzulande leuchten sie in ihrem Gesamtbild. Und selbst unsere Wohnsitze hier in den Vertiefungen der Erd[-kugel], seien diese nun mit Wasser oder seien sie mit Luft angefüllt, glänzen im Schimmer dieser [zwölf] Farben; in diesem farbigen Anblick erscheint der ganze Erd[-ball] als ein zusammenhängendes Farbbild. (...)

Die eigentliche Erd[kugel, von noch weiter oben her betrachtet], aber prangt im Schmuck nicht nur der genannten [Farben], sondern auch von Gold und Silber [und Edelsteinen aller erdenklichen Arten] (...), sodass, sie anzuschauen, ein Schauspiel für selige Beschauer ist.

Lebende gibt es dort in großer Anzahl, darunter auch Menschen, die teils [noch im Luftraum] wohnen und teils am Rande des Luftraums, so, wie wir am Rande des Meeres. Und was für uns [Erdartiges ist, das ist für sie das Wasserartige der Wolken; was für uns] Wasser[artiges] ist, das ist für sie das Luft[artige]; und was für uns das Luft[artige] ist, das ist für sie der Äther. Das Klima dort ist durch alle Jahreszeiten hindurch derart günstig, dass dort jeder Mensch dort frei von Krankheiten ist und auch viel länger lebt als wir hienieden. Und desgleichen ist bei ihnen die Reinheit des Sehens, des Hörsinns, des Verstandes und der sonstigen [Sinnes- und Geisteskräfte] im Vergleich zu der unseren so beschaffen wie die des Äthers zur Luft und das der Luft zum Wasser, [somit wie der unseren oberhalb des Meeres zu denen der Bewohner des Meeresbodens]. (...)

Die Sonne und den Mond und die Sterne erblicken sie dort in ihrer tatsächlichen Gestalt; und dem entsprechend weilen sie in ihrer Glückseligkeit.

Und auch Götter weilen dort, die zu jenen Menschen dort oben durch Stimmen und Erscheinungen und Ähnlichem Verbindung unterhalten.

Unterhalb von dem, was wir als die Erd[-oberfläche] erachten, [da ist nicht ausschließlich dichtgepresste Erde anzutreffen; vielmehr] befinden sich im Inneren der Erd[-kugel] mancherlei Bohrgänge, teils engere und teils weitere, die Durchlässe haben und [größtenteils] miteinander verbunden sind. Durch sie fließen unterschiedliche Ströme, teils von Wasser und teils von Lava. (...) Und einige dieser Gänge haben auch Ausgänge zur Erdoberfläche, sei es als Quellen oder als Seen, oder sei es an Vulkanen als feurige Lavaströme.

So ist es bestellt mit der Erd[-kugel] im Ganzen und mit ihrer Oberfläche. (...)“«

Dass Sokrates keine eigenständige Naturphilosophie entwickelt hat, das eracht ich als *wahr*. Denn ihm fehlten hierzu die hierfür auch damals schon erforderlichen mathematischen Kenntnisse und Fähigkeiten: In den Jahren vor der Beendigung des Arbeitens als Steinmetz hatte er sie sich nicht angeeignet; und danach war er sich dieses Mangels bewusst und überspielte ihn nicht.

Dass sich Sokrates nicht für Naturkunde interessiert hat, diese – selbst gegenwärtig noch mehrheitlich geäußerte – Meinung ist zweifellos *falsch*. Er hat sich vielmehr – wie Spuren der Berichte über ihn aufweisen – nicht nur bei Philosophen wie vor allem bei Aspasía und Anaxagóras, sondern auch bei Theologen, wie den Einweihungen gebenden Apóllon-Priestern und den [von ihnen gelegentlich eingeladenen] Magiern aus dem Persischen Reich, Darlegungen über die Beschaffenheit des Weltalls geben lassen: und dies zweifellos zu dem Zweck, wegen der Bezogenheit des Weltalls

und seiner Energien mit einem jeden Lebewesen und dessen Energien [auch] auf diesem Weg Aufschlüsse über die Beschaffenheit des Menschen zu gewinnen.

Dass *Sokrates* die Wende von einer Kausal-Erklärung des Weltalls und der Lebewesen in ihm zu einer Final-Erklärung hiervon vollzogen hat, dies eracht' ich als *zweifelhaft*; hingegen kann *kein Zweifel* daran bestehen, dass *Pláton* diesen Schritt gewagt hat und dabei – wie von unserer heutigen Sicht her klar ist – gescheitert ist.

Auf die Aussagen von *Kundigen*, die ihm und wenigen Anderen da – wohl im Verlauf von geheiligten Einweihungen – gegeben worden sind, verlässt sich Sokrates; und in vergleichbarer Weise verlassen ja auch wir uns in unseren Zeiten auf die Aussagen von Kundigen, auch wenn diese uns dabei die erforderlichen Einweihungen [in die Geheimnisse ihrer Hypothesenbildungen] vorenthalten.

Er übernimmt diese Lehre, die er – nach meinem Dafürhalten: im Verlauf einer *Einweihung in die Dienerschaft des zweieinigen Gottes Apóllon-Artemis*, für ihn von da an: *der* Gott – von Kundigen erhalten hatte, und baut auf ihr – und in Harmonie mit ihr – seine Sicht von der aus Psyché und Soma – aus Seele und Leib – bestehenden Person auf. Hierzu hat er daher seine Psyché zu erforschen.

Bei seinem wiederholten stundenlangen mit gesammeltem Geist erfolgten In-sich-selbst-Hineinschauen scheint Sokrates zwar *sich selbst* in weitestem Umfang erkannt zu haben, dabei jedoch nichts gefunden zu haben, was einem *Átman* – einem *Selbst* – auch nur im entferntesten ähnlich ist. *Harmonie* hat er gefunden, den *Einklang* seiner Psyché mit *sich selber*; und vielleicht hat er sogar den Einklang mit dem *Weltall* gespürt. *Nirgendwo* aber hat er dabei eine *Substanz* der Psyché ausfindig machen können, sehr wohl jedoch eine Bezogenheit der Psyché auf das Soma.

Sehr kurz – zu kurz! – gefasst, schimmert dies in Pláton's „Phaidon“ so durch, aber – verständlicherweise – da *nicht* vom *platonischen Sokrates*<sup>339</sup> vorgetragen:

»Simmias wandte ein: „(...) Nun meine ich doch, mein Sokrates, dass Du Dich selber ebenfalls schon mit dem Gedanken befasst hast, dem gemäß unser Soma einer Lyra vergleichbar gespannt ist und vom Warmen und Kalten, vom Trockenen und Feuchten, und von all' den anderen Beschaffenheiten zusammengehalten wird, wie auch, dass unsere Psyché so etwas wie eine Mischung und zudem ein Einklang [dieser Mischung] aus jenen Grundstoffen ist, eine im richtigen [und ausgewogenen] Verhältnis zu einander stehend Mischung von ihnen. (...)“«

Um aber die genaue Beschaffenheit der eigenen Psyché zu ermitteln, hat man seinen Blick in ruhiger und fester Art auf sie zu richten, und dies nicht mit den äußeren Augen, sondern mit dem *inneren Auge*, mit dem *Auge des Geistes*. Viel kann dieses Auge des Geistes da sehen, falls es dabei nicht flattert, sondern ruhig weilt; nur eben eines kann es dabei *nicht* sehen: *sich selbst*, dies zu dieser Zeit des *Sehens in sich selbst*.

Selbstverständlich kann man danach auch auf dieses bis dahin erfolgte *Auf-sich-Sehen des Auge des Geistes* mit einem entsprechend *umfassenderem Auge des*

---

<sup>339</sup> Manchmal werd' ich auf diese Weise den *platonischen Sokrates* vom *historischen Sokrates* unterscheiden: Über den historischen Sokrates können wir nur Vermutungen aufstellen. Der platonische Sokrates hingegen ist jene Figur, die in den Schriften Pláton's dargestellt wird, die in einigen Fällen dem historischen Sokrates nahekommt, zumeist aber durchaus nicht.



*Geistes* sehen; und so weiter, soweit man dieses Sich-selbst-Erkennen weiterführen kann und will.

Zu einem Wissen über sich selbst – gemäß dem, wohl auf Sólon zurückgehenden, Sinn-Spruch: „Erkenne Dich selbst!“, der angeblich auch am Eingangstor des Tempels in Delphi<sup>340</sup> angebracht worden war – gelangt man im Sinne des Lehrens und Wirkens des Sokrates nicht allein durch eine zeitlich begrenzte Einsicht, die dann jedoch nur auf der Oberfläche des Geistes angesiedelt ist und die daher in den lebensentscheidenden Augenblicken das Handeln mit Körper–Rede–Geist kaum oder auch garnicht beeinflusst. Vielmehr ist diese Einsicht dadurch, dass man sie hinreichend lange ununterbrochen aufrechterhält, so zu vertiefen und zu verinnerlichen, dass sie dadurch zu einem Bestandteil der eigenen Mentalität wird: So erst wird sie zu einem *dauerhaften Erkennen von sich selbst* und auf diese Weise zu einem *Wissen über sich selbst*.

Über des Sokrates' Lehre von der Psyché kann wegen des mangelhaften Stands der Überlieferung wenig Überzeugendes und nichts Gesichertes vorgetragen werden. Ganz in diesem Sinne will ich nun – nicht die wahrscheinlichste sondern – die am wenigsten unwahrscheinliche Hypothese zu dieser Lehre entwickeln:

»Die Gottheit, der sich der nach Reinigung strebende Mensch zuzuwenden hat, sind weder Personifizierungen von äußeren Energien noch solche von inneren Kräften und schon garnicht die vom herkömmlichen Glauben behaupteten Götter; vielmehr ist dies ein *zweieiniger Gott*, bestehend aus dem Geschwisterpaar *Apóllon–Ártemis*, somit unterschieden in der Hinsicht *Männlich–Weiblich* wie auch in der Hinsicht *Tatkraft–Weisheit*, und äußerlich verkörpert durch *Sonne–Mond*.

Das *Licht* bzw. die *Helligkeit* – zu verstehen im physischen wie im metaphorischen Sinn – ist dabei die *Anwesenheit des Göttlichen* bzw. das *Wirken des Göttlichen* bzw. das *In-Beziehung-Stehen mit dem Göttlichen*; und die *Finsternis* bzw. das *Dunkle* ist die *Abwesenheit des Göttlichen* bzw. das *Nicht-Wirken des Göttlichen* bzw. das *Nicht-in-Beziehung-Stehen mit dem Göttlichen*.<sup>341</sup>

Vom Göttlichen – von dem zweieinigen Gott – stammt die Psyché eines jeden Lebewesens: Diese Psyché hat sich bald nach der Empfängnis mit dem heranwachsenden neuen Soma über den Äther zu einer Einheit verbunden; dabei ist das Soma in aufeinander bezogener und zu einander in Einklang stehender Art aus Erdartigem–Wasserartigem–Feuerartigem–Luft-artigem zusammengesetzt, somit aus physischen Hinsichten dieser vier Arten. Ob der Gott dabei diese Psyché von sich abgesondert hat, oder ob diese Psyche sich vom Gott abgesondert hat, das ist für das heranwachsende Lebewesen später weder leicht zu erkennen noch von Bedeutung für das Einschlagen des Weges zur Reinheit und damit zum Licht, zur Gottheit hin.

Diese Psyché ist ohne eine Substanz, ohne ein Ätman, ohne einen Träger der psychischen Kräfte;<sup>342</sup> vielmehr ist sie das richtige Zusammenspiel der sie ausmachenden psychischen Kräfte, deren harmonisches Zusammenwirken.

---

<sup>340</sup> Dort stand demnach eine *philosophische* und *kein religiöse* Anweisung!

<sup>341</sup> Man hat hier eher an eine Zarathustra-Weltsicht als an eine christliche Lehre von Gott und Teufel zu denken.

<sup>342</sup> Was Zustände ohne Zustandsträger sind, das kann man sich gegenwärtig am Studium der Elektrodynamik verdeutlichen.

Die Psyche eines Lebewesens ist demnach ein Fließgleichgewicht, das auf folgende Art ein abgeschlossenes System ausmacht: Die Kraft des gegenwärtigen psychischen Zustands bringt

Die Ergebnisse des jeweils augenblicklich erfolgenden Wirkens dieser Kräfte sind die jeweils augenblicklichen psychischen Zustände, missverständlich gesagt: die Zustände der Psyché.

Die aufgebrauchten und daher nicht mehr bestehenden Zustände sind die vergangenen; der bestehende und daher wirkende Zustand ist der gegenwärtige; und die noch zu bewirkenden und daher noch nicht bestehenden Zustände sind die zukünftigen Zustände der Psyché.

Aber auch das Soma ist so zu verstehen, nämlich: ohne Substanz, ohne Träger der somatischen Zustände, somit als eine Aufeinanderfolge und Auseinanderhervorgehen von augenblicklichen somatischen Zuständen, diesen Resultaten des Wirkens von somatischen Energien, von erdartigen-wasserartigen-feuerartigen-luftartigen Energien in deren gleichfalls harmonischem Zusammenspiel.

Über die äther-artigen Energien können die vier gröberen Energien auf die Ausrichtungen der psychischen Kräfte Einfluss nehmen, so, wie auch umgekehrt die psychischen Kräfte über die sie begleitenden äther-artigen Energien das harmonische Zusammenwirken der somatischen Energien stören oder unbehelligt lassen oder fördern können.

*Gesund* ist der Leib – das *Soma* – eines Lebewesens, solange dessen somatische Energieflüsse in Einklang – in Harmonie – mit denen des Weltgefüges stehen; wo diese sich hingegen dazu quer oder gar gegenläufig bewegen, da erzeugt dies – hauptsächlich im Soma, manchmal darüber hinaus aber sogar in der den Soma umgebenden Phýsis – Wirbelströme und Störungen aller Art.

*Gesund* ist die *Seele* – die *Psyché* – eines Lebewesens, solange die psychischen Kraftströmungen das Soma ohne jegliche Fehlsteuerungen hin zu dieser Eintracht mit dem Weltganzen ausrichtet und damit auch zu der einen zweieinigen Gottheit, die sich für uns im Weltganzen zeigt, die sich in diesem Weltall manifestiert.<sup>343</sup>

Was der aus Soma und Psyché bestehende Mensch in diesem Leben vermittelt Psyché oder [auch] Soma *durchführt*, daran *gewöhnt* er Psyché wie auch Soma, so *konditioniert* er beide, diese Bahnen des Handelns in Denken und Tun.<sup>344</sup>

Daher ist hiervon auszugehen: Nach dem Tod des Lebewesens ist die feinstoffliche Verbindung der Psyché zum Soma durchtrennt und daher verlorengegangen; das Soma wird nun nicht mehr durch die Psyché gesteuert und erneuert, sondern entwickelt sich nun ausschließlich gemäß den Bedingungen der Phýsis weiter. Die Psyché hingegen erneuert sich unter Zuhilfenahme der Nahrung des Äthers so weiter, wie dies auch zuvor bereits erfolgt ist. Abhängig davon, woran sie sich bis dahin gewöhnt hat, wird sie sodann auf der senkrechten Bahn entweder eher nach unten – ins Erdinnere, ins Dunkle – oder nach oben – ins Helle, in den Himmelsraum – streben. Die in Wissen und Handeln vollständig rein gewordene Psyché wird dabei über die eigentliche Erdoberfläche hinaus zu ihrem *Daimónion* – zu diesem *Gotteskind*, auf dessen Stimme sie auch bereits zuvor gehört hat und die sie nun zu sich ruft – gelangen.

---

den unmittelbar darauf folgenden psychischen Zustand hervor und braucht sich durch dieses Hervorbringen selber gänzlich auf; hierbei erfolgen zwar Umwandlungen von solchen Kräften, nicht jedoch hinsichtlich ihres Gesamtbetrags irgendeine Zu- oder Abnahme.

<sup>343</sup> Daher *muss* Sokrates – so oder anders – vom *Weltall* Kenntnisse erwerben oder erhalten.

<sup>344</sup> Das Reden gehört, soweit es sich nur im Inneren abspielt, zum Denken und damit zum Handeln der Psyché. Sowie das Reden auch äußerlich erfolgt, geschieht dies naturgemäß vermittelt des Leibes, des Somas. Somit braucht das Handeln durch die Rede nicht unbedingt als dritte Kategorie des Handelns eingeführt zu werden.

Zu dieser Art des Konditionierens hat sich – auch – bereits Buddha Śākyamuni geäußert.

Wie das erfolgen wird, und was sich dabei im Einzelnen ereignen wird, darüber jetzt vor dem einen Tod zu spekulieren, das ist müßig.«

Dies könnte – aber muss nicht – die Richtung sein, in der die Ansichten des Sokrates, seinen zweieinigen Gott und seine Psyche betreffend, gefunden werden können; bezogen ist die Psyche über ihren Soma auf das Weltall, dessen Aufbau mit dem Wirken des Gottes im Einklang ist. So wird der – für uns Menschen! – unsichtbare Gott durch das Weltall zu einem – für uns Menschen! – sichtbaren Wesen. Auf der *Kosmologie* baut daher auch bei Sokrates – dieser soeben gewagten Hypothese nach – seine *Soteriologie* auf, seine *Heilslehre*, seine *Lehre vom Weg und von der Frucht des heilsamen Denkens und Handelns* :

»Dieses Heilsame – diese Tugendhaftigkeit – ist zwar nicht erlernbar, aber gewinnbar. Dazu benötigt es dieser zweifachen Anstrengung:

- \* der *Anstrengung zum Erlernen* des hierzu erforderlichen *Wissens*, somit zum *Bekanntwerdens mit diesem Wissen*; und
- \* der *Anstrengung zum Besitzen* des solchermaßen erlernten Wissens, somit zum *Einswerden mit diesem Wissen*, zum *Entwickeln* dieses Wissens hin zur *Weisheit*.«

Die Tugenden hat vielleicht schon Sokrates, dann unbedingt aber Platon zur Quadriga *Gerechtigkeit–Tapferkeit–Besonnenheit–Weisheit* zusammengefasst. Für Sokrates zerfallen diese vier Haupttugenden, auf die sich alle anderen Tugenden beziehen, in zwei Gruppen: *Gerechtigkeit–Tapferkeit*, und: *Besonnenheit – Weisheit*.

Über Besonnenheit und Weisheit<sup>345</sup> viele und lange Lehrgespräche und Streitgespräche zu führen, das führt zu keinem Ziel: Wer nicht in der Lage ist, sein *Auge des Geistes* auf sein Inneres zu richten und es so auf sich hinreichend lange gerichtet zu halten, dem geht Besonnenheit von vornherein ab; und er wird, was die Mäßigung – das Maßhalten im Denken–Reden–Tun – betrifft, dann ohnehin für sich selber nie das rechte Maß erkennen. Es bringt nichts, darüber zu sprechen: Man hat es zu tun und auf diese Weise vorzuleben, um durch das Zeigen dieser Lebensweise nicht nur deren Möglichkeit, sondern auch deren Schönheit und – mit dieser – deren Nutzen für einen selber nachzuweisen. Und Weisheit ist ohnehin nicht lehrbar.

Gerechtigkeit und Tapferkeit erlernt man zwar gleichfalls nicht dadurch, dass man sich hierzu einschlägige Vorträge anhört oder solche Bücher liest; aber hier ist das Reden und Schreiben darüber nicht nur in praktischer Hinsicht möglich, sondern bis zu einem gewissen Ausmaß auch erforderlich. Denn hinsichtlich der Ausdrücke „gerecht“ und „tapfer“ sind die Vorstellungen, die die Menschen dazu haben und nach denen sie sich richten, zu unterschiedlich; und das im gerechten sowie das im tapferen Handeln Gezeigte ist für viele, denen hierzu der Blick fehlt, nicht erkennbar oder, wenn sie einen getrübbten Blick hierfür ihr Eigen nennen, dann zumindest nicht unmissverständlich und klar erkennbar. Darum sind hier Lehrgespräche wie auch Streitgespräche nicht nur im praktischen Sinn möglich, sondern zudem auch erforderlich.

Aber man wird nicht dadurch gerecht sowie tapfer, dass man sich zu diesem Thema viele treffliche Vorträge anhört sowie dazu viele gute Bücher liest; und man wird auch nicht dadurch gerecht sowie tapfer, dass man sich zur Gerechtigkeit und zur Tapferkeit richtiggeleitete Gedanken macht und deren Ergebnisse dann durch Vorträge und Bücher weiterreicht: Tugend ist allein dadurch nicht lehrbar.

---

<sup>345</sup> Statt „Besonnenheit“ könnte auch „Geistesgegenwart“ oder „Achtsamkeit“ gesagt werden.

Aber sie ist lernbar; und insbesondere das Gerech-Sein und das Tapfer-Sein sind lernbar. Gelernt werden sie, (a) indem man dieses so gewonnene Wissen durch langanhaltendes Sich-Vergegenwärtigen derart verinnerlicht und in seinem Geist vertieft, dass sie zu einem festen Bestandteil der eigenen Grundhaltung wird, und (b) indem man durch Besonnenheit und der mit ihr einhergehenden Mäßigung das eigene Ich aus dem Mittelpunkt des eigenen Blickwinkels nimmt, um dann es darauf ankommt, gerecht sowie tapfer zu sein, durch die mit der Besonnenheit und Geistesgegenwart, die den Geist stets leitet, diese so verinnerlichte Grundhaltung der Gerechtigkeit und der Tapferkeit nach außen wirken lässt.

Die Schönheit ist der Maßstab, mit der die Handlungen von Körper–Rede–Geist zu bemessen und zu bewerten sind, genauer: die Schönheit der Lebensführung; und mag auch der Sin von „das Schöne“ und „das Gute“ verschieden sein, so macht dies doch, die Lebensführung betreffend, keinen Unterschied: Denn eine gute Handlung ist schön; und eine weniger gute Handlung ist dementsprechend weniger schön. Hand-in-Hand gehen so das Schöne und das Gute.

Natürlich ist, was schön ist, für uns Menschen schön, und, was gut ist, für uns Menschen gut. Das wahrhaft Schöne und das wahrhaft Gute ist daher weder ein Schönes-an-sich noch ein Gutes-an-sich; es ist vielmehr das, was für uns *langfristig* – und das heißt: *über den Tod hinaus* – schön und gut ist.<sup>346</sup>

Wie Sokrates die Tapferkeit beschrieben und wie er sie ausgeübt hat, davon ist in Pláton's „Phaidon“ noch eine Spur zu ermitteln:

»(...) „Mein Simmias! Kommt denn nicht“, fuhr Sokrates fort, „den echten Weisheitsfreunden<sup>347</sup> auch am meisten das zu, was man gemeinhin „Tapferkeit“ nennt?“

„Zweifellos!“, bestätigte Simmias.<sup>348</sup>

„Und“, sagte Sokrates, „was die große Masse mit „Besonnenheit“ und „Mäßigung“ benennt, nämlich: dass man sich weder von Begierden [noch von Hassgefühlen] aufregen lässt, sondern sich tugendhaft und gelassen verhält, [indem man den inneren Blick auf diese Erregungen richtet und sie dadurch zum Abklingen bringt], kommt dies nicht allein jenen zu, die am Leiblichen nicht hängen und haften, die vielmehr gänzlich im Streben nach Weisheit leben?“

„Notwendigerweise!“, bekräftigte Simmias.

„Denn“, fuhr Sokrates fort, „wenn Du Acht gibst auf die Tapferkeit und auf die Mäßigung der Anderen, so wirst Du dabei auf manchen Widersinn stoßen!“

„Inwiefern, Sokrates?“, fragte Simmias da.

„Du weißt doch,“ erinnerte ihn Sokrates daraufhin, „dass alle Anderen den Tod als ein großes Übel erachten!“

„Gewiss!“, gab Simmias zu.

„Ist es“, fragte Sokrates ihn daraufhin weiter, „nicht somit die Furcht vor noch größeren Übeln, die die Tapferen unter den Anderen dem Tod entgegengehen lässt, wenn sie ihm entgegengehen?“

---

<sup>346</sup> Dem historischen Sokrates sollte weder Pláton's Ideenlehre noch ein antiker Utilitarismus unterstellt werden. In diesem Sinn versuch' ich hier, aufgrund der Überschriften der – uns nicht mehr erhaltenen – Texte insbesondere von Simon und von Kriton mich an ein Verständnis, das der Sicht des Sokrates nahekommen kann, heranzutasten:

Ein Handeln, das für uns Menschen gut – im Sinne von gut-und-schön, weil harmonisch – ist, diese Grund-Ansicht vermut' ich beim historischen Sokrates.

<sup>347</sup> Aus naheliegenden Gründen schreib' ich hier „Weisheitsfreund“ anstelle von „Philosoph“.

<sup>348</sup> Mit Blick auf Sokrates ist das „Zweifellos!“ unbedingt gerechtfertigt.

„So ist's!“, bekannte Simmias.

Und Sokrátes stellte fest: „Das Sich-Fürchten also und die Furcht macht die Anderen tapfer, anders als den Weisheitsfreund. Es ist aber doch widersinnig, aus Furcht und Feigheit tapfer zu sein!“

„Ganz gewiss!“, stimmte Simmias zu.

„Wie aber“, fragte Sokrátes weiter, „steht es mit den Mäßigen unter ihnen? Doch in der gleichen Weise! Sind sie nicht infolge einer Art von Zügellosigkeit maßvoll? Dies aber, behaupt' ich fest, ist bei eigentlichem Mäßigkeit unmöglich, wenngleich es bei ihrem einfältigen Mäßigkeit sich ganz ähnlich verhält: Denn sie fürchten, andere Annehmlichkeiten, nach denen sie ein ganz starkes Verlangen haben, sonst zu verlieren; und darum enthalten sie sich der einen, weil sie von einer anderen beherrscht werden und von dieser nicht loslassen können. Man nennt es aber „Zügellosigkeit“, wenn man von den Lüsten beherrscht wird. Aber eben so steht es bei den Anderen, nämlich: dass sie, von Lüsten beherrscht, deswegen andere Lüste in Zaum halten. Das kommt ungefähr auf das Gesagte hinaus, dass sie nämlich aus Zügellosigkeit besonnen [und aus Maßlosigkeit mäßig] sind.“

„So scheint's zu sein!“, seufzte Simmias.

Da jedoch erklärte Sokrátes: „Mein trefflichster Simmias! Das ist doch wohl kaum der richtige Weg zur Tugend, dieses Tauschgeschäft, bei dem man Lust gegen Lust und Unlust gegen Unlust und Furcht gegen Furcht, somit überhaupt, wie bei Münzen, Größeres gegen Kleineres eintauscht. Vielmehr ist *die* Münze allein die *rechte*, für die man *alles dieses* einzutauschen hat, nämlich: die *vernunftgetragene Einsicht*: Denn *ihr* gehört *Alles*; und mit *ihrer* Hilfe wird, genau besehen, *alles* gekauft und verkauft, sowohl die Tapferkeit als auch die Mäßigkeit als auch die Gerechtigkeit, und überhaupt jede echte, auf Einsichtigkeit gegründete Tugend (...)“<sup>349</sup>

Werden diese Tugenden jedoch von der [zur Weisheit führenden] vernunftgetragenen Einsicht abgetrennt und nur gegeneinander vertauscht, dann ist es klar, dass dabei eine Tugend entsteht, die nur ein Schattenbild [der eigentlichen Tugend] ist, weil sie knechtische Sinnesart verrät, somit eine Tugend ohne Echtheit und ohne Gesundheit. Hingegen ist die echte Tugend eine Reinigung von alledem; und die Mäßigkeit und die Gerechtigkeit und die Tapferkeit und die vernunftgetragene Einsicht sind eine Art von heiliger Weihe.

Und ich meine nun, dass die Stifter unserer heiligen Weihen hochzuachtende Leute sind, zumal sie uns von altersher zu verstehen geben, dass, wer ungesühnt und ungeweiht die Totenwelt betritt, in den Höllenbereich verwiesen wird, wohingegen ein Gesühnter und Geweihter, der dort eintritt, dann seinen Wohnsitz bei den Göttern<sup>350</sup> erhält. Dabei sind aber – wie die der Weihen Kundigen berichten – der Thyrsoträger viele, aber der Bakchen nur wenige.<sup>351</sup>

---

<sup>349</sup> Dieser oben von mir weggelassenen Zusatz lautet: „... mögen nun Lüste und Ängste und alles sonstige dieser Art dabei im Spiel sein oder nicht“; denn das klingt zu sehr nach einer versteckten Personenbeschreibung von Pláton und hat mit der Grundhaltung des historischen – des nicht-platonischen – Sokrátes wenig bis nichts zu tun.

<sup>350</sup> Inwieweit auch Sokrátes *diese* Götter mit den *Gestirnen* identifiziert, ist nicht zu ermitteln.

<sup>351</sup> Der Ausdruck „Thyrsos“ bezeichnet im altgriechischen Dionysos-Dienst als dessen Zeichen einen Stab, an dessen Spitze ein Pinienzapfen angebracht ist und der ansonsten mit Weinlaub oder mit Efeu umwunden ist.

Die Träger eines solchen Thyrsos-Stabes waren demnach jene, die an einer solchen religiösen Dionysos-Feier teilgenommen haben. Und mit „Bakche“ wird ein Thyrsoträger benannt,

Diese letzteren sind nun jedoch, meiner Meinung nach, keine anderen als die wahrhaften Weisheitsfreunde.<sup>352</sup> Ihnen beigezählt zu werden, darum hab' ich mich im Leben nach meinen Kräften ohn' Unterlass auf alle Arten bemüht. Ob dies in richtiger Weise geschehen ist, und ob ich dadurch das [von mir Erstrebte] erreicht habe, darüber werd' ich, sowie ich dort angelangt sein werde, dann, so der Gott es will, zu voller Klarheit gelangen, und dies, wie ich glaube, dann sehr bald.

Das also ist es," schloss Sokrâtes seine Darlegung, „mein Simmias und mein Kebes, was ich zu meiner Rechtfertigung zu sagen habe, nämlich bezüglich meiner früher gemachten Äußerung, dass es mir nicht schwerfallen wird, und dass es mich nicht unwillig macht, von hier scheiden zu müssen, von Euch und von den Anderen; denn ich bin davon überzeugt, dass ich dort gute Genossen und Gebieter finden werde, nicht weniger als hier, auch wenn dies den meisten Leuten nicht glaubhaft erscheint. Sollt' ich nun mit dieser von mir jetzt vorgetragenen Rechtfertigung bei Euch mehr Einsicht erreichen als bei den Richtern Athens, so wäre dies ein schöner Erfolg!“ (...)«

Die vernunftgetragene Einsicht ist das Eingangstor zur Weisheit; durch dieses Tor strebt der Weisheitsfreund zur Weisheit. Zwar besteht die Weisheit nicht aus einem abgeschlossenen System von Wissen allein; aber man hat sich ihr hinreichend genähert, wenn man sich soweit erkennt und beherrscht, dass man von Gier und Hass und Irrung nicht mehr beherrscht wird, weder in offener noch in versteckter Weise, dass man vielmehr, sein Inneres unentwegt im Blick behaltend, diese Unreinheiten bei ihrem Auftreten jeweils sofort sieht und sie mit vernunftgetragener Einsicht als Unreinheiten erkennt und sie dadurch wirkungslos macht.

Die vormaligen unreinen Handlungen im Denken–Reden–Tun werden gesühnt, indem man sie als Verunreinigungen erkennt und sie sodann nach Möglichkeiten und nach Kräften bereinigt; und geweiht wird man durch den unumstößlich festen und durch Besonnenheit [= Achtsamkeit, = Geistesgegenwart] stets gegenwärtigen Vorsatz, den eigenen Geist nie wieder durch derartige Unreinheiten zu beschmutzen.

Über sich selbst auch zu wissen, was für Leben in Gesundheit benötigt wird, was hierfür nicht vonnöten wenngleich nicht hinderlich ist, und was hierfür hinderlich oder gar schädlich ist, das hat Sokrâtes dazu geführt, an Kleidungsstücken nur einen Mantel zu tragen, der ihn in kalten Jahreszeiten gegen Kälte und in heißen Jahreszeiten gegen Hitze geschützt hat; das Tragen von Schuhen hat er – wohl erst gegen Beginn seines Wirkens als Weisheitsfreund – ausklingen lassen. Daher benötigte er von da ab keinen Schuster mehr. Wohl aber benötigte dieser Schuster Simon – sein Schüler und Freund – nach wie vor ihn und seine Darlegungen.

Zu wissen, welchen weiterreichenden Wert die massenhaften Verkaufsartikel in den Läden und auf den Märkten besitzen, hat er bei deren Anblick oft zu sich selbst – und wohl das eine oder andere Mal auch zu Anderen – gesagt: „Wie zahlreich sind doch die Dinge, deren ich nicht bedarf!“

Zu wissen, wo man steht, das war bereits in den Zeiten während seiner ersten Lebenshälfte, in denen er dann und wann an Athener Feldzügen teilzunehmen hatte, von ihm so verinnerlicht, dass es zu einem Bestandteil seiner Grundhaltung geworden ist; und dieses Wissen war der Grund dafür, dass er auch im heftigsten Kampfgetüm-

---

die im Vollzug eines solchen Gottesdienstes den Enthusiasmus des – zeitweisen – Einswerdens mit Dionysos erlebt.

<sup>352</sup> Somit ist das Beispiel des Dionysos-Dienstes nur als Metapher zu nehmen, als Beispiel.

mel nie den Überblick verloren hat, und dass er daher sich und die neben ihm kämpfenden Kameraden mehrfach aus bedrohlichen Lagen hat retten können.

Zu wissen, welcher der damals in Athen im die Macht kämpfenden Parteien man sich anschließen sollte, hat ihn wohl dazu geführt, es weitläufig mit den Demokraten zu halten, wiewohl bei denen gelegentlich die Gefahr gedroht hat, von Demagogen aus der Fahrbahn getrieben zu werden.

Nach der endgültigen Niederlage Athens gegen Sparta 404 ergriff in Athen eine Gruppe von *Dreißig* – die *Triákonta Týrannoi* – die Macht. Pláton's Onkel Kritías setzte sich an ihre Spitze. Kritías war zuvor zwar ein weitläufiger Schüler des Sokrátes gewesen, hatte aber natürlich auch Kontakte zu anderen Lehrern, insbesondere zu Rhetorikern. Als Dichter und Schriftsteller bemühte er sich zunächst, wenngleich nicht mit Erfolg,<sup>353</sup> und danach dann eben als Politiker; und im August 404 schlug dann seine Stunde: In den ersten Wochen der Ausübung der Macht über Athen gab er sich den Anschein, den Staat als Philosoph nach den Regeln der Weisheit führen zu wollen; und als ihm dies irgendwann nicht mehr abgenommen wurde, erbat er von Sparta eine Besatzungstruppe zum Schutz der Macht dieser *Dreißig Tyrannen*. Seine eigene Schutztruppe bestand aus 10 Gefängnisaufsehern, 11 Hauptmänner der Waffenträger, denen 400 Waffenträger – die in Deutschland, in Anlehnung an das Wort „Polis“, statt dessen „Polizisten“, in Österreich, in Anlehnung an „gens d'armes“, statt dessen „Gendarm“, und von Luther stattdessen „Häscher“ genannt wurden – unterstanden.

Kritías hatte es geflissentlich übersehen, den Sokrátes oder sonst einen bekannten Weisheitslehrer an seiner Macht als Berater und Mitentscheider teilhaben zu lassen, wohl, weil er seine eigene Politik-Philosophie hat verwirklichen und dabei – sich selber als kompetenten Weisheitslehrer erachtend – nicht durch kompetente Einwände anderer Weisheitslehrer hat gestört und behindert werden wollen. Und als ein Bekannter des Sokrátes diesem einmal seinen Verdruss darüber kund tat, dass sein vormaliger Schüler Kritías den Lehrer Sokrátes übergangen hat, da antwortete ihm dieser: „Wie?! Das tut Dir doch nicht etwa leid?!“

In der acht Monate lang währenden der Herrschaft der Dreißig Tyrannen unter Kritías wurden etwa 1.500 Bürger Athens hingerichtet, darunter auch solche bisherigen Weggefährten des Kritías, die es gewagt hatten, andere – und damit aus der Sicht des Kritías: staatsgefährdende – Meinungen zu vertreten.

Dass damals aber – wie Pláton in seinem Gerichtsbericht behauptet – hinzurichtende Bürger nicht durch die Bewaffneten, sondern durch unbewaffnete Bürger festgenommen und zum Gericht Athens wurden,<sup>354</sup> ist alles andere als wahrscheinlich. Und wäre dies – dann gar mit Sokrátes als einem der Häscher – dennoch angeordnet worden, so ist es nicht sonderlich wahrscheinlich, dass [der historische] Sokrátes darauf dann lediglich mit Tatenlosigkeit reagiert hätte, dass er es dabei verabsäumt hätte, den zu Verhaftenden und Hinzurichtenden sofort zu warnen, und dass er es unterlassen hätte, diesen Unschuldigen – beispielsweise bei dessen Flucht aus Attika – wirkungsvoll zu beschützen.

---

<sup>353</sup> Auch Hitler – und nicht minder seinen Opfern! – wär' es zu wünschen gewesen, er wär' in seiner Jugend als Maler anerkannt und später als großer Maler – und nur als solcher! – in die Geschichte eingegangen.

<sup>354</sup> Dies lässt Pláton in seiner Schrift „Apologie des Sokrates“ den – von ihm da bereits mehrfach nach Pláton hin ausgerichteten – *platonischen* Sokrátes verlauten.

Da hat Pláton zweifellos von seiner eigenen Mentalität auf die des Sokrátes geschlossen, was nur selten kein Fehlschluss ist.

Über sich selbst zu wissen, das beinhaltet, das für sich selbst – und damit auch für Andere – *letztlich Nutzbringende* dauerhaft im Blick zu erhalten und zu behalten. So verstehe ich Hinweise von ihm wie etwa diese:

★ „Die anderen Menschen leben, um zu essen; ich selber aber esse, um zu leben!“ [bei den Einladungen zu Gastmahlen, im Zufriedensein mit jeder Speise];

★ „Es ist doch lächerlich, wenn man es für geboten erachtet, nach einem vermissten Sklaven eifrig zu suchen, während man die Tugend dem Verderben überlässt!“ [bei einer Theater-Aufführung, in der die Tugend als minderwertig dargestellt worden ist]; und:

★ „Es ist doch sonderbar, dass Jedermann leicht angeben kann, wieviel Besitz er hat, aber nicht sagen kann, wie viele Freunde<sup>355</sup> er hat: So wenig kümmert man sich um diese!“

So hat er seinen Mitbürgern einen Spiegel für deren Lebensweise vorgehalten, was diese in den selteneren Fällen zum Umdenken veranlasst hat, mehrheitlich in ihnen jedoch Unmut und Ärger erzeugt hat. Er aber hat sein Handeln unbeirrt daraufhin ausgerichtet, was ihm seine innere Stimme – sein Daimonion, sein Gewissen – als richtig dargelegt und begründet hat. Langsam aber stetig wuchs die Gruppe seiner Anhänger und Schüler; doch im selben Ausmaß wuchs die Angst und der Zorn seiner Gegner über diese ihnen dadurch drohende Gefahr.

Da nun seine gesunde Lebensweise ihn weder ernsthaft krank werden noch gar von den vielen Seuchen, die das dichtbesiedelte Athen in regelmäßigen Abständen heimsuchten, befallen werden ließ, da demnach sein baldiges natürliches Ableben auch in seinem siebzigsten Lebensjahr noch nicht in Sicht war, entschlossen sich unter seinen Gegnern die wutgeplagtesten, da kräftig nachzuhelfen: Dem Handwerker Anytos, der sich, einigen Angaben zufolge, im Nebenberuf als gewerbsmäßiger Wahrsager betätigte, und der schon jahrelang den Aristophánes gegen dessen Konkurrenten Eyripídes und dessen Freund Sokrátes im Ausstreuen von Verleumdungen gegen Sokrátes nach Kräften beigestanden war, gelang es nun, den Dichter Meletos zu veranlassen, gegen Sokrates eine Anklage zu erheben mit dem Wortlaut:

◦ „Meletos, des Meletos‘ Sohn aus dem Dorf Pitthos, verfasste und reichte unter Eid diese Anklage ein gegen Sokrátes, des Sophroniskos‘ Sohn aus dem Dorf Alopeke: Sokrátes versündigt sich durch Verleugnung der vom Staat anerkannten Götter sowie durch Einführung neuer göttlicher Wesen; zudem vergeht er sich an der Jugend, indem er sie verführt. Der Antrag geht auf Todesstrafe.“

Der Demagoge Lýkon hatte, als Dritter in diesem Bunde, in den Tagen und Wochen vor dem Einreichen der Anklageschrift jene Bürger Athens, die sich mit des So-

---

<sup>355</sup> Das Wort „Freund“ ist hier nicht im USA-Gebrauch von „friend“ [= „Bekannter“] – im Sinne von „to make friends“ – zu verstehen, sondern so, wie es in Mitteleuropa bis zur Mitte des 20-ten Jahrhunderts – d.h.: vor dem Überhandnehmen der Amerikanisierung – verwendet worden ist, somit gemäß: „vertraute Person, auf die man sich unbedingt verlassen kann“.



krátes' Philosophieren ohnehin nicht haben anfreunden können, mit Blicklenkung auf die Komödie „Die Wolken“ des Aristophánes in eine Stimmung versetzt, die unter den Richtern und Geschworenen eine Vorab-Verurteilung erreichen sollte; und in Athens Gymnasien – jenen Nackt-Sport-Schulen – wurde den dortigen – sicherlich philosophisch unbedarften – Sportlehrern beigebracht, ihren Zöglingen zu vermitteln, das weitere Wirken des Sokrátes würde dazu führen, deren Blick von der Ausbildung des Leibes – die doch so wichtig sowohl für die Polis zum Zweck künftiger Kriegszüge als auch für die Sportlehrer für den Erhalt ihrer Kundschaft und damit ihres Lebensunterhalts ist – abzuhalten und abzubringen.

Sokrátes ließ sich nicht von seinem rechtskundigen Anhänger Lysias verteidigen; und er verweigerte auch das Ablesen einer von diesem verfassten Verteidigungsrede, die – nachträglich gesehen – höchstwahrscheinlich unter den 501 – aus den Bürgern Athens durch Los ausgewählten – Richtern zu einer Mehrheit für den Freispruch geführt hätte. Vielmehr verteidigte sich selber, dies mit seinen eigenen Worten und mit seinem eigenen Vorgehen, nämlich: dem analytischen Ausloten der Aussagen der Widersacher, die zu einem Aufweisen von Widersprüchen führt.<sup>356</sup> Zweifellos wird er dabei die Hetzkampagne, die mit der – dramatisch mageren und inhaltlich jämmerlichen – Komödie des Aristophánes von 423 ihren ersten Höhepunkt erreicht hatte, nicht unerwähnt gelassen haben. Und er wird sein Verfahren dargelegt und begründet haben, nämlich seine Vorgehensweise mit dem Ziel der Rückführung von Bürgern jeglichen Alters und Standes vom Weg des Eigennutzes hin zum Weg des Gemeinwohls durch genaue Beschreibung des von ihnen bis dahin begangenen Weges. Aber eben dadurch dürfte er bei dem einen oder anderen unter den 501 zu Richtern bestimmten Athenern – soweit sie von kleinbürgerlicher Geisteshaltung geprägt waren – entsprechende Ängste geweckt haben.

Daraufhin sprachen ihn 281 der 501 Richter und Geschworenen für schuldig im Sinne der Anklage. Vor dem sodann anstehenden Beschluss über das Strafmaß erklärte Sokrátes, er werde in dem Fall, dass er nicht zu Tode verurteilt werde, weiterhin die Menschen Athens zur Sittlichkeit und Tugendhaftigkeit ermahnen und anleiten; daraufhin entschieden sich weitere 80 – somit 361 der 501 – für die Todesstrafe.

Pláton's Abschluss seines Berichts erweckt in Sprache und Inhalt den Eindruck, dass hier – von sprachlichen Glättungen abgesehen – bei ihm der historische Sokrates zu Wort kommt; denn es fehlt diesem Textteil die Breite Pláton's und das langatmige

---

<sup>356</sup> Dieses Verfahren haben nach seinem Tod seine Schüler aus Megara zu ihrer Vorgehensweise vervollkommenet.

Deutlich weniger gekonnt ist es auch von Pláton mit der Bezeichnung „Dialektik“ ausgeübt worden.

NB: Der Anfangsteil von Pláton's „Apologie des Sokrates“ ist in Satzbau und Argumentationsweise viel zu breit und weitläufig, als dass er *so* vom *historischen* Sokrátes stammen könnte; nur der Abschluss mit seiner unplatonisch-prägnanten Ausdrucksart ist – meiner Sicht nach – die Redeweise – und dann hier wohl auch: die Rede – des *historischen* Sokrátes.

NNB: Xenophon war nicht selber in Athen, als das Gerichtsverfahren gegen Sokrátes stattgefunden hatte; er hat sich bei seinen – leider recht unterschiedlichen – Berichten über dieses Ereignis offensichtlich von unterschiedlichen Berichtern unterrichten lassen. So deut' ich jedenfalls die Inkongruenzen seines Berichts in seiner – wohl früheren – „Apologie des Sokrates“ einerseits und in den betreffenden Teilen seiner – wohl späteren – „Memorabilien“ andererseits.

Ausholen beim Beschreiben einer Sache. Daher geb' ich diesen Teil – bis auf Einzelverweise auf Götter und Heroen der Vorzeit – ungekürzt wieder:

»Mit denen, die mich freigesprochen haben,<sup>357</sup> möcht' ich gern' noch ein Wort sprechen, nämlich über die Vorgänge, die hier soeben zu erleben gewesen sind. Denn noch sind die Behörden durch das, was jetzt anzuordnen ist, in Anspruch genommen; und daher brauch' ich mich noch nicht gleich zu meiner baldigen Todesstätte zu begeben.<sup>358</sup>

Ich bitt' Euch, Ihr Männer, daher darum, noch so lange hier zu verweilen; denn nichts hindert uns daran, uns miteinander zu unterhalten, solange dies noch erlaubt ist. Ich will Euch, die Ihr meine Freunde seid, die eigentliche Bedeutung dessen, was mir heute widerfahren ist, darlegen. Mir ist nämlich, Ihr Richter – denn *Euch* darf ich mit Fug und Recht „Richter“ nennen – etwas ganz Sonderbares begegnet:

Zwar war die mir gewohnte prophetische Stimme – das *Daimónia* – in der ganzen letzten Zeit in mir immer sehr rege; und sie warnte mich auch bei ganz geringen Anlässen, bei denen ich mich anschickte, das Rechte zu verfehlen. Nun ist mir gerade jetzt, wie Ihr selbst seht, etwas widerfahren, was man nach der allgemeinen Auffassung als das größte Übel erachtet; gleichwohl trat mir dieses göttliche Zeichen kein einziges Mal warnend entgegen: weder heute früh beim Verlassen der Wohnung, noch sodann beim Gang hierher zur Gerichtsstätte, noch an irgendeiner Stelle meiner Rede, wenn zu sagen mir etwas auf der Zunge lag. Bei anderen Anlässen hat es mich doch oft mitten im Satz aufgehalten; heute jedoch ist es mir während des ganzen gerichtlichen Vorgangs kein einziges Mal entgegengetreten, weder bei meinem Reden noch bei meinem Tun.

Ich will Euch sagen, was ich als Grund hiervon annehme: Was mir soeben widerfahren ist, das ist meiner Vermutung nach ein *Glück* [für mich]; und daher können wir [in unserer herkömmlichen] Meinung, der *Tod* sei ein *Unglück*, wohl *nicht recht* haben. Ich habe nun den schlagenden Nachweis für diese Behauptung; denn unmöglich hätte das [mir] gewohnte Warnzeichen ausblieben können, wenn mein [festes] Vorhaben, [dieser Verurteilung und damit dem Tod nicht ausweichen zu wollen], *nicht* ein *glückliches* gewesen wäre.

Auch vom folgenden Gesichtspunkt aus sollten wir uns klarmachen, wieviel Grund wir dafür haben, hier zu hoffen, dass der Tod ein Glück ist. Eines von den zwei [Zuständen] nämlich ist das Totsein: Entweder ist es eine Art Nichtsein, sodass der Tote keinerlei Empfindungen von irgendetwas [mehr] hat; oder [das Totsein] ist – wie der Volksmund sagt – eine Art Verpflanzung und Übersiedlung der *Psyché* von hier nach einem anderen Ort.<sup>359</sup>

---

<sup>357</sup> Damit kann nur gemeint sein: die für die Nicht-Schuld des Sokrates gestimmt haben.

<sup>358</sup> Offenbar hat Sokrates zu diesem Zeitpunkt noch nicht gewusst, dass die Priester des Apollon nun damit begonnen hatten, das Heck des Schiffs des Theseys zu bekränzen, was zur Folge hatte, dass die Hinrichtung um mehrere Tage zu verschieben war.

Den Beamten Athens hingegen schien dies gerade nach der Verurteilung zu Ohren gekommen zu sein; denn sonst hätt' es keinen Grund dafür gegeben, das soeben gefällte Urteil nicht umgehend zu vollstrecken.

<sup>359</sup> Sokrates wählt hier das Schlussverfahren der Fallunterscheidung, des Dilemmas, dabei als selbstredend voraussetzend: (a) das *Phýsis* und *Psyché* kategorial verschiedene Gegebenheiten sind, und (b) dass in jeder dieser Gegebenheiten nichts zu Nichts vergeht, sondern sich lediglich innerhalb der jeweiligen Kategorie umwandelt.

Im ersten Fall nun, wo sich keine Empfindungen mehr einfinden, wo sich vielmehr eine Art von Schlaf einstellt, der so tief ist, dass dem Schlafenden nicht einmal mehr irgendein Traumbild erscheint,<sup>360</sup> ist der Tod ein wunderbarer Gewinn. Denn ich glaube, dass jemand, der eine solche Nacht, die ihm ein solcher vollständig traumloser Schlaf gebracht hat, den übrigen Tagen und Nächten seines Lebens gegenüberstellen würde, um zu entscheiden, wieviele Tage und Nächte er glücklicher verbracht hat als eben diese Nacht des traumlosen Schlafs: der wird – ob er nun ein Mensch wie wir oder irgendein Großkönig ist – rasch ermitteln, dass sich diese glücklichen Tage und Nächte im Vergleich zu den anderen sehr leicht zählen lassen. Ist also der Tod von *dieser* Art, so eracht' ich ihn als einen *Gewinn*; denn die ganze [weitere] nicht-endende Zeit ist ja dann offensichtlich nichts anderes als eine einzige solche Nacht.<sup>361</sup>

Ist hingegen [- im anderen Fall -] der Tod gleichsam eine Art *Auswanderung* von hier nach einem anderen Ort,<sup>362</sup> und hat es dann mit dem, was der Volksmund sagt – nämlich: dass dort alle Verstorbenen weilen –, seine Richtigkeit, was gäb' es, Ihr Richter, dann für ein größeres Glück als [sich bei diesen aufzuhalten]? (...) Mit diesen Helden früherer Zeiten, die ein rechtschaffenes Leben geführt haben, [nun beisammen zu sein], das wäre doch auf keinen Fall eine Verschlechterung der Aufenthaltsstätte. (...)

In der Annahme, dass [man nach seinem Tod zu den bereits Verstorbenen gelangt], hab' ich mir ohnehin oft gewünscht, [bald] tot zu sein. Ja, für mich hätte der Aufenthalt dort noch seinen ganz besonderen Zauber: (...) Mit jenen dort, die gleichfalls durch ungerechte Gerichtsurteile den Tod gefunden haben, würd' ich mit Freude mein Geschick mit dem dieser Menschen vergleichen. Aber hauptsächlich würd' ich [auch] dort meine Aufgabe darin sehen, die dort Weilenden so, wie hier die Menschen auf dem Erdenrund, daraufhin auszuforschen und zu prüfen, wer von diesen Männern und Frauen weise ist, und wer von ihnen zwar nicht weise ist, sich sehr wohl aber einbildet, weise zu sein. (...) Und dabei bin ich mir ganz sicher, dass man über mich dort wegen solcher Unterredungen nicht die Todesstrafe verhängen wird. Denn wie in anderen Hinsichten, so sind die dort Weilenden auch darin glücklicher als hier die Erdenbewohner, nämlich: dass sie – wenn der Volksmund recht hat – über die ganze weitere Zeit hinweg unsterblich sind.

Aber auch Ihr, meine Richter, sollt dem Tod mit froher Hoffnung ins Angesicht schauen! Und Ihr sollt *dies eine* als unverbrüchliche Wahrheit anerkennen, nämlich den Satz, dass es für einen rechtschaffenen Menschen kein Übel gibt, weder im Leben noch im Tod, sowie auch, dass seine Sache von den Göttern nicht im Stich gelassen wird.

---

<sup>360</sup> Äußerlich – allerdings auch nur äußerlich – ist dieser Zustand vergleichbar mit dem von Yājñavalkya ersehnten Zustand des Freiseins von aller Kausalität und – mit dem Freisein von ihr – das Feisein von allem Erleiden.

<sup>361</sup> Hier ist dieses festzuhalten: Anders als später im „Phaidon“, berichtet Pláton in der „Apologie“ *nicht in leisesten Ansätzen*, Sokrátes habe eine *Wiedergeburtstheorie* vertreten; vielmehr berichtet er hier, dass Sokrátes ein *so oder ähnlich* geartetes Weiterleben der Psyché *ohne* Wiedergeburt bzw. Neugeburt gelehrt hat, und nichts anderes.

Daher eracht' ich nun – anders als in früheren Schriften – die Wiedergeburtstheorie im „Phaidon“ als platonisches Werk, von ihm als pythagoräisches Mitbringsel von Syrakus nach Athen gebracht.

Die Frage, woher die Psyché bei der Empfängnis gekommen ist, wirft Sokrátes – gemäß Pláton – hier nicht auf, wohl deswegen nicht, weil diese Fragestellung in dieser Lebenslage keine Bedeutung hat.

<sup>362</sup> Diese zweite Alternative war offensichtlich des Sokrátes' tatsächliche Überzeugung.

So ist auch mein Schicksal nicht ein bloßes Spiel des Zufalls;<sup>363</sup> vielmehr zweifle ich nicht daran, dass es für mich das Beste ist, schon jetzt zu sterben und damit aller [sich im vorgerückten Alter einstellenden] Beschwerden ledig zu werden.

Darum hat mich auch meine innere Stimme [– das Daimónia –] nicht gewarnt.

Auch deswegen hege ich von meiner Seite aus überhaupt keinen Groll gegen die, die mich angeklagt haben, und gegen die, die mich verurteilt haben. Freilich sind sie bei ihrer Anklage wie auch bei ihrer Verurteilung nicht von eben dieser Gesinnung geleitet gewesen, sondern von der Absicht, mit Pein zu bereiten; und diese Absicht darf nicht ungerügt bleiben.

Um dieses eine aber bitt' ich meine Ankläger sowie meine Verurteiler noch: Wenn meine Söhne einmal erwachsen sein werden, dann sollen sie – sollten meine Söhne dann mehr auf den Erwerb von Geld und Ansehen als auf den Erwerb von Tugend aus sein – an diesen dann dahingehend Vergeltung ausüben, dass sie diesen dann die gleiche Pein zufügen, die ich [bis heute] meinen Anklägern und Verurteilern zugefügt habe.

Und bilden sich meine Söhne dann etwas ein auf Sachen, von denen sie nichts verstehen, und streben sie nicht nach dem Erstrebenswerten, so haltet Ihr, [meine Richter], an ihnen dann nicht mit Euerm Tadel zurück. Verhaltet Ihr Euch so, dann ist mir volles Recht von Euch zugekommen, mir wie eben auch meinen Söhnen.

Aber nun ist es Zeit, dass wir gehen: ich, um zu sterben,<sup>364</sup> und ihr, um weiter zu leben. Wer von uns dabei dem besseren Geschick entgegengeht, das ist uns hier verborgen, der Gottheit<sup>365</sup> hingegen nicht.«

Doch eben zu dieser Stunde bekränzten die Priester des Apóllon des Schiff des Theseýs für dessen rituelle Fahrt nach Delos, sodass das Todesurteil bis zur Rückkehr dieses Schiffs, den Gesetzen gemäß, nicht vollstreckt werden durfte. Die dem Sokrátes zwischenzeitlich gebotene Möglichkeit der Flucht<sup>366</sup> wies dieser mit dem Hinweis zurück, zwar müsse man bestrebt sein, wenig gerechte Gesetze zu verbessern, habe sich jedoch den bestehenden Gesetzen nicht nur dann zu fügen, wenn sie einem Nutzen einbringen, sondern sich ihnen auch dann zu unterwerfen, wenn sie sich gegenteilig auswirken: Wenn sie der Verbesserung bedürftig sind, dann hat man sich ihnen dennoch nicht zu entziehen, sondern vielmehr die Verbesserung dadurch zu veranlassen, dass man in der Volksversammlung das Wort zu ergreift.<sup>367</sup>

---

<sup>363</sup> Ein Magier [= Priester] aus Syrien [oder Persien oder Mesopotamien] hatte, wie gesagt, dem Sokrátes vor vielen Jahren geweissagt, er werde eines gewaltsamen Todes sterben. Diese Weissagung sich vor Augen haltend, hatte Sokrátes sich – meiner Sicht nach – dafür entschieden, dem Geschick nicht ausweichen zu wollen, zumal es ihn – wie man am Beispiel des Anaxagóras hat ersehen können – nun ja ohnehin ereilen wird, und wenn nicht so, dann eben anders.

<sup>364</sup> Dem Sokrátes war zu dieser Tagesstunde offensichtlich noch nicht bekannt, dass die Apóllon-Priester mit der Bekränzung des *Schiffs des Theseýs* begonnen hatten.

<sup>365</sup> Die Gottheit ist, wie gesagt, das vereinigte Paar von Wesen, die Sokrátes unter der Bezeichnung „Apóllon und seine Schwester Ártemis“ verehrt hat.

<sup>366</sup> Ob es Kríton gewesen ist oder hingegen – wie einige antike Berichterstatter meinen – Aischínes, der den Sokrátes zu der diesem eröffneten Möglichkeit der Flucht hat bereden wollen, das wird wohl kaum jemals noch zu entscheiden sein. Pláton, der als Hoch-Adeliger dem Aischínes, den Sohn eines Wurstmachers, mit Nicht-Beachtung begegnet ist – und dies nicht nur in Athen, sondern auch in Syrakus –, nennt hier den Kríton.

<sup>367</sup> Dies entspricht der Auffassung der meisten anderen Weisen und Weisheitsfreunde des damaligen griechischen Sprachraums.

Des Sokrátes' Daimónion ermahnte ihn nach der Verurteilung, nunmehr einen dichterischen Lobpreis auf seinen Gott in den beiden Gestalten von Männlich-Weiblich<sup>368</sup> zu verfassen. Erhalten geblieben ist uns davon nur dessen erste Zeile:

★ „Gruß dem Apóllon, der Ártemis auch, den edlen Geschwistern!“

In den Tagen vor der Rückkehr jenes Schiffs besuchten die meisten der Anhänger und Schüler des Sokrátes ihren Lehrer Tag für Tag im Gefängnis und ließen sich da von ihm unterrichten und unterweisen. Und nach der Rückkehr dieses Schiffs trank er sodann den ihm gereichten Giftbecher und verschied in Ruhe und Würde.

Platon lässt in seinem Dialog „Phaidon“ den Phaídon von diesen Anwesenden wie auch von diesen Abwesenden berichten:

»Phaidon: „Von den Einheimischen war der gerade genannte Apollodoros anwesend, zudem Kritobulos und dessen Vater, ferner Hermogenes sowie Epigenes, ferner auch Aischines und Antisthenes. Aus Paiania waren Ktesippos und Menexenos mit einigen anderen Landsleuten gekommen. Pláton aber war, soviel ich weiß, krank.“<sup>369</sup>

Echekrates: „Waren auch Fremde da?“

Phaidon: „Ja: Simmias und Kebes sowie Phaidonides aus Theben, und Eykleídes sowie Terpsion aus Megara.“

Echekrates: „Nanu? Waren denn nicht auch Aristppos und Kleombrotos mit anwesend?“

Phaidon: „Nein. Es hieß, sie hielten in Aigina auf.“«

Viele der Anhänger und Jünger des Sokrates ließen sich in den Tagen und Wochen nach der Hinrichtung des Sokrátes in der Öffentlichkeit nicht sehen oder flohen gar – wie Pláton – außer Landes, zumeist nach Megara, wo sie im Heim des Eykleídes Zuflucht fanden.

Antisthénes hingegen und mit ihm einige andere Unerschrockene blieben in der Stadt und machten da die Athener teils mit Argumenten und teils mit Ironie auf das an Sokrátes – und mit ihm an der Weisheitslehre – begangene Unrecht aufmerksam, wie auch auf die Schande, die dieses Unrecht der Stadt Athen einbringen werde.

Man darf vermuten, dass bereits wenige Tage später einige der Bürger den Anklägern heftige Vorhaltungen darüber bereiteten. Und bald darauf erfolgte dieses: In Peiraieyos, dem Wohnort des Anthisténes, traf eine Gruppe von Jünglingen aus Pontos ein mit dem erklärten Ziel, bei Sokrátes zu hören und zu lernen. Diogénes Laértios beschreibt dies so:

»Als er mit Jünglingen aus Pontos zusammentraf, die der Name des Sokrátes nach Athen gelockt hatte, führte er sie zum Anytos mit der ironischen Bemerkung,

---

<sup>368</sup> Der kriminalistisch arbeitende Systematiker vermutet hier einen Einfluss des vorbuddhistischen, des brahmanistischen Tantrismus in dessen mentaler – und somit nicht-physischer – Anwendung. Unbekannt ist und bleibt uns, wie oft und zu welchem Zweck Magier aus dem Orient – auf gut Deutsch: Priester aus dem Persischen Reich, das bis zum Indus gereicht hat – nach Athen gereist sind, dabei höchstwahrscheinlich aufgrund einer aus Athener Kreisen erfolgten Einladung.

<sup>369</sup> Pláton, der nach des Verurteilung Hals über Kopf nach Megara ins feindliche Ausland geflohen ist, reicht demnach hier eine Krankmeldung nach, nämlich mit dem Einschub: „soviel ich weiß“.

[Pláton's Dialog-Figur Phaidon hat das nicht so genau gewusst!]

dieser sei weiser als Sokrátés; darüber gerieten die Umstehenden, [die den Anytos ohnehin bereits sein Fehlverhalten vorwarfen, nun] in solchen Unwillen, dass sie seine Verbannung durchsetzten. (...) Die Athener aber wurden alsbald von Reue befallen: Sie schlossen [für einige Zeit] die Ringschulen und die Gymnasien; sie bestraften einige [der Mitwirkenden an dieser Verschwörung gegen Sokrátés] durch Verbannung; und sie verurteilten [nun] den Meletos zu Tode.<sup>370</sup> Den Sokrátés aber ehrten sie durch Errichtung einer ehernen Bildsäule – ein Werk des Lysíppos –, die sie im Zeughaus aufstellten. Und was den Anytos anbelangt, der damals verreist war, so verwiesen ihn die Staatsbeamten gleich am Tag seiner Ankunft des Landes.«

Über den weiteren Lebensgang der nunmehrigen Witwe Xanthíppe weiß man wenig bis nichts. Zu vermuten ist, dass sie – dank Kritón's Unterstützung – nicht gezwungen gewesen ist, möglichst rasch den Nächstbesten zu heiraten.

Umsorgt hat sie ihren Ehemann Sokrátés ja noch an dessen Todestag. Das bestätigt auch Pláton im „Phaidon“, der darin vom Morgen des Hinrichtungstages dieses berichtet:

»Als wir nun eintraten, fanden wir den Sokrátés seiner Fesseln eben entledigt; neben ihm aber saß Xanthíppe – Du kennst sie ja!<sup>371</sup> – mit dem kleinen Kind auf dem Arm. Sowie sie uns erblickte, brach sie laut aufschreiend in Klagen aus, wie wir sie an Frauen gewohnt sind, und rief: „Ach Sokrátés! Zum letzten Mal werden nun Deine Freunde mit Dir sprechen, und Du mit ihnen!“<sup>372</sup> (...)«

Und um sie hat eben dieser Pláton hat nach seiner Flucht aus Athen und seiner Rückkehr nach Athen geworben; überliefert ist sein Liebesgedicht:<sup>373</sup>

»Ich bin der Apfel; es wirft mich ein Liebender, beste Xanthippe!  
Sei mir geneigt! Denn bald werden wir beide verblüh'n!«

So wie einst Aphrodite, die Göttin der Liebe, vom Königssohn Páris den goldenen Apfel zugeworfen erhalten und angenommen hat, so soll nun auch des Sokrátés' Witwe das in Pláton, dem Liebenden, vorhandene psychische Gold annehmen, und danach, bitte, auch den Liebenden selber.

Die mit natürlichem Adel ausgestattete Xanthíppe hat dieses ihr überreichte Gedicht sicherlich gelesen, hat jedoch auf diesen – reichlich plumpen – Annäherungsver-

---

<sup>370</sup> Denn *er* hat ja mit seinem den Eid – dem Meineid – die Verurteilung des Sokrátés bewirkt.

<sup>371</sup> Dies braucht nicht in abfälliger Weise verstanden zu werden.

Vielmehr ist *dieses* Verständnis wirklichkeitsnäher: Der angesprochene Echekrátés kennt sie noch von der Zeit her, als sie an den öffentlichen Gesprächen des Sokrátés als dessen Schülerin mitgewirkt hat, bevor sie sich in die Nicht-Öffentlichkeit des Hausfrauen-Lebens hat zurückziehen müssen.

<sup>372</sup> *Sie* hat es demnach *geschätzt*, wenn er mit seinen Freunden philosophische Themen behandelt hat, auch, wenn er deswegen dann und wann abends manchmal erst spät nach Hause gekommen ist.

Die davon abweichenden Darstellungen des Xenophon sowie der üppigen Anzahl von dessen Adepten ist kein Grund dafür, der Xanthíppe abzustreiten, auch sie sei für Sokrátés eine Diotíma gewesen.

<sup>373</sup> Die Gedichte übernehm' ich hier und anderswo von Apelt.

such mit der ihr eigenen Würde reagiert, nämlich: überhaupt nicht. Daher hat der von ihr Nichtbeachtete – wohl in der Annahme, das Gedicht sei (a) zu kurz und daher (b) für die Witwe vielleicht nicht zu entschlüsseln gewesen – ihr noch diese Interpretation nachgereicht:

»Mit dem Apfel werf' ich nach Dir; und schenkst Du mir, Beste,  
willig und freudig Dein Herz: nimm ihn, und gib Dich mir hin!  
Aber – wehe mir! – denkst Du doch anders, so nimm nun den Apfel,  
dass er Dir zeige, wie bald Jugend und Anmut verblüh'n!«<sup>374</sup>

Dieses Poem ist von ihm auf wiederverwertbare – in Neudeutsch gesagt: auf rezyklierbare – Art verfasst worden; es hat durch ihn daher später bei Frauen, die sich noch nicht ganz damit abgefunden hatten, ihr Eheglück nicht auch in ihrem Ehemann, sondern ausschließlich in ihren Kindern zu bewahren, immerhin Mehrfachverwendung finden können.

Gesichert ist hingegen, dass die Witwe des Sokrates auch dieses Liebeswerben des hochadeligen Pláton nicht beachtet hat.

Unklar ist hingegen, was dieser damit bezweckt hat. Drei mögliche Zwecke kommen hier wohl nur infrage:

(1) Er hat mit der Witwe Geschlechtsverkehr und nichts anderes ausüben wollen; dem steht jedoch entgegen, dass sein geschlechtliches Sehnen vorwiegend – wenn gleich offenbar nicht ausschließlich – auf Jünglinge und auf Knaben hin ausgerichtet gewesen ist.

(2) Er hat die Witwe zwar nicht ehelichen wollen, hat aber über den intimen Verkehr mit ihr Zugang zu ihren Mitschriften über die Gespräche ihres verstobenen Gatten erhalten und diese abschreiben wollen.

(3) Er hat die Witwe – trotz seiner homophilen Neigungen – ehelichen wollen. Denn dann hätt' er ein Vorrecht auf diese Mitschriften gehabt; und sodann hätt' er in jeder Hinsicht als Nachlassverwalter und Erbe des Sokrates öffentlich auftreten und so dessen andere Schüler und Jünger rechtmäßig in den Hintergrund drängen können.

Gesichert ist schließlich, dass Xanthippe die Verwendung ihrer Mitschriften durchaus nicht dem Pláton, sondern dem Aischínes – diesem Sohn eines Wurstmachers! – zu treuen Händen übergeben und anvertraut hat, wie auch, dass sie nach dem Tod des von ihr verehrten Gatten trotz der Blüte ihrer Jahre keinen anderen Mann mehr geheiratet hat.

So, wie Sokrates in den Kriegszügen seiner Heimatstadt, an denen er teilzunehmen hatte, sich stets durch Tapferkeit und Umsicht ausgezeichnet hatte, so, wie er sich in den Ratsversammlungen vor seinen Gegnern und im Gerichtssaal vor den Richtern seiner Stadt durch Furchtlosigkeit und Geradlinigkeit ausgezeichnet hatte, so zeichnete sich seine Witwe Xanthippe nun durch unbedingte Geradlinigkeit sowie durch stille Weisheit aus.

---

<sup>374</sup> Statt ihr einen Apfel aus Gold zu geben, wie dies der Trojaner Páris seinerzeit bei den drei Göttinnen getan hatte, hat Pláton ihr einen Apfel vom Apfelbaum zukommen lassen, und dies in der festen Überzeugung, dass dieser, sollte sie sich seiner nicht annehmen, dann irgendwann vergammeln wird.

Dabei hat er es in *diesem* Gedicht natürlich *vermieden*, sich mit diesem demnächst in Fäulnis übergehenden – Apfel zu identifizieren.

Und *so* sollte das Bild von Xanthippe gestaltet sein; und *eben so* sollt' es uns erhalten werden.

Dies sind die uns jetzt bekanntesten Schüler des Sokrates:  
Pláton, Xenophon.

Und dies sind die wichtigsten unter den Edlen der Jünger<sup>375</sup> des Sokrates:  
Símon, Krítón, Aischínes, Phaídon, Aristíppos, Eykleídes, Antisthénés.

---

<sup>375</sup> Natürlich hatten sich bei ihm auch weniger edle Athener als Anhänger und Schüler eingefunden; die zwei bedeutendsten hiervon sind: (1) Kritías, der Onkel des Pláton, des Oberhauptes der Dreißig [Tyrrannen]; und (2) Alkibiades, der in Abwesenheit der Verleugnung der Athener Götter angeklagt wurde und daraufhin auf die Seite Spartas – des politisch-militärischen Rivalen Athens – gewechselt ist, und dem auch in den Jahren danach kein Wechsel der Fronten zu aufwendig gewesen ist, bis ihm dies schließlich zum Verhängnis wurde.



## Die vergessenen Sokratiker

In der frühen und mittleren Antike war die Lehre des Sokrates noch weitgehend bekannt. Und damals bereits hat man ihn als den größten Philosophen der – europäischen! – Antike erachtet. Auch wir unterteilen die antike Philosophie in die vorsokratische, in die sokratische und in die nachsokratische; aber dennoch ist es uns nicht möglich, uns wenigstens an einigen Stellen einen halbwegs gesicherten Zugang zu seiner Lehre zu erschließen: Was Platon seine mit „Sokrates“ benannte Dialogfigur sagen lässt, das ist – von der „Apologie“ wohl abgesehen – nur in Ausnahmefällen als für den historischen Sokrates zutreffend zu erachten; und dies gilt auch für Platons formale Dialogführung, die bei ihm zumeist ermüdend-steif gestaltet ist.

*Xenophon von Erchia* [~430 – 354] aus Attika hat, wie Platon, nicht zum engen Schüler-Kreis um Sokrates gehört; und manches von seinen Berichten über seinen Lehrer hat er nicht selber miterlebt, sondern aus zweiter oder dritter Hand vernommen: insbesondere von Aischines, wie berichtet wird, und von Phaidon. Jedoch scheint er – da ganz anders als Platon – wenig oder nichts über seinen Lehrer frei erfunden zu haben.

Zu tieferen philosophischen Erörterungen haben ihm die hierfür erforderlichen Fähigkeiten des Geistes nicht zur Verfügung gestanden; und er hat in seinen Berichten daher auch nicht die Tiefe der Lehrinhalte seines Lehrers und Meisters ausloten können. Dafür stellt er in seinen Schriften diesen jedoch als einen *Menschen* dar, der von uns anderen Menschen nicht gänzlich abgehoben ist und mit dem auch wir Wechselgespräche zu führen in der Lage sind. Zwar hat er sich bei seiner Beschreibung der Xanthippe in erkennbarer Weise von nicht-unterdrückter Wut gegen sie leiten lassen; aber er hat andererseits – der überwiegenden Meinung der Interpreten und auch der meinen nach – den *Menschen* Sokrates sehr gut beschrieben.

Die vom historischen Sokrates tatsächlich durchgeführten Gespräche werden daher wohl so oder so ähnlich ausgesehen haben, wie die von Xenophon beschrieben wird. Dieser allerdings bringt darin an Inhalten und an der Gestaltung dieser Inhalte naturgemäß nur so viel, wie er selber zu verstehen in der Lage gewesen ist.

Ich zweifle nicht daran, dass Sokrates bereits den methodologischen Begriff „Eidos“ verwendet hat und vielleicht sogar den Begriff „Idéa“. Dabei gehe ich mit Anderen davon aus, dass er diese Wörter zwar nicht mehr im alltäglichen Sinn von „Gesehenes, Unterschiedenes“, aber noch nicht in Platons Sinn von „[gegenstandsunabhängige ewige aus sich selbst heraus bestehende] Eigenschaften“ verstanden und gebraucht hat: Nichts deutet in den unplatonisch-sokratischen Fragmenten darauf hin, er habe bereits eine sich der Philosophie des Parmenides annähernde Lehre vertreten. Aber wie nun diese – und damit zusammenhängende – Ausdrücke von Sokrates verwendet worden sind, das ist nicht [mehr] zu ermitteln.

Und diese Sicht wird durch Xenophon zwar nicht gestützt, aber doch bestätigt.

Besäßen wir noch Kopien der „Schustergespräche“, so wären wir dieserhalb in einer viel glücklicheren Lage zur Ermittlung des Inhalts des sokratischen Philosophierens:<sup>376</sup>

*Simon von Athen* [470/450 – 410/380] war ein Schuster, der gelegentlich von Sokrates besucht wurde; vermutlich hatten beide bereits zu der Zeit, als Sokrates zumindest im Winter noch Schuhe trug, dann, wenn der kundige Kunde diese zur Reparatur brachte, dabei die Zeit mit philosophischen Gesprächen verbracht: der vormalige Steinmetz mit dem Immer-noch-Schuster, der für sich und für seine Familie zu arbeiten hatte und es sich daher nicht hat leisten können, den philosophischen Freund bei Sonne in der Nähe der Wechseltische am Marktplatzes und bei Regen in den Wandelhallen der Stadtverwaltung aufzusuchen und da unter dessen Schülern zu weilen.

Und deswegen kam der Freund bisweilen zu ihm: Er, der weit über Attika hinaus bekannte und geschätzte Sokrates trug dann dem unbekanntem Simon zusammenfassend und zusammenhängend das vor, was er in den vergangenen Wochen an Einsichten erlangt hatte, aber zweifellos gelegentlich auch das, was er an vormalig als zutreffend Gesehenen nun aus den und den Gründen verworfen hatte; und er, der ansonsten nur seinen Kunden bekannte Schuster Simon, merkte sich dies ganz genau und bemühte sich im Anschluss daran – zweifellos mit des Sokrates' Einvernehmen –, das Gehörte getreu zu Papier zu bringen. Und gleichermaßen getreu hat er diese Niederschriften der so erhaltenen Vorträge gesammelt und bewahrt.

Dies muss bekannt geworden sein. Denn zu der Zeit, als Perikles noch lebte, lud dieser daher den Simon zu sich ein mit dem Versprechen, für dessen Unterhalt zu sorgen; dieser aber lehnte dies ab mit der Begründung, seine Redefreiheit sei nicht verkäuflich.<sup>377</sup>

Wohl nach dem Tod des Sokrates fügte Simon die zwischenzeitlich 33 Vorträge in zeitlicher Anordnung zu einem Buch zusammen und erlaubte es Freunden, sich davon Kopien zu erstellen; und dieses Buch erhielt sodann irgendwann – sicherlich nicht von ihm selber – den Titel „Schuster-Dialoge“.

Erhalten geblieben ist diese Werk nicht, wohl aber die Titel der – von Simon offensichtlich nicht systematisch, sondern wohl historisch so aneinandergereihten – Vorträge des Sokrates bzw. der von Sokrates mit ihm geführten Zwiegespräche:<sup>378</sup>

- (01) „Von den Göttern“
- (02) „Vom Guten“

---

<sup>376</sup> Zur Zeit des alternden Pláton müssen diese in Athen noch verfügbar gewesen sein; so erklär' ich's mir, dass Pláton es im „Theaitetos“ als erforderlich erachtet hat, einen Seitenhieb gegen die sich mit Philosophie befassenden Schuster auszuteilen.

<sup>377</sup> Er wäre dann von dessen Zahlungen abhängig geworden; und er hätte dann nie ernsthafte Meinungsverschieden mit Perikles offen austragen können: Denn wäre sonst die Bezahlung plötzlich eingestellt worden, dann hätte er mit dem Schuster-Beruf wegen des Verlusts der Kundschaft nicht nahtlos da weitermachen können, wo er zuvor aufgehört hatte.

<sup>378</sup> Bei ihm und bei den beiden anderen engsten Jüngern des Sokrates führ' ich die Titel der Werke an; denn bereits diese Titel können einen Eindruck von dem vermitteln, was, wie und worüber Sokrates gelehrt hat.

Denn der *Sokrates des Pláton* ist – von dem der „Apologie“ und einigen verstreuten Stellen in Pláton's Dialogen abgesehen – durchaus verschieden vom *historischen Sokrates*:

Zumeist ist dann „Sokrates“ eine Bezeichnung für *Pláton*.

- (03) „Vom Schönen“
- (04) „Das Wesen des Schönen“
- (05) „Von der Gerechtigkeit, erstes Gespräch“
- (06) „Von der Gerechtigkeit, zweites Gespräch“
- (07) „Von der Tugend, dass sie nicht lehrbar ist“<sup>379</sup>
- (08) „Von der Tapferkeit, erstes Gespräch“
- (09) „Von der Tapferkeit, zweites Gespräch“
- (10) „Von der Tapferkeit, drittes Gespräch“<sup>380</sup>
- (11) „Vom Gesetz“
- (12) „Von der Volksverführung“
- (13) „Von der Ehre“
- (14) „Von der Dichtkunst“
- (15) „Von dem Wohlbehagen“
- (16) „Von der Liebe“
- (17) „Von der Philosophie“
- (18) „Von der Wissenschaft“
- (19) „Von der Musik“
- (20) „Von der Dichtkunst“
- (21) „Das Wesen des Schönen“<sup>381</sup>
- (22) „Vom Unterricht“
- (23) „Von der wissenschaftlichen Gesprächsführung“
- (24) „Vom Urteil“<sup>382</sup>
- (25) „Vom Seienden“<sup>383</sup>
- (26) „Von der Zahl“
- (27) „Von der Sorgfalt“
- (28) „Von der Arbeit“
- (29) „Von der Gewinnsucht“
- (30) „Von der Prahlerei“
- (31) „Vom Schönen“<sup>384</sup>
- (32) „Vom staatsmännischem Verstand, oder vom Erforderlichen“
- (33) „Vom üblen Handeln“

---

<sup>379</sup> Siehe den entsprechenden Titel bei Kríton.

Die Tugend ist zwar *nicht* [den bloß Zuhörenden oder Mitschreibenden in dieser Weise] *lehrbar*, sehr wohl aber [von diesen Zuhörenden und Mitschreibenden daraufhin] *lernbar*.

<sup>380</sup> Erstaunlich und erklärungsbedürftig ist bei Pláton, dass er der Tapferkeit – dieser zweiten Haupttugend, zudem der Haupttugend der Ausführungsorgane der von ihm geplanten Philosophenkönige – keine einzige Schrift widmet. Und auch deren kurze Abhandlung im „Phaidon“ erweckt eher den Eindruck, da habe sich in diesen Text noch ein Rest der Grundhaltung des historischen Sokrátes verirrt, als dass der platonische Sokrátes da dieses – sowohl für die Person als auch für den Staat – wichtige Thema breit behandelt.

<sup>381</sup> Es ist davon auszugehen, dass es sich hierbei um die Niederschrift eines deutlich später erfolgten Gesprächs mit merklich anderem Inhalt gehandelt hat.

<sup>382</sup> Dies ist wohl eine Abhandlung zur Sprachphilosophie und könnte eine Weiterführung der entsprechenden Lehre des Protagóras gewesen sein.

<sup>383</sup> Mit Sicherheit handelt es sich hierbei *nicht* um eine Abhandlung zur Lehre des Parmenídes, sondern aller Wahrscheinlichkeit nach zu dem, was einerseits bei Anaxagóras und andererseits bei Demokritos als Von-sich-aus-Seiend erachtet worden ist, mit des Sokrátes' kritischer Stellungnahme zu diesen beiden Lehren vom Seienden, ggf. mit Blick auf Herákleitos.

<sup>384</sup> Nach anderen Berichtern: „Vom Beraten“.

Wie gerne hätten wir wenigstens kurze Inhaltsangaben zu den jeweiligen Kapitelüberschriften zur Verfügung; aber wie glücklich können wir sein, dass uns zumindest diese Überschriften überliefert worden sind. Denn diese vermitteln uns immerhin eine Ahnung von dem, wovon die Gespräche und Vorträge des Sokrates gehandelt haben mögen.

Immerhin geben auch diese Überschriften eine gute Übersicht darüber, worüber Sokrates den Simon im einzelnen unterwiesen hat: Das Gute sowie das Schöne werden – neben den Haupttugenden der Gerechtigkeit und der Tapferkeit – vorrangig behandelt. Von Musik und Dichtkunst, von Arithmetik und Wissenschaft, und – nicht zu übersehen – von Philosophie und Argumentationslehre [= wissenschaftliche Gesprächsführung] handeln die weiteren Themen. Demnach hat Sokrates das rationale Argumentieren im Dialog nicht nur praktiziert, sondern auch thematisiert. Aber erstaunlich wenig widmet dieser sich – hält man sich Platon's monumentale Trilogie „Politeia–Politikos–Nomoi“ vor Augen – der Staatskunst: Er lässt sie zwar nicht außer Acht; aber sie nimmt in seinem Philosophieren keineswegs eine zentrale Stellung ein.

*Kriton von Alopeke* [470/450 – 410/380] war ein wohlhabender – wenngleich vielleicht nicht übermäßig reicher – Mann, der für das leibliche Wohl der Familie des Sokrates über dessen Tod hinaus getreu sorgte. Er war ein Jugendfreund des Sokrates; und er wurde später dessen Schüler und Jünger, der auch an den Tagen von der Verurteilung bis zur Hinrichtung des Lehrers und Meisters zu diesem stand und nicht von seiner Seite wich. Und auch seine Söhne Kritobulos, Hermogénes, Epigénes, Ktesíppos waren Schüler des Sokrates.

Auch er hat sich Notizen von des Sokrates' Reden und Zwiegesprächen gemacht und diese schließlich ausgearbeitet und zu einem Buch zusammengestellt. Die Kapitel-Überschriften dieses – leider ebenfalls verlorengegangenen – Buchs lauten:<sup>385</sup>

- (01) „Gelehrigkeit reicht nicht aus zur Tugend“<sup>386</sup>
- (02) „Vom reichen Besitz“
- (03) „Vom Erforderlichen, oder: Politikos“
- (04) „Vom Schönen“
- (05) „Vom üblen Handeln“
- (06) „Von der Ordnungsliebe“
- (07) „Vom Gesetz“
- (08) „Vom Göttlichen“
- (09) „Von den Künsten“
- (10) „Vom Beisammensein“
- (11) „Von der Weisheit“
- (12) „Protagoras, oder: Politikos“
- (13) „Von den Buchstaben“
- (14) „Von der Dichtkunst“
- (15) „Vom Schönen“
- (16) „Vom Lernen“
- (17) „Von der Erkenntnis oder vom Wissen“
- (18) „Von der Einsicht“

---

<sup>385</sup> Kriton hat die Kapitel seines Buchs offenbar inhaltlich-systematisch aneinandergereiht.

<sup>386</sup> Die Frage, ob die Tugend lehrbar ist, wird von Sokrates *negativ* beantwortet; die Frage, ob sie *lernbar* ist, wird von ihm hingegen *positiv* beantwortet.

Krítón hatte ja das Studium des Sokrátes finanziell unterstützt und ermöglicht. Daher gehe ich davon aus, dass der Dialog „Protagóras, oder: Politikos“ wohl im Bereich der Hochschule des Protagóras stattgefunden hat und vielleicht – vielleicht! – auch der öffentlich erfolgte Abschluss-Dialog des Hochschul-Meisters mit dem Vorzeige-Schüler Sokrátes zum Thema „Staatsmann“ gewesen ist; und dass Krítón diesem Dialog nicht fern geblieben ist, das versteht sich von selbst.

*Aischínes von Sphettos* [440/420 – 380/350] war Sohn eines Wurstmachers. Von frühester Jugend an strengte er sich an, die Lehre des Sokrátes in sich aufzunehmen; und unerschütterlich war seine Anhänglichkeit an seinen Meister.

Irgendwann wagte er es dann, den Meister zu bitten, dem inneren Kreis seiner Schüler beitreten zu dürfen, und sprach zu ihm: „Ich bin arm und habe nichts [als das, was ich mit mir herumtrage]; aber mich selbst übergebe ich Dir!“; dieser aber beruhigte ihn mit den Worten: „Sagtest Du da nicht soeben, dass es das Größte ist, was Du mir übergibst?!“

Zu vermuten ist, dass Sokrátes, der von Krítón finanziell unterstützt worden ist, dann auch dafür Sorge getragen hat, dass dieser ihm bedingungslos treu ergebener Schüler der Lebensnotwendigkeiten nicht zu entbehren gebraucht hat; und sicherlich wird er ihn dann und wann auch in seinem eigenen Heim mit dem Wenigen, was er an Speisen zu bieten gehabt hatte, gepflegt haben. Daher tat Sokrátes denn auch den Ausspruch:

- „Nur des Wurstmachers Sohn weiß mich gebührend zu würd’gen!“

Zeitlebens weilte er am oder auch unter dem Existenzminimum; denn wegen seiner Bescheidenheit war er teils – wie bei dem hochadeligen Pláton – Gegenstand der Nichtbeachtung und teils – wie insbesondere von Aristíppos von Kyrenaia sowie vom Pháidon-Schüler Menedemos – Gegenstand allerlei Verleumdungen.

Ich zweifle nicht daran, dass ihm nach dem Tod des Sokrátes von dessen nunmehriger Witwe Xanthíppe tatsächlich deren Aufzeichnungen zur Verwahrung übergeben worden sind; und dies wird bekannt gewesen sein. Aischínes hat einzelne Themen daraus im Nachempfinden der Gespräche des Meisters zu Dialogen gestaltet. Als er nun während eines Aufenthalts in Megara aus einem dieser Dialoge vorlas, bemerkte Aristíppos aus Kyrenaia dazu spöttisch: „Woher hast Du das, Du Räuber?!“

Andererseits hat eben dieser Aristíppos zu Aischínes gestanden, als dieser in Syrakus am Hof des Tyrannen Dionýsios I von Pláton und einigen Anderen unbeachtet geblieben und als Unperson behandelt worden ist.

Des Aischínes’ – allesamt nicht erhalten gebliebenen – Dialoge, mit denen er ein Bild von der Geistesart des Meisters zu geben versucht hat, sind ohne Rahmenhandlung gestaltet, weswegen sie „kopflös“ genannt worden sind. Es handelt sich dabei um diese sieben Schriften:

(01) „Miltiades“<sup>387</sup>

(02) „Kallias“

---

<sup>387</sup> Diogénes Laértios kommentiert dies so: »Der früheste [Dialog] ist „Miltiades“, der sich denn auch noch ziemlich schwächlich ausnimmt.«

NB: Pláton hat seine erste sokratische Schrift – die „Apologie des Sokrátes“ – noch *nicht* in Dialogform verfasst. Möglicherweise hat ihn der Schreck, den ihn des Sokrátes’ Beurteilung seines Erstlingswerks „Lysis“ eingejagt hat, da noch zu tief in den Knochen gesessen.

- (03) „Axiochos“
- (04) „Aspasía“<sup>388</sup>
- (05) „Alkibiades“
- (06) „Telauges“
- (07) „Rhinon“

Seinen Lebensunterhalt bestritt der zeitlebens am Existenzminimum weilende Aischínes durch das Reden-Schreiben, insbesondere durch das Verfassen von Verteidigungsreden für gerichtlich Angeklagte, zumeist, wie berichtet wird, für unschuldig Verfolgte.

*Phaídon von Elis* [430/420 – 370/330] stammt aus einem adeligen Geschlecht seiner Vaterstadt Elis. Sie wurde zur Zeit seiner Kindheit im Kampf gegen Nachbarstaaten des Pelepones von diesen erobert; viele der dabei Gefangengenommenen – und darunter auch der Knabe Phaídon – wurden dann von den Siegern als Sklaven verkauft. So gelangte er in das Haus eines vermögenden Atheners, der dann und wann den Sokrátes bewirtete. Diogénes Laértios schreibt hierzu: „Bei verschlossener Tür indessen genoss er den Umgang mit Sokrátes, bis dieser den Alkibiades oder den Kríton veranlasste, ihn loszukaufen. Von da ab widmete er sich in edler Muße der Philosophie.“

Wie Aischínes, so weilte auch Phaídon nach der Verurteilung des Sokrátes die Zeiten, in denen das Gefängnistor für Besucher geöffnet war, bei seinem Lehrer und Meister. Nach dessen Tod zog er dann in seine Heimatstadt Elis zurück. Er gründete in diesem Bergstädtchen eine kleine Philosophen-Schule, die aber nur bis zu seinem unmittelbaren Nachfolger Pleistános Bestand hatte.

Leider hat er die letzten Lebenstage des Sokrátes und insbesondere dessen letzten Tag nicht selber beschrieben. Berichtet wird, dass er Pláton's Schilderung dieses letzten Tages als *nicht der Dinge entsprechend* kommentiert hat. An Darstellungen der Dialoge seines Meisters sind „Zopýros“ und „Simon“ als echt bezeugt; leider scheinen diese bereits in der Antike den Philosophie-Historikern nicht mehr zugänglich gewesen zu sein.

Es darf angenommen werden, dass er – wie Aischínes und wie Simon – die Kosmologie, auch die Staatskunde, die Lehre vom Geist hinsichtlich Verstand und Gemüt, wie schließlich auch die Lehre von den Tugenden lauterer Gemüts und verständigen Verstandes wiedergegeben hat.<sup>389</sup>

Zum *Epikureismus* führte die Fortentwicklung, die des Sokrates' Lehren und Leben durch Aristíppos erfahren hat:

*Aristíppos von Kyrenaia* [440/430 – ~350] siedelte, angezogen durch den Namen des Sokrátes, von seiner Heimat nach Athen über. Er übersandte seinem Lehrer Sokrátes für dessen Unterweisungen Geld, das dieser dann jedoch umgehend an ihn zurückleitete, da er es nicht benötigte. Nach dem Tod seines Lehrers war er der erste unter den Sokratikern, der für seine Unterweisungen Bezahlung einforderte.

Dabei war er keineswegs geldgierig; vielmehr trennt er sich vom Geld mit dem gleichen unbeschwerten Gemüt, mit dem er es zuvor erhalten hatte. Als er beispiels-

---

<sup>388</sup> Es ist ein Jammer, dass uns insbesondere *dieser* Dialog *nicht* erhalten geblieben ist!

<sup>389</sup> Bei Xenophon fehlt der verständige Verstand, und bei Platon das lautere Gemüt.

weise erst nach dem Ablegen eines Schiffs, auf dem er eine Seereise angetreten hatte, gewahr wurde, dass er sich unter Seeräubern befand, ließ er sein ganzes Geld seelenruhig aus der Hand ins Meer gleiten, und begründete dies danach so: „Besser ist es, diese Metallstücke gehen durch Aristíppos zugrunde als umgekehrt!“

Zu einer Zeit weilte er gleichzeitig mit Pláton und mit Aischínes, der von Pláton unbeachtet gelassen wurde, am Hof des Tyrannen Dionýsios I von Syrakus. Von diesem bei seiner Ankunft nach dem Zweck seines Kommens befragt, antwortete er ihm, der einen Überlieferung nach: „Ich will Dir geben von dem, was ich besitze, und von Dir erhalten von dem, was ich nicht besitze!“, und nach der anderen Überlieferung: „Als ich der Weisheit bedurfte, ging ich zum Sokrátes; jetzt aber, da ich des Geldes bedarf, bin ich zu Dir gekommen!“

Besaß er irgendwann ausreichend Geld, so weilte er mit ruhigem Gemüt im diesem Geld entsprechenden Luxus; und war er einmal ohne Geld, so weilte er mit gleichem Gemüt in dieser Armut: So wusste er sich mit ausgeglichenem Gemüt – und in eben diesem Sinn: in Gleichmut – in die jeweiligen Gegebenheiten zu schicken und jeder Lebenslage die beste Seite abzugewinnen. Denn er genoss die Freude, die ihm der Augenblick bot, ohne ängstlich nach irgendwelchen Genüssen zu jagen, die in dunkler Ferne liegen.

Seine Schüler und Weiterführer seiner Lehre waren: seine Tochter Arete von Kyrenaia, sodann Antipater von Kyrenaia, und schließlich Aethiops von Ptolemais.

Nach seinem Tod hat sich seine Schule des *Hedonismus* in vier Richtungen<sup>390</sup> aufgespalten: in die der Kyrenaiker, in die der Hegesiaker, in die der Annikereer, und in die der Theodoreer.<sup>391</sup>

Die *Kyrenaiker* waren jene, die den Grundsätzen des Aristíppos und der Arete treu blieben und diese Lehre vortrugen:

Naturforschung zu betreiben, das ist Zeitverschwendung; denn von der *Außenwelt* kann – wie dies ja bereits Xenophanes erkannt hatte – *kein* sicheres Wissen erzielt werden. Und selbst die sich aus den fünf Körper-Empfindungen ergebenden Sinneswahrnehmungen sind – wie dies ja auch Protagóras gelehrt hatte – durchaus nicht immer zuverlässig.

Aber das *Innere*, das diese Empfindungen begleitet, *das* ist zuverlässig; und auf *dieses* ist dann das Augenmerk des Weisheitsfreundes zu richten; dieses Innere sind die *Gefühle* in ihren drei Arten:

- Unangenehmes [= Schmerzliches, = Leidhaftes],<sup>392</sup>
- Unerhebliches [= weder Schmerzliches noch Lustvolles, Freudfreies-Leidfreies],
- Angenehmes [= Lustvolles, = Freudvolles].

---

<sup>390</sup> Der – eine Lebensphilosophie bezeichnende – Ausdruck „Hedonismus“ leitet sich vom Wort „hedoné“ ab, was im Griechischen das Bedeutungsspektrum von „Freude, Vergnügen, Genuss, Lust, Sinnesbegierde“ gehabt hat. In philosophischen Zusammenhängen geh‘ ich davon aus, dass „Freude“ die zutreffende und übergreifende Wiedergabe von „hedoné“ ist.

<sup>391</sup> Ich gehe darauf nun etwas ausführlicher ein; denn für das Verständnis der Lehre des – viel späteren – Epikyros sind diese Hinweise sehr nutzbringend.

<sup>392</sup> Nicht nur in somatischer [= leiblicher], sondern auch in psychischer [= seelischer] Hinsicht gibt es Schmerzliches, das unterschiedlichste Empfindungen in unterschiedlichsten Gradabstufungen begleiten.

NB: Ich ordne diese Gefühlswerte der Empfindungen in arithmetischer Art von  $-\infty$  zu  $+\infty$  an.

Das Schmerzliche besteht in einer rauhen Bewegung der Psyché; das Lustvolle besteht in einer sanften Bewegung der Psyché. Das Unerhebliche hingegen besteht in einer Bewegungslosigkeit der Psyché, nämlich: im Ausbleiben der rauhen Bewegung, die sich als Schmerzliches zeigt, verbunden mit dem Ausbleiben der sanften Bewegung, die sich als Freudvolles zeigt; sie ist demnach ein Zustand der Ungestörtheit, da sich da in der Psyché keine Bewegungen einstellen.

Das Unerhebliche ist ein mittlerer Zustand; denn die Beseitigung des Schmerzhaften ist – für sich – noch nichts Freudvolles; und desgleichen ist die Beseitigung des Freudvollen – für sich – noch nichts Schmerzliches. Demnach ist dieser Zustand des Weder-Schmerzlichen- noch-Freudvollem ein Zustand der Gefühlslosigkeit [beim Vorliegen von Empfindungen];<sup>393</sup> zwar findet dabei möglicherweise eine Bewegung der fünf äußeren Sinne statt, nicht jedoch eine Bewegung des Gemüts; denn die *eine* Empfindung wird mit einer *rauen* Bewegung des Gemüts als *schmerzlich* und die *andere* mit einer *sanften* Bewegung des Gemüts als *freudvoll* bewertet.

Das Schmerzliche ist von seiner Qualität her stets ein-und-dieselbe; und auch das Freudvolle ist von seiner Qualität her ohne Unterschiede. Unterscheiden kann sich *dieses* Schmerzliche von *jenem* Schmerzlichen sowie *dieses* Freudvolle von *jenem* Freudvollen jedoch hinsichtlich seiner *Quantität*, nämlich: der *Intensität seines Eintretens*. Und dies ist zudem von Lebewesen zu Lebewesen unterschiedlich, und auch von Mensch zu Mensch: Die meisten Menschen – aber durchaus nicht alle! – erleben das Schmerzliche bzw. Freudvolle, das mit ihren leiblichen Empfindungen einhergeht, zumeist intensiver als die Gefühle des Schmerzlichen bzw. Freudvollen, die mit ihren geistigen Regungen einhergehen.

Die Empfindungen, die durch das Tätigwerden der fünf äußeren Sinne

★ Sehen–Hören–Riechen–Schmecken–Tasten

entstehen, sind – für sich – weder freudvoll noch schmerzlich; sie werden dies vielmehr dadurch, dass das Gemüt diesen ihm durch die Sinne zugeführten Empfindungen jeweils Grade an Schmerzlich-Sein bzw. an Freudvoll-Sein zuordnet.

Auch die Erinnerung an vergangenes Schmerzliches bzw. an Freudvolles ist, für sich genommen, nicht schmerzlich bzw. freudvoll; und das gleiche gilt vom Erwarten von künftigen Schmerzlichen bzw. Freudvollem: Mit dem Zeitabstand zur jeweiligen Gegenwart schwindet die Intensität der betreffenden rauhen bzw. sanften Bewegungen im Gemüt und damit die der dadurch erlebten Gefühle; ist der Zeitabstand hinreichend groß, so bleibt das Gemüt bei diesen Geistesregungen der Erinnerung bzw. der Erwartung unbewegt, sodass diese weder als schmerzlich noch als freudvoll erlebt werden.

Alle Lebewesen – oder jedenfalls: alle, denen nicht bestimmten Geistesstörungen widerfahren sind – streben dem Freudvollen zu und streben vom Schmerzlichen weg. Das Ziel eines jeden Geschöpfes ist somit das Gewinnen von einzelnen Zuständen von Freudvollem; jedes solche Freudvolle ist demnach um seiner selbst willen begehrenswert.

---

<sup>393</sup> Aber er ist deswegen zwar im traumlosen Schlaf *auch* ein Zustand auch der Empfindungslosigkeit; im Wachzustand hingegen sind vielerlei Empfindungen der fünf äußeren Sinne *weder schmerzlich noch freudvoll*, und in *diesem* Sinn: *gefühllos*.

Mit „Empfindung“ bezeichne ich das, was die äußeren und inneren Sinne dem Geist an Gegebenheiten zuführen; und mit „Gefühl“ die Bewertung dieser Empfindungen durch das Gemüt.



Das Erleben von Freudvollem ist das Ziel des Lebens; man kann dies auch daran ersehen, dass die Menschen von frühester Kindheit auf zum Freudvollen hingezogen und vom Schmerzlichen abgestoßen werden.<sup>394</sup>

Das Freudvolle ist ein Gut; es ist auch dann ein Gut, wenn an Empfindungen wie auch an Handlungen verächtlich sind: Die eine oder andere Handlung mag dann und wann verwerflich sein; das Freudvolle um seiner selbst Willen hingegen ist allezeit erstrebenswert.

Die Glückseligkeit ist die nicht-unterbrochene Gesamtheit von Freudvollem in Vergangenheit–Gegenwart–Zukunft. Sie ist nicht um ihrer selbst Willen erstrebenswert; erstrebenswert ist sie vielmehr wegen des einzelnen Freudvollen, das in ihr enthalten ist.

Nun erfolgt es aber gar nicht selten, dass der Genuss von Freudvollem durch Schmerzliches erkaufte wird, sei es, dass man das vorangehende Schmerzliche in Kauf nimmt, um dadurch das Freudvolle zu erlangen, oder sei es, dass man das Freudvolle erlangt hat und dies nachträglich mit Schmerzlichem zu bezahlen hat. Daher ist die – vollständige – Glückseligkeit kaum zu gewinnen.

Und selbst der Weise führt kein ununterbrochenes freudvolles Leben, wie auch der Tor kein durchgehendes schmerzliches Leben führt. Doch zweifellos besteht ein deutliches Übergewicht des Freudvollen beim Weisen sowie des Schmerzlichen beim Tor.

Denn ein Weiser lässt sich weder von Aberglauben<sup>395</sup> noch von Leidenschaften wie Hass, Wut, Ärger, Neid, Liebesdurst beherrschen und treiben; auf diese Weise wird er das Schmerzliche – das Leidhafte – von dessen Wurzel her weitgehend von sich fernhalten und zugleich für das Erleben des sich anbietenden freudvollen unbehindert empfänglich sein. Beim Tor hingegen verlaufen die Dinge in Gegenrichtung. Allerdings ist Leid – wie etwa Schmerz und Furcht – ein Vorgang im Gemüt, der darin fest angelegt und daher ein naturgemäßer Vorgang ist; daher auch der Weise dem Leid nicht gänzlich unzugänglich, sondern ihm unterworfen, sodass er dem Leid nicht entgehen kann.

Einige der Tugenden sind auch bei den Nicht-Weisen anzutreffen; deutlich vermehrt wird man sie jedoch bei den Weisen vorfinden.

Der Reichtum ist kein für sich selbst erstrebenswertes Gut; erstrebenswert ist lediglich das Freudvolle, das mit Reichtum erzielt werden kann. Das mit vorhandenem Reichtum zwangsläufig einhergehendes Schmerzliche hingegen ist etwas zu Vermeidenes; vermieden wird es weitgehend dadurch, dass man an seinem Reichtum nicht haftet, ihm nicht anhängt.

Die Freundschaft mit Anderen sucht man um des eigenen Nutzens willen.<sup>396</sup>

Nichts ist von sich aus verwerflich oder gerecht; und darin unterscheiden sich auch die einzelnen Gattungen der Lebewesen erheblich voneinander. Bei den Menschen gilt als gerecht, was durch Gewohnheit wie auch durch Gesetze festgelegt ist.

---

<sup>394</sup> Dies ist demnach, allem Anschein nach, als *empirisches Gesetz* und *nicht als normatives Gesetz* aufzufassen.

<sup>395</sup> Unklar ist, was mit diesem Ausdruck „Aberglaube“ gemeint ist; die Vermutung drängt sich auf, dass er damit die Variationen des altgriechischen Götterglaubens bezeichnet hat.

<sup>396</sup> Auch dies ist keine ethische Norm, sondern eine – leider der Wahrheit zumindest sehr nahe-kommende – empirische Feststellung, bei Aristippos basierend wohl auf seinen Erlebnissen mit Pláton in Syrakus.

Ein Mensch, der bei seinen Mitmenschen Achtung genießen will, wird sich von verkehrtem Handeln fernhalten, und dies um des guten Rufs Willen wie auch zur Vermeidung von Bestrafungen.<sup>397</sup>

Die *Hegesiaker*<sup>398</sup> waren mit den Kyrenaikern darin einer Meinung, dass das Ziel eines weise geführten Lebens das Vermeiden von Schmerz und das Erstreben von Freude ist. Sie verschärften deren Philosophie und Soteriologie jedoch auf folgende Art:

Auf Sinneswahrnehmungen ist kein Verlass; denn sie führen nicht zu genauen Erkenntnissen und können daher nicht als Beschreibungen der Wirklichkeit erachtet werden. Der Weise richtet sich daher unbedingt nach dem, was ihm eine vernunftgeleitete Überlegung als richtig darlegt.

Geistesausrichtungen wie die der Freundschaft, der Dankbarkeit und der Wohltätigkeit werden nicht um ihrer selbst willen erstrebt, sondern um des Nutzens willen, der sich einem daraus ergeben könnte; denn nur auf diese Erwartung des Nutzens haben solche Geisteshaltungen einen Wert.<sup>399</sup>

Nichts ist von Natur aus angenehm und freudvoll; und nichts ist von Natur aus unangenehm und schmerzlich. Vielmehr ist stets und in jeder Hinsicht das, was dem einen Lebewesen angenehm ist, irgendeinem anderen Lebewesen unangenehm, und umgekehrt; und dies ist auch bereits bei den Menschen so anzutreffen.

Unerreichbar ist die Glückseligkeit: Erschütterungen aller Art widerfährt dem Leib von Zeit zu Zeit; und die Seele als Begleiterin des Leibes erlebt diese Erschütterungen mit.<sup>400</sup>

Reichtum wie auch Armut sind ohne Einfluss auch das Erleben von Freude; und die Freude der Reichen hat keinerlei Vorzug vor der Freude der Armen. Das Gleiche gilt hinsichtlich Freisein und Knechtschaft, hinsichtlich hoher und niederer Geburt, hinsichtlich Berühmtsein und Unbeachtetsein.

Verfehlungen sind verzeihbar; denn nicht aus freiem Willen verfehlen die Menschen dann und wann das Rechte, sondern in Fehleinstellungen des Geistes, die durch irgendwelche Erregungen des Gemüts verursacht werden.

Der Vernünftige aber wird dem Hass und ähnlichen Geistesausrichtungen nicht freien Lauf gewähren; vielmehr wird er sich die Auswirkungen solcher Geisteshaltungen vergegenwärtigen und sich auf diese Weise selber eines Besseren belehren. Auch Andere wird er in dieser Weise zum vernünftiger Geistesausrichtung anleiten, wenn diese für solche Anleitungen empfänglich sind; denn dies fördert beider Wohlergehen und Glück.

Der Unvernünftige hängt am Leben; denn er meint, das Leben habe für sich genommen einen Wert. Der Vernünftige hingegen hängt weder am Leben noch am Tod; beides ist ihm einerlei.

Der Weise richtet sein Handeln mit Blick auf sein eigenes – langfristiges – Wohlergehen aus; denn er weiß, dass der Nutzen, den er von Anderen erhalten mag, nie und nimmer dem Nutzen gleichkommt, den ihm sein eigenes – weise durchgeführtes –

---

<sup>397</sup> Himmelweit ist da bereits die Abkehr von der Auffassung des Sokrates geworden!

<sup>398</sup> Der Begründer dieser Teilschule war *Hegesias*.

<sup>399</sup> Unverkennbar ist die verstärkte Ausrichtung dieser Variante des Hedonismus hin zum Utilitarismus, ausgehend von empirisch ermittelten Wahrheiten.

<sup>400</sup> Dies allerdings stammt auf keinen Fall aus einer orientalischen Philosophie, sondern – wie mir scheinen will – aus Selbstbetrachtungen der Anhänger dieser Teilschule, [was nicht unbedingt für diese spricht].

Handeln einbringt. Vorrangig aber zeichnet sich der Weise nicht so sehr durch das Streben nach Gutem, sondern zunächst nach Vermeiden des Schlechten aus; denn sein vorrangiges Ziel ist es, Leid und Schmerz und Unglück möglichst wenig ausgeliefert zu sein. Daher wird er auch kein übertriebenes Gewicht auf das Erreichen von äußerem und innerem Glück legen, dies in dem Wissen, dass der dafür zu bezahlende Preis – sei es zuvor oder sei es danach – letztlich zu hoch ist.

Die *Annikereer*<sup>401</sup> sind aus den Hegesiakern wohl durch Abspaltung hervorgegangen; denn sie vertreten größtenteils deren Lehren und unterscheiden sich von diesen lediglich hinsichtlich der Beurteilung des Nutzens und des Wertes der Freundschaft:

Die Freundschaft für den Freund, die Ehrfurcht gegenüber den Eltern, das Eintreten für die Vaterstadt: das alles sind bereits Werte für sich und ganz unabhängig davon, welcher Nutzen dem, der diese Tugenden ausübt, dadurch zufließt; denn diese Ausrichtung des Geistes samt der damit einhergehenden Handlungen der Rede und des Körpers wird dem, der diese Tugenden ausübt, selbst dann zur Freude und zum Glückseligsein verhelfen, wenn diese zuvor mit Mühsal und Beschweris einhergehen und danach ohne Nutzen verbleiben.

Das Glück des Freundes kann man selber nicht empfinden, und auch nicht die Freude der Eltern, und desgleichen nicht das Wohl der Vaterstadt; wohl aber kann man das eigene Glückseligsein empfinden, die sich in der Freude zeigt, die man beim Ausüben solcher Tugenden still und anhaltend erlebt.

Würde man die Freundschaft ausschließlich um des damit einhergehenden Nutzens willen pflegen, so würde dies dazu führen, dass man sich – sowie der von ihr erwartete Nutzen ausbleibt – nicht mehr um den Freund kümmert.<sup>402</sup>

Vielmehr leitet uns auch das Wohlwollen, das uns in der Vergangenheit vom Freund her zugeflossen ist, aus Dankbarkeit dahin, nun zu seinem Wohlergehen Mühsal und Beschweris auf uns zu nehmen: Aus Liebe und Güte zum Freund erfolgt dies, auch und gerade deswegen, weil man – zumeist: ohne sich dabei dessen selber genau bewusst zu sein – insgesamt danach strebt, alles das an Freude zu erzielen, was an Freude zu erzielen einem möglich ist.

Die *Theodoreer*<sup>403</sup> sind aus den Hegesiakern wohl durch Abspaltung hervorgegangen; denn Theodóros, der Begründer dieser Teilschule, war zunächst ein Schüler des Annikeris.<sup>404</sup> Diese Theodoreer vertreten größtenteils die Lehren der Hegesiaker; sie unterscheiden sich von diesen nur hinsichtlich der Beurteilung des Nutzens und des Wertes der Freundschaft:

Das Ziel des Weisen ist das Vermeiden von Leid und das Gewinnen von Freude. Die Freude wird gewonnen durch Einsicht; das Leid hingegen wird erzielt durch Un-

---

<sup>401</sup> Der Begründer dieser Teilschule war *Annikéris*.

<sup>402</sup> Dies ist in jenen Teilen von *Old Europe*, die noch nicht im sozialen Verhalten amerikanisiert sind, nach wie vor die Wortbedeutung von „Freund“. Hingegen zeigt die Wortbedeutung von „friend“ [= „Bekannter“] ungefähr in der Geisteshaltung, die Annikeris und seine Nachfolger ankreiden.

<sup>403</sup> Der Begründer dieser Teilschule war *Theodóros von Kyrenaia*. Dieser ist ein anderer als der *Theodóros von Athen*, der ein Mathematiker war, zudem ein Schüler des Protagóras und ein Lehrer des Pláton.

<sup>404</sup> Seine Ausbildung im Argumentieren und Debattieren hat er angeblich beim Dialektiker *Dionýsos* erhalten.

verstand. Die Einsicht ist ein Gut; und die Gerechtigkeit<sup>405</sup> ist ein Gut. Der Unverstand hingegen ist ein Übel; und die Ungerechtigkeit ist ein Übel.

Zumeist treten Einsicht und Unverstand nicht rein, sondern im unterschiedlich gemischten Zustand auf; und daher wird, dieser Mischung gemäß auch Freudvolles und Schmerzliches in unterschiedlichem Verhältnis erlebt.

Bei den Unverständigen ist Freundschaft nicht zu finden; denn echte Freundschaft wäre unabhängig vom erwarteten Nutzen. Bei den Unverständigen hingegen schwindet das, was bei diesen als Freundschaft erscheint, jeweils bald, nachdem es sich erweist, dass der erwartete Nutzen aus dieser Bekanntschaft nicht eintritt. Der Weise hingegen bedarf der Freundschaft nicht, weder der mit Nutzen verbundenen noch der mit Nutzen nicht verbundenen; denn in seiner Selbstgenügsamkeit bedient er sich keines Anderen.

Die Unverständigen bedürfen der staatlichen Gesetze und der gesellschaftlichen Regeln; denn durch diese werden sie von einem Handeln, das für ihre Umgebung wie auch für den Staat schädlich ist, wirkungsvoll abgeschreckt. Der Weise hingegen richtet sein Handeln durchgehend auf das Gute hin aus, geleitet von einer weder in der Breite noch in der Weite noch in der Tiefe begrenzten Einsicht; daher setzt er sich unter Umständen über die Gesetze und Regeln hinweg; denn diese sind allesamt durch Engstirnigkeit und Kurzsichtigkeit und Oberflächlichkeit geprägt, nicht jedoch auf die Natur des Guten – und mit dem Handeln gemäß des Guten echte Freude Einbringenden – bezogen; kurz: Sie bestehen so, wie sie an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Staaten unterschiedlich gelten, nicht jeweils von Natur aus, sondern als erstellt durch Konventionen, erstellt durch von den jeweils Herrschenden und daher Stärkeren erstellten Richtlinien.

Vernunftgemäß handelt der wahrhaft Tapfere dann, wenn er sein Leben – und mit diesem seine Einsicht – nicht für seine Vaterstadt bzw. für sein Vaterland zugrundegehen lässt; denn mit diesem Opfer nützt er lediglich den Unverständigen.<sup>406</sup>

Sein – des Theodóros' – Vaterland jedenfalls ist die Welt, nämlich: das gesamte Erdenrund und überhaupt das Weltall.

Er war somit nicht heimatlos, ganz im Gegenteil: Er war nirgendwo heimatlos, weil er überall, wo er sich hinbegab, dann dort zuhause war.

Nicht auszuschließen ist, dass dem Theodóros diese Einsichten aus seinen persönlichen Erlebnissen erwachsen sind; denn in seinem frühen Mannesalter ist er aus seiner Heimatstadt Kyrenaia in Libyen nach Griechenland verbannt worden. Von seinen Richtern hat er sich dabei mit den verabschiedet: „Ihr tut gut daran, meine Kyrenaier, dass Ihr mich aus Libyen nach Griechenland ausweist!“

Dass er aus politischen Gründen verbannt worden sei, das ist nicht sehr wahrscheinlich; denn – anders als Pláton – hat er zeitlebens nie Ambitionen zum Regieren irgendeines Staates gezeigt. Hingegen ist er der Verurteilung vom Areopag in Athen nur mit knapper Mühe und Not entkommen.<sup>407</sup> Dies nährt die Vermutung, dass die

---

<sup>405</sup> In den Lehren der antiken Philosophen werden die Ausdrücke „Gerechtigkeit“ und „[geltendes] Recht“ zumeist gleichbedeutend verwendet. Theodóros hingegen hält die Bedeutungen dieser beiden Ausdrücke, wie sich gleich zeigen wird, streng auseinander.

<sup>406</sup> Diese Einsicht hätte man den Offizieren der Reichswehr des Bismarck-Reichs sowie der Wehrmacht des Hitler-Reichs gewünscht; denn dann wäre Europa im Allgemeinen und Mitteleuropa im Besonderen maßlos viel an Schmerzlichem erspart geblieben.

<sup>407</sup> Diogénes Laértios schreibt hierzu: „Als er am Hofe des Ptolemaios, des Sohnes des Lagos, weilte, ward er einst von ihm als Gesandter zum Lysimachos geschickt. Als er diesem gegenüber sehr freie Reden führte, sagte Lysimachos zu ihm: „Sage mir, Theodóros, bist Du es nicht,

Verbannung etwas mit seiner Einstellung zu den Göttern zu tun gehabt hat. Ich vermute, dass er sein Werk „Über die Götter“ zwar noch nicht in seiner Geburtsstadt niedergeschrieben hat, dass er dort aber bereits unter Freunden – ich sollte, mit Blick auf seine Lehre zur Freundschaft unter den Unverständigen besser sagen: unter Bekannten – seine Sicht von den Göttern und dem Glauben an sie unmissverständlich geäußert hat. Schriftlich niedergelegt wird er sie wohl erst nach seiner in Griechenland erfolgten Schulung in Dialektik haben. Diogénes Laértios schreibt hierzu:

»Dieser Theodóros war es, der allen Meinungen über die Götter den Garaus machte. Mir kam seinerzeit ein garnicht verächtliches Buch von ihm zu Händen, betitelt „Über die Götter“, aus dem Epikyros das meiste entnommen haben soll von dem, was er vortrug.«

Die meisten Jahre nach seiner Verbannung hat er auf Wanderschaft in Griechenland wie auch in Sizilien verbracht, dann und wann auf Fürstenhöfen, und dann und wann ohne gesichertes Einkommen, von den Spenden seiner Schüler lebend. Und erst in seinen späteren Lebensjahren nahm ihn seine Heimatstadt Kyrenaia wieder auf, wo er dann hochgeachtet noch viele Jahre bis zu seinem Tod verbrachte.

Alles dieses aber hat sich bereits Generationen nach dem Tod des Sokrátes zutragen. Weitere Schüler des Sokrátes waren Eykleídes und Antisthénés, deren Weiterentwicklung des Denkens und Handelns des Sokrátes zur Stoa hingeführt haben:

*Eykleídes von Megara* [450/430 – 380/360]<sup>408</sup> war ebenfalls ein treuer Schüler des Sokrátes. Als einmal seine Vaterstadt Megara von Athen bekriegt wurde, und als Athen da jenen Megarikern, die nach Athen reisen wollten, die Todesstrafe androhte, ließ er sich davon nicht abbringen und suchte, wie schon bis dahin, regelmäßig seinen Lehrer in Athen auf, und dann gelegentlich – wie berichtet wird – getarnt in Frauenkleidung.

Zwar bot er Pláton und anderen verängstigten Anhängern und Schülern des Sokrátes, die nach dessen Verurteilung umgehend aus Attika flohen, sein Haus in Megara als Zufluchtsort an;<sup>409</sup> er selber aber suchte seinen Lehrer und Meister, wie zuvor, so auch nach der Verurteilung auf, und insbesondere an dem Tag auf, an dem dann dessen Hinrichtung erfolgt ist.

Aber er hat sich – wohl bereits Jahre zuvor, und wohl angeregt durch den seit 427 in Athen weilenden Gorgías – mit der Lehre des Parmenídes befasst: vielleicht zunächst, um sie zu widerlegen, dann aber auch, um durch ihr Studium das logische Argumentieren zu erlernen, und schließlich eben – dies dann allerdings gegenläufig zu Gorgías –, um einen logisch unanfechtbaren Hauptbestandteil von der Lehre des Parmenídes zu ermitteln und sodann zu übernehmen.

---

der aus Athen verbannt ward?"; darauf Theodóros: „Du hast recht gehört; denn die Stadt Athen konnte mich nicht tragen, so wenig wie Semele den Dionysos, und stieß mich von sich!“

<sup>408</sup> Er ist natürlich von dem späteren Mathematiker *Eykleídes von Alexandrien* unbedingt zu unterscheiden.

<sup>409</sup> Man wird nun fragen, wie Platon dem Eykleídes dafür gedankt hat: Durch Nichtbeachtung zunächst. Doch in seinem späten Dialog „Sophistes“ – der weniger gegen Protagóras als vielmehr gegen Eykleídes und dessen Schule gerichtet ist – zeigt Pláton, dass er unter „Dankbarkeit“ auch noch etwas ganz anderes verstehen kann.

NB: Nicht erst unter Stalin sind Personen zur Unperson gemacht worden.

Und im „Sophistes“ ist der Ausdruck „ein Sophist“ durchaus gemäß „der Chruschtschow Chinas“ gebraucht worden.

Sicherlich hat er erst nach dem Tod des Sokrates seine eigenen Schüler in der dann von ihm gegründeten philosophischen Hochschule zu Megara über seine eigene Lehre unterrichtet. Er verfasste diese – verlorengegangenen – Dialoge:

- (01) „Lamprios“,
- (02) „Aischines“,
- (03) „Phoinix“,
- (04) „Kriton“,
- (05) „Alkibiades“,
- (06) „Erotikos“.

Über deren Inhalte wissen wir nichts mehr; und auch ansonsten sind nur aus zweiter Hand Bruchstücke von seiner Lehre bekannt geblieben:

★ »Das *Gute* ist *Eines*,<sup>410</sup> wiewohl es mit verschiedenen Namen benannt wird: mit „Einsicht“, mit „Vernunft“, mit „Gott“, mit ... «<sup>411</sup>

★ »Etwas dem Guten Entgegengesetztes gibt es nicht; [vielmehr ist das Nicht-Gute nichts anderes als die Abwesenheit von Gutem].«<sup>412</sup>

★ »Behauptungen sind, die Frage ihrer Gültigkeit betreffend, an dem zu bemessen, was aus ihnen logisch folgt.«<sup>413</sup>

★ »Das Verwenden von Gleichnissen in einer Argumentation ist zu vermeiden: Sind die zu behandelnde Sache dem Gleichnis hinreichend ähnlich, so hat man bei der Sache selbst zu verbleiben; ist die Sache dem Gleichnis nicht hinreichend ähnlich, so ist das Gleichnis [ohnehin irreführend].«<sup>414</sup>

Pláton hatte als 28-jähriger Mann bei Eykleídes Schutz und Zuflucht gesucht und erhalten. Und da das Entstandene, wie Buddha Śákyamuni gelehrt hat, dem Vergehen unterworfen ist, so ist bei Pláton auch die – anfangs sicherlich sehr große – Dankbarkeit dem Eykleídes gegenüber mit den Monaten und Jahren dahingeschmolzen; und irgendwann wird sie gänzlich aufgebraucht gewesen sein, allerspätestens zur Zeit der Abfassung des Dialogs „Sophistes“. Denn diese Schmähschrift erweckt den Eindruck, dass sie sich weniger mit der Konkurrenz außerhalb des Umkreises um Sokrates, sondern vorrangig mit der Konkurrenz innerhalb dieses Umkreises befasst.

---

<sup>410</sup> Was hier, mit Blick auf Parmenídes, allerdings fehlt, das ist: dass das Gute ein aus sich selbst heraus bestehendes Sein ist, und zudem ein unbegrenztes Sein.

Berücksichtigt man, dass auch Sokrates das Gute in den Mittelpunkt seines Nachdenkens und Lehrens gestellt hat, so ist bei Eykleídes zwar in seinem *Behandeln von Themen* des Parmenídes eine Nachfolgerschaft zu ermitteln nicht jedoch in der *Übernahme der Inhalte dieser Themen*.

<sup>411</sup> Damit spielt Eykleídes ganz augenscheinlich auf die entsprechenden zentralen Begriffe seiner Vorgänger an, etwa auf den Begriff „Noýs“.

NB: Hätt' er in Athen gelehrt, so wär' im für eine solche Lehre das Schicksal des Sokrates mit Sicherheit nicht erspart geblieben.

<sup>412</sup> Ohne diesen Zusatz von mir bleibt die These uneinsichtig; und mit diesem Zusatz erhält diese These eine Anspielung auf die altpersische Lehre Zarathustra's.

<sup>413</sup> Pláton hat für diese Schule im „Sophistes“ daher das Schimpfwort „Eristiker“ geprägt, mit Blick auf die Göttin Eris, die Göttin des Streits, für sich selber hingegen das Wort „Dialektiker“.

<sup>414</sup> Pláton war sicherlich feinsinnig genug, um sofort zu ahnen, dass diese methodologische Regel auch mit Blick auf seine eigene Art des Argumentierens hin ausgerichtet gewesen ist.

Und eben so wird dies in Megara auch verstanden worden sein. Und irgendwann hat Eykleídes – auch zum Schutz des Rufs seiner Schüler – Pláton's Diffamierung nicht mehr widerspruchslos hingenommen.

Im „Sophistes“ vor allem bezeichnet Pláton sein eigenes Argumentieren und Polemisieren mit dem Wort „Dialektik“, das in der damaligen Alltagssprache den Bedeutungsraum von „[Lehre vom] Durchbesprechen, Untersuchen, Ergründen“ gehabt hat, die der Anderen – und dies unverkennbar mit der Pfeilspitze nach Megara hin ausgerichtet – mit „Eristik“. Dieser Ausdruck aber ist in Anlehnung an „Eris“, den Namen der Göttin des Zanks und Streits, geschaffen worden; und öffentlich mit „Eristiker“ im Sinne von „Zänkischer, Streitsüchtiger“ bezeichnet zu werden, das ist nun eben nicht Jedermann's Sache.

Daher werden die von dieser Schule nach und nach beschriebenen Paradoxa nur jener als nutzlose Ergebnisse eines Zeitvertreibs während irgendeines Gastmahls erachten, denen entgeht, dass sie allesamt den Kern von Pláton's eigener – und von Sokrátes wegführender – Lehre betreffen, nämlich: den Kern der Ideenlehre.

Das altgriechische Wort „Eídos“ hatte im Alltagsgebrauch die Bedeutung von „Gestalt, Sehbares, Abgrenzbares“. Pláton benützt dieses Wort – wie auch Abwandlungen davon, etwa „Idéa“, aber auch andere hierzu gleichbedeutend gebrauchte Ausdrücke – im Sinne von „Abgrenzung, Unterscheidung“, und dies mit der Beifügung, dass derartige Unterscheidungen nicht konventionell entstanden und daher unsauber und unscharf sowie der Veränderung unterworfen sind, sondern vielmehr von göttlicher Natur und daher rein und klar und scharf und von zudem von festem und daher ewigem Bestand sind.

Und an eben dieser Stelle setzt dann jenes – wohl noch von Eykleídes selber stammende – Paradoxon des Haufens an: Und dass er nicht die hohe Idee des Schönen – der Schönheit, des Schönen-an-sich – als Beispiel gewählt hat, sondern die Idee des Haufens – der Haufenheit, des Haufens-an-sich –, das zeigt, dass da ein mit Ironie versetztes Kontern im Spiel gewesen ist. Dieses Paradoxon lautet:

»Wir sind ja durchaus in der Lage, einen Haufen von einem Nicht-Haufen zu unterscheiden: Ein einzelnes Sandkörnchen ist nicht ein Haufen. Gegeben sei nun eine endliche Anzahl  $n$  von Sandkörnchen, zu zusammengebracht, gleichfalls noch kein Haufen sind; fügt man ihr ein  $n+1$ -tes Sandkörnchen hinzu, dann wird das nun so Zusammengebrachte durch eben dieses kleine Körnchen nicht plötzlich ein Haufen. Da dieser Wenn-dann-Zusammenhang für *jede beliebige* Natürliche Zahl gilt, gilt er für *alle* Natürlichen Zahlen, was beinhaltet, dass es dann keinen Haufen gibt, dass der *Haufen-an-sich* und mit ihm die *Idee des Haufens* leer und – nach Parmenídes und somit auch nach Pláton – inexistent ist.«

Natürlich kann dieses Argument – mit geringfügigen Veränderungen an *allen* Ideen Pláton's angesetzt werden, *auch* an seiner Idee des Schönen-an-sich: Gegeben sei etwas, das in keiner Weise schön ist. Eine daran vorgenommene winzig-kleine Veränderung zum Schönen hin macht dieses Etwas deswegen noch nicht schön. Gegeben sei nun eine endliche Anzahl von solchen winzig-kleinen Veränderungen zum Schönen hin, die dieses Etwas noch nicht schön gemacht haben; dann wird auch eine winzig-kleine weitere daran zum Schönen hin vorgenommenen Veränderung dieses Etwas nicht schön machen, sodass dieses Etwas bei keiner solchen Veränderung je unter die Idee des Schönen fällt. Da das Etwas aber beliebig gewählt ist, d.h. ein beliebiger Gegenstand sein kann, gilt das an ihm so erschlossene für alle Gegenstände: Kein

Gegenstand hat an der Idee des Schönen teil; und auch diese Idee ist daher im Verständnis Plátons inexistent.

Und selbst die Idee-an-sich – d.h.: die Idee von einer Idee – ist dann leer und somit – weil es nach Plátón nichts Leeres gibt – inexistent: Es gibt sie nicht.

Eykleídes war offenbar ein ausgezeichnete Lehrer; denn er hat viele begabte und hervorragende Schüler gehabt. Zu diesen gehören:

*Eybylides von Milet*: Er hat – sicherlich als Antwort auf Platon's Dialog „Sophistes“ – Platon's Wahrheitsbegriff auf eben diesen angewendet und daraus einen Widerspruch abgeleitet.

Die späteren – dann irrtümlicherweise dem Kreter Epimenides zugeschriebene – Verballhornung dieser Argumentation geht davon aus, dass Epimenides gesagt habe: „Alle Kreter lügen“; und da er nun selber ein Kreter ist, fällt auch eben diese Aussage darunter, die somit eine Lüge ist, woraus sich ergibt, dass ... , ja, eben nur die Wahrheit von „Einige Kreter lügen nicht“, aber ohne kontrafaktische Zusatzvoraussetzungen nicht: „Kein Kreter lügt“; und nur aus dem letzteren Satz würde sich ergeben, dass dann des Epimenides' Aussage „Alle Kreter lügen“ wahr sein muss.

Tatsächlich scheint die ursprüngliche Fassung des Eybylides jedoch nicht auf Kreter bezug genommen zu haben, sondern – in Dialogform – so gelautet zu haben:

»A: „Indem ich lügend rede und dabei sage, dass ich lüge: Lüg' ich dabei, oder sag' ich dabei Wahres?“

B: „Du sagst dabei Wahres!“

A: „Wenn ich Wahres rede und dabei sage, dass ich lüge: Lüg' ich dabei?“

B: „Du lügst dabei offenbar!“<sup>415</sup>

Diese Antinomie hat die Sprachphilosophen jener Zeit nicht zur Ruhe kommen lassen; aber keiner ihrer Lösungsansätze ist überzeugend gewesen. Und den Logiker Philites von Kōos [~340 – ~285] hat das Grübeln um ihre Auflösung gänzlich um den Schlaf gebracht, sodass er schließlich – wohl an Erschöpfung durch Schlafmangel – gestorben ist. Auf seinen Grabstein ist zu lesen gewesen:

□ »Wanderer, ich bin Philites.

Das Argument, das lügende, hat mich getötet,  
und das tiefe nächtliche Nachdenken!«

Des Eybylides' Philosophie ist von Grund auf konträr zu der Ideenlehre Plátón's ausgerichtet: Ein Allgemeinbegriff hat demnach kein Von-sich-aus-Bestehen; er steht lediglich für einen unbestimmten – für einen variabel zu wählenden – Gegenstand, den er unbestimmt benennt, wie man sich an Beispielen wie „Mensch“ und „Kohl“ vergegenwärtigen und klarmachen kann.

---

<sup>415</sup> Es ist dies die bekannte *Antinomie des Lügners*; sie wird hier im Zusammenhang mit Plátón's Sprachphilosophie dargestellt.

Sie war in der Antike wie auch im Hochmittelalter der Gegenstand umfangreicher philosophischer Untersuchungen. Ihre Auflösung ist erst durch Tarski erfolgt.

Dieser begnadete Logiker hatte auch an Aristotéles und seiner Logik viel auszusetzen, wie Diogénes Laértios berichtet. Leider sind uns keine Einzelheiten überliefert.



Der äußere Besitz diente Epyklides nur zur Bestreitung seines Lebensunterhalts. Als ihm – nach der Eroberung seiner Heimatstadt Megara durch Ptolemaios Soter – dessen Statthalter den bei der Eroberung geraubten Besitz zurückgeben wollte und für diesen Zweck um ein Verzeichnis der verloren gegangenen Gegenstände bat, erklärte ihm Stilpon, der habe von seinem Eigentum nichts verloren; denn niemand habe ihm seine Bildung geraubt; und auch sein Wissen und sein Verstand seien ihm geblieben.

In seinen öffentlichen Vorträgen zur Gesinnung und zur Tugendhaftigkeit beschrieb er den Hörern eindringlich die Vorzüge der Wohltätigkeit. Und zu seinen Vorträgen in Athen verließen die Handwerker in Scharen ihre Werkstätten, um ihn zu sehen und um seine Darlegungen zu hören.

Da Epyklides Athens Stadtgöttin Athene die Göttlichkeit absprach, bestrafte ihn Athens Gerichtshof – der Areopag – mit Verbannung aus der Stadt. Damit verlor der Kyniker *Krátēs* dann die Gelegenheit, weiterhin mit ihm die Klinge zu wetzen.

Er hat ein hohes Alter erreicht, hat jedoch, als ihn eine unheilbare Alterserkrankung – ob Karzinom oder Demenz, das ist nicht bekannt – heimgesucht hat, dann das sich nähernde Ableben durch übermäßigen Genuss von heimischem Wein beschleunigt herbeigeführt.

*Ichthyas des Metallos' Sohn*: Er war gleichfalls ein mit scharfer Logik arbeitender Dialektiker, von dem uns aber leider nicht einmal kleine Hinweise seines Wirkens überliefert sind.

*Kleinomachos aus Thyrioi*: Er war der erste unter den Philosophen, der über Aussagen und ihrer logischen Anordnung durch Axiome Werke verfasst hat, somit noch vor Aristotéles.

*Stilpon von Megara* [390/360 – 310/290]: Er lernte vielleicht als Jüngling beim da schon greisen Epyklides, sodann aber bei dessen Schülern sowie bei *Thrasýmachos von Korinth*,<sup>416</sup> den Freund des *Ichthyas*. Die Kunst des rationalen Argumentierens hat dieser – stets bescheiden auftretende – Philosoph in einem Ausmaß beherrscht, dass ihm aus dem ganzen griechischen Sprachraum viele – bereits angesehene – Philosophen zueilten, um bei ihm zu lernen.

*Polyxénos von Megara* [390/360 – 310/290] war ein Schüler – oder ein Schülerschüler – des Epyklides. Pláton hat ihn – wie es heißt – sehr gering geschätzt; und dies ist nicht schwer zu verstehen. Denn dieser hat – vielleicht noch als Schüler – der Ideenlehre Pláton's mit deinem Argument des *Dritten Menschen* den Todesstoß versetzt; darauf – wie auch auf die Wahrheitsantinomie des Epyklides – wird bei der Darstellung des Kerns der Philosophie Pláton's zurückzukommen sein.

Die Schule von Megara bildet – über den ihr aus der Schule der Kyniker zugekommenen *Zenon von Kition* und über den Vielschreiber *Chrysíppos aus Soloi* [282 – 209]<sup>417</sup> – eine der beiden Wurzeln der späteren Stoa.

---

<sup>416</sup> Um den Epyklides nicht nennen zu müssen – und dadurch ungewollt Werbung für diesen ungeliebten Philosophie-Bruder zu machen –, hat Pláton lediglich dessen Umfeld angegriffen und verunstaltet; so jedenfalls versteh' ich jedenfalls das, was er den Thrasýmachos in den Mund legt.

<sup>417</sup> Dieser war, allem Anschein nach, der erste griechische Philosoph, der für die Logik – neben anderen Bezeichnungen – auch das Wort „Logik“ als Bezeichnung gebraucht hat.

Aber erst seit Arnault wird das rationale Argumentieren allgemein mit „Logik“ bezeichnet.

Die andere Wurzel der Stoa – dabei nicht die des rationalen Argumentierens, sondern die des Erzielens der *Unerschütterlichkeit*, der *Ataraxía* – haben ihr die *Kyniker* bereitet, eine Lebensauffassung, die von Antisthénés gelehrt und gelebt worden ist:

*Antisthénés von Athen* [450/440 – ~365] war der Sohn eines wohlhabenden Atheners mit einer Thrakierin; nach den von Perikles verursachten Gesetzen war er damit kein vollwertiger – kein urwüchsiger, wie es mit Blick auf die Früh- und Vorgeschichte Athens missverständlich hieß – Athener: Zwar durfte er für Athen in den Krieg ziehen und so für die – ihn nicht als Vollbürger anerkennende – Stadt sein Leben auf's Spiel setzen; aber er durfte zum Beispiel nicht innerhalb der Stadtmauern Schüler unterrichten.

Wohl schon von Jugend auf wurde ihm vorgehalten, er sei gar kein vollblütiger Athener, weil seine Mutter ja aus Thrakien stamme. Soweit ihn dies nicht zu sehr aus der Ruhe brachte, antwortete er darauf mit Hinweisen wie, dass ja auch die Göttermutter keine Athenerin sei, weil sie aus Phrygien stamme; wenn ihm dabei aber die Galle überlief, konterte er mit Hinweisen wie, das Urwüchsige teilten die Athener mit den hiesigen Schnecken und Heuschrecken.

Dem Sokrates, der sich in den Kriegszügen Athens durch mit Besonnenheit verbundener Tapferkeit ausgezeichnet hatte, war die Tapferkeit des Antisthenes dabei insbesondere in der Schlacht bei Tanagra nicht entgangen. Nachdem dieser sich dann dem Schülerkreis um Sokrates angeschlossen hatte, bemerkte einer der Zuhörer, dieser Mann stamme doch von einer thrakischen Mutter ab; diesen Zuhörer fertigte Sokrates daraufhin mit den Worten ab: „Hast Du denn geglaubt, ein *so edler* Mann stamme von *zwei* Athenern ab?!“

Antisthénés war ursprünglich ein Schüler des Gorgias. Mit Blick auf seine Werke zur Grammatik, zur Bedeutungslehre und zum Wahrheitsbegriff ist davon auszugehen, dass er zudem auch bei Protagoras Unterricht erhalten hat. Er hatte bereits einen kleinen Schülerkreis um sich gesammelt, als er sich endlich entschloss, dem nicht mehr unbekanntem Sokrates bei seinem Lehren und Leben zu beobachten. Daraufhin entschloss er sich, seine eigene Schule – vorerst – nicht mehr weiterzuführen, sondern Schüler dieses Mannes zu werden; und seine bisherigen Schüler forderte er auf, nun seine Mitschüler bei Sokrates zu werden.

Jeden Tag legte er daraufhin den etwa zwei Stunden langen Fußmarsch von Peiraiys nach Athen zurück, um die Gespräche des Sokrates zu hören und um ihn als sein Vorbild zu sehen – dessen Festigkeit und Beharrungskraft, dessen Unerschrockenheit und Weisheit, dessen Reinheit des Gemüts von allen Leidenschaften –, und um dieses Bild in sich selber als Vorbild fest zu verankern.

Wie sein Meister hat er werden wollen; und da er in dessen Mantel einmal ein Loch erblickte, fügte er dem seinen gleichfalls ein Loch zu und zeigte dies, indem er in gut erkennbarer Weise seine Haut durch diese Öffnung durchschimmern ließ. Sowie Sokrates dieses mutwillig erstellte Loch bemerkte, rügte er ihn mit diesen Worten: „Deine Eitelkeit blinkt mir aus Deinem Mantel entgegen!“

Und Antisthénés – statt darüber nun erbost zu sein – lernte daraus, dass man nicht nur auf eine offensichtlich, sondern auch auf eine versteckte Art eitel sein kann, und entfernte von da ab alle Arten der Eitelkeit aus seinem Gemüt.

Seine Eitelkeit legte er ab; und seinen Mut festigte und reinigte er dadurch. Und nach der Hinrichtung des Sokrates war *er* es, der weiterhin offen und freimütig für

seinen Lehrer und Meister eintrat, der so dessen rasche – wenngleich eben posthume – Rehabilitation erwirkte, und der dadurch dem Pláton sowie den Anderen, die aus Athen geflohen waren, die Rückkehr nach Athen ermöglichte.

Allerdings war und blieb sein Verhältnis zu Pláton getrübt. Denn er konnte es nicht lassen, dann und wann zu Pláton's Hochmut und Hoffart, zu dessen unechtem Asketentum,<sup>418</sup> aber auch zu dessen Knaben-Liebe<sup>419</sup> kraftvolle Bemerkungen von sich zu geben. Unbequem war und blieb er: Denn auch als Jünger des Sokrátes war *er*, Xenophon zufolge, *nicht* ein Schüler gewesen, der in platonischer Art stets mit „Ja, o Sokrátes!“ und „Wie könnt' es anders sein, o Sokrátes!“ die Darlegung des Lehrers unterbrochen hat; und *er* war es, der dann nach dem Tod des Meisters den Bürgern Athens den Spiegel zu deren Lebensführung vorhielt.

Von seiner Sprachphilosophie hat, von einer Ausnahme abgesehen, nichts die Zeiten überdauert. Diese eine Ausnahme ist die – wohl auf Protagóras zurückgehende und von Sokrátes übernommene – Definition des Begriffs „Rede“ [= „Aussage“]:<sup>420</sup>

★ »Eine Rede ist die Beschreibung dessen, was ein Ding gewesen ist oder jetzt ist [oder einst sein wird]«

Hinsichtlich seiner *Praktischen Philosophie* sind uns von Antisthénés diese Kapitel-Überschriften überliefert:

- »Die Tugend ist lehrbar [wie auch lernbar].«
- »Die Tugend bedarf zu ihrer Erstellung nichts als die sokratische Willenskraft.«
- »Die Tugend ist ausreichend zur Erstellung der Glückseligkeit.«
- »Die Tugenden sind unabhängig von Adel und Nicht-Adel.«
- »Die Tugend ist für Mann und Frau die selbe.«
- »Die Tugend besteht im Handeln, nicht jedoch im Reden von ihr.«<sup>421</sup>
- »Nach den Gesetzen der Tugend richtet sich der Weise, nicht nach Staatsrecht.«
- »Die Tugend ist eine Waffe, deren man nicht beraubt werden kann.«
- »Das Gute ist schön; und das Böse ist hässlich.«<sup>422</sup>
- »Der Tugendhafte ist liebenswert.«
- »Die sittlich Tüchtigen sind die Freunde.«
- »Das sicherste Bollwerk ist die Einsicht, die Unfehlbarkeit des Erkannten.«
- »Der Weise allein weiß, wen man lieben darf, wen man zu heiraten hat.«
- »Für den Weisen ist nichts fremd und unergründbar.«
- »Die Ruhmlosigkeit ist ein Gut,<sup>423</sup> und desgleichen das Sich-Abmühen.«<sup>424</sup>

---

<sup>418</sup> In der Öffentlichkeit verspeiste Pláton, um sich als Asket zu zeigen, ausschließlich Oliven; aber Antisténés und Andere nahmen ihm diese Form der Askese nicht ab.

<sup>419</sup> Es darf hier kein Missverständnis aufkommen: Selbstverständlich ist es dabei niemandem um die geschlechtsspezifische Frage gegangen, sondern um die Frage der Minderjährigkeit.

<sup>420</sup> Wiewohl Diogénes Laértios meint, diese Definition sei erstmals von Antisthénés erstellt worden, neig' ich zu der Ansicht, dass sie – im griechischen Sprachraum jedenfalls – auf Protagóras zurückgeht. Auf sie kommt Pláton im „Sophistes“ ohne Namensnennung zurück.

<sup>421</sup> Dass er diese Sätze nicht ohne Blick auf Pláton formuliert hat, liegt auf der Hand.

<sup>422</sup> Ohne Zweifel ist dies ein Kernbestand der Lehre seines Lehrers und Meisters.

<sup>423</sup> Denn allzu leicht kann einem der Ruhm in den Kopf steigen, was dann dazu führt, dass die mühsam erworbenen Tugenden auf der Stelle absterben.

Und auch hier ist der Seitenhieb auf Pláton nicht zu übersehen.

- »Auf die Feinde ist zu achten; denn sie bemerken rasch die eigenen Fehler.«

Er hat nicht nur solche Lehren vorgetragen, sondern sein Leben auch genau danach ausgerichtet. Und er hat nach des Meisters Dahinscheiden den Weg der Bedürfnislosigkeit eingeschlagen: Er hat sich vom ererbten Reichtum getrennt, hat sich, wie zuvor schon Sokrátes und andere, mit einem Mantel als sein einziges Kleidungsstück zum Schutz vor Kälte und vor Hitze sowie vor Mücken begnügt, und hat als sein Essen mit allem, was ihm gereicht worden ist, unterschiedslos vorlieb genommen.

Bald nach des Sokrátes' Tod hat Antisthénés wieder eine Schule gegründet. Als nicht vollblütiger Athener wurde ihm als Stätte hierfür das vor der Stadtmauer liegende Kynosarges zur Verfügung gestellt, wohl: die Hundedressur-Stätte. Er und seine unmittelbaren Nachfolger wohl [auch] deswegen „Kyniker“ genannt worden.

Von seinen vielen Schriften ist nichts erhalten geblieben. Erhalten geblieben sind allerdings einige seiner – gelegentlich durchaus bissigen – Sinnsprüche, etwa:

- \* »Der Gewinn, den die Philosophie einbringt, besteht in der Fähigkeit, mit sich selber zu verkehren.«
- \* »Was der Mensch am nötigsten hat, das ist: dem Verlernen vorzubeugen.«
- \* »Um ein tüchtiger Mensch zu werden, hat man von den Weisen zu lernen, wie das Schlechte, das einem anhaftet, zu meiden ist.«
- \* »Besser ist's, die Lehren der Weisen ins Gemüt als auf's Papier zu schreiben.«
- \* »Mühsal ist ein Gut, wie man die bei Herakles und bei Kyros ansehen kann.«<sup>425</sup>
- \* »Den Reisebedarf hat man sich so einzurichten, dass man sich mit diesem auch als schwimmender Schiffbrüchiger retten kann.«<sup>426</sup>
- \* »Besser ist's, verrückt zu werden, als der Begierde zu erliegen.«
- \* »Besser ist's, unter Geiern als unter Lobschreibern zu geraten; denn jene fressen die Toten, diese hingegen die Lebenden.«
- \* »Das Zusammenhalten einträchtiger Geschwister ist stärker als jede Mauer.«
- \* »Wer unter übler Nachrede zu leiden hat, der muss standhafter sein als einer, der mit Steinen beworfen wird.«
- \* »Die Staaten gehen zugrunde, sowie sie nicht in der Lage sind, die Schlechten von den Guten zu unterscheiden.«
- \* »Es ist doch widersinnig, zwar den Weizen von der Spreu zu säubern und für einen Kriegszug zuvor die hierfür unbrauchbaren Männer auszumustern, hingegen von der Staatsverwaltung die Schurken nicht auszuschließen.«<sup>427</sup>
- \* »Bei Euch Athenern kann man Feldherr werden, ohne diese Kunst zu beherrschen, nämlich durch bloßes Handaufheben.«
- \* »Euch Athenern ist zu raten, durch eine Abstimmung die Esel für Pferde zu erklären.«

---

<sup>424</sup> Das Sanskritwort „Śramaṇa“ ist mir „Sich-Abmühender“ zu übersetzen.

<sup>425</sup> Als Beispiele wählt er einen Griechen und einen Nicht-Griechen und macht dadurch deutlich, dass die Griechen den Nicht-Griechen – in deren Sprechweise: den Barbaren – nichts voraushaben.

<sup>426</sup> Nicht auszuschließen ist, dass Antisthénés hierbei an das Lebensende des Anaxagóras gedacht hat.

<sup>427</sup> Dieser wichtige Sinnspruch sollte jetzt – und für alle Zeiten – in jedem Parlament des Erdenrunds an gut sichtbarer Stelle angebracht werden!

Der bekannteste und wichtigste seiner Anhänger und Jünger des Antisthènes war der bekannte Asket Diogénes.

*Diogénes von Sinope* [404 – 323] hatte es in Athen von Anfang an gelernt, als armer Flüchtling zu leben. Angeleitet durch Antisthenes, begann er sodann, den Zustand der – über die Erfordernisse des Überlebens hinausgehende – Bedürfnislosigkeit zu schätzen, zu erleben, zu leben. Auf diese Weise wurde er schließlich zum – häufig genug verkannten – Meister der leidenschaftslosen Gemütsruhe.

*Krátés von Theben* [380/350 – 380/300] war ein Schüler des Diogénes. Er verkaufte, nachdem er dessen Lehre vernommen hatte, sein umfangreiches Vermögen, verteilte den Erlös unter seinen Mitbürgern, übte sich in der Lebenshaltung der Kyniker, auch hinsichtlich der Mahnreden an die Mitbürger, und vollendete sich in der Selbstbeherrschung. Mit der Philosophin Hipparchía hatte er den Sohn Pasíkles, benannt nach seinem Bruder Pasíkles, der ein Schüler des Eykleídes von Megara war.

*Hipparchía von Maroneia* [360/320 – 300/260] fühlte sich bereits in ihrer Jugend zur Lehre und zur Lebensweise der Kyniker hingezogen; und sie war gänzlich gleichgültig gegenüber dem Reichtum des Elternhauses, ihrer hohen Geburt, sowie ihrer Schönheit.

Vom körperlich hässlichen und dabei geistig schönen Krátés fühlte sich angezogen; und sie drohte ihren Eltern, sich selbst zu töten, wenn diese ihr die Heirat mit ihm verweigern würden. Dieser – in seinem durch die Bitten der Eltern geleiteten Bemühen, sie umzustimmen – warf schließlich vor ihr seine Kleider und sonstige Habseligkeiten zu Boden, zeigte sich ihr so in seiner unschönen Körpergestalt, und sprach: „Hier steht Dein Bräutigam; dies ist seine Habe; und nun fasse Deinen Entschluss, [ob Du wirklich meine Lebensweise uneingeschränkt mit mir teilen willst]!“

Daraufhin bat sie den – mit unschönem Leib und geringen Habseligkeiten ausgestatteten – Krátés um dessen Hand, worauf dieser mit ihr in Athen öffentlich die Heirat vollzog.

Nichts von ihren philosophischen Schriften ist erhalten geblieben, nicht einmal die Titel der von ihr verfassten Bücher, von Inhaltsangaben derselben ganz zu schweigen. Und auch von ihren – wie gesagt wird: zahllosen – Sinnsprüchen hat keiner den Weg über die griechische Antike hinaus erreicht.

Berichtet wird, dass sie sich mit vielen Argumenten für die Gleichberechtigung der Frauen in Erziehung–Forschung–Gesellschaft gekämpft hat, vielleicht sogar mit – zeitlich begrenztem – Erfolg.

Dass sie zu ihrer Zeit von verständigen Männern nicht nur als kluge, sondern auch als weise Frau erkannt worden ist, das darf fest vermutet werden.

Die Beharrlichkeit, die Selbstbeherrschung, die Leidenschaftslosigkeit, die Unerschütterlichkeit, die Bedürfnislosigkeit: Mit diesen Tugenden haben die späteren Nachfolger der Kyniker die Lebenshaltung der Stoa entwickelt, ausgehend von Zenon:

*Zénon von Kition* [360/320 – 300/260], dieser kleinen griechisch-phönizischen Stadt auf der Insel Kypros, hatte vermutlich auch ägyptische Ahnen.

Noch in jungen Jahren reiste als Stoffhändler nach Athen. Dort wurde er bald darauf Anhänger und Schüler des Krátés. Dessen – gelegentlich – etwas rauhbeinige Art war aber mit seiner von Natur her feinsinnigen auf Dauer nicht zu vereinbaren; und so trennte er sich nach einigen Jahren von ihm. Er lernte dann, wie gesagt wird,

auch bei Stilpon von Megara; und er verlegte sich schließlich auf das eigenständige Studium der Schriften der Alten, einschließlich jener der Megariker.

Etwa zwei Jahrzehnte nach seinem Eintreffen in Athen begann er, auf dem vormaligen Hinrichtungsplatz der Dreißig Tyrannen – der Säulenhalle, der Stoá – Schüler und zunehmend auch Jünger um sich zu scharen; und eben dies bewirkte, dass diese von da ab „Stoiker“ genannt wurden.

Er verband das kynische Ideal der Anspruchslosigkeit und Unerschütterlichkeit mit der megarischen Gelehrsamkeit; und eben dadurch wurde er sehr bald weit über die Grenzen Attikas hinaus bekannt und berühmt.

Und die Stadt Athen ehrte ihn – den Fremdling – und zeichnete ihn noch zu Lebzeiten mit einer ehernen Statue aus.

Aber dies alles ereignete sich erst Jahrzehnte nach Pláton's Lehrtätigkeit.

## Der große Sophist: Pláton

Pláton von Kolyttos [428/425 – 348/345], einem Dorf nahe bei Athen,<sup>428</sup> ist ein Abkömmling aus einem alten hochadeligen Geschlecht.<sup>429</sup> Zunächst hatte er, wie berichtet wird, nach seinem Großvater den Namen „Aristokles“ erhalten; und erst sein Sportmeister benannte ihn mit „Pláton“, angeblich wegen seiner breiten Schultern, nach Anderen – ihm wohl hämisch Gesinnten – wegen seines breiten Redeflusses. Jedoch ist diese Anekdote nicht gesichert.

Von frühester Jugend an widmete er sich zunächst der Malerei; und später versuchte er sich sodann auch in der Poesie, dies in Versen, Liedern und Tragödien-Texten; und daher darf angenommen werden, dass er in dieser Sache bei Gorgías Unterricht genommen hat, auch wenn er darüber den Mantel des Schweigens legt. Denn er hat sich der Nachwelt als ein Meister des Spuren-Verwischens dargestellt: Er hat – von Sokrátes und Parmenídes teilweise abgesehen – sich über die, von denen er Lehren und Anregungen erhalten hat, teils ausschwiegen, teils die Sache vertuscht, und teils die Angelegenheit gegenläufig darstellt. Nicht auszuschließen und zudem höchst wahrscheinlich ist, dass Gorgías damals in Athen die Lehre des Parmenídes samt Widerlegung vorgestellt hat, und dass Pláton dies entweder bei einem dieser Anlässe von diesem selber gehört oder hingegen von einem Dritten berichtet erhalten hat.

Als er, etwa zwanzigjährig, mit einem Tragödientext zu einem öffentlichen Wettbewerb hat antreten wollen und diesen Text dem Sokrátes vorab zum Lesen gegeben hatte, riet dieser im dringend von diesem Vorhaben ab. Und tatsächlich verbrannte Pláton dann seinen Text unmittelbar vor dem Wettbewerb [und vermied dadurch das Risiko, beschmunzelt zu werden].<sup>430</sup>

Etwa vom zwanzigsten Lebensjahr ab besuchte Pláton regelmäßig die Darlegungen und Gespräche des Sokrátes. In den Jahren danach verfasste er sein literarisches Erstlingswerk „Lysis“, dessen Inhalt von den Gesprächen des Sokrátes handelte; und er trug dieses Werk sodann diesem und dessen Schülern vor. Sokrátes hörte sich das Vorgetragene bis zum Schluss an und bemerkte sodann: „Bei Herákles! Was dieser

---

<sup>428</sup> Es mag allerdings sein, dass er zwar in Kolyttos aufgewachsen ist, jedoch auf der Insel Ägina das Licht der Welt erblickt hat. Denn diese Insel war ein knappes Jahr zuvor von einem Heer Athens erobert worden; und der Kern der – zahlenmäßig weit unterlegenen – Äginer hat sich durch einen halbwegs geordneten Rückzug über's Meer retten können. Die attische Aristokratie begann sodann, das von ihren Soldaten eroberte Ackerland unter sich zu verteilen; und un-ter diesen Land-Nehmern befand sich auch Pláton's Vater.

Irgendwann tauchte dann aber plötzlich die äginische Streitmacht – verstärkt durch kampferprobte Spartaner – wieder auf; und die Hochadeligen und deren Angehörige flohen Halsüber-Kopf über's Meer nach Attika zurück. Dass sie sich nach diesem – wenig ehrenhaften – Verhalten zunächst nicht in Athen gezeigt haben, kann nachempfunden werden.

<sup>429</sup> Kritías, der zeitweilig zum äußeren Schülerkreis des Sokrátes gehört hat, war ein Onkel mütterlicherseits von Pláton. Dieser Kritías hatte nach der endgültigen Niederlage Athens gegen Sparta in Athen an der Spitze der Dreißig – der dreißig Aristokraten – in Athen von August 404 bis März 403 die Macht ausgeübt. In den Säulengängen des Stadtzentrums wurden damals ungefähr 1.500 ein [freier] Athener aus politischen Gründen hingerichtet.

<sup>430</sup> Ob es den Spruch: „Si tacuisses, philosophus mansisses!“, damals auch schon auf Ionisch-Griechisch gegeben hat, weiß ich nicht.

junge Mensch doch alles über mich zusammenlügt!"; denn Pláton hatte da mancherlei zu Papier gebracht, was Sokrátes nie gesagt hatte, und was auch nicht seiner Ansicht entsprach.

Allerdings hat Pláton nicht das Bedürfnis verspürt, zum engeren Kreis um Sokrátes zu gehören. Denn zweifellos hat er gelegentlich den Gorgías aufgesucht, um von ihm die Dichtkunst zu erlernen; und ganz sicherlich hat er den Protagóras nicht außer Acht gelassen: Denn der in Etappen entstandene 10-bändige Dialog „Der Staat“ übernimmt Pláton – laut Favorinus – in wesentlichen Teilen die Lehre und Argumentation des Werkes „Antilogika“ des Protagóras;<sup>431</sup> und im vorletzten Teil seines Dialogs „Sophistes“ legt der mit „Fremdling“ bezeichneten Diskussionsleiter – sprich: Pláton selber – eine Bezeichnungs- und Wahrheitstheorie vor, die aller Wahrscheinlichkeit die des Protagóras gewesen ist.

Des weiteren gilt als gesichert, dass Platon noch bei zwei weiteren heterogenen Lehrern Unterricht erhalten hat: bei Kratýlos, der eine fortentwickelte Lehre des Herákleitos in Athen vorgestellt hat, mitsamt einer – die menschlichen Grenzen des Erkennens erfassenden – Erkenntnislehre; und bei Hermogénes, der – im Gegensatz dazu – die Lehre des Parmenides vom Erkennen des ewig Seienden und Bleibenden in Athen – gegen des Gorgías' Scharfsinn – durch das zu schulende *himmlische Auge* aufrecht zu halten sich bemüht hat.

Ob Pláton auch bei Anaxagóras dessen Lehren gehört hat, das geht aus Pláton's Werken nicht hervor.<sup>432</sup> Der Mathematiker Theodóros aus Athen war damals in Sachen Philosophie ein Schüler nicht nur des Protagóras, sondern auch des Anaxagóras [und in Sachen Mathematik wohl dessen Lehrer];<sup>433</sup> und mit eben diesem Theodóros hatte Pláton gute Kontakte, wie sich aus seinem Dialog „Theaitetos“ ergibt. Des Theodóros' Schüler Theaitétos, der als Jüngling und als junger Mann auch Pláton's Schüler gewesen ist, verdankt Pláton die geometrischen Lehrsätze, die er in seinem Dialog „Timai-os“ – ohne da den Theaitétos auch nur mit einem Wort zu erwähnen – für seine Fünf-Elemente-Lehre hat voraussetzen und ihr so die entsprechende Glaubwürdigkeit verleihen können; und auch den Pythagoräer Philolaos, dessen Text zur Kosmologie er irgendwann erworben und im ersten Drittel des „Timaios“ – seiner Sprechweise nach – verfeinert und verjüngt wiedergegeben hat, lässt Pláton gänzlich unerwähnt.

Ob Pláton des Sokrátes als seinen Lehrer erachtet und anerkannt hat, das wird man bei vorsichtigem Nachforschen infragestellen müssen. Im „Siebten Brief“ jedenfalls vermeidet er tunlichst die Bezeichnung „mein Lehrer“ oder gar den Ausdruck „mein Meister“, und schreibt stattdessen: „mein vielgeliebter älterer Freund Sokrátes“ sowie: „mein trauter Genosse Sokrátes“, ihn – diesen Sohn eines Steinmetzen – derart sich freundlichst zur Seite stellend und ihm dabei auf die Schulter klopfend.

---

<sup>431</sup> Der damalige Kritiker Aristoxénos hat zwar behauptet, fast die ganze „Politeia“ sei aus des Protagóras' „Antilogika“ entlehnt. Aber dieses Werk Platon's ist in mehreren Schüben entstanden; und vielleicht bezieht sich diese Kritik daher nur auf die ersten Bücher, soweit diese zur Zeit der Abfassung dieser Kritik bereits vorgelegen sind. Denn beispielsweise das Höhlengleichnis sowie die Ideenlehre und die Brandrede gegen die anderen Schriftsteller sind eindeutig Pláton's ureigene Leistungen.

<sup>432</sup> Man beachte jedoch in seinem Dialog „Phaidon“ den versteckten Hinweis: „... *ich glaube* : des Anaxagóras ...“

<sup>433</sup> Theaitétos war als Knabe einer der Lieblinge Pláton's gewesen; und er ist auch später in Pláton's Umfeld verblieben.



Hingegen stellt er den Parmenides in seinem gleichnamigen Dialog „Parmenides“ hoch über seinen – angeblich – vielgeliebten Freund Sokrates; und in seinem Dialog „Sophistes“ bezeichnet er den Parmenides ehrfurchtsvoll mit „Unser Vater“, sich so – gegen Zenon von Elea und gegen die andere Eleaten – als dessen *Sohn* darstellend, genauer: als dessen *einzigem rechtmäßigen* Sohn.

Pláton war zeitlebens von aristokratischer Gesinnung; von Schustern hatte er allenfalls eine verächtliche Bemerkung in einem Nebensatz übrig, und von Söhnen von Wurstmachern nicht einmal dieses. Dass die aristokratische Staatsform – im Grundsatz doch wohl eine, die sein Onkel Kritias in Athen zu errichten getrachtet hatte – ihm quasi mit der Muttermilch eingegeben worden ist, das darf als gesichert erachtet werden; und lediglich hinsichtlich der Frage, wie diese Staatsform im Einzelnen auszusehen hat, damit sie überhaupt funktionieren kann, wird sich bei ihm im Verlauf der Jahre diese oder jene Veränderung – in seinen Worten gesagt: diese oder jene Verfeinerung und Verjüngung – seiner Sicht ergeben haben.

Und auch, dass das Verwirklichen der Tugenden zu den Erziehungsaufgaben eines aristokratisch geführten Staats gehört, das dürfte eine weitere Konstante in seiner philosophischen Entwicklung sein. Vielleicht wird er nicht von Anfang an die Quadriga *Gerechtigkeit–Tapferkeit–Besonnenheit–Weisheit* seiner späteren Vorstellung von den Tugenden im Blick gehabt haben; aber als sicher darf gelten, dass er von Anfang an die [militärisch ausgerichtete] Tapferkeit sowie die [politisch ausgerichtete] Gerechtigkeit zu den Ur-Tugenden gezählt hat. Was er dabei unter dem Ausdruck „Gerechtigkeit“ verstanden hat, das hat sich in ähnlicher Form stufenweise herausgebildet, wie dies seinem 10-bändigen Monumental-Dialog „Politeia“ widerfahren ist.<sup>434</sup> Was er hingegen mit dem Ausdrucks „Tapferkeit“ für Vorstellungen verbunden hat, hiervon gibt die Art seines Handhabens dieser Vorstellung Aufschluss:<sup>435</sup>

Nach der Verurteilung des Sokrates – und vor dessen Hinrichtung im Jahr 399 – floh der Aristokrat Pláton mit einigen Freunden nach Megara und fand dort im Haus des Eykleídes Zuflucht; 28 Jahre war er damals alt. Eykleídes selber allerdings besuchte den Meister in diesen Tagen regelmäßig im Gefängnis, insbesondere auch am Tag, an dem die Hinrichtung des Sokrates vollzogen wurde.<sup>436</sup>

---

<sup>434</sup> Durch Apelt's Hinweise bin ich auf die stufenweise Erstellung dieser 10 – in Worten: zehn – Bände von Pláton's Dialog „Der Staat“ aufmerksam gemacht worden. Pláton erweckt dabei den Eindruck, dieses – *angeblich* – durch ihn mitstenographierte Gespräch habe an *einem* Tag stattgefunden.

<sup>435</sup> An drei Feldzügen Athens soll er teilgenommen haben, aber wohl kaum als einfacher Krieger in den ersten Reihen. Weit wahrscheinlicher ist es, dass er als Sohn aus obersten aristokratischem Geschlecht als Offiziersanwärter hinten bei den Feldherren gestanden ist und allenfalls als Meldegänger zu den Unteroffizieren in den zweiten Reihen eingesetzt worden ist. Dem widerspricht nicht, dass er schließlich irgendeine Auszeichnung für irgendetwas erhalten hat: Dass Offiziere, die sich nicht bis zu den vorderen Reihen der Kampfzone vorgewagt hatten, im Fall eines Sieges danach Tapferkeitsauszeichnungen erhalten haben, solches war früher nicht unüblich, ist heutzutage nicht unüblich, wird künftig nicht unüblich sein.

<sup>436</sup> Das zwischen Athen und Korinth gelegene dorische Megara hat sich der militärisch-politischen Vereinnahmung durch Athen hartnäckig widersetzen können. Dort hat sich Pláton daher vor Athen sicher fühlen können.

Die Frage, wie es bei Pláton mit Pláton's Haupt-Tugend der Tapferkeit bestellt gewesen ist – und dies mit Blick auf das heldenhafte Verhalten des Zuflucht-Gebers Eykleídes –, sollte nicht länger unter den Teppich gekehrt werden. Und das nämliche gilt hinsichtlich der Frage, wie

Nach Athen kehrte Pláton daraufhin allerdings nicht sofort zurück; und er überließ es den anderen Schülern des Sokrátes, diesen zu rehabilitieren: dem treuen Aischínes vor allem, sowie dem unverzagten Antisthénés.

Er selbst jedoch unternahm eine Studienreise, die ihn nach Kyrenaia in der Kyrenaika sowie nach Ägypten zu den dortigen – wie es heißt – Propheten geführt hat.<sup>437</sup> Den Plan, von da auch nach Mesopotamien zu den dortigen Magiern<sup>438</sup> weiterzureisen, verwarf er dann aber; denn er hatte vernommen, dass es dort zu kriegerischen Wirren gekommen war.<sup>439</sup> Er kehrte sodann – wohl, als zu erkennen war, dass den Anhängern und geistigen Erben des Sokrátes dort keinerlei Gefahr mehr drohte – in seine Heimatstadt Athen zurück.

In seiner politischen Grundhaltung war er, wie gesagt, ein Aristokrat; und darin ist er sich zeitlebens treu geblieben. Der aristokratischen Staatsform hat er den unbedingten Vorzug gegeben, und dies, wiewohl sie sich zur Zeit der Herrschaft der Dreißig Tyrannen weitaus mörderischer erwiesen hat als jede Tyrannis seiner Zeit. Seinem Onkel – dem Massenmörder Krítias – hat er in den letzten Jahren seines Lebens noch ein literarisches Denkmal setzen wollen; doch dieses ist ein Torso geblieben.<sup>440</sup>

---

sich Pláton der Idee der Wahrhaftigkeit angenähert hatte: In seinem Dialog „Phaidon“, der vom letzten Tag des Sokrátes handelt, lässt er die Dialog-Figur Phaídon nämlich vertuschen: „Pláton aber war, *soviel ich weiß*, krank!“

<sup>437</sup> Dass er da bereits Südtalien aufgesucht haben soll – was dann insgesamt vier Reisen nach Südtalien ergeben würde –, bezweifle ich. Hingegen scheint mit – von seinem Torso „Kritias“ her gesehen – ein damaliger Aufenthalt bei den Priester-Astromomen Ägyptens alles andere als unwahrscheinlich zu sein.

<sup>438</sup> Was damals genau unter diesen Ausdrücken „Prophet“ und „Magier“ verstanden worden ist, das ist nicht zweifelsfrei zu bestimmen. Mit Sicherheit wird es sich dabei – auch – um Astronomen [und Astrologen] gehandelt haben, jedenfalls um Personen mit mathematischer Ausbildung, in Ägypten zudem um Ärzte und Chirurgen, auf alle Fälle jedoch um Priester, die Sonnen- und Mondfinsternisse prophezeien konnten.

<sup>439</sup> Dass er – sowie er eine Gefährdung seines Lebens befürchtete – *in Furcht und Schrecken geraten* konnte, hat er in seinem „Siebten Brief“ berichtet und eingestanden; dies sei als Nachtrag zu Pláton's eigener *Ausübung der Tapferkeit* gesagt, der zweiten seiner Aufzählung der vier Haupt-Tugenden.

<sup>440</sup> Es wird wohl nie zweifelsfrei zu ergründen sein, warum er diesen – mit echtem literarischen Schwung begonnenen – Monolog „Kritias“ so abrupt abgebrochen hat. Dass ihm da der Tod die Feder aus der Hand genommen hat, das wird allgemein bezweifelt.

Meine Vermutung hierzu – die ich später weiter ausführen möchte – geht von der Hypothese aus, dass die uns überlieferte Gestalt des „Timaios“ in mehreren Schüben entstanden ist, dass Platon gleich zu Beginn seines Arbeitens am „Timaios“ auch mit der – von hochfliegendem Enthusiasmus getragenen – Arbeit am „Kritias“ angefangen hat, dass er diese Arbeit jedoch unterbrochen hat, um andere Projekte – allen voran: die „Politeia“ – voranzubringen, und entweder, (a) dass er sodann nach Jahren, als er sich mit nunmehr gedämpftem Enthusiasmus wieder dem „Kritias“ zugewendet hat, sozusagen den Anschlusspunkt nicht mehr gefunden hat, oder, (b) weil sich innerhalb des mathematisch gebildeteren Teils seiner Schüler in der Akademie im Verlauf von *ernsthaft geführten* Streitgesprächen, dass die Entsprechung der *fünf regulären Körper* mit seinen *fünf Stoffen* – nämlich: *Erde-Wasser-Luft-Feuer-Raum* – zusammen mit der Voraussetzung der *Nicht-Existenz des leeren Raums* nicht aufrecht erhalten werden kann, was ihm dann den Elan zur Fortführung des enthusiastisch begonnenen „Kritias“ genommen hat. Krankheit und Tod eracht' ich als Ursache wenig wahrscheinlich; denn dann hätten seine Schüler – wie bei den „Nomoi“ – sein Werk seinen Anweisungen gemäß zuende geführt.

In seiner Staatstheorie hat Pláton diese fünf Staatsformen unterschieden:

- \* die *Demokratie* [die unmittelbare Herrschaft der Einwohner, mit heutigen Maßstäben gemessen: die in kleinen Staaten sowie Stadtstaaten mögliche *Direkte Demokratie* mit ihren beschlussfähigen Volksversammlungen];<sup>441</sup>
- \* die *Aristokratie* [die Herrschaft der Adelligen, nach Pláton: die Herrschaft der Edlen, wobei aus den Adelligen die *gemäß Pláton* nicht ganz Edlen auszusondern sind];
- \* die *Oligarchie* [die Vor-Herrschaft der Reichen, mit heutigen Maßstäben gemessen: die Mehrzahl der Repräsentativen Demokratien, allen voran: die USA];
- \* die *Monarchie* [die Alleinherrschaft im Rahmen von Gesetzlichkeit, an die auch sie gebunden sind, wobei diese Alleinherrscher durch Abstammung oder durch Wahl an die Spitze des Staates gelangen]; und schließlich
- \* die *Tyrannis* [die Machthaber, die mit Waffengewalt oder auf Schleichwegen zur Herrschaft gelangt sind, somit außerhalb eines Rahmens von Gesetzlichkeit, an die auch sie selber gebunden wären].

Nicht nur an der „Politeia“, sondern auch am „Timaios“ hat Pláton offenkundig viele Jahre lang – wenngleich sicherlich mit gelegentlichen Unterbrechungen – gearbeitet; und dabei hat er mit dem Schreiben – genauer natürlich: mit dem Diktieren – des Textes vom „Timaios“ erst begonnen, als die Bücher „Politeia I-V“ schon verfasst oder zumindest inhaltlich fest geplant, die übrigen jedoch noch nicht geplant gewesen sind. Uns sind zwar auch dazu lediglich die Ausgaben letzter Hand zur Verfügung; aber diese enthalten – für uns Interpreten: zum Glück – ausreichend viele Unebenheiten, die es uns erlauben, sie in dieser Hinsicht mit kriminalistischem Blick zu analysieren.

Diese Entwicklungs-Stufen seiner *Lehre vom Staat* sind in der „Politeia“ vergleichsweise leicht auszumachen; nicht ganz so leicht zu ermitteln sind darin allerdings die Stellen in bereits verfassten Teilen, die von ihm nachträglich noch überarbeitet worden sind. Die Richtschnur für ein solches Analysieren der „Politeia“ bildet der Anfangsteil des „Timaios“. Dort wird nämlich von Pláton dem Sokrátes die Zusammenfassung aller – *aller!* – in der „Politeia“ [bis dahin bereits] behandelten Themen in den Mund gelegt:

»Ich geb' einen kurzen Überblick über das, worüber ich gestern gesprochen habe, damit es sich Euer'm Geist recht fest einprägt.

Meine gestrigen Ausführungen waren der Hauptsache nach darauf hin ausgerichtet, zu zeigen, welche Beschaffenheit ein Staat haben und aus welchen Menschen er sich zusammensetzen muss, um sich als *bester Staat* zu erweisen.

Das Erste, was ich dabei vorgenommen habe, war die Unterscheidung von zwei Klassen, nämlich: der Scheidung [der Klasse] der Erwerbstätigen, wie etwa der Ackerbauer, [der Handwerker und der Händler], von der Klasse derer, die als [Waffenträger]<sup>442</sup> die Aufgabe haben sollen, den Staat zu verteidigen.<sup>443</sup>

---

Andere von mir früher hierzu geäußerten Vermutungen halt' ich jetzt nicht mehr aufrecht.

<sup>441</sup> In Europa ist dies in einigen kleinen Kantonen der Schweiz verwirklicht. Zudem gibt es die beschlussfähigen Volksversammlungen auch in Andorra sowie im Fürstentum Monaco.

<sup>442</sup> Ich ersetze hier „Krieger“ – womit ja auch der in den hinteren Schlachtreihen verbleibende Hochadel mit eingeschlossen ist – durch den Ausdruck „Waffenträger“, entsprechend den Anordnungen, gemäß derer Kritias vier Jahre lang die Staatsgeschäfte in Athen geführt hatte: Wer von den – bis dahin freien – Bürgern seine Waffen nicht umgehend den Gendarmen übergab,

Indem ich einem jeden die seiner natürlichen Veranlagung und Beschaffenheit entsprechende Beschäftigung zugewiesen habe – und zwar: *jedem* immer nur *eine* Berufstätigkeit –, hab' ich festgelegt, das jene, die zum kriegerischen Schutz der Gesamtheit berufen sind, sich lediglich im Wächterdienst für den Staat zu betätigen haben, und dies im Wachen gegenüber jedem Störungs- und Schädigungsversuch, gleichviel ob von außen oder von innen.<sup>444</sup> Dabei haben sie sich einerseits als milde Richter über jene, die ihrer Leitung unterstellt sind – und die daher ihre natürlichen Freunde sind –, andererseits als grimmige Gegner in den Kämpfen gegen die jeweiligen auswärtigen Feinde zu bewähren.<sup>445</sup>

Denn meiner Festlegung zufolge soll die Psyché eines jeden Waffenträgers in hervorragender Weise zwei Eigenschaften in sich vereinigen: herzhaften Mut,<sup>446</sup> und lebhaften Erkenntnistrieb; denn nur auf diese Weise kann ein solcher nach beiden Seiten hin seiner Pflicht genügen, nämlich: [hier] milde und [dort] furchtbar sein.

Was die Erziehung der [heranwachsenden] Waffenträger anbelangt, so sind sie in Gymnastik wie auch in Musik und sodann auch in allen für sie wichtigen Wissensgebieten<sup>447</sup> zu unterweisen.

Indem sie solchermaßen erzogen worden sind, sollen sie weder Gold noch Silber noch sonst irgendwelche Wertstücke als ihr Eigentum erachten. Vielmehr sollen sie als Verteidiger des Staates den Sold für ihren Wächter-Dienst von denen erhalten, die ihnen ihre Sicherheit verdanken, und zwar nur so viel, wie dies für maßvolle Menschen eben hinreichend ist; und diesen [Sold] sollen diese [Waffenträger<sup>448</sup>] gemeinsam verwenden. Überhaupt sollen diese ihr ganzes Leben in enger Gemeinschaft mit einander verbringen, und dies zudem gänzlich im Sinne der sittlichen Ertüchtigung und Tüchtigkeit, [daher] befreit von sämtlichen anderen Berufstätigkeiten.

Was [in dieser Klasse der Waffenträger] die Frauen betrifft, so sollen diese [mit den Männern] nach Maßgabe der natürlichen Gleichartigkeit gepaart werden; und zu

---

dem drohte ebenso umgehend die Todesstrafe [= die vom Staat zumeist öffentlich durchgeführte Ermordung].

<sup>443</sup> Dies ist die althergebrachte Unterteilung der Bürger in den Adel und in den Nicht-Adel. Die Tyrannen jener Zeit haben zumeist – mit kräftiger Unterstützung des Großbürgertums – die Rechte des Adels weitgehend beschnitten und so der Wirtschaft – deren Sprecher das Großbürgertum war – zum Erlblühen verholten: Mit deren Unterstützung und mit deren Steuergeldern konnten sie politisch-militärisch ihre Macht ausüben.

<sup>444</sup> Man überlese hier *nicht* den Ausdruck: „oder von innen“!

Da Pláton hier unverblümt die Schreckensherrschaft der Dreißig mit Kritías als deren Oberhaupt nachzeichnet, kann man ermessen, wie tolerant das Athen nach der vormals durch den Staat erfolgten Ermordung des Sokrátes – und wohl: im Nicht-Vergessen dieser Schuld – geworden ist.

<sup>445</sup> Diese nicht-kosmopolitische Einstellung stammt ohne jeden Zweifel *nicht* von Sokrátes, sondern *unbedingt* von Pláton.

<sup>446</sup> Ob Pláton sich selber als herzhaft-mutig erachtet hat, oder ob er sich zur Klasse der Nicht-Waffenträger zugehörig gefühlt hat, das geht aus diesem Teilsatz allein noch nicht hervor: Einerseits sollte man meinen, er hätte genügend Selbsterkenntnis besessen, um wirklichkeitsgemäß über den Grad seiner eigenen Tapferkeit zu urteilen; andererseits hat er sich natürlich nie und nimmer als Mitglied der Klasse der Erwerbstätigen empfunden ...

<sup>447</sup> Bemerkenswert ist, was Pláton hier *nicht* hervorhebt: die Mathematik, die Astronomie, und nicht einmal die Medizin [= Heilkunst]!

<sup>448</sup> Man ist geneigt, mit Blick auf den Ausdruck „Sold“ den Ausdruck „Waffenträger“ durch „Soldat“ oder auch durch „Söldner“ zu ersetzen.

dem sollen sie alle [allezeit] die Tätigkeiten der Männer teilen und ausführen, sowohl im Krieg als auch in der sonstigen Lebensführung.<sup>449</sup>

[Auch die Kinder in dieser Klasse der Waffenträger sollen nicht als Eigentum einzelner Männer oder Frauen erachtet werden; und deswegen] hab' ich für die Erzeugung der Kinder die folgende – neuartige – Bestimmung getroffen: Ich habe, was die Ehe und die [aus ihr hervorgehenden] Kinder betrifft, angeordnet, dass alles auf der Grundlage völliger Gemeinschaft zu beruhen hat. Niemand soll – dies ist meine Absicht – jemals ein Kind als das Seinige herausnehmen. Vielmehr soll ein jeder [Waffenträger] sämtliche Kinder [aus seiner Klasse] als seine engen Verwandten erachten, sodann in jeder Altersgruppe [die anderen darin] als seine Brüder und Schwestern nehmen. [Von einer mittleren Altersgruppe her gesehen] werden dann die älteren und ältesten [Waffenträger] als Eltern sowie als Großeltern gehalten, die jüngeren und jüngsten hingegen als Kinder sowie als Enkelkinder.

Sodann ist [in diesem so errichteten Staat nach dessen äußeren und inneren Festigung] das Ziel der baldmöglichst zu erreichenden höchsten Vollkommenheit in der Veranlagung der menschlichen Beschaffenheit anzustreben. Hierfür ist folgendes Verfahren unabdingbar: Die Vorgesetzten beider Geschlechter [innerhalb der Klasse der Waffenträger] haben insgeheim in solcher Weise auf die jeweiligen ehelichen Verbindungen [in dieser Klasse] hin zu wirken, dass die weniger tüchtigen Vertreter des männlichen Geschlechts mit den ihnen gleichartigen des weiblichen Geschlechts sowie die trefflichen Vertreter des männlichen Geschlechts mit den ihnen gleichartigen des weiblichen Geschlechts gepaart werden; [die Entscheidung, wer dabei mit wem gepaart wird, soll durch eine [scheinbare] Art des Auslosens [mit vorab bestimmten Ergebnissen] erfolgen, [die den sich sodann zu Paarenden als Los-Entscheidung erscheinen werden], sodass daraus keine irgendwie geartete [Missgunst oder sich daraus entwickelnde] Feindschaft erwächst, weil die Beteiligten für die Paarung ja den Zufall<sup>450</sup> verantwortlich machen.

Die Kinder der Tüchtigen müssen [sodann innerhalb der Klasse der Waffenträger in der vorhin erwähnten Art] aufgezogen werden; die Kinder der Untüchtigen hingegen müssen unter die unteren Volksgruppen verteilt werden. Allerdings sind auch die Kinder dieser unteren Klasse auf folgende unter ständiger Aufsicht zu halten:

---

<sup>449</sup> Pláton gehört zu den – damals wie heute – nicht übermäßig vielen Menschen, die die Frauen als den Männern gleichwertig erachtet haben, [ohne damit die vorhandenen Unterschiede – erfolgt durch die tatsächlich erfolgten Deformationen in den unterschiedlichen Erziehungen der Heranwachsenden – außer Betracht zu lassen].

Mit Blick auf diesen – erfreulichen – Grundzug Pláton's sind gelegentliche anderslautende Passagen in seinen – uns von seinen Nachfolgern überlieferten – Werken zu verstehen.

<sup>450</sup> Interessant ist, dass *Pláton seine Waffenträger nicht* an eine – sich im Losentscheid manifestierende – *göttliche Fügung* glauben lassen will.

Dies trifft sich damit, dass in Pláton's Aufteilung der Gesellschaft weder eine Klasse der Priester erscheint noch ein Platz für den Tempel und damit für den Ort der wissenschaftlichen Studien dieser Priester vorgesehen ist.

Zweifellos hatte Pláton in den ersten Jahrzehnten seines Lebens das Erhalten von [höheren] Einweihungen durch – von Magiern aus Persien instruierten – Priestern erhofft und vielleicht auch erstrebt; denn auch Sokrátes hatte solche von den Priestern des Apóllon-Tempels erhalten, im Verbund mit Beschreibungen der mit 12 Längen-Kreisen eingeteilten Erd-Kugel.

Warum dem Pláton keine derartige Einweihung ermöglicht worden ist, darüber kann nur gemunkelt werden. Jedenfalls kann man Pláton's Manifestierungen seines zunehmenden Hasses auf die Priester insgesamt synchron setzen mit den Zeiten der Endfassungen seiner Schriften, in denen sich solche Hass-Ausbrüche da und dort zeigen.

Sollten sich unter diesen [einige] als würdig erweisen, so sind sie in [die obere Klasse] zu versetzen, nämlich an die Stellen jener [Heranwachsender], die sich als unwürdig erwiesen haben und daher an die Stellen der Aufgerückten versetzt werden.<sup>451</sup>

Dies ist ein kurzer Überblick über meine gestrigen Ausführungen [zum Thema des gerechten Staates]. In diesem Überblick hab' ich nichts übersehen: Da ist keine Lücke in dem, was so zusammengefasst wird, auszumachen; vielmehr sind dies die Punkte gewesen, die ich gestern behandelt hatte.«<sup>452</sup>

*Hier unterscheidet Pláton nur zwischen der in Bildung zu haltenden Oberschicht und der in Unbildung zu haltenden Unterschicht in der Gesellschaft, aber in der Oberschicht noch nicht zwischen der in Voll-Bildung der Weisheitslehre Pláton's zu haltenden Aristokratie und der in Halb-Bildung zu haltenden Wächterklasse, der Gendarmerie,<sup>453</sup> hier: dem Militär, verstanden als dem Wächter nach Außen [sei's im Abwehren eines Angriffs, sei's in der Vorwärts-Verteidigung], und der Polizei, verstanden als dem Wächter nach Innen [sei's durch Beseitigung einer Störung des Staates samt ihrer Störenfriede, sei's durch Beseitigung des Nährbodens einer möglichen künftigen Störung samt aller derer, die unbelehrbar sind und diesen besten Staat verbessern – in Pláton's Verständnis daher: verschlimmern – möchten].*

*Warum Pláton im Verlauf seines Arbeitens an den Bänden „Politeia VI – VIII“ dann dazu übergegangen ist, die Ober-Klasse in zwei Klassen aufzuteilen, nämlich (a) in die Obere Ober-Klasse der – etwa fünfunddreißig – Philosophen-Könige, die unbedingt in Pláton's Sinn weise, aber nicht unbedingt im militärischen Sinn tapfer zu sein hatten, und deren Vorgesetzter Pláton sowie nach ihm seine Nachfolger in der Leitung der Akademie zu sein hatten, und (b) in die Untere Ober-Klasse der Bewaffneten, bestehend aus Soldaten, Polizisten [und Geheimdienstlern], deren Weisheit bis zu jenem Ausmaß zu fördern war, das die für sie jeweils erforderliche Art der Tapferkeit erfordert: das sollte ein Gegenstand künftigen Nachforschens sein.*

*Aus dem Alten Indien ist sein Kasten-System jedenfalls nicht erwachsen.*

Ich vermute, dass es unter den arischen Eroberungsvölkern Nordindiens in den Jahrhunderten vom 15-ten zum 10-ten Jh, als für die Arier nur das Indus-Ebene das Ziel der Land[-weg-]nahme gewesen ist, nur die [nicht undurchlässigen] Kasten der Ritter und der Priester im Rechtssystem standen, neben den Kastenlosen außerhalb des Rechtssystems. Nicht schon gleich bei der sodann erfolgten Eroberung der Ganges-Ebene, etwa vom 10-ten zum 08-ten Jh, wohl aber irgendwann in der zweiten Hälfte ihres letzten Verlaufs scheinen sich dort sodann die folgenden Gesellschaftsschichten herausgebildet zu haben:

---

<sup>451</sup> Pláton verschweigt, welchen – ihm von Syrakus her bekannten – geheimdienstlichen Überwachungsapparat er hierfür benötigt. Und dass dieser Überwachungsapparat für Pláton nicht aus dem Bürgertum zu rekrutieren ist, das braucht nicht begründet zu werden.

<sup>452</sup> Die Vollständigkeitsbehauptung des letzten Absatzes zeigt unmissverständlich an, wie weit Pláton's Arbeit an der „Politeia“ zu der Zeit, als er mit dem Verfassen des „Timaios“ begonnen hatte, erst gediehen war.

<sup>453</sup> Auch im „Siebten Brief“ spricht er, wenn er sich auf die Schreckensherrschaft seines Onkels Kritias bezieht, *nicht* gleich von den *Dreißig*, sondern *zunächst* von den *Einundfünfzig*, nämlich unter Einbeziehung der einundzwanzig Hauptmänner der Gendarmerie Athens.

NB: Auch in Sparta erfolgte seinerzeit die Ernennung eines neuen Königs zumeist nicht durch Ausrufung des ältesten Sohns des Verstorbenen Königs zu dessen Nachfolger, sondern durch Wahl eines neuen Königs aus der Adelligen-Kaste von eben dieser Adelligen-Kaste.

(1) die Kaste der Adelligen, aus der heraus der König – der Rāja der Rex – gewählt wurden und die im Kriegsfall die Offiziere der dann rasch aus dem Boden zu stampfenden Armee stellte;<sup>454</sup>

(2) die Kaste der Brāhmaṇen, die sich aus den Nachkommen der Priester herausgebildet hat, und dies unabhängig davon, ob der Beruf des Opfer-Priesters oder der des Lehrer-Priesters noch ausgeübt worden ist;<sup>455</sup>

(3) die Kaste der Bürger, womit aber die Hausbesitzer – somit die Mitglieder der Mittel- und der Oberschicht unter den Nicht-Adeligen und Nicht-Brāhmaṇen – gemeint sind, die damals zum erheblichen Teil drawidischer Abkunft gewesen sind;

(4) die Kaste der Diener, somit die Hüttenbesitzer und nicht-selbständigen Berufstätigen aus der Unterschicht der Nicht-Adeligen und Nicht-Brāhmaṇen, die damals größtenteils drawidischer Abkunft gewesen ist, vermutlich die Zweit- und Drittgeborenen oder sonstwie besitzlos gewordenen und daher in diese Kaste abgesunkenen – wenngleich immer noch freien – ehemaligen Bürger;

(5) die Kastenlosen [und damit Rechtlosen], die entweder immerhin Sklaven waren oder hingegen, dem Freiwild gleich, irgendwo am Rand der Gesellschaft gelegentlich geduldet und gelegentlich vertrieben oder versklavt oder beseitigt wurden.

Im Rechtssystem der Kasten standen nur die ersten vier Gruppen. Deren vierte hatte jedoch kein Versammlungsrecht, was den ersten dreien – den oberen Kasten – zustand, und was diese – insbesondere auch die Kaste der Bürger – auszuüben nicht vergaßen.

Die Großkönige hatte die Versammlungen der Bürger – wenn sie zur Finanzierung eines Kriegsvorhabens Geld benötigten – aufzusuchen und da um die Übermittlung der benötigten Gelder zu werben.<sup>456</sup>

So oder so ähnlich dürften die Kräfte-Verteilungen auch in Syrakus zu den Zeiten der beiden Tyrannen Dionýsios I und Dionýsios II ausgesehen haben. Das aber war für Pláton natürlich kein gerechter Staat. Denn ein zum unvermittelten Sehen der Ideen Gelangter weiß ja doch, *welche* [Kriegs-]Ausgaben für den Staat *wann* richtig angelegt sind, und braucht hierfür *niemanden* aus dieser geistig-kurzichtig [gehalten-]en Kaste der Bürger anzubetteln.

Wie und warum Pláton von seiner ursprünglichen Idee der Zweiteilung der Gesellschaft des idealen Staates dann zu deren Dreiteilung übergegangen ist, darüber können wir nur raten. Ich rate so:

Nicht auszuschließen ist, dass Pláton auf irgendeinem Weg eine Mitteilung über die buddhistische Lehre von den *Drei Geistesgiften* erhalten hat, bestehend aus: *Gier-Hass-Irrung*.<sup>457</sup> Sollte dem so gewesen sein, dann besteht Pláton's Weiterentwicklung dieser Lehre darin, dass er die – im „Phaidon“ noch unteilbare – Psyché nun aufteilt und im Leib an unterschiedlichen Stellen lokalisiert. Im Falle der Untugend wirkt:

---

<sup>454</sup> Ein Mahā-Rāja hingegen war ein Groß-König, ein Kaiser, im Sinne des Alten Griechenlands: ein Tyrann, verstanden als: ein Machthaber.

<sup>455</sup> Sehr oft haben sich Nachkommen von Priestern, die weder zum einen noch zum andern fähig gewesen sind, den Groß-Königen als Diener [= Minister] zur Verfügung gestellt.

<sup>456</sup> Pláton's Gesellschafts- und Staats-Theorie wird von mir hier in Kontrast zu der – ihm aller Wahrscheinlichkeit nach bekannten – altindischen Gesellschafts-Praxis gesetzt, nicht jedoch als Weiterentwicklung derselben verstanden.

<sup>457</sup> S: lobha [= D: Gier, Begierde], S: dveṣa [=D: Hass, Wut], S: moha [= D: Irrung, Verblendung].

- (a') im Kopf-Bereich: die Irrung, die Verblendung, der Unverstand;
- (b') im Schulter-Arm-Bereich: der Hass, die Wut, die Ungestümheit;
- (c') im Herz-Bauch-Bein-Bereich: die Gier, die Begierde, das Verlangen.

Auf diese Weise hat er – in den später erstellten Bänden der „Politeia VI – VII“ – dann den menschlichen Körper – künstlich, wenngleich weder kunstvoll noch gekonnt – in drei schroff von einander unterschiedene Bereiche getrennt.

Wird nun die Vollkommenheit in der Veranlagung der menschlichen Beschaffenheit erreicht, so hat sich jene Untugend zur Tugend gewandelt; und diese wirkt:

- (a) im Kopf-Bereich: als Verstand, als Einsicht, als Weisheit;
- (b) im Schulter-Arm-Bereich: als Tapferkeit, als Mut;
- (c) im Herz-Bauch-Bein-Bereich: als Besonnenheit, als Mäßigung.

So sind dann die Philosophen-Könige – die ja dann und wann ja von Angst und Schrecken heimgesuchten werden – von der Haupt-Tugend der Tapferkeit entbunden oder brauchen sich zumindest nicht den Bedingungen, unter denen Tapferkeit gezeigt werden muss, auszusetzen.

So sieht Pláton den Menschen hinsichtlich Soma [= Leib] und Psyché [=Seele]. Und da der Staat ein großer Leib ist, deswegen – so versuch' ich Pláton's Motivationen zu ergründen – enthält er ebenfalls diese drei Teile seines Leibes; und vollendet ist dieser Staats-Leib, wenn in seinen drei Teilen die ihnen entsprechenden drei Teile der Staats-Seele weilen und wirken:

(a\*) im Haupt-Bereich des Staats, in seiner Führung: die *Weisheit*, die in dieser – durch Gold gekennzeichneten – Kaste so weit entwickelt ist, dass deren Mitglieder Pláton's Ideen unvermittelt sehen;

(b\*) im Schulter-Arm-Bereich des Staats, in seiner Kraft: die *Tapferkeit*, die in dieser – durch Silber gekennzeichneten – Kaste so weit entwickelt ist, dass deren Mitglieder von der innersten Beschaffenheit ihrer Psychén her edel denken und handeln;

(c\*) im Herz-Bauch-Beine-Bereich des Staats, in seiner Lebenserhaltung: die *Besonnenheit*, die in dieser – durch Bronze gekennzeichneten – Kaste so weit entwickelt ist, dass deren Mitglieder sich hinsichtlich ihrer Begierde, die beiden oberen Kästen zu entmachten, wie auch jeder anderen Gier nun *Zurückhaltung* und *Mäßigung* auferlegen. Inwieweit zu dieser Kaste auch die außerhalb des jeweiligen Staatsrechts Stehenden – die Diener, die Sklaven, die Fremdlinge, die ... – stehen, dies und Anderes wird von Pláton nicht deutlich ausgeführt.

Dies also dürfte der Übergang von Pláton's zweifacher Gliederung der Gesellschaft des Staates in deren Dreigliederung aussehen. Ihre Endfassung hat diese Dreigliederung dann wohl durch folgende Überlegung erhalten:

Im Verlauf dieser Trennung, die dann dem Kopf-Bereich nicht mehr die Tapferkeit abverlangt hat, haben sich die Abgrenzungen von (b) zu (c) nach unten verschoben, teils durch Pláton's Entdeckung des Zwerchfells, und teils durch die Vermutung, dass das Herz etwas mit der Tapferkeit zu tun hat.<sup>458</sup> Daher sind die drei Bereiche des

---

<sup>458</sup> Im Deutschen taucht dieses Hintergrundverständnis in Redewendungen auf wie: „Herzhaft ist er vorgegangen, mit dem Herz auf dem rechten Fleck!“, sowie: „Ihm ist das Herz in die Hosen gerutscht!“



menschlichen Leibes neu vermessen und dabei dann zudem auch ihre Zentren – ihre Leitstellen – lokalisiert worden, und dies so, wie es sich aus dem letzten Drittel des „Timaios“ sowie aus der zweiten Hälfte der „Politeia“ ergibt:

- ( $\alpha'$ ) im Kopf-Bereich: die Irrung, der Unverstand, lokalisiert im Gehirn;
- ( $\beta'$ ) im Schulter-Arm-Bereich: die Wut, die Ungestümheit, lokalisiert im Herz;
- ( $\gamma'$ ) im Bauch-Bereich: die Gier, das Verlangen, lokalisiert in der Leber.

- ( $\alpha$ ) im Kopf-Bereich: die Einsicht, der Verstand, lokalisiert im Gehirn;
- ( $\beta$ ) im Schulter-Arm-Bereich: die Mut, die Tapferkeit, lokalisiert im Herz;
- ( $\gamma$ ) im Bauch-Bereich: die Besonnenheit, die Mäßigung, lokalisiert in der Leber.

Und dem entsprechend sollte dann auch der ideale Staat gegliedert sein. Diese Vorstellung hat in Mitteleuropa in der zweiten Hälfte des 19-ten Jahrhunderts n.u.Z. auch Bismarck noch zu verwirklichen getrachtet, nämlich durch die Gliederung der Gesellschaft des von ihm geschaffenen Zweiten Deutschen Reichs:

( $\alpha^*$ ) in den *Lehr-Stand* im Kopf-Bereich des Staates: bestehend aus den Geheimräten des Königs, mit dem Kanzler und [letztlich] dem König als deren Vorgesetzten;

( $\beta^*$ ) in den *Wehr-Stand* im Schulter-Arm-Bereich des Staates: bestehend aus der Reichswehr mit den ihr de facto untergeordneten Organen, nämlich: der Polizei wie auch der Staatsverwaltung im Ganzen;

( $\gamma^*$ ) in den *Nähr-Stand* im Bauch-Bereich des Staates: bestehend zunächst aus der Landwirtschaft der Junker und der Handwerkerschaft, dann aber unweigerlich auch der aus dem Boden schießenden Industrie [und wohl mit Einbeziehung ihrer Arbeiterschaft].

Ein so gestalteter Staat besitzt – nach Pláton's Endfassung seiner Lehre vom idealen Staat – die erste der vier Haupt-Tugenden, nämlich: die *Gerechtigkeit*; denn in ihm nimmt jeder seiner [freien] Bewohner genau die Stelle ein, die ihm aufgrund der Beschaffenheit seines Leibes und seiner Psyché zusteht.

Gemäß Pláton wird man – wie gesagt – in diese Kasten hineingeboren; doch sind auch in diesem verfeinerten und verjüngten Modell die Schranken dieser Kasten nicht undurchlässig; wem wann wohin ein solcher Durchlass beschieden ist, das allerdings obliegt [mit Bezug auf die Erkundungen der Überwacher] der Entscheidung derer, die die Ideen – und hier allen anderen Ideen voran: die Idee der *Gerechtigkeit* – mit dem Auge des Geistes unvermittelt sehen können, somit: der Philosophen, soweit sie die Philosophie Pláton's vertreten.

Nicht genau zu klären ist, wann Pláton seine erste Reise nach Unteritalien und Sizilien unternommen hat: vermutlich irgendwann in den Jahren 390 – 387. Ich vermute, dass er sich die Ur-Form seiner Staatstheorie bereits ihr junges Alter ausgedacht hatte, und dass er diese in den Jahren nach dem Tod des Sokrátes über den Tyrann<sup>459</sup> Dionýsios I von Syrakus zu verwirklichen gedacht hat. Dieser Dionýsios I

---

<sup>459</sup> Das Wort griechische Wort „tyrannos“ ist ein Lehnwort, das [vermutlich] aus dem lydischen Ausdruck „turannu“ [D: „Herrscher, Machthaber, Landesherr“] hervorgegangen ist. Ursprünglich ist es wertneutral verwendet worden; immerhin sind auch zwei der sieben altgriechischen Weisen Tyrannen gewesen.

hat in seinem Bestreben, seiner Herrschaft Würde und mit ihr die Legitimation eines mit ihm ansetzenden Königtums zu verleihen, einen Kreis von Philosophen um sich an seiner Tafel versammelt; und dazu ist es ihm gelungen, einige der nunmehr verwaiste Schüler des Sokrates nach Syrakus zu holen, unter ihnen Aischines sowie Aristippos, und eben auch Platon. Dass dies aber schon gleich wenige Wochen nach der Hinrichtung des Sokrates erfolgt sei, das darf als ausgeschlossen gelten.

Hingegen darf als äußerst wahrscheinlich gelten, dass Platon seine Reise nach Syrakus nicht via Sparta, sondern von den westionischen Inseln aus angetreten hat, und dass ihn sein Seeweg nach Syrakus dann in zwangloser Weise über Metapont und Tarent geführt hat, somit zu dem Pythagoräern. In Tarent ist er dann – wohl bereits auf dieser Reise – mit dem pythagoräischen Philosophen und in Staatsämter wirkenden Archytas zusammengetroffen. Warum Archytas sich in der Folgezeit dann zwar nachdrücklich für das Wohlergehen von Platon in Syrakus eingesetzt hat, aber andererseits jeden kleinen und kleinsten Hinweis, er wäre bereit, ihm in Tarent Asyl zu verschaffen und da dann zudem seine Machtstellung mit ihm zu teilen, strikt vermieden hat, darüber kann man nur Vermutungen anstellen.

Nach Elea zu den Eleaten hat Platon seinerzeit jedoch ganz offenkundig keinen Abstecher gemacht. Dies mag äußere Gründe gehabt haben: dass ihm der dort zu erwartende philosophische Ertrag in keinem Verhältnis zu den Beschwerden des Umwegs, der dann einzuschlagen gewesen wäre, erschienen ist.<sup>460</sup>

In Syrakus hat Platon an der Tafel des Dionysios I nicht sofort den Ehrenplatz an der Seite des Tyrannen einnehmen können und dürfen; dies ist vielmehr erst dann erfolgt, nachdem dieser den Aristippos wegen seiner lockeren Bemerkungen an das Tischende versetzt hat. Von da aus diesen schlagfertigen Widerpart zu ignorieren, das war Platon zwar nicht möglich; dafür übergang er aber den Aischines – diesen Sohn eines Wurstmachers, den treuesten Schüler des Sokrates – gänzlich; und nur Aristippos hielt weiterhin unentwegt zu diesem genauso bescheidenen wie treuen Aischines.

Aber während Aristippos seine Bemerkungen darüber, dass der Tyrann sich zwar mit Nach-Weisheit-Strebenden umgab, ohne dabei selber zu einem Nach-Weisheit-Strebenden zu werden, mit einer unwiderstehlichen Fröhlichkeit auszusprechen in der Lage gewesen ist, hat Platon, in seinem aufkeimenden Bestreben, es dem ungeliebten Freund gleich zu tun, sich so sehr im Ton vergriffen,<sup>461</sup> dass der verärgerte

---

Damals hat im Regelfall – wie in der jüngsten Vergangenheit Lenin sowie Mao – ein halbwegs begüterter Klein-Adeliger die Oligarchien der Mittel-Adeligen und Hoch-Adeligen beseitigt und das Bürgertum begünstigt; daher haben sich in solchen Tyranneien seinerzeit auch rasch Handelszentren – und damit Reichtum der Städte – entwickelt.

Eine Schreckensherrschaft, vergleichbar mit der von Platon's Onkel Kritias, haben die altgriechischen Tyrannen, den uns zur Verfügung stehenden Unterlagen nach, nie ausgeübt.

Wann der Ausdruck „tyrannos“ einen emotiv-negativen Beigeschmack erhalten hat, ist nicht bekannt: Platon jedenfalls hat sich noch nicht gescheut, die Gunst eines Tyrannen zu genießen; und er hat diese Gunst auch nach mancherlei negativen Erlebnissen an diesem Tyrannen-Hof immer wieder erhalten und genossen.

<sup>460</sup> Über die dortigen Nachfolger des Parmenides findet Platon im „Sophistes“ kein gutes Wort.

<sup>461</sup> Des Aristippos' Ironie hat etwas Fröhliches an sich, des Platons Ironie hingegen etwas Beißendes, um nicht zu sagen: etwas Verbiestertes.

Den Humor des Aristippos zeigt jene von Diogenes Laertios berichtete Begebenheit deutlich: „Einst gebot Dionysios I [dem Aristippos], ein bestimmtes Kapitel aus der Philosophie zu erör-

Dionysios I beschloss, ihn zwar nicht zu töten, ihn aber loszuwerden. Wie dies erfolgt ist, darüber herrscht gegenwärtig keine Einigkeit:

(1) Gemäß Diogénes Laértios hat sich Dionýsios I entschlossen, ihn zwar nicht zu töten, ihn aber dadurch mundtot zu machen, dass er ihn in die Sklaverei verkauft hat. So gelangte er über einen Sklavenhändler aus Sparta ausgerechnet nach Ägina, in diesen Inselstaat, in dem er – vielleicht – das Licht der Welt erblickt hatte. Was dort genau weiter mit ihm geschah, ist nicht eindeutig zu ermitteln: Nach dem einen Bericht ließ man ihn frei, als jemand erklärte, dieser Pláton sei ein Philosoph; und nach einem anderen hat ihn Annikeris aus Kyrenaia für 20 bzw. für 30 Minen freigekauft und nach Athen zurückgeschickt. Sowie Dionýsios I – sein vormaliger Gönner – hiervon Kenntnis erhalten hatte, richtete er brieflich das Ansuchen an Pláton, ihn nicht durch nachteilige Äußerungen bloßzustellen; und offenbar verlieh er dieser Bitte mit der Übermittlung von 80 Talenten<sup>462</sup> Schweigegeld Nachdruck.

(2) Gegenwärtig nimmt man hingegen an, dass Pláton von Dionýsios I schlicht und einfach vor die Tür gesetzt und aus der Stadt geworfen worden ist, von diesem dann aber nachträglich jenen Betrag als Entlohnung für sein Schweigen über die Sache erhalten hat. Und tatsächlich hat Pláton – insbesondere in seinen Briefen – über diesen Vorfall lange Zeit kein Wort verloren.<sup>463</sup>

---

tern. Daraufhin entgegnete dieser: „Es ist doch lächerlich, dass ich [einerseits] über einer Sache zu Deiner Belehrung reden und [andererseits] von Dir erst lernen soll, *wann* man über diese Sache zu reden hat!“. Darüber entrüstet, hat Dionýsios I ihm seinen [nunmehrigen] Platz ganz unten an der Tafel angewiesen, den dieser [sodann] mit den Worten eingenommen hat: „Du wolltest diesen Platz zu einem Ehrenplatz machen!“.

<sup>462</sup> Das Talent war im Vorderen Orient ursprünglich eine Maßeinheit des Volumens, nämlich der des Standard-Volumens einer Amphore, somit: = 1 Kubik-Fuß; in Beziehung zu Silber gesetzt, ergab dies dann: 1 Talent  $\approx$  36 kg Silber. So wurde es dann zur Bestimmung der obersten Gewichtseinheit, gemäß G: „talanton“ = „Gewicht, Waage“.

Sólon wertete das Talent ab zu: 1 Talent  $\approx$  26,2 kg Silber. In der frühen und mittleren Antike schwankten die Werte zwischen 36 kg und 20 kg Silber. Die Unterteilungen waren:

1 Talent = 60 Minen;

1 Mine = 100 Drachmen;

1 Drachme = 6 Oboloi;

1 Obolos = 8 Chalkoi.

Die Realwerte betragen: 1 Talent  $\approx$  1 mittleres Segelschiff; 3 Minen  $\approx$  1 Sklave (= Kriegsgefangener). 80 Talente waren also etwas mehr als 2.000 kg Silber; wer daher 80 Talente sein Eigen nennen konnte, der brauchte sich – wenn er das Geld nicht verschwenderisch zum Fenster hinauswarf – für den Rest seiner Tage keine Geld-Sorgen mehr zu machen.

Der Verkaufswert von Pláton wurde demnach als viel höher als 3 Minen erachtet, was aber wohl kaum mit der Verwendbarkeit von Pláton für Feldarbeit oder für Küchenarbeit zusammengehangen haben dürfte.

<sup>463</sup> Aus moralischer Sicht ist nicht relevant, ob sich die Variante ( $\alpha$ ) oder die Variante ( $\beta$ ) zugezogen hat, sondern, ob Pláton von diesem Tyrannen Schweigegelder erhalten und zu des Tyrannen Bedingung angenommen hat, kurz: ob er sich von ihm hat bestechen lassen.

NB: Ohne Zweifel hat man Pláton – nachdem dieser seinen Kollegen wiederholt vorgeworfen hatte, für ihre Unterweisungen Geld zu verlangen – mehrfach hören müssen, von anständigen Leuten Geld zu erhalten, das sei doch immerhin anständiger als vom dem Schweigegeld eines Tyrannen ein sorgenfreies Leben zu führen. Pláton's Flugblatt „Erster Brief“ – eine zwar, wie ich meine, durchaus von ihm verfasste, aber nie und nimmer an Dionýsios I versandte Schrift – war sein Versuch, sich gegen die einhelligen Zeugenaussagen seiner vormaligen Tischgenossen an der Tafel des Dionýsios I in schriftlicher – und daher hauptsächlich an die Nachwelt gerichteter – Form zur Wehr zu setzen. Insbesondere die angebliche – durch eine gänzlich unbe-

Bald nach dieser Rückkehr nach Athen erwarb Pláton – denn er war ja nun begütert – außerhalb der Stadtmauern ein großes Gelände, ein baumreiches Gymnasium,<sup>464</sup> das den Namen „Hekadémos“ nach einem vormaligen Kriegshelden trug und aus dem sich später durch Verballhornung die Bezeichnung „Akademie“ entwickelt hat. Dort schlug er seinen Wohnsitz auf; und dort lehrte und unterrichtete er daraufhin, ohne von seinen Schülern Bezahlungen anfordern und erhalten zu müssen. Dort verfasste er sodann auch die meisten seiner Schriften. Und dort ließ er seine Schriften durch Abschreiber vervielfältigen; und dort wurden diese Abschriften dann auch an daran Interessierte – nicht verschenkt sondern – verkauft.<sup>465</sup>

Nach dem plötzlichen Tod des Dionýsios I übernahm, seinem Testament gemäß, sein in Jahren noch junger Sohn Dionýsios II in Syrakus die Tyrannis; und dieser lud Pláton bald darauf ein, an seinen Hof zurückzukehren. Auch sagte er ihm die Beteiligung an den Staatsgeschäften zu. Zweifellos hat er diese Zusage sodann eingehalten. Aber Pláton hatte sich die Umwandlung der Tyrannis von Syrakus in ein Aristokratentum vorgestellt, wohingegen Dionýsios II, darin seinem Vater nachahmend, die Umwandlung in ein Königtum auf großbürgerlicher Basis erstrebte: in eine Monarchie, in der der Mon-Arch natürlich seine Berater hat, unter denen es auch Philosophen zu geben hat, in dem diese Berater aber eben Berater und vielleicht auch Minister, aber keinesfalls Herrscher sind.<sup>466</sup>

In Dion – einem Vetter des Dionýsios II, der zwar an der Tyrannis als Verwandter beteiligt, aber im anzustrebendem Königtum von der Erbfolge ausgeschlossen war – vermutete Pláton sodann einen Gesinnungsfreund; und zudem erschien ihm dieser als einen Mann, mit dessen Einfluss – statt weiterhin im Dienste des Tyrannen konkrete Staatsaufgaben durchführen zu müssen – er hier in Syrakus Zug um Zug das Ideal der Philosophenherrschaft verwirklichen könnte: vielleicht einer Herrschaft von weniger als Dreißig, aber jedenfalls mit ihm selber an der Spitze [und keinesfalls unter Beteiligung des Aristíppos oder gar des Aischínes, die dann umgehend vor die Tür zu setzen gewesen wären].

Von den zunehmend enger werdenden Kontakten des Pláton mit dem Dion erfuhr Dionýsios II irgendwann durch seine Geheimpolizei. Daraufhin verbannte er den Dion nach Griechenland und entzog dem Pláton mancherlei Befugnisse;<sup>467</sup> aber er entzog ihm nicht sein Wohlwollen, im Gegenteil: Er ernannte ihn zu seinem Schatzmeister in auswärtigen Angelegenheiten, speziell: für solche in Athen.<sup>468</sup> Der in Syrakus zur Wirkungslosigkeit gelangte Pláton kehrte sodann, in der Meinung, das Vertrauen

---

kannte [weil von Pláton erfundene] Person erfolgte – Rückzahlung des erhaltenen Schweigegeldes mag glauben, wer will.

<sup>464</sup> Mit „gymnasion“ sind damals nicht die voruniversitären Bildungsstätten unserer Tage gemeint gewesen, sondern – wie es der Name sagt – Sportstätten, in denen von zumeist jungen Sportlern nackt Wettkämpfe aller physischen Arten ausgetragen wurden.

<sup>465</sup> Dies hat man sich in Erinnerung zu behalten, wenn die von ihm im „Sophistes“ gegebene Definition des Begriffs „Sophist“ studiert.

<sup>466</sup> Auch Heidegger's Traum, zuerst unter Hitler, dann mit Hitler und schließlich durch Hitler Als Weiser zu regieren, hat sich – trotz Hannah Arendt – nicht verwirklicht.

<sup>467</sup> Mut und Tapferkeit war nicht Pláton's Sache. Er beschreibt dies, von sich selber im *pluralis majestatis* redend, eher beiläufig so: „... dass Dion verbannt wurde, wir aber in Angst und Schrecken gerieten“.

<sup>468</sup> Dazu gehörte auch das Voraus-Finanzieren von Aufführungen von Tragödien in Athen, die von Dionýsios II [oder von dessen Ghostwriter] verfasst worden sind.

des Tyrannen nicht gänzlich eingebüßt zu haben, in das ihm Heimstätte bietende, aber von ihm ungeliebte – man kann sagen: verachtete – demokratische Athen heim.

Dies war Pláton's zweite Reise nach Syrakus, erfolgt um 366/365. Derart erfolglos heimgekehrt, hatte er nun an der Heimatfront zu kämpfen: nämlich gegen alle jene Berichte, die sodann Monat für Monat hinsichtlich seiner kürzlich erfolgten Tätigkeiten unter Dionýsios II nach Athen durchsickerten. Daher erzählte er seinen Schülern nun *die* Version der Dinge, mit der er in der Nachwelt als der *Reine* und *Unschuldige* sich darzustellen bemühte. Denn er war – wie sein Bewunderer Diogénes Laertios berichtet – von dem *heftigen Wunsch* beseelt, sein *Andenken* durch *Freunde* oder [auch] durch *Bücher* erhalten zu sehen.

An Freunden und zuverlässigen Genossen mangelte es ihm allerdings, wie er in weinerlichem Ton berichtet hat;<sup>469</sup> und wegen dieses bedauerlichen Mangels an Personen, die im Staatswesen unverbrüchlich genau das erledigten, was er als richtig erachtete, vermied Pláton es, in den Volksversammlungen einer Direkten Demokratie – in seinen Worten: in dem wirren Durcheinander, in dem der altväterlichen Sitten nicht mehr gedacht wurde – für die Veränderung dieser Staatsform hin zu einer Wiederauflage der Herrschaft der Dreißig – nämlich: der politischen Herrschaft seiner Schüler, diese von ihm geleitet – zu werben.

Dem Dionýsios II nun wurde von seinen ausgesandten Spionen alsbald berichtet, wie die Schüler des Pláton die Kunde verbreiteten, in Syrakus seien alle dort Verbliebenen Intriganten und Betrüger; und Pláton, der einzig Reine und Unschuldige, habe dort wegen seiner reinen Gesinnung und seinem dem entsprechenden politischen handeln manches Ungemach zu ertragen gehabt. Auch wurde ihm von dem Treffen des Pláton mit dem von ihm verbannten Vetter Dion berichtet, sowie zweifellos auch davon, dass dieser Dion mit dem Vermögen, das er ihm bei seiner Verbannung belassen hatte, nun haufenweise Söldner anwarb.

Was den Dionýsios II sodann bewogen hat, den Pláton trotz alledem erneut an seinen Hof zu holen, wird nicht zu ergründen sein: Naheliegender ist es, ihm die Überlegung zu unterstellen, er habe ihn da unter seiner Kontrolle und könne ihn zudem von Dion entfernt halten, könne ihn vielleicht bei dem zu erwartenden Angriff des Dion auch als Faustpfand und Geisel einsetzen; aber dies sind blanke und durch nichts zu untermauernde Vermutungen.

Da der zwar nicht draufgängerische, aber vorsichtige und kluge Pláton zögerte, die erneute Einladung mit ihren mancherlei Versprechungen anzunehmen, wandte sich Dionýsios II an seinen Bundesgenossen von Tarent, den Politiker und Philosophen Archýtas, mit der Bitte um Vermittlung; und anhand der von diesem erhaltenen Zusagen entschloss sich Pláton nun zu seiner dritte Reise nach Sizilien; diese erfolgte in der Zeit zwischen 361 und 360.

Dort angelangt, wurde er sogleich mit allen Ehren überschüttet; und er durfte in der Burg des Dionýsios II wohnen. So weilte denn Pláton da die ersten Monate als des Tyrannen Berater in dessen unmittelbarer Umgebung, aber eben auch unter dessen ständiger Aufsicht. Um tiefgründige Unterweisungen zum Thema „Weisheit“ ist Pláton

---

<sup>469</sup> Von diesem Mangel an Freunden und zuverlässigen Genossen berichtet er bald am Anfang des „Siebten Briefs“ [St 325 c ]: „[Das Beteiligen an der Staatsverwaltung war mir] nicht möglich ohne die Hilfe von Freunden und zuverlässigen Genossen; und solche aufzufinden selbst unter meinen Bekannten war keine leichte Sache ... .“ Dabei entgleitet ihm wenig später [St 332 b] jedoch dies aus seiner Feder: „Diogénes (...) war arm an Freunden und zuverlässigen Helfern, ein sprechendes Zeugnis für seinen Charakter. Denn nichts lässt uns sicherer den Wert oder Unwert eines Mannes erkennen als der Besitz oder der Mangel an solchen Männern.“

da wohl gebeten worden; und um das Wohlwollen des Tyrannen voll zu erhalten und zu behalten, hat Pláton nicht gezögert, sie ihm zu geben, wohl mehrfach,<sup>470</sup> und dabei vorab jeweils verbunden mit – in Abfrage-Form<sup>471</sup> gestalteter – Examination des Tyrannen.

Und irgendwann hat Dionýsios II das solcherart Mitgeschriebene selbst [oder durch seinen Schreiber] zu einem einheitlichen Text verfasst und diesen dann als seine – von ihm selbst so erlangte – Einsicht seiner Umwelt verkauft. Dadurch kam es – wie man verstehen wird – zu jener Entfremdung zwischen diesen beiden Größen, auf die der Philosoph Archýtas von Tarent in seinem späteren Brief an Dionýsios II anspielt.<sup>472</sup>

Zwar wird Pláton da – wie man so früher gesagt hat – eine gute Miene zum bösen Spiel gemacht haben; aber er wird sich von da ab nicht mehr zurückgehalten haben, auch der unmittelbare Umgebung des Tyrannen dann und wann gut gemeinte Ratschläge zu erteilen. Der Tyrann siedelte ihn daher nun aus seiner unmittelbaren Umgebung aus und ließ ihn zwischen Burg und der Burgumfriedung in der Gemeinschaft mit der da Tag und Nacht wachenden Mannschaft leben und nächtigen. Und als ihm auch dies – da Pláton auch hier mit Unterweisungen nicht zurückhielt – zu bedenklich erschien, verpflanzte er ihn außerhalb der Burg in das Areal einer Kaserne, die von nicht-einheimischen Söldnern bewohnt und bewacht war.

Mit Sicherheit hat er ihn da nicht hinrichten lassen wollen; denn dies hätte ihm keinerlei Gewinn eingebracht, wohl aber dem Dion die moralische Rechtfertigung vermittelt, mit den angeworbenen Söldnern nun Syrakus anzugreifen. Aber er hat ihn da unter Hausarest halten wollen.

Dem Verbündeten von Tarent, dem Philosophen und Staatsmann Archýtas, ist dies dann durch Pláton's Mitteilung zu Ohren gekommen. Brieflich hat er sich daraufhin entschieden und schließlich wirkungsvoll für die Rückreise des Pláton nach der von ihm als demokratisch und somit als verkommenen erachteten Heimatstadt Athen eingesetzt; auf ein – eigentlich naheliegendes – Asyl Pláton's in Tarent ist er mit keinem Wort eingegangen.

---

<sup>470</sup> Es würde mich wundern, wenn dieser – ansonsten vollauf mit der Tagespolitik beschäftigte – Tyrann Pláton's Ausführungen nicht von einem – hinter einem Vorhang mit Wachstafeln bewaffnetem – Schreiber in Stichpunkten hat mitschreiben lassen, und sich von diesem das von ihm Mitgeschriebene vor jedem nächsten Treffen nochmals hat vorlesen lassen.

<sup>471</sup> Wem der Ausdruck „Abfrage-Form“ weniger mundgerecht ist als der Ausdruck „Dialog-Form“, der möge oben jenen durch diesen ersetzen.

<sup>472</sup> Pláton behauptet in seinem „Siebten Brief“: „[So] wurde damals mein Vortrag vor Dionýsios gehalten. Ich trug ihm also nicht Alles vor; und Dionýsios verlangte auch nicht danach. Denn er gab sich den Anschein, Vieles – und dabei gerade das Wichtigste – schon zu wissen, nämlich: genügend unterrichtet zu sein durch das, was er gelegentlich von Anderen gehört hatte. Späterhin hat er – wie ich nun höre – über das damals Gehörte sich auch schriftstellerisch ausgelassen, solchermaßen, als wäre das in [seiner] Schrift Mitgeteilte seine eigene Erfindung, die mit dem [von mir] Gehörten nichts zu tun hätte. Mir selbst ist nichts davon vor Augen gekommen.“

Dies mag glauben, wer will.

Pláton hat zwar nicht das *Wort* „Plagiat“ gekannt, wohl aber die *Idee* „Plagiat“, die dem Begriff „Plagiat“ gemäße *Unterscheidung* von *bewusst und vorsätzlich erfolgtes Rauben von geistigem Eigentum Anderer* gegenüber *Ehrlichkeit und Gerechtigkeit in dieser Sache*; und er hat die Idee „Plagiat“ nicht nur *gekannt*, sondern auch – wie bereits einige seiner Zeitgenossen bemerkt haben, recht ausgiebig *benützt*.

Und aus Pláton's Traum, nach dem Vorbild seines Onkels Kritias irgendwo eine – in *seinem* Sinn des Wortes – *gerechte* Philosophenherrschaft zu errichten, war nun auch diesmal nichts geworden.

Natürlich war die Sache für ihn dadurch aber keineswegs ausgestanden. Denn sein Syrakuser Schüler und Freund Dion marschierte wenige Jahre danach – unterstützt vom Erzfeind Karthago und von Karthagos Territorium aus – in Syrakus ein und vertrieb dort den Dionýsos II. Dem Freien unter den Bewohnern von Syrakus versprach er die Rückkehr zur Demokratie. Bis dahin aber mussten – seiner Ansicht wie auch seinem Verhalten nach – noch politische Gegner wie auch andersdenkende Weggefährten aus dem Weg geräumt werden; kurz:<sup>473</sup> Bis dahin musste noch eine Tyranis errichtet werden, die in wenigen Wochen und Monaten so viel zu rächen hatte, wie sich in den Jahren und Jahrzehnten zuvor an Nun-zu-Rächendem angehäuft hatte. Irgendeinen Philosophen – und sei es sein vertrauter Genosse Pláton – als Berater an seiner Seite zu führen, das wäre dazu hinderlich gewesen; und daher hatte Pláton im fernen Athen vergeblich auf eine nun von seinem edlen Herzensfreund zu erfolgende erneute Einladung nach Syrakus zu warten: Nie traf sie ein; nur die Meldung vom gewaltsam erfolgten Ende dieses seines Hoffnungsträgers erreichte ihn dann irgendwann schließlich.

Denn nachdem die so durch Dion in Syrakus Befreiten [unter den Freien des Stadt] schließlich erkennen mussten, dass es nach der Befreiung für sie schlimmer war als zuvor, ermöglichten sie im Vollzug der Beseitigung ihres Befreiers Dion dem Dionýsos II die Rückkehr. Der Rest dieser von Dion im Einflussbereich von Sparta und Korinth geworbenen Söldner floh zurück in ihre Heimatgebiete; und Korinth, das auf einen überall reibungslos wirkenden politisch-militärischen Kräfte-Ausgleich bedacht war, rückte daraufhin mit einer beträchtlichen Flotte vor Syrakus an. Der langsam müde und mürbe gewordene Dionýsios II ergab sich schließlich den Korinthern; und er verbrachte sodann die restlichen Lebensjahre in eben diesem Korinth, als ein dort dann durchaus geachteter – weil immer noch reicher – ehemaliger Machthaber, der dort Gastmähler abhalten und dabei seinen Gästen von den vergangenen Treffen mit den Athener Philosophen berichten konnte.

Für Pláton war diese räumlich Nähe allerdings alles andere als erfreulich; denn erneut galt es für ihn nun, an der Heimatfront zu kämpfen.

Dazu verfasste er mehrere fiktive Briefe, vor allem die als „Siebter Brief“ bekannt gewordenen Schrift.<sup>474</sup>

---

<sup>473</sup> Auch Kritias hat sich zur Zeit seiner achtmonatigen Herrschaft über Athen nicht gescheut, zweifelhafte Personen – allen voran: den zwielichtigen Theraménes (~455–404) – zunächst zu Weggefährten zu machen und ihnen später den Prozess zu machen, um sie aus dem Weg zu räumen, nämlich: sowie er sie nicht mehr gebraucht hat, und sowie sie dann einmal nicht so gewollt haben, wie er gewollt hat.

<sup>474</sup> Die Briefe Pláton's enthalten derart viele interne wie auch externe Ungereimtheiten, dass man lange Zeit vermutet hat, sie wären samt und sonders unecht. Erst Bentley hat Mitte des 19-ten Jh gezeigt, dass und warum sie echt sind; und Apelt ist ihm zu Beginn des 20-ten Jh darin vorbehaltlos gefolgt. Ich selber meine gleichfalls, dass diese 13 Briefe allesamt aus Pláton's Feder stammen oder – beim 12-ten Brief – von einem Mitarbeiter gemäß seiner Anweisung verfasst worden sind. Aber ich sehe dies im Einzelnen so:

- 1-ter Brief [an Dionýsios I]: Dieser Brief ist von Pláton zwar verfasst, aber nur *angeblich* verschickt worden. Die [angebliche] Abschrift dieses Briefs ist in der Akademie zum Zweck ihrer Verteilung in Athen mehrfach kopiert worden.

Seinen *Traum* allerdings, der Philosophen-König könnte dereinst – nicht gewählt vom Volk, und daher von den Wahlen und ihren wechselnden Ausgängen unabhängig – der Allererste unter den fünfunddreißig Ersten im Staat werden, *ihn* hatte er – nach dem Streben seines Herzensfreundes Dion nach der Tyrannis, verbunden mit dem Aus-dem-Weg-Räumen von nicht mehr benötigten Weggefährten, und nach dem gewaltsamen Ende von dessen kurzfristigen Tyrannis – nun ganz offenkundig ausgeträumt:

Ihm war nun klar geworden, dass jeder Tyrann danach strebt, sein Herrschaftsgebiet für seine *eigenen biologischen* Nachkommen – und *nur* für sie – zu einem immerwährenden Besitz gedeihen zu lassen. Dieser – bedauerlichen wenngleich unvermeidlichen – Tatsache musste er daher Rechnung tragen, sollte seinem Staats-Ideal die Möglichkeit offengehalten werden, dereinst einmal Staats-Realität zu werden. Daher galt es, unter den nun gegebenen Umständen zu retten, was noch zu retten war, vor allem natürlich: das eigene Ansehen, verstanden als: die eigene Ehre, und hierzu: das Rechtfertigen von massenweisen Ermordungen, wie dies soeben durch seinem

- 
- 2-ter Brief [an Dionýsios II]: Die erste Fassung dieses Briefs ist von Pláton zwar verfasst und an Dionýsios II versandt worden. Von der von Pláton vorgenommenen Erweiterung der Abschrift sind dann in der Akademie Vervielfältigungen erstellt worden.
  - 3-ter Brief [an Dionýsios II]: Dieser Brief ist von Platon verfasst, aber nur angeblich verschickt worden. Die [angebliche] Abschrift ist in der Akademie zum Zweck ihrer Verteilung in Athen mehrfach kopiert worden.
  - 4-ter Brief [an Dion]: Dieser Brief ist von Platon verfasst und an Dion versandt worden. Er zeigt, dass Dion nicht das leuchtende Vorbild ist, als das ihn Pláton anderswo darstellt.
  - 5-ter Brief [an Perdikkas]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst und an Perdikkas versandt worden. Darin wird Athens Demokratie verunglimpft.
  - 6-ter Brief [an Hermeias & Erastos & Koriskos]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst und an die drei Genannten versandt worden.
  - 7-ter Brief [an die Verwandten und Freunde des Dion]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst, aber keinesfalls an irgendwelche – anonym verbliebenen – Personen versandt worden. Pláton bemüht sich darin weder, die Dinge gemäß der übereinstimmenden Sicht der Zeitzeugen darzustellen, noch auch nur, sie aus seiner subjektiven Sicht heraus getreu zu schildern; vielmehr entwirft er hier ein fotografisches Negativ-Bild von den Geschehnissen, vergleichbar dem Turiner Leichentuch. Hier wie da ist dann zur Erstellung eines der Wirklichkeit nahekommenen fotografischen Positiv-Bildes vom Negativ-Bild ein Negativ-Bild zu erstellen. Dieser – in einem unsäglich weinerlichen Ton verfasste – Brief ist ausschließlich für die Heimatfront sowie für die Beurteilung durch spätere Generationen gedacht und erstellt, wenngleich nicht ohne Überarbeitungen, die dann deutlich erkennbare Unebenheiten erzeugt haben.
  - 8-ter Brief [an die Verwandten und Freunde des Dion]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst, aber wohl kaum an irgendwelche – anonym verbliebenen – Personen versandt worden. Vielmehr liest er sich wie die „Prolegomena zu einer zukünftigen Gesetzgebung zu Athen“.
  - 9-ter Brief [an Archýtas]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst und an Archýtas versandt worden.
  - 10-ter Brief [an Aristodóros]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst worden; ob es einen Adressaten dieses Namens gegeben hat, ist unbekannt. Vermutlich ist er versandt worden.
  - 11-ter Brief [an Laodamas]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst und an Laodamas versandt worden.
  - 12-ter Brief [an Archýtas]: Dieser Brief ist nicht von Pláton verfasst worden. Wahrscheinlich ist er jedoch auf Pláton's Anweisung hin von seinem Sekretär verfasst und an Archýtas versandt worden.
  - 13-ter Brief [an Dionýsios II]: Dieser Brief ist von Pláton verfasst und an Dionýsios II versandt worden.



Liebling Dion in Syrakus sowie Jahre zuvor durch seinen Onkel Kritias in Athen erfolgt war. Wohl zu diesem Zweck unterlegte er in seinem „Achten Brief“ seinem dahingegangenen Gesinnungsbruder Dion diese politische Motivation:

»Eine kurzfristige Tyrannis hat all die Widrigkeiten der Demokratie einerseits wie auch die einer langfristig angelegten Tyrannis von der Wurzel her auszurotten.<sup>475</sup> Die drei [am wenigsten] moralisch[-misslich]en Führer dieses Umsturzes haben sodann für sich und für ihre Nachkommen ein Triumvirat von Königtum so einzurichten: Da sie nicht in der Lage sind, nach den Eingebungen der Weisheit zu herrschen, erstellen sie vorab Gesetze, die solchermaßen einen Interessenausgleich verschaffen, dass es keiner der konkurrierenden Parteien künftig mehr möglich ist, die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Hierzu gehört zudem auch, dass die künftigen Tri-Archen an diese Gesetze gebunden sind; und hierzu gehört – um dieses An-die-Gesetze-gebunden-Sein zu festigen – die Gewaltenteilung: Die Troika der Könige soll zunehmend – zumindest nach außen hin – zur moralischen Instanz des Staates gedeihen. Die Führer der konkurrierenden Parteien – keinesfalls jedoch eine Volksversammlung – soll die Fünfunddreißig einsetzen, die von da ab die Staatsgewalt in Friedens- wie in Kriegzeiten ausüben; und deren Macht soll durch eine Ratsversammlung kontrolliert werden, und deren Befugnisse schließlich durch Volksversammlungen beurteilt werden. Fünfunddreißig Richter sollen die Rechtsprechung insbesondere hinsichtlich Inhaftierung–Tötung–Verbannung in unabhängiger Weise ausüben; und vor allem die Könige dürfen keinerlei Einflüsse auf die Rechtsprechung ausüben. Dies ist das Ziel meines Denkens und Strebens; aber fremde Wüteriche, sie unter der Maske der Freundschaft, haben das Erreichen dieses Ziels verhindert.«<sup>476</sup>

Ausführlicher stellt Pláton diesen Abschied von seinem Traum der gesetzesfreien – weil allein durch die platonisch ausgerichtete Weisheit geleiteten – Herrschaft durch die Aristokratie der aus seiner Schule stammenden Philosophen in seinem Dialog „Politikos“ dar; in ihr verschafft er – als der zweitbesten Staatsverfassung – nunmehr den Gesetzen den Vorrang vor den Staatsoberhäuptern: Diese aus der Feder eines weisen Philosophen stammenden Gesetze dürfen in diesem so erstellten Staat nicht mehr verändert werden, nicht durch die Herrschenden, und schon garnicht

---

<sup>475</sup> Was das im Einzelnen heißt, das dürfte uns schwer zu erraten sein.

In Deutschland hat man dies nach Hitler's Machübernahme – und insbesondere nach dem Ermächtigungsgesetz, dem damals alle rechts von der SPD angesiedelten parteien zugestimmt hatten – deutlich und schmerzlich erkennen können.

In vergleichbarer Weise haben vor wenigen Jahrzehnten Hitler in Deutschland sowie Stalin in der USSR mit ihren Säuberungsaktionen ihre jeweiligen Herrschaftsbereiche von den – in Pláton's Worten gesagt – *Widrigkeiten der Demokratie* – zu säubern sich lebhaft und rücksichtslos bemüht.

Gesäubert hat in der Antike auch Augustus, und vor etwas über zwei Jahrhunderten sodann Marat und Robespierre.

<sup>476</sup> Hätte wirklich Dion so gesprochen, so müsste man nun rätseln, wen Dion denn nun mit „fremde Wüteriche unter der Maske der Freundschaft“ gemeint haben kann. Da dies jedoch Pláton's Worte sind, und da nicht auszumachen ist, wer in Dion's Heer außer Dion selbst sich der Freundschaft Pláton's hat erfreuen dürfen, so wird man wohl diesen Ausdruck mit Stirnerzeln zu betrachten haben.

*Dion* war nach seiner siegreichen Rückkehr in seine *Heimatstadt Syrakus* dort natürlich kein *fremder* Wüterich, so, wie zuvor ja auch *Kritias* in dessen *Heimatstadt Athen* kein *fremder* Wüterich gewesen ist.

durch eine Volksversammlung: Nur so könne verhindert werden, dass es durch Abänderung der Gesetze zum Machtmissbrauch kommt.

An der Frage, wie diese Gesetze auszusehen haben, damit sie (a) nicht in sich Widersprüche enthalten, (b) nicht in Widerstreit zu den Zulänglichkeiten und Unzulänglichkeiten einer menschlichen Gemeinschaft – einer Polis – stehen, und (c) nach Möglichkeit vollständig und daher alle erdenklichen Möglichkeiten erfassend sind: daran hat Platon seit dem innenpolitischen Versagen seines Syrakuser Politik-Schülers Dion gearbeitet; daran hat er, wie vermutet wird, noch bis zu seinem plötzlichen Tod gearbeitet, ohne aber selber noch die Endfassung erstellen zu können. Angeblich hat danach sein damaliger Sekretär Philíppos von Opos die verschiedenen Notizen zu den Gesetzen des zweitbesten Staates – teils offenkundig nach Pláton's Vorstellungen, und teils offenkundig irgendwie – zu dem posthumen Monumental-Werk „Nomoi“ zusammengestellt.

Unbestritten ist, dass Pláton's drei staatsphilosophische Werke zeitlich in der Reihenfolge <„Politeia“, „Politikos“, „Nomoi“> entstanden sind; und dies ist auch nahezu das Einzige, worin sich die Interpreten, diese Trilogie betreffend, einig sind.

Dies also ist Pláton's *Lehre vom Staat*; sie ist in ihren Abwandlungen engstens mit Pláton's Bestreben, den Musterstaat eines Philosophen-Königreichs zu errichten, verbunden und verwoben.

Das Erstellen einer wenigstens vergleichenden Zeitabfolge der Dialoge Pláton's ist für das Verständnis seiner philosophischen Entwicklung von größter Wichtigkeit. Leider führen die – bei anderen Autoren zumeist erfolgreich angewendeten – philologischen Kriterien bei Pláton nicht zu eindeutigen Ergebnissen. Ich sehe den Grund dafür in dem Umstand, dass Platon mehrere seiner Dialoge in späteren Jahren mehrfach überarbeitet und ergänzt hat;<sup>477</sup> daher können stilistische und sprachstatistische Kriterien erst dann zu eindeutigen Ergebnissen führen, wenn man im Überarbeiteten das dazu Gefügte (1) ermittelt und (2) sorgfältig abträgt. Dies dürfte die Hauptaufgabe kommender Pláton-Forscher werden.

Bis dahin wird man so vorzugehen haben, dass man sich (I) zunächst ein ungefähres Bild von Pláton's philosophischem Werdegang macht, sodann (II) anhand dieses Bildes die einzelnen Dialoge (a) in die aus seiner früheren Schaffenszeit, (b) in die aus seiner mittleren Schaffenszeit, und (c) in die aus seiner späteren Schaffenszeit untergliedert, und (III) dabei dann und wann das gemäß (I) erstellte Bild mit Blick auf die dadurch in (II) erzielten Ergebnisse revidiert, d.h.: ergänzt und verbessert.

Ungefähre Einigkeit hinsichtlich der Frage, welche seiner 34 Dialoge sicherlich aus seiner Feder stammen, bei welche dies wohl nicht sind, und welche dies sicherlich nicht sind; darüber besteht schon seit der antiken Philosophie-Geschichtsschreibung im Großen und Ganzen Einigkeit:

- Als echt gelten: „Charmides“, „Ethydemos“, „Ethyphron“, „Gorgias“, „Ion“, „Krátylos“, „Kritias“, „Laches“, „Lysis“, „Menexenos“, „Menon“, „Nomoi“, „Parmenides“, „Phaidon“, „Phaidros“, „Philebos“, „Politeia“, „Politikos“, „Protagoras“, „Sophistes“, „Symposion“, „Theaitetos“, „Timaios“.

---

<sup>477</sup> Hinsichtlich der „Politeia“ hat dies bereits Apelt festgestellt. Nachweisen kann ich dies zudem: im „Phaidon“, im „Sophistes“, und im „Timaios“.

- Umstritten sind: „Alkibiades Alt“, „Hippias Major“, „Hippias Minor“, „Kleitophon“, „Theages“.
- Sicherlich unecht sind: „Alkibiades Neu“, „Epinomis“, „Anterastai“, „Hipparchos“, „Minos“. <sup>478</sup>

Als Schriften sowie Schrift-Teilen aus seiner *mittleren Schaffenszeit* können jene erachtet werden, in denen die mit „Sokrates“ bezeichnete Dialogfigur mit dem Ellenbogen vorgeht, sodass dabei der Dialog extrem einseitig und zum missglückten Monolog wird.<sup>479</sup> Als Schriften aus seiner *letzten Schaffenszeit* werden allgemein – und zu recht – jene angesehen, bei denen der mit dem Namen „Sokrates“ gemeinte Mensch allenfalls noch als Randfigur auftritt, oder zwar – wie beim „Parmenides“ zwar noch mitmischt, aber von Anfang an auf der Verlierer-Seite steht, oder – wie in den „Nomoi“ – überhaupt nicht mehr mit von der Partie ist, kurz: als Pláton über die von ihm bis dahin mit „Sokrates“ bezeichnete Leitersprosse endlich hat hinausgelangen wollen. Und was nicht in diese mittlere sowie letzte Schaffenszeit einzuordnen ist, das wird dann in seiner *ersten Schaffenszeit* gelagert.

Ich werde Pláton’s Philosophieren – nicht ohne gelinde Anwendung von verbaler Gewalt – in diese vier Gruppen unterteilen:

- ★ in seine Lehre vom Staat [die ich vorhin bereits wiedergegeben habe];
- ★ in seine Lehre vom Seienden und Werden [und damit: von den Ideen];
- ★ in seine Lehre von der Welt [und damit: auch vom Gott];
- ★ in seine Lehre von der Psyché [und damit: vom rechten und unrechten Handeln].

Diese Aufteilungen sind von künstlicher Art; denn bei Pláton sind die hier aufgeführten Themen zeitlebens ineinander verwoben gewesen, und dies auch dann, wenn er irgendwann Teile seiner Philosophie verwirft und durch eine zwar ähnlich erscheinende – aber doch davon deutlich abweichende – Lehre ersetzt hat.

Auf Pláton’s *Lehre vom Seienden und Werden* wird bereits in seiner *Lehre vom Staat* Bezug genommen. Denn der Lehr-Stand dieses idealen Staates hat aus genau den Menschen zu bestehen, die diese Lehre vom Seienden und Werden vorbehaltlos anerkennen und als der Weisheit letzter Schluss lehren.

Diese Lehre vom Sein und Werden beinhaltet seine Ontologie und seine Semantik, in anderen Worten: seine Seins-Lehre und seine Wahrheits-Lehre; seine – zumeist verstreut vorgetragene – Erkenntnis-Lehre hingegen ist am besten im Rahmen seiner Lehre von der Psyché – in seiner Philosophie des Geistes – darzustellen. Diese jedoch baut er – wie die meisten seiner Vorgänger – auf einer zu ihr passenden Kosmologie auf; deshalb wird sie auch hier erst im Anschluss an seine Lehre vom Weltall vorge-tragen.

Der Kern seiner Seins-Lehre ist seine Ideen-Lehre. Es wird mehrheitlich davon ausgegangen, dass sie nicht eine verfeinerte und verjüngte Darstellung der Lehre des

---

<sup>478</sup> Allerdings sind auch die umstrittenen sowie die sicherlich unechten Schriften dann von erheblichem Interesse, wenn zu vermuten ist, dass sie von unmittelbaren Schülern Pláton’s stammen und somit den von ihm in der Akademie behandelten Unterrichtsstoff wenigstens ungefähr wiedergeben.

<sup>479</sup> Er habe da einen *verfeinerten und verjüngten* Sokrates dargestellt, will Pláton uns in seinem „Zweiten Brief“ glauben machen; so jedenfalls vertuscht er das Verdrehen des Lehrens und Wirkens des Mannes, den er *nicht* als seinen *Lehrer und Meister* erklärt.

Sokrates, sondern vielmehr Platon's ureigenes Werk ist. Ich teile diese Ansicht. Natürlich weiß ich nicht, auf welchem Weg Platon sie sich erarbeitet hat; aber eine – unhistorische – Rekonstruktion seines Beweggrunds könnte so aussehen:

»In den Gegenständen des Weltalls gibt es Unterschiede; und Unterschiede gibt es insbesondere zwischen den Lebewesen und deren Verhalten. Ermittelt werden diese Unterschiede durch Unterscheidungen; und Unterscheidungen sind das Ergebnis der Anwendungen von Begriffen auf die Gegenstände des Weltalls.

Bei Gegenständen des Denkens wird die Erinnerungskraft eingesetzt um die einzelnen geisterzeugten Gegenstände von einander zu unterscheiden. Bei den Gegenständen des Wahrnehmens hingegen werden die [fünf äußeren] Sinneskräfte eingesetzt, um die einzelnen sinneserzeugten Gegenstände von einander zu unterscheiden.

In beiden Fällen wird die Unterscheidung anhand der *Form* – der *Gestalt*, dem *Eidos* – des Gegenstands getroffen, nur eben mit dem Unterschied: dass bei den Gegenständen des Denkens deren Form eine der *Psyché* – der Seele, des Geistes, des Verstandes –, bei den Gegenständen des Wahrnehmens deren Form hingegen eine des *Soma* – des Leibes, des Körper und seiner Energien – ist. Die *Idéa* ist dann das Geformte, das Gestaltete, kurz und missverständlich: die Idee.<sup>480</sup>

Zu fragen ist nun, was von beiden vom jeweils anderen abhängt:

- (A) der Unterschied vom Unterscheiden [im Wahrnehmen und Denken]; oder:
- (B) das Unterscheiden vom Unterschied [im Wahrgenommenen und Gedachten].«

Wahrscheinlich hat sich bereits Protagoras über diese Frage ausführlich Gedanken gemacht; doch da von seinen Schriften nichts überliefert ist, müssen dies blanke Vermutungen bleiben. Mehrheitlich geht man gegenwärtig davon aus, dass [der Protagoras-Schüler] Sokrates in seiner – wie ich meine: auf der Sprachphilosophie des Protagoras fußenden – Begriffslehre die Position (A) vertreten hat:

Demnach ist vom Unterscheiden – sei's mittels reinem Denken, sei's mittels Wahrnehmen – auszugehen. Dann aber ist der Unterscheidende [= der das Unterscheiden Vollziehende] in das Unterscheiden mit einzubeziehen; dieser aber unterliegt daher gemäß Herakleitos der unentwegten Veränderung in der Zeit, was das Erreichen eines zeitlosen Wissens ausschließt: Ein *Wissen* davon – ein unwiderlegbar-begründetes Für-wahr-Halten eines Urteils – kann es daher nicht geben; und auch das Wissen über dieses Nichtwissen droht stets sich zu verwischen oder gar einem zu entziehen, weshalb es unentwegt aufgefrischt werden muss.

Andeutungen dieses Denkens des Sokrates hat Platon im „Phaidon“ zwar verwischt, aber nicht gänzlich beseitigt. Denn er lässt dort seinen Sokrates die Ideenlehre Platons verkünden, kann zwar den Einwand der Bezogenheit des Unterscheidens auf den Unterscheidenden nicht gänzlich unterdrücken, ihn jedoch auf eine Nebenfigur Kebes abschieben:

»Sokrates begann daraufhin wie folgt: „Wir müssen an uns selbst folgende Frage richten: „Welcher Art von Dingen kommt denn das Schicksal des Sich-Verflüchtigen zu? Für welche Art von Dingen ist somit zu fürchten, dass sie dieses Schicksal

---

<sup>480</sup> Aus I: „\*vid“ [= „sehen, wissen“] wird G: „idéin“ [= „sehen, erblicken; erscheinen, scheinen“] und daraus G: „idéa“ [= „zu Sehendes; Aussehen, Form, Gestalt“]; sowie aus G: „eído“ [= „ich sehe, ich erblicke; mir erscheint, mir scheint“] zudem G: „idéa“ [= „Aussehen; Gestalt, Form“].

Platon behandelt beide Begriffe im gleichen Sinn, jedoch als *terminus technicus*.

erleiden, und für welche andererseits nicht?“. Und danach müssen wir zusehen, zu welcher von beiden Arten die Psyché gehört, und – abhängig davon – dann für unsere Psychén entweder voll Zuversicht oder hingegen voll Furcht sein.“

„Du hast recht!“, bemerkte Kebes.

„Kommt es“, fragte Sokrátes, „dem, was durch Zusammensetzung gebildet und demnach ein Zusammengesetztes ist, nun zu, entsprechend seiner Zusammensetzung auch wieder getrennt zu werden, während dem, was unzusammengesetzt ist – wenn es denn ein solches gibt –, es allein von allem zukommt, vor diesem Schicksal bewahrt zu bleiben?“

„So scheint es sich zu verhalten!“, meinte Kebes.<sup>481</sup>

„Ist es denn nun“, fragte Sokrátes weiter, „nicht höchstwahrscheinlich, dass das, was immer sich gleich bleibt und stets in demselben Zustand verweilt, das Unzusammengesetzte ist, hingegen das, was sich bald so, bald anders verhält, das Zusammengesetzte?“

„Mir wenigstens scheint es so!“, antwortete Kebes auf dieses.

„Wir wollen sodann“, sagte Sokrátes, „Dein Einverständnis vorausgesetzt, zwei Arten von Dingen voraussetzen, nämlich: eine sichtbare, und eine unsichtbare.“

„Einverstanden!“, erklärte Kebes.

Und Sokrates fuhr fort: „Und die unsichtbare Art als immer sich gleichbleibend, die sichtbare hingegen als niemals sich gleichbleibend.“

„Auch damit bin ich einverstanden!“, willigte Kebes ein.<sup>482</sup>

„Weiter nun!“, ordnete Sokrátes an. „Bestehen wir nicht aus Soma [= Leib] und Psyché [= Seele]?“

„Gewiss!“, stimmte Kebes zu.

„Welcher von beiden Arten“, fragte Sokrátes daraufhin, „dürfte nun das Soma ähnlicher und verwandter sein?“

Und Kebes antwortete: „Offenbar der sichtbare, wie niemand leugnen wird.“

„Wie aber“, fragte Sokrátes weiter, „steht es mit der Psyché? Ist die sichtbar oder unsichtbar?“

„Unsichtbar“, erklärte Kebes, „*wenigstens für uns Menschen*,<sup>483</sup> mein Sokrátes!“

Daraufhin wies ihn Sokrátes<sup>484</sup> zurecht: „Aber wir hier zumindest bestimmen doch das Sichtbare und das Nicht-Sichtbare nach der Beschaffenheit der Menschen! Oder erfolgt dies etwa nach einer anderen?“

„Nach der des Menschen!“,<sup>485</sup> gab sich Kebes geschlagen.

„Wie *halten wir*<sup>486</sup> es“, fuhr Sokrátes fort, „nun mit der Psyché: Erachten wir sie als sichtbar oder aber als unsichtbar?“

---

<sup>481</sup> Jene, die mit der Lehre Buddha Śākyamuni's vertraut sind, werden bei dieser Aussage ein Déjà-vu-Erlebnis haben.

Allerdings ist diese Lehre im Alten Indien viel älter.

Und auch im Alten Griechenland hat diese Lehre eine alte Tradition.

<sup>482</sup> Dieses Einwilligen erfolgt undurchdacht; hier fehlt Plátons Begründung.

<sup>483</sup> Satzteile dieser Art gehören zu den – von Pláton nicht gänzlich getilgten – Stellen, an denen die Ansichten des *historischen Sokrátes* durchschimmern.

<sup>484</sup> Hier [und zuvor und danach] steht der Ausdruck „Sokrátes“ natürlich für den *platonischen Sokrátes*, d.h.: für *Pláton*.

<sup>485</sup> Der Lehrsatz von Protagóras: „[Für uns Menschen] ist der Mensch das Maß aller Dinge!“ wird von seinem Schüler Sokrátes sicherlich nicht gänzlich verworfen worden sein.

<sup>486</sup> Hier lässt Pláton der Relativierung auf den Menschen noch Raum, wenngleich eingegengten Raum.

„Als nicht sichtbar!“ , gestand Kebes ein.

„Also als unsichtbar?“ , wollte Sokrátés es genauer wissen.

„Ja!“ , gab Kebes zu.

Und Sokrátés stellte fest: „Also *ist*<sup>487</sup> die Psyché dem Unsichtbaren ähnlicher, der Soma hingegen dem Sichtbaren!“

„Ganz unzweifelhaft, mein Sokrátés!“ , versicherte Kebes.

„Welcher von beiden Arten“ , fragte Sokrátés daraufhin weiter, „ scheint Dir nun nach dem früher sowie nach den jetzt Dargelegten die Psyché ähnlicher zu sein?“

Und Kebes gestand ein: „Jeder, auch der Beschränkste, glaub‘ ich, wird nach dem Gang unserer Untersuchung zugeben, dass die Psyché ganz unbedingt dem immer mit sich gleich Bleibenden und damit dem Unsichtbaren ähnlicher ist als dem Gegenteil!“

„Und der Leib?“ , wollte Sokrátés noch wissen.

„Dem anderen!“ , stellte Kebes fest.«<sup>488</sup>

Meiner – durch Textvergleiche in anderen Dialogen Plátón’s gestützten – Vermutung nach steht in diesem Textausschnitt der Name „Sokrátés“ für den Autor des Textes, somit für *Plátón* , der Name „Kebes“ hingegen an der einen Stelle, an der er auf die Bezogenheit der Unterscheidung auf den Unterscheidenden aufmerksam macht, für den historischen *Sokrátés* , und bezeichnet ansonsten keine historische Person, jedenfalls nicht den aus Süditalien nach Theben geflüchteten Pythagoräer Kebes.

Daher geh‘ ich davon aus, dass Plátón hinsichtlich der Frage, was hinsichtlich der Unterschiede und dem Unterscheiden von wem abhängt, die Antwort (B) gegeben hat.

Um nun aber die Antwort (B) rechtfertigen zu können, benötigt man einen – vom Unterscheiden und insbesondere von der Person, die die Unterscheidung durchführt, *unabhängigen* Zugang zu den – dann von ihrer eigenen Seite aus bestehenden – Unterschieden, eben: zu den *Ideen* . Plátón’s Antwort darauf, die er in Streit-Gesprächen mit Antisthénés und anderen gegeben hat, lautet, kurz gefasst etwa so:

»Man hat das Auge des Geistes so zu schulen, dass es irgendwann dazu fähig wird, diese Ideen unvermittelt zu sehen, wobei der Teil des sie Sehenden die Psyché ist, und wobei garantiert sein muss, dass die Psyché – weil ja ein Unveränderliches wie die Ideen nur von einem gleichfalls Unveränderlichen gesehen werden kann<sup>489</sup> –

---

<sup>487</sup> Hier nun lässt Platon den Bezug auf den Menschen heimlich, dafür aber gänzlich unter den Tisch fallen: mit dem Übergang von: „Wir erachten sie als unsichtbar“ zu: „sie ist unsichtbar“.

<sup>488</sup> Wie eng Plátón’s Lehre von den Ideen mit seiner Lehre von der Psyché verbunden ist, zeigt bereits dieser kurze Ausschnitt aus dem „Phaidon“ eindrucksvoll.

Sowie man diesen [ermüdenden] *Dialog* durch Weglassen der unnützen Zwischenrufe zu einem *Monolog* gestaltet, erhält man Plátón’s – recht fragwürdige! – Argumentation.

<sup>489</sup> Dass eindringlich durchgeführtes und daher eindringendes Philosophieren einen vollständig beruhigten Geist voraussetzt, dass ein solcher Geist das gänzlich geordnete Fließen der körperlichen Energien benötigt, und dass dieses von Strudeln freie Fließen am besten in einem vollständig zur Ruhe gelangten Leib erfolgt, das – und mehr – werden Athen’s Apóllon-Priester ihrem Zögling Sokrátés vermittelt haben. Sicherlich hat die Darstellung von Sokrátés, die Plátón in seiner Monolog-Folge „Symposion“ dem Alkibiádes in den Mund legt, einen auf mehrfache Beobachtungen beruhenden historischen Kern, auch, wenn dem Geschichten-Erzähler Plátón in Einzelheiten nicht über den Weg zu trauen ist:

»In einen Gedanken vertieft, stand Sokrátés da, gänzlich auf den Gegenstand dieses Gedankens gesammelt, und bewegte sich nicht vom Fleck. Da er nicht sogleich zu einem Ergebnis

unzusammengesetzt und daher unveränderlich und daher unentstanden und unvergänglich ist!«

Die Frage, ob solches Schulen der Psyché durch eine sich entwickelnde und damit verändernde Psyché oder hingegen durch ein der Psyché artfremdes Soma zu erfolgen hat, diese entscheidende Frage scheint ihm nicht gestellt worden zu sein oder ist, wenn sie gestellt worden ist, im Verlauf der Zeit dem Vergessen anheimgefallen.

Der Bedeutungswandel des altgriechischen Ausdrucks „Idea“ von „Aussehen, Gestalt, Form“ zu „Ähnliches [bzw. Gleiches] in Aussehen–Gestalt–Form [von Gegenständen aus einem Bereich]“ könnte schon bei Protagóras stattgefunden haben; er wird jedoch sicherlich bereits bei Sokrátes erfolgt sein, allerdings bei ihm wie auch bei Protagóras in der Hinsicht (A). Für Pláton hingegen ist dieser so veränderte Begriff „Idea“ unbedingt gemäß (B) zu verstehen, wie sich aus den Einschüben, die seine Urfassung des „Phaidon“ im Verlauf seiner Schaffensjahre erlitten hat, unzweideutig ergibt.

Systematisch hat Pláton seine Lehre von den Ideen nirgendwo vorgestellt; vielmehr hat er sie da und dort einfließen lassen, teils als plausibler Hintergrund insbesondere für den Zweck des Nachweises der Unerschaffenheit der Psyché, wie etwa im „Phaidon“, und teils irgendwohin zusammenhanglos eingeschoben [wenngleich dabei zusammenhängend dargestellt], wie etwa in der „Politeia X“.

In der „Politeia X“ hat sie den einsichtigen Bezug zu seiner Lehre vom Staat: Ihr gemäß ist die Führung des Staates jenen anzuvertrauen, die den Blick auf das ewig Seiende und daher Göttliche gerichtet halten und von da her dann das Vergängliche und Weltliche richtig beurteilen. Der wohlwollende Interpret – und als ein solcher will ich mich trotz allen Aufweisens von Unebenheiten in seinem Reden und Tun hier bemühen – kann dem Pláton daher diesen Beweggrund unterstellen:

»Ein gerechter Staat ist ein solcher, der von *Weisen* geführt, von *Tapferen* beschützt, und von *Besonnenen* ernährt wird.

Die Führer dieses Staates müssen im Vollbesitz der Weisheit sein. Diese Weisheit darf daher nicht in einem unentwegten Werden herumgetrieben werden; vielmehr muss sie hinsichtlich der zu treffenden Unterscheidungen auf einem unumstößlichen

---

kam, wurd' es irgendwann Mittag; und er bewegte sich immer noch nicht. Einige Leute wurden auf ihn aufmerksam und waren auf's höchste verwundert; und einer berichtete dem anderen hiervon. Und als es Abend wurde und er immer noch, sich nicht von der Stelle rührend, mit unzerstreutem Sinn nachdachte, trugen einige der Ionier – denn es war damals Sommer – ihre Schlafdecken nach draußen, um im Kühlen zu nächtigen, wie auch, um ihn im Auge zu behalten. Er aber verblieb die ganze Nacht hindurch unbeweglich an eben dieser Stelle. Und erst, als dann die Sonne aufging, verrichtete er sein Gebet an sie [= die Sonne], und begab sich sodann fort.«

NB: Unter den Apóllon-Priestern gab es Gelehrte, die ihre Ansichten mit Magiern [= Priester-Philosophen und Zarathústra-Anhängern] aus dem – verfeindeten – Persien austauschten. Nach wie vor *verwendeten* sie den *Namen* „Apóllon“, *meinten* damit jedoch die *Sonne*, genauer gesagt natürlich: den Sonnengott, den Spender der Wärme und des Lebens.

NNB: Pláton's Werk „Symposion“ ist von ihm so aufgebaut: Auf dem Quadrat der vier irdischen Reden über den Eros erhebt sich das Dreieck der drei himmlischen Reden über Eros, beginnend mit der Rede des Poeten Agáthon, darauf folgend die des Sokrátes und der in ihr eingeflochtenen Rede der Diotíma als obere Spitze des Dreiecks, und endend mit des – dionysisch-trunkenen – Alkibiádes.

Begriffssystem errichtet sein, eben auf den Ideen, den wahrhaften und daher ewigen Unterscheidungen. Und diese ewigen und unwandelbaren Unterscheidungen, die nur begrifflich – und daher getrübt und unvollendet – mitgeteilt werden können, müssen von den Weisen gesehen werden; denn nur, wer solcherart am Ewigen und Vollendeten Teil hat, der kann der Gerechtigkeit im Staat ewiges und vollendetes Bestehen gewährleisten.«

Im „Phaidon“ hingegen bedarf es nicht der Vermutungen eines wohlwollenden Interpreten; denn da lautet Pláton's – später genauer darzustellender – Zusammenhang zwischen seiner Lehre von den An-sich-Unterschieden und der Psyché – zusammengefasst und von lästigen Zwischenbemerkungen befreit – so:

»Ich halte den Satz aufrecht, dass es ein Gerechtes-an-sich und ein Schönes-an-sich und ein Gutes-an-sich gibt. Solches jedoch nimmt niemand mit seinen [leiblichen] Augen noch mit einem anderen [äußeren] Sinnesorgan wahr. Und dies gilt ganz allgemein, etwa hinsichtlich Größe, Kraft, Gesundheit; denn ich beziehe mich dabei auf das eigentliche Wesen aller Dinge.

Denn durch den Leib wird das, was im eigentlichen Sinn wirklich ist, nicht ergründet. Vielmehr verhält es sich solchermaßen: Von uns wird derjenige der eigentlichen Erkenntnis eines jeden Dings am nächsten kommen, der es sich am strengsten und schärfsten zur Aufgabe gemacht hat, durch reines Denken das eigentliche Wesen des betrachteten Gegenstands zu erforschen.

Unbestreitbar trifft dies auf denjenigen zu, der am meisten mit dem bloßen Verstand an jede einzelne Sache herantritt, ohne den Seh-Sinn zum Gehilfen des reinen Denkens zu machen oder irgendeine andere Sinneswahrnehmung zur Begleiterin des überlegenden Verstandes zu machen, der demnach mit ausschließlicher Verwendung des reinen Denkvermögens ein jegliches Seiendes rein für sich zu erfassen sucht, möglichst unabhängig von Auge und von Ohr wie auch überhaupt von allem Leiblichen als einer hierzu störenden Beigabe, die durch ihre Einmischung die Psyché nicht in den Besitz der Wahrheit und der Vernunftkenntnis gelangen lässt: Er ist derjenige, der das wahrhaft Seiend erfasst, und nur er; denn wer könnt' es den sonst sein, wenn nicht eben dieser?!«

»Aber auch nach meinem so oft von mir vorgetragenen Satz, dass nämlich unser Lernen eigentlich nichts anderes ist als Wiedererinnerung, auch nach diesem Satz, wenn er richtig ist, müssen wir in einer früheren Zeit das gelernt haben, woran wir uns jetzt erinnern. Das aber wäre unmöglich, wenn unsere Psyché nicht irgendwo gewesen wäre, bevor sie in diese menschliche Gestalt eingetreten ist. Daraus ergibt sich dann eben, dass die Psyché ein unsterbliches Wesen ist.

Der allgemeinste und zugleich beste Grund dafür ist, dass die Gefragten, wenn man sie richtig fragt, selbst über Alles Auskunft geben, wie es sich verhält; dazu aber wären sie nicht imstande, wenn ihnen nicht die richtige Kenntnis und der rechte Verstand innewohnen würde. Insbesondere zeigt es sich in der Mathematik, wo man sich der Figuren und ähnlicher Anschauungsmittel bedient,<sup>490</sup> auf das schlagendste, dass es sich so verhält.

---

<sup>490</sup> Aufgrund solcher Überlegungen wird Kant dann auch dazu gekommen sein, sich sein Urteil über den erkenntnistheoretischen Status der Sätze der Mathematik zu bilden, nämlich: dass die Gegenstände der Mathematik – was auch für ihn noch geheißen hat: der Arithmetik und der Geometrie – aus reinen Anschauungen bestehen.



Wen dies noch nicht überzeugt, der ist vielleicht mit folgender Betrachtung einverstanden:

Nicht zu bezweifeln ist ja, dass, was man „Lernen“ nennt, Wiedererinnerung ist. Zu klären bleibt dann, was unter „Sich-Wiedererinnern“ zu verstehen ist.

Nun, wenn man sich an eine Sache wiedererinnert, dann muss man doch von ihr schon früher einmal Kenntnis gehabt haben. Wiedererinnerung ist gleichfalls wenn sich nun ein Bewusstsein<sup>491</sup> auf folgende Weise einstellt: Wenn man etwas sieht oder hört oder durch einen anderen [äußeren] Sinn wahrnimmt und sich dabei nicht bloß des betreffenden Gegenstands bewusst wird, sondern auch an einen anderen denkt, dessen Vorstellung nicht die selbe, sondern eine andere ist, dann sagen wir doch zu Recht, dass man sich an das wiedererinnert, woran man dabei gedacht hat.

So sind [mit den Ausdrücken] „Mensch“ und „Lyra“ verschiedene Vorstellungen [verbunden]. Wenn nun ein Liebhaber eine Lyra oder ein Kleid oder sonst etwas, dessen sich sein Geliebter zu bedienen pflegt, zu Gesicht bekommt, dann ergeht es ihm so: Mit dem Wahrnehmen der Lyra taucht in seinem Bewusstsein auch das Bild des Liebings auf, dem diese Lyra [oder jener andere Gegenstand] gehört; das aber ist Wiedererinnerung. Ähnlich erinnert sich jemand, der irgendjemanden sieht, dann auch an dessen Freund; und dergleichen gibt es noch tausenderlei gleiche Sachen. Und am bestimmtesten ist dies Wiedererinnerung, wenn es hinsichtlich solcher Dinge erlebt wird, die schon lange Zeit vergangen und daher der Wahrnehmung längst ent-rückt sind, und die man deswegen bereits vergessen hat.

Sodann kann es ja auch vorkommen, dass man beim Anblick eines gemalten Pferdes oder einer gemalten Lyra sich an einen Menschen wiedererinnert, sowie beim Anblick eines gemalten Menschen an diesen Menschen, aber vielleicht auch an den Freund dieses Menschen.

So zeigt es sich an allen diesen Fällen, dass die Wiedererinnerung sowohl von ähnlichen wie von unähnlichen Dingen ausgeht.

Wenn nun die Wiedererinnerung an einen Gegenstand von einem ihm ähnlichen Ding ausgeht, dann wird man, genau besehen, unweigerlich bemerken, dass dieses Ding hinsichtlich der Ähnlichkeit hinter jenem Gegenstand weit zurückbleibt.

Nun geh' ich mit voller Entschiedenheit davon aus, dass es – neben der Gleichheit des Holzes mit dem Holz und des Steines mit dem Stein – noch die Gleichheit-an-sich gibt; und ich kenn' auch das Wesen dieser Gleichheit-an-sich. Die Vorstellung vom Wesens dieser Gleichheit-an-sich hab' ich aus dem Anblick solcher Hölzer oder solcher Steine oder sonstiger gleichartiger Gegenstände gewonnen, und zwar: als eine von diesen Gegenständen verschiedene.

Manchmal kommen ja die gleichartigen Hölzer dem einen als gleich vor und dem anderen als ungleich, desgleichen bei Steinen und bei sonstigen Dingen. Das Gleiche-an-sich ist jedoch niemals ungleich; und die Gleichheit ist keine Ungleichheit. Also ist die Gleichheit der sinnlichen Dinge nicht dasselbe wie die Gleichheit-an-sich.

Gleichwohl aber wird aus dem Gleichen der sinnlichen Art, das doch verschieden vom Gleichen-an-sich ist, die Vorstellung von eben diesem Gleichen-an-sich gebildet und gewonnen. Ob die letztere Gleichheit der ersteren Gleichheit ähnlich oder hingegen unähnlich ist, das macht dabei [hinsichtlich der vorgegebenen Fragestellung] keinen Unterschied.

---

<sup>491</sup> Mit „Bewusstsein“ ist hier ein *augenblicklicher Bewusstseinszustand* gemeint. So wird dieser Begriff auch in der Philosophie Buddha Śākyamuni's verwendet.

Wenn man nun beim Anblick eines Gegenstands zur Vorstellung eines anderen Dings – gleichviel, ob gleich oder ungleich – geführt werden, so liegt dabei unbedingt eine Wiedererinnerung vor.

Gegeben seien da gleichartige Hölzer oder anderegleichartige Gegenstände; ihre Gleichheit weist, im Vergleich zum Gleichen-an-sich, einen erheblichen Mangel auf. Andererseits gilt dieses: Wenn jemand etwas sieht und in ihm dabei der Gedanke aufkommt, dass dieses Gesehene einem anderen Seienden ähnlich, aber eben nicht völlig gleich ist, so muss dieser, der dieses denkt, schon von früher her jenes kennen, dem es seiner Beurteilung nach zwar ähnlich, nicht jedoch gleich ist. So verhält es sich ganz allgemein mit dem vielerlei Gleichen hier und dem Gleichen-an-sich da. Daher müssen wir das Gleiche[-an-sich] unbedingt bereits vor der Zeit gekannt haben, als wir [in diesem Leben] die gleichen Gegenstände zum ersten Mal mit den Augen gesehen haben, somit vor der Zeit, als wir sodann den Gedanken gefasst haben, dass zwar alles dieses danach strebt, so zu sein wie das Gleiche-an-sich, dabei aber eben doch dahinter zurückbleibt.

Wir gewinnen und entwickeln in uns jenen Gedanken aber von nichts anderem her als vom Sehen oder Betasten oder von einer anderen Sinneswahrnehmung, mit der wir dieses [an Wahrgenommenem] mit jenem [an Wahrgenommenem als gleich erachten]. Demnach gewinnen wir aufgrund unserer Sinneswahrnehmungen die Vorstellung davon, dass alles, was durch die Sinneswahrnehmung als gleich erkannt ist, [hinsichtlich seiner Gleichheit] zwar dem Gleichen-an-sich zustrebt, ohne es jedoch ganz zu erreichen.

Ehe wir [in diesem Leben] anfangen, zu sehen und zu hören und die übrigen Sinneswahrnehmungen zu haben, mussten wir also bereits Kenntnis vom Wesen des Gleichen-an-sich gewonnen haben, damit es uns [in diesem Leben von dessen Beginn ab] möglich ist, das jeweils Gleiche in den Sinneswahrnehmungen auf jenes Gleiche-an-sich zu beziehen, und dies zudem mit der Einsicht, dass zwar alles danach strebt, jenem Gleichen-an-sich gleich zu sein, ihm aber trotzdem nie gleichkommt.

Gleich bei unserer Geburt haben wir die Sinneswahrnehmungen gehabt: das Sehen, das Hören, [das Riechen, das Schmecken, das Tasten]. Andererseits hatten wir bereits zuvor Kenntnis vom Gleichen gewonnen, demnach bereits vor unserer Geburt. Dabei sind zwei Fälle auseinanderzuhalten:

Entweder sind wir, nachdem wir sie vor der Geburt empfangen haben, bei der Geburt in ihrem Besitz geblieben; dann kannten wir nicht nur vor der Geburt, sondern auch unmittelbar bei der Geburt nicht nur das Gleiche[-an-sich] und das Größere[-an-sich] und das Kleinere[-an-sich], sondern alles, was dahin gehört; denn meine jetzige Untersuchung ist nicht bloß auf das Gleiche[-an-sich] hin ausgerichtet, sondern in der gleichen Weise auf das Schöne-an-sich und auf das Gute[-an-sich] und auf das Gerechte[-an-sich] und auf das Fromme-an-sich, (...) <sup>492</sup> kurz gesagt: auf Alles, dem ich in diesem Zusammenhang das Siegel „-an-sich“ aufdrücke: Von Allem diesem, was mit „-an-sich“ besiegelt ist, müssen wir notwendigerweise bereits vor unserer Geburt Kenntnis gewonnen haben. Und wenn wir sie, nachdem wir sie gewonnen haben, nicht – eine

---

<sup>492</sup> Pláton führt hier auch noch das Kleine-an-sich und das Große-an-sich auf. Zu dem Schwachstellen seines – und dann auch des Aristotéles' – Philosophieren gehört, dass er mit allen Relativierungen auch die Relationen vermeiden und sie auf [unrelativierte] Eigenschaften reduzieren will. Dieser zum philosophischen Fundamentalismus führende Anti-Relativismus Pláton's ist dann – zu Pláton's Verzweiflung – durch die Megariker mit ihren Einwänden – bestehend aus: dem Regress des Dritten Menschen und der Antinomie des Lügners – das Fundament entzogen worden.

nach der anderen – wieder vergessen haben, so sind wir unser ganzes Leben lang im Besitz dieses Wissens und in diesem Sinn dann Immer-Wissende. Denn das Wissen besteht doch eben darin, dass man im Besitz der Kenntnis bleibt, die man erlangt und noch nicht verloren hat.

Oder aber wir haben diese Kenntnis, nachdem wir sie vor der Geburt empfangen haben, zwar bei der Geburt verloren, gewinnen aber dieses frühere Wissen später durch den auf sie führenden Gebrauch unserer Sinne wieder; dann ist das, was wir „Lernen“ nennen, nichts anderes als ein Wiedergewinnen eines uns schon zugehörigen Wissens, wofür dann „Wiedererinnerung“ die richtige Bezeichnung ist. Denn es ist doch möglich, dass einem, wenn er einen Gegenstand mit dem Auge oder mit dem Ohr oder mit einem der anderen [äußeren] Sinne wahrnimmt, er durch dieses [so Wahrgenommene] auf die Vorstellung eines anderen Dings geführt wird, das man vergessen hatte: mit einem Ding, mit dem jener Gegenstand in einem – ähnlichen oder unähnlichen – Zusammenhang gestanden ist.

[Wären wir nun im Besitz dieser Kenntnis geboren, so] könnten wir darüber – als über unsere Kenntnis gebietend – auch Rechenschaft geben.<sup>493</sup> Das nun ist nicht allen Menschen [jederzeit] möglich. Also erinnern sich [alle Menschen] nur dessen wieder, was sie einst gewusst haben.

Unsere Psychén haben diese Kenntnis aber *nicht* erhalten, *nachdem* wir Menschen geworden sind. Und dass sie diese genau bei der Geburt erhalten würden, das anzunehmen ist albern; denn da müssten sie diese Kenntnis ja im Augenblick des Erhalts wieder verlieren. Somit empfangen sie diese Kenntnis früher, nämlich irgendwann vor der Geburt.

Somit kam den Psychén bereits vor der Geburt – ehe sie Menschengestalten genommen haben – ein Sein zu, ein unleibliches und daher rein geistiges Sein und Bestehen.

Demnach gilt dieses: Wenn also (a) dem Guten[-an-sich] und dem Schönen[-an-sich] und jeder solchen Wesenheit ein wirkliches Sein zukommt, und (b) wir auf sie alle sinnlichen Erscheinungen beziehen, indem wir sie als in-einem-früheren-Lebens-uns-angehörig wiedererkennen, und (c) wir zudem das den-Sinnen-Gegebene mit [der betreffenden Wesenheit] vergleichen [und als minder ansehen], dann folgt aus [dem Erwiesenen (a)-(b)-(c)] unabweislich, dass der Psyché eines jeden von uns schon vor seiner Geburt ein Bestehen zukommt, und dies in hinreichender wie in notwendiger Hinsicht.

Dass diese Psyché mit dem Tod des Leibes – des Somas – nicht vergeht, das ergibt sich aus dem allgemeinen Gesetz, dass [aus dem Lebenden das Tote und] aus dem Toten das Lebende entsteht. Denn wenn die Psyché schon vor diesem Leben besteht und sie bei ihrem Eintreten in dieses Leben beim Geborenwerden aus nichts Anderem geboren werden kann als aus dem Totsein, dann muss sie unbedingt auch nach dem Tod bestehen, da sie ja wiedergeboren werden muss. Dies ist somit die Vervollständigung des Beweises.«<sup>494</sup>

---

<sup>493</sup> Gemäß Pláton – und wohl bereits gemäß Protagóras – ist eine Aussage ein Wissen [von einem Menschen] genau dann, wenn [dieser Mensch] sie aus Meinung aufrechterhält und sie zudem wahr ist und [er] auch Rechenschaft über sie ablegen [= sie begründen] kann.

<sup>494</sup> Besser – wenngleich natürlich keinesfalls schlüssig – wäre diese Begründung gewesen:

»Denn nichts entsteht aus Nichts; und nichts vergeht zu Nichts!«; und da die Psyché, die nicht aus dem Soma entstanden ist, von dessen Vergehen nicht abhängig ist, da sie somit als eine Gesamtheit von mentalen Kräften dem Gesetz der Erhaltung der mentalen Kräfte genügt, lebt sie nach dem Tod des Somas unbedingt weiter.«

»Ich wende mich nun der Wesenheit [– dem an-sich-Sein –] zu, demnach: [nicht mit diesem oder jenem Schönen, sondern mit der jeweiligen] Wesenheit selbst, die ich in meinen wissenschaftlichen Darlegungen [stets] als das wahrhaftige Sein erklärt habe. Bleibt sie – so ist zu fragen – sich immer gleich und verharnt allezeit im gleichen Zustand, oder ist sie [in ihrem Zustand] bald so und bald anders? Das Gleiche-an-sich, das Schöne-an-sich, jedes wahrhaft Wirkliche, eben das Seiende: dieses lässt nicht die geringste Veränderung zu; vielmehr bleibt alles, was ein wirkliches Sein hat [und somit] an sich und für sich durchgehend einfach [weil unzusammengesetzt] ist, allezeit im selben und gleichen Zustand, der keinerlei Veränderungen zulässt.

Dem stell' ich nun die sinnlichen Gegenstände gegenüber, etwa: Menschen, Pferde, Kleider, und was es dergleichen sonst noch gibt, die wir mit „gleich“ oder mit „schön“ oder mit sonst einem – auch für die Ideen gültigen – Ausdruck beschreiben. Beharren sie – so ist zu fragen – immer im gleichen Zustand, oder bleiben sie, ganz im Gegensatz zu jenen anderen Dingen – niemals weder mit sich selbst noch mit einander gleich? Sie verändern sich – so ist zu antworten – alle unentwegt augenblicklich.<sup>495</sup>

Diese Gegenstände kann man befühlen oder mit dem Auge oder mit einem der übrigen [äußeren] Sinne wahrnehmen. Jene sich immer gleich bleibende Dinge hingegen kann nur mit dem überlegenden Verstand erfasst werden; denn sie sind unsinnlich und [insbesondere] unsichtbar.«

»[Unbedingten Glauben schenken kann die Psyché] daher nur dem, was sie rein durch die eigene Kraft als das an sich selbst Seiende erkannt hat; was sie hingegen durch ihr fremde Organe als hier so und dort anders [sowie jetzt so und danach anders] wahrnimmt, davon [soll die Psyché] nichts als wahr erachten.

Was sie vermittels des ihr Fremden schaut, das ist das sinnlich Wahrgenommene und Gesehene; was sie hingegen selbst – und daher nicht durch ihr Fremdes vermittelt – schaut, das ist das Nur-Denkbar und Unsichtbare.«

»Was ich hier sagen will, das ist nichts Neues; vielmehr bin ich nie müde geworden, dies zu verkünden: früher bei anderen Gelegenheiten, und jetzt im vorigen Teil der Untersuchung. Denn ich gehe jetzt daran, den Begriff „Ursache“ so, wie ich ihn auffasse, klar zu machen.

Ich stütze mich dabei auf meinen Lehrsatz, dass es ein Schönes-an-sich gibt und ebenso ein Gutes[-an-sich] und ein Großes[-an-sich], und alles weiter von solcher Art wird mir dieses zugestanden, so hoff' ich, daraus das Ursächliche aufzeigen und dabei die Unsterblichkeit der Psyché begründen zu können.

Es sei da neben dem Schönen-an-sich noch etwas anderes schön; dieses ist dann – so seh' ich das – aus keinem anderen Grund schön als aus dem, dass es am Schönen-an-sich teilhat; und so verhält es sich auch in den anderen Fällen. Denn dies entspricht *meinem* Begriff „Ursache“.

Mit *jenen anderen* hochweisen Ursachen hingegen weiß ich nun *nichts* mehr anzufangen und verstehe sie *nicht* mehr.

Wenn mir daher jetzt jemand als Grund dafür, dass irgendetwas schön ist, entweder die blühende Farbe oder die Gestalt oder sonst etwas von dieser Art angibt, so lass' ich mich von vornherein darauf garnicht ein – denn das alles verwirrt mich nur –; und ich halte mich schlicht und einfach – und vielleicht einfältig – daran, dass nichts

---

<sup>495</sup> Die Spuren, die der historische Kratylos im Philosophieren seines vormaligen jugendlichen Schülers Pláton hinterlassen hat, sind hier wie auch an anderen Stellen nicht zu übersehen; daher ist bei der Beurteilung Pláton's die heraklitische Philosophie des Kratylos unbedingt zu berücksichtigen.

Anderes sie schön macht als die Gegenwart jenes Ur-Schönen, oder die Gemeinschaft mit diesem Ur-Schönen, oder wie immer man auch dieses Verhältnis der Zusammengehörigkeit bezeichnen will. Und über die Art dieses Beisammenseins will ich keine weiteren Begründungen geben; vielmehr beschränk' ich mich auf die Feststellung, das ein jegliches Schöne durch das Schöne[-an-sich] schön wird.

Und damit hab' ich – wie mir scheint – die sicherste Antwort sowohl für mich selber als auch für jeden Anderen; und daran festhaltend, bin ich – wie ich glaube – vor jedem Fehltritt bewahrt. Denn die Antwort an mich selber wie an jeden Anderen, dass das Schöne durch das Schöne[-an-sich] schön ist, bietet volle Sicherheit.«

Nun kann es dem aufmerksamen Leser der Werke Pláton's allerdings nicht entgehen, dass Pláton's Darstellung dieser Ideen-Lehre bei ihm nicht nur irgendwann entstanden ist, sondern von da ab auch einem – flüchtig betrachtet zwar jeweils nur geringfügigen, genauer untersucht jedoch teilweise erheblichem – Wandel unterlegen ist, in Kurzfassung gesagt: dass diese Lehre vom unveränderlich Seienden und daher Nicht-Werdenden selber Veränderungen und damit ein Werden zu erleiden gehabt hat.

Pláton's Ausgangslage mag die gewesen sein, die von ihm am Ende seines Dialogs „Kratylos“ angedeutet wird; ich gebe diese Stelle in meinen eigenen Worten so wieder:<sup>496</sup>

»Unverkennbar ist, dass die Begriffe des Alltags der Veränderung und damit dem Werden unterliegen. Um nun aber dieses und jenes Werden *als Werden* zu ermitteln, und zwar: *fest und beständig* als werden zu ermitteln, sie somit als Werden zu *erkennen*, von ihrem Werden zu *wissen*, eben *dazu* bedarf es *fester und beständiger Begriffe*, in deren Anwendungen *feste und beständige Unterscheidungen* getroffen werden können. Dies ist vergleichbar mit dem Messen der Veränderung der Länge eines Gegenstands bei einer Veränderung seiner Temperatur: Der Maßstab, mit dem diese Veränderung gemessen wird, darf sich – soll mit ihm die *tatsächlich erfolgte* Veränderung der Länge jenes Gegenstands bestimmt werden – bei dieser Veränderung der Temperatur hinsichtlich seiner Länge *auf keinen Fall* verändern. Wo aber gibt es solche starren Maßstäbe?<sup>497</sup> Und wo gibt es die entsprechend starren Begriffe?«

Berücksichtigt man, wie Pláton auch sonst das – zwar sicherlich nicht auf das Gute-an-sich, wohl aber – auf das Gutsein des menschlichen Denkens und Sprechens hin ausgerichtete Philosophieren des Sokrátes verkehrt herum darstellt, so ist durchaus zu vermuten, dass – in meinen eigenen Worten gesagt – *dieses* des Sokrátes' Vorgehen gewesen ist:

»Als oberster Maßstab zum Erstellen möglichst brauchbarer und vertrauenswürdiger Begriffe ist das Schöne zu wählen, das den Einklang – die Harmonie – Ver-

---

<sup>496</sup> Dieser Dialog „Kratylos“ könnte eine sehr frühe Vorform gehabt haben, die allerdings durch Umstellungen und Erweiterungen zu dieser – da und dort absurd anmutenden – Endfassung geführt hat, die uns jetzt vorliegt.

Eine Entrümpelung des „Kratylos“ dürfte bei weitem keine so einfache Aufgabe sein wie die Entrümpelung des „Phaidon“.

<sup>497</sup> Das Nicht-Vorhandensein solcher Maßstäbe vor allem in den Mikro-Bereichen ist eines der Hauptthemen der Wissenschaftsphilosophie unserer Tage.

mittelnde und Hervorbringende: sei dies der Einklang mit den Gegebenheiten der menschlichen Sinne, oder sei es die Harmonie im menschlichen Handeln durch Körper–Rede–Geist; denn im [für uns Menschen] Schönen ist dann auch das [für uns Menschen] Gute mit enthalten. Denn der innere Einklang eines Menschen ist für diesen die [notwendige] Bedingung für dessen Gesundheit und Wohlergehen; und in gleicher Weise ist die äußere Harmonie der Menschen untereinander ist die [notwendige] Bedingung für die Gesundheit und das Wohlergehen des Staates, des Gemeinwesens, der Gesellschaft.

Anhand dieses – mentalen bzw. intellektuellen – Maßstabs der Schönheit des Handelns ist dann in jedem Einzelfall begründend zu ermitteln, welche Vorstellung für einen vorgegebenen Begriff zu bestimmen sind, in den Worten der Definitionslehre gesagt: welches Definiens einem vorgegebenen Definiendum innerhalb einer Definition beizugeben ist.«

Und Pláton wird dies – meiner Vermutung nach – dann so umgewandelt haben, dass er den Ausdruck „das Schöne [für uns Menschen]“ durch „das Schöne-an-sich“ bzw. durch „die Idee des Schönen“ ersetzt haben, dem ursprünglichen Plan nach: *ohne jeglichen Bezug zu irgendeiner Harmonie, zu einem Einklang*.<sup>498</sup>

Dies also ist die vollständige – wengleich entschlackte, weil von unnützen Unterbrechungen gesäuberte – Wiedergabe der Ideen-Lehre Pláton's in Verbindung mit seiner Seelen-Lehre. Diese Seelen-Lehre allerdings wird erst später behandelt; hier ist vielmehr zunächst ein Blick auf die Beschaffenheit dieser Ideen – genauer gesagt: dieser von sich aus bestehenden Unterscheidungen,<sup>499</sup> dieser somit ungeschaffenen und daher unveränderlichen und somit unvergänglichen Unterscheidungen, kurz: dieser festen und ewigen Unterscheidungen – zu werfen. Als Beispiel möge dienen:

- \* das sinnliche Grün dieses Laubblattes,
- \* das sinnliche Grün jenes Tulpenstengels, sowie
- \* das Grüne-an-sich, in anderen Worten: das Wesen des Grünen.<sup>500</sup>

Zwei Sachen sind hierbei unbedingt auseinanderzuhalten:

---

<sup>498</sup> So versteh' ich Pláton mit Blick auf sein – durchaus nicht schlüssiges wengleich – ruppiges Argumentieren im „Phaidon“, die Frage der Harmonie betreffend.

Dass Pláton im Abschluss-Teil seines „Timaios“ – beim Zurückgreifen auf die Heilkunde des Hippokrátés von Kóos – dann mangels eigener schlüssiger Ansichten auf dessen Harmonie-Lehre zurückgreift – und zurückgreifen muss –, ist eine andere Sache.

<sup>499</sup> Es ist ganz wichtig, Pláton hier nicht als einen antiken Vorläufer der naiv-realistischen Lehre von den *natürlichen Arten* misszuverstehen: Wenn überhaupt, dann kann man den schulmeisterlichen Aristotéles als einen solchen erachten.

Bei Pláton hingegen ist die Weiterführung der Philosophie des Herákleitós, die er durch Krátýlos erlernt hatte, ganz offenkundig zeitlebens nie gänzlich vergessen worden; und die ewige und feste Beständigkeit von dem-Werden-Unterworfenen war nie Teil seines Denkens.

<sup>500</sup> Es kann – und es darf – kein Zweifel daran bestehen, dass Pláton mit seinem – von „eidos“ [= „Form, Gestalt“, eigentlich: „durch Sehen Unterschiedenes“] hergeleiteten – Ausdruck „idea“ *keinesfalls* die *Extensionen* der betreffenden Ausdrücke gemeint hat, sondern *auf jeden Fall* deren *Intensionen*: Erst die Anwendung der Intensionen dieser Ausdrücke auf Gegenstände führt zu den Extensionen dieser Ausdrücke; in seinen Worten gesagt: Diese Anwendung lässt die Gegenstände an den Ideen teilhaben.

- (a) die Art des Bestehens dieser Ideen; sowie  
(b) unser Erfassen dieser Ideen.

Argumentativ sind sie zwar viel zu sehr ineinander verflochten, als dass der Interpret hier eine feinsäuberliche Trennung vornehmen könnte; sachlich dürfen sie jedoch nicht in ein- und denselben Topf geworfen werden.

Zu (a): Ich *erstelle* – gemäß Pláton! – *nicht* jenes sinnliche Grün des Laubblatts und auch *nicht* dieses sinnliche Grün des Tulpenstengels; vor allen Dingen jedoch *erstelle* ich *nicht* das ihnen dieserhalb Gemeinsame, nämlich: das, woran sie beide teilhaben, das Grüne-an-sich. Auch die Ähnlichkeiten oder gar – als Ideal – die Gleichheiten zwischen diesen drei Entitäten *bestehen vorab*; und sie müssen auch deshalb vorab bestehen, um sodann als solche erkannt werden zu können. Ein Teilhaben dieses Tulpenstengels am Grünen-an-sich ist jedoch – nach Pláton! – nur dann möglich, wenn das Grüne-an-sich diesen *Anteil* des Grünen, an dem der Tulpenstengel Anteil hat, *bereits vorab* hat. Somit ist nicht nur dieser Tulpenstengel mit jenem Laubblatt [annähernd] [farb-]gleich; sondern es sind beide auch mit dem Grünen-an-sich [annähernd] [farb-]gleich.<sup>501</sup>

Zu (b): Ich *erkenne* – gemäß Pláton! – das sinnliche Grün dieses Tulpenstengels deswegen, weil in den tiefen Schichten meiner bereits Seele die *Idee des Grünen* – das *Grünen-an-sich* – lagert: Sie weilt dort; und sie wirkt dort, und dies auch dann, wenn ich ihr Dort-Weilen und Dort-Wirken nicht erkenne; und ich erkenne dieses deswegen nicht, weil ich mich daran nicht [wieder-]erinnere. Diese [annähernde][Farb-]Gleichheit zweier Gegenstände der [*äußeren*] Sinne kann natürlich nur für die Gegenstände des Sehsinns durch diesen Seh Sinn ermittelt werden; zur Ermittlung ihrer [annähernden][Farb-]Gleichheit mit dem Gegenstand des Denkens und der Vorstellung<sup>502</sup> bedarf es hingegen [des *inneren* Sinnes], des Auge des Geistes. Vorhanden, wenngleich unterentwickelt ist dieses Auge des Geistes, gleich einem Auge des Körpers, das von Geburt an mit einer Binde bedeckt gehalten und erst im Erwachsenenalter von dieser Binde befreit wird: Es bedarf dann erheblicher Anstrengungen, um mit diesem *Auge des Leibes* dann Gegenstände des Sehsinns sehen zu können; und nicht minder große Anstrengungen bedarf es, um das noch nicht entwickelte Auge des Geistes dass die Gegenstände der Psyché schauen zu können.

Über das Sehen der Farbe eines Gegenstands der äußeren Sinne sieht man mit dem inneren Sinn schließlich auch die Farbe selbst, nämlich ihr Wesen, ihr An-sich-Sein. Dies ist der Weg (b) des Erkennens, wohingegen der Weg (a) des Seins vom Wesen einer Beschaffenheit zur Beschaffenheit eines Gegenstands führt: Erst durch das Teilhaftig-Seins des – dem Werden unterworfenen – Gegenstands an diesem An-sich-

---

<sup>501</sup> Auf diese Weise entledigt sich Pláton des – bei Epícharmos nicht einmal thematisierten – Problems zur Bestimmung der Beziehung (1) der zu einander gleichen Gegenstände zu (2) dieser Art des Gleich-Seins. Welches Problem er sich bei dieser Problem-Lösung erstellt hat, dies ist ihm selber da nicht klar gewesen.

NB: Das Wort „annähernd“ kommt bei ihm zu dieser Zeit natürlich keinesfalls vor. Ich füg' es hinzu, um den unvermeidlichen späteren Bruch in seiner Lehre nicht zu einem Zusammenbruch derselben werden zu lassen.

<sup>502</sup> Wenn man, wie Antisthénés, das Bestehen solcher Ideen abstreitet mit der Begründung, man könne sie ja nicht mit dem [äußeren] Auge sehen, dann kann Pláton ein Patt erzwingen mit der Feststellung, man könne es eben erst dann sehen, wenn man der Verkümmern des Auges des Geistes – des inneren Auges – durch dessen Schulung entgegengewirkt habe: Beim Träumen sei dieses innere Auge ja ohnehin wirksam; daher könne es auch für wichtige Zwecke der Geistes-Erkennnis eingesetzt und solchermaßen geschult und entwickelt werden.

Sein erhält das *Chaos* des bis dahin unterschiedslosen Werdens seine Ordnung im *Kosmos* der Unterscheidungen.

Man kann eine Sache Anderen nur dann als Erlebtes verkünden, wenn man sie selber – wie unscharf auch immer – erlebt hat. Unter den Lesern der Schriften des Pláton haben ihm die einen daher vorbehaltlos abgenommen, dass er selber zwischenzeitlich einen – wie auch immer beschaffenen – unvermittelten Zugang zu diesem Reich der ewigen Ideen besitzt, wohingegen die anderen ihm dies nicht vorbehaltlos abgenommen haben. Unter seinen Zeitgenossen waren die letzteren in der deutlichen Überzahl; den späteren Generationen hingegen hat sich Pláton – zweifellos dank seiner Selbst-Darstellung – offen verfasst in seinen Briefen, und versteckt verfasst in seinen späteren Dialogen – als jemand glaubhaft dargestellt, der die Quadriga *Gerechtigkeit-Tapferkeit-Besonnenheit-Weisheit* zur Vollendung gebracht hat. Zu seiner Wirkens-Zeit hingegen hat ihm seine – seiner Sicht nach – durchgehend böse Umwelt, von ihm selber *unterschiedslos* mit „Sophisten“ bezeichnet – mit allerlei Gehässigkeiten und zerstörerischem Tun – und daher: mit bösem Tun – das Leben schwer gemacht.

Denn das Gute ist das Aufbauende, das Böse hingegen das Zerstörende. Was also – aus Platon's Sicht gesehen – kann es Besseres geben als mit ihm am Aufbau des Reichs seiner Wahrheit als Handlanger mitzuwirken?! Und was kann es Böseres und Verwerflicheres geben als dieses Aufbauen von Pláton's Philosophie zu stören oder gar Bauteile davon zu zerstören?!

Auf die sokratische Schule von Megara, die vom dortigen Eykleídes – in dessen Haus er Schutz und Zuflucht gefunden hatte – konnte Pláton daher nicht gut zu sprechen sein. Denn die Mitglieder dieser Schule suchten bei sich und bei den Anderen überall nach Unzulänglichkeiten und Fehlern, kurz: Sie waren – aus Pláton's Sicht – Streithähne, somit *Eristiker*.<sup>503</sup> Während *er* ein vorgegebenes Thema durchbesprach und mit diesem Durchbesprechen – aus seiner Sicht – daher ein *Dialektiker* war, suchten – und fanden! – *sie* an dieser oder jener Einzelheit seiner Ausführungen immer wieder dieses oder jenes auszusetzen.

Zu denen aus der Schule von Megara, die von Pláton besonders gering geschätzt wurden, gehörte Polyxénos, der junge Schüler des Eykleídes-Schülers Bryson. Denn die Ideenlehre war der Kern des platonischen Philosophierens; und an ihr etwas auszusetzen, das traf Pláton daher ins Herz. Sein Streitpunkt ist so darzustellen:<sup>504</sup>

---

<sup>503</sup> „Eris“ ist der Name der alt-griechischen Göttin des Streits und Zanks und Gezänks.

<sup>504</sup> Meine Lateinlehrerin Gertrud Leuze hatte an einem heißen Juli-Tag 1955 während einer Unterrichtsstunde das Unterrichtsthema verlassen und uns Schülern einen kurzen Überblick über die altgriechische Philosophie vermittelt. Ich habe sie sodann mit Fragen bestürmt, was dazu geführt hat, dass sie mir tags darauf deutsche Übersetzungen von Pláton's Dialogen geliehen hat.

Ich habe diese in den Tagen und Wochen danach eifrigst studiert; und ich hab' sie sodann im September gleich nach Schulbeginn erneut mit Fragen bestürmt. Zu diesen Fragen hat gehört: „Wenn dieses Schöne mit jenem Schönen deshalb gleich ist, weil beide der Idee des Schönen gleich sind, sodass nunmehr alle drei hinsichtlich des Schön-Seins gleich sind: was ist dann die Idee, die allen diesen Dreien gemeinsam ist und mit der sie alle Dreie gleich sind? Und was ist dann, diese Vier zusammengenommen, die Idee, mit der nun diese Viere gleich sind? Und wo kann diese Kette zu einem sinnvollen Ende gelangen?“

Sie beantwortete mir nicht diese Frage, sondern bemerkte dazu, der Aristotéles habe dies bereits dem Pláton entgegnet; aber die Werke des Aristotéles besitze sie leider nicht.



»Was je zwei – durch Zufall ausgewählte – Menschen mit einander gemeinsam haben, das ist nichts anderes als: dieses Mensch-Sein, das Teilhaben am Wesen des Menschen, das dieserhalb mit dem Mensch-an-sich gleich sein. Somit sind sich nicht nur diese zwei Menschen darin gleich; sondern sie sind sich darin auch mit diesem Mensch-an-sich – mit diesem *dritten Menschen* – gleich. Das Gleich-Sein zu einander besteht nun darin, dass sie an dem Wesen dieser Dreien teilhaben, somit. dass auch dieser dritte Mensch am Wesen dieser Dreien teilhat. Teilhaben aber kann der dritte Mensch nicht an sich selber; und daher ist das Wesen dieser Dreien ein Viertes: und dies so weiter, ohne Abschluss [und damit ohne Fundierung]!«

Wie lange Pláton gebraucht hat, um dazu irgendetwas zu sagen, wird ungeklärt bleiben. Im „Siebten Brief“ windet er sich aus der Sackgasse, in die ihn sein Fundamentalismus gelenkt hat, dadurch heraus, dass er – nicht sich selber, sondern ganz allgemein – der Sprache und ihrer, durch ihre Veränderlichkeiten bedingte, Unzulänglichkeit die Schuld dafür gibt, dass überhaupt so argumentiert werden kann, wie es dieser – ihm offenkundig übel wollende und daher ungute – Polyxénos getan hat.<sup>505</sup>

Ich vermute, dass er den „Siebten Brief“ erst geschrieben hat, als nur noch ganz wenige Zeugen jener Begebenheiten am Leben waren; und dies dürfte dann wohl erst deutlich nach der Abfassung des „Parmenides“ erfolgt sein.<sup>506</sup> Denn die – recht ratlos erscheinende – Behandlung des Themas in diesem Dialog „Parmenides“ kann mit dieser kurzgefassten Inhaltsangabe wiedergegeben werden:

(1) Sokrátés trägt vor dem greisen Parmenides, den er in der Gegend *Irgendwo* getroffen hat, seine Version von Pláton's Ideen-Lehre vor.

(2) Parmenides weist nach, dass diese Lehre, so dargestellt, nicht fundiert und somit nicht haltbar ist.

(3) Sokrátés – der da noch am Anfang seiner Laufbahn als Philosoph gestanden ist – sieht dies zwar ein, [hält sich jedoch – wie Pláton ihn in der „Politeia“ und insbesondere im „Phaidon“ darstellt – in keiner Weise an das von Parmenides Vernommene, hat es vielmehr da schon längst vergessen; und er hat auch *keine Wiedererinnerung* mehr daran. Pláton versäumt es zudem gerade da, den Sokrátés in eben diesen heiklen Momenten *zu verfeinern und zu verjüngen* ].

(4) Dem nun gänzlich verunsicherten Sokrátés weist der erhabene Parmenides nach, dass Plátóns Ideen-Lehre deswegen noch immer nicht vom Tisch ist, weil man auf der Reflexions-Ebene dieser Lehre, auf der deren Kritik erfolgt ist, eben diese Ideen – diese ewig-eigentlichen Unterscheidungen – *verwendet*, um jene Lehre und ihre Begrifflichkeit *erwähnen* und damit überhaupt erst zum Gegenstand der Kritik machen zu können.

---

Jetzt erst hab' ich entdeckt, dass nicht Aristotéles, sondern besagter Megariker Polyxénos der Entdecker dieser Unzulänglichkeit im Gedankengebäude Pláton's gewesen ist; und erst jetzt versteh' ich, warum Platon im Dialog „Parmenides“ – der mir bis vor wenigen Monaten als ein wirres Alterswerk Pláton's erschienen ist – da den alten Parmenides eben dieses Argument vortragen lässt, um dem Polyxénos damit als Plagiator dastehen zu lassen.

Im Dialog „Sophistes“ wiederholt Pláton diese – zum Zweck der Täuschung bewusst vorgebrachte – Unwahrheit einer derartigen Begegnung und Unterweisung, sicherlich in der Absicht, so den kritischen Fragen an seinem „Parmenides“ das Wasser abzugraben.

<sup>505</sup> Eine Person dieser Art macht Pláton in seinen Schriften dann zur *Unperson*.

<sup>506</sup> Siehe den Text im Anschluss an die Antinomie des Lügners.

(5) Somit kommt man – wer immer man sei, ob Sokrátés oder ob Parmenídes – an Plátóns Ideen-Lehre nicht vorbei, wenngleich diese nun unbedingt irgendwie *zu verfeinern und zu verjüngen* ist.

Verfeinert und verjüngt ist diese Ideenlehre dann von Plátón in seinem berühmten „Siebten Brief“ worden; und auch seine Semantik – seine Lehre von der Bezeichnung und der Wahrheit – sowie seine Epistemologie – seine Lehre vom Erfassen und Erkennen von Gegenständen – hat er dort [durchaus im Sinne seines Wortgebrauchs] verfeinert und verjüngt. Und unter „verfeinert und verjüngt“ ist dabei an dieser Stelle wohl zu verstehen: aus dem Bereich des Schreibbaren heraus in den Bereich des [in der Akademie] mündlich Lehrbaren und damit Redbaren gebracht, aber letztlich im Bereich des Nur-mit-dem-Auge-des-Geistes-Schaubaren emporgehoben.

Woher Plátón seine Semantik bezogen hat, das dürfte nicht mehr zu ermitteln sein. Vermutet werden darf, dass er diese in Ansätzen bereits bei Protagóras vorgefunden hat, wie auch, dass seine im „Sophistes“ gegebene Darstellung tatsächlich von einem „Fremdling aus Elea“ genannten Mann stammt, dass Plátón seiner zeitgenössischen *Umwelt* dadurch von vornherein eingestehen will, dass dieser *Fremdling aus Elea* natürlich niemand anderer als der aus Elea nach Athen gereiste *Gorgías* ist, dass er der *Nachwelt* – etwa mir – dabei durchaus hat suggerieren wollen, es habe sich dabei um niemand anderen als um den Autor dieses Dialogs gehandelt, sodass also nicht der zum Zuhören degradierte *Sokrátés*, sondern *von jetzt ab* der Autor *Plátón* das Heft in der Hand hält.

Und Plátón muss – um den Wahrheitsbegriff im Sinne seiner philosophischen Vorgänger wie auch im Sinne des Allgemeinverständnisses bestimmen zu können – nun mit vernehmbarem Seufzen seinen geistigen Vater Parmenídes in diesem einen [Haupt-]Punkt widersprechen: Er muss auch dem Nicht-Sein irgendein – von ihm unbestimmt gelassene – Art des Seins zuerkennen.<sup>507</sup>

Die betreffende Stelle im „Sophistes“ kann nach dem Rückgängigmachen der dort erfolgten Auswalgungen wie auch der Ausmerzungen der störenden Zwischenrufe so wiedergeben werden:

»Wir wagen es ja, das schlechthin Nichtseiende irgendwie auszusprechen, und das nicht nur etwa im Streit oder als Scherz, sondern auch in vollem Ernst:

Wenn nämlich einer unserer Zuhörer oder Leser nach reiflicher Erwägung die Frage beantworten soll, in Bezug worauf denn nun eigentlich die Bezeichnung „das Nichtseiende“ ihre Geltung hat, dann hat er zu erwägen, was seiner Meinung nach der Gegenstand und dessen Beschaffenheit ist, auf den er diese Bezeichnung beziehen und entsprechend die Frage zu beantworten hat. (...)

Eine falsche Vorstellung ist nun doch eine solche, die das Gegenteil des Seienden vorstellt; sie besteht demnach im Vorstellen des Nichtseienden.

Daher ist dann zu fragen, ob das Nichtseiende durchweg als nichtseiend zu erachten oder ob dem schlechthin Nichtseienden doch ein gewisses Sein einzuräumen ist: Ein gewisses Sein, so ist da zu antworten, muss auch das Nichtseiende haben; denn

---

<sup>507</sup> Denn Plátón nimmt auch das Seiende *nicht ontologisch gestuft*, sondern als *eines* an:

Der Bereich des Seienden ist *einer*, und *keinesfalls* ein – im Sinne der *Einfachen Typentheorie* von Ramsey und Russell – *unendlich-gestuft*. Eine solche Stufung hätte Plátón wohl – innerhalb der Grenzen seines Philosophierens – auch kaum begründen können.

sonst könnte sich niemand auch nur im mindesten irren, d.h.: nie falsche Meinungen und falsche Vorstellungen erstellen.

Aber auch das ist Irren, nämlich: dass oft genug auch das schlechthin Seiende für durchaus nichtseiend gehalten wird.

Somit wird unter einer falschen Behauptung eine solche zu verstehen sein, die das Seiende als nichtseiend und das Nichtseiende als seiend aussagt: So und nicht anders kommt es doch zu einer solchen. (...)

Dies ist so klar, dass es – um mit einem Sprichwort zu reden – auch ein Blinder sehen kann. Denn solange diese beiden Sätze nicht entweder widerlegt oder hingegen als gültig erwiesen sind, wird schwerlich jemand je imstande sein, über falsche Behauptungen oder falsche Vorstellungen – seien es nun Bilder oder Abbildungen oder Nachahmungen oder Scheinbilder, gleichgültig, ob es sich dabei um diese selber oder um die betreffenden Künste handelt, die es mit ihnen zu tun haben – zu reden, ohne sich dabei dadurch lächerlich zu machen, dass er sich gezwungen sieht, sich selbst zu widersprechen. (...)

Nun muss, die Begriffe betreffend, notwendigerweise einer dieser drei Fälle zutreffen: Entweder muss alles oder es muss nichts oder es muss einiges, aber nicht alles miteinander in Gemeinschaft miteinander zu treten bereit sein.

Die ersten beiden Fälle sind jedoch unmöglich: [Der Begriff „das Nichtseiende“ tritt, wie gesagt, nie in Gemeinschaft mit dem Begriff „das Seiende“; somit tritt nicht alles miteinander in Gemeinschaft. Und würden keine Begriffe miteinander in Gemeinschaft zu treten bereit sein, dann könnten „Etwas“ und „Seiendes“ nicht miteinander in Gemeinschaft treten zu „Etwas ist ein Seiendes“; und dann gäbe es daher keine Meinung und keine Aussage, somit weder ein wahres noch gar ein falsches Urteil darüber, dass *dieses* von *jener Art* ist, auch nicht die hier vorgetragenen Aussagen; somit tritt nicht nichts miteinander in Gemeinschaft.] Jeder also, der nicht gegen die Gesetze des fehlerfreien Denkens verstoßen will, wird den – von den drei Fällen noch übrig gebliebenen – Fall als zutreffend erklären.

Demnach sind einige Begriffe bereit, die Verbindung miteinander einzugehen, andere jedoch nicht. Dies hat Ähnlichkeit mit den Buchstaben; denn auch bei diesen lassen sich zwar einige nicht miteinander zu Wörtern zusammenfügen, andere jedoch durchaus. Die Selbstlaute haben nun vor den übrigen Lauten den Vorzug, dass sie sich wie ein Band durch alle Laute hindurchziehen; und ohne einen solchen lassen sich auch keine Mitlaute miteinander zusammenfügen.<sup>508</sup>

Nun weiß bekanntlich nicht jeder Mensch, welche Laute in dieser oder jener Sprache dazu fähig sind, miteinander eine Verbindung einzugehen; daher bedarf es unbedingt einer besonderen Kunst, um hierzu vollgültige Auskunft zu geben. Die Grammatik ist diese Kunst; und der Grammatiker ist daher der betreffende Kunstfertige.

So steht es dann auch mit den hohen und tiefen Tönen: Derjenige, der die Kunst beherrscht, mit deren Ausübung er die Zulässigkeit und Unzulässigkeit von Tonverbindungen richtig zu beurteilen versteht, ist ein Musikverständiger; und wer dies nicht versteht, der ist ein der Musik Unkundiger.

Und unfehlbar ist,<sup>509</sup> dass sich dies sich bei allen anderen Künsten hinsichtlich der jeweils in ihnen zu ermittelnden Kenntnisse sowie Fehleinschätzungen wiederholt.

---

<sup>508</sup> Dies ist empirisch falsch: Siehe kroatisch „Krak“; siehe bairische und schwäbische Wörter.

<sup>509</sup> Dieser – angeblich – unfehlbare Schluss, den Pláton hier zieht, ist ein Analogieschluss von 2 auf n+1, somit ein Argument *nicht* von *deduktivem*, sondern von *induktivem* Gültigkeitsanspruch, und dies zudem mit einer arg dürftigen Ausgangsbasis an Daten.

Da sich somit die Begriffe hinsichtlich ihrer Gemeinschaft ebenso<sup>510</sup> zu einander verhalten, bedarf es unbedingt einer bestimmten Wissenschaft, aufgrund derer man die Urteile hinsichtlich der möglichen Begriffsverbindungen durchgeht, um auf die Frage, welche Begriffe miteinander zusammengehen können, richtige Auskunft zu geben in der Lage ist.<sup>511</sup> Diese Wissenschaft hat dann auch die weitere Frage zu beantworten, ob gewisse Hauptbegriffe das gesamte Gebiet der Begriffe umfassen, also mit allen Begriffen sich zu verbinden fähig sind, sowie, was die Ausschließung von solchen Verbindungen betrifft, ob da andere Begriffe ebenso durch das ganze Begriffsgebiet hindurch der Grund der Ausschließung sind. Ja, einer solchen Wissenschaft bedarf es unbedingt; denn vielleicht zeigt es sich dann, dass sie die allerwichtigste überhaupt ist.

Welchen Namen soll ich nun dieser Wissenschaft geben? Oder bin ich gar, beim Zeús, soeben unvermerkt auf die *Wissenschaft der freien Männer*<sup>512</sup> gestoßen? Habe ich etwa hier, während ich den *Sophisten* gesucht habe, zuvor schon den *Philosophen* gefunden?

Denn die richtige Scheidung der Begriffe vorzunehmen und weder ein und demselben Begriff verschiedene Inhalte noch verschiedenen Begriffen denselben Inhalt zu geben, das ist ja doch die eigentliche Aufgabe der *dialektischen Wissenschaft*<sup>513</sup>. Wer als diese Wissenschaft auszuüben in der Lage ist, der ist sich völlig klar über diese vier Sachen: dass sich manch' ein Begriff über viele – unter sich im Gegensatz stehenden – Begriffe erstreckt; sodann, dass viele von einander verschiedene Begriffe durch einen geeigneten Begriff von außen umschlossen werden; ferner, dass *ein* Begriff mit *allen anderen*<sup>514</sup> Begriffen – und zwar mit jedem einzelnen für sich – in Zusammenhang steht; und schließlich, dass viele in völligem Gegensatz zu einander stehen.<sup>515</sup>

Das eben ist zu verstehen unter: begriffsmäßig zu unterscheiden wissen, inwiefern in jedem einzelnen Fall eine Verbindung stattfinden kann und inwiefern nicht. Und

---

Argumente induktiver Art waren gehörten unter den Philosophen im Alten Indien – und ohne Zweifel auch in Babylon, in Persien und in Ägypten – schon seit Jahrhunderten zum alltäglichen Handwerkszeug; zumindest in Indien wurden sie jedoch sorgfältiger eingesetzt.

<sup>510</sup> Dies ist dann das – aus dem Allsatz, der aus Beispielen induktiv erschlossen worden ist – deduktiv aus ihm Gefolgerte.

<sup>511</sup> Für Pláton waren die Begriffe ja theorie-unabhängig vorgegeben, genauso wie für Aristotéles sowie – viel später – für Kant und sogar noch für Frege; *aus* den Inhalten dieser *Begriffe* konnten dann die diesen Inhalten gemäßen *Theorien* abgeleitet werden.

Gemäß Hilbert – und, in dessen Abfolge, auch gemäß meiner Sicht – verhält es sich genau umgekehrt: *Aus* den [aus Wörtern zusammengefügt] Ausdrücke einer Sprache werden durch die Inhalte einer *Theorie*, die mit diesen Ausdrücken formuliert ist, zu *Begriffen* mit eben diesem so von der Theorie gelieferten Inhalten.

<sup>512</sup> Dies scheint die Zeugung des späteren Begriffs „artes liberales“ gewesen zu sein.

<sup>513</sup> Apelt vermutet aufgrund dieser Formulierung, dass das Wort „Dialektik“ unter den Weisheitslehrern – unter den von Pláton so sehr geschmähten Sophisten – bereits ein feststehender Ausdruck gewesen ist.

<sup>514</sup> Es würde genügen, hier zu sagen: „mit allen Begriffen“.

<sup>515</sup> Dies sind – so darf man es verstehen – vier Axiome für eine Theorie der Intensionen, in Platon's früheren Worten: der Arten, der Ideen.

NB: Die vier obigen Absätze – die drei dieser FN vorangehenden Absätze sowie der nachfolgende Absatz – stellen eine Begriffsbestimmung von „Dialektik“ dar, die genauer und umfangreicher als die vorige ist. Dies legt die Vermutung nahe, dass sie – und mit ihr dann wohl alles aus den späteren Kapiteln des „Sophistes“ – nicht schon in dessen allerersten Entwurf enthalten gewesen ist.

diese Tätigkeit der Dialektik ist keinem Anderen zu übertragen als dem, der in reiner und rechter Weise der Philosophie huldigt.<sup>516</sup>

Was demnach den Philosophen betrifft, so ist dies die Gegend, in der – wenn wir ihn suchen – wir ihn jetzt wie auch später finden werden. Allerdings ist es auch bei ihm schwer, ihn deutlich zu erkennen, wenngleich hier die Schwierigkeit von einer ganz anderen Art ist als beim Sophisten: Der Sophist flüchtet sich ja in die Dunkelheit des Nichtseienden, wo er sich mit Vorliebe aufhält; so ist dies dann die Finsternis dieser Stätte, die ihn schwer erkennbar macht. Beim Philosophen hingegen, der in ununterbrochener Denkarbeit der Idee des Seienden nachhängt, ist es gerade die Helligkeit der Stätte, die ihn nichts weniger als leicht erkennbar macht.<sup>517</sup> Denn das geistige Auge der meisten Leute hält es nicht lange aus, auf das Göttliche hinzuschauen.

Über den Philosophen werde ich zum Abschluss noch genauere Betrachtungen anstellen. Was hingegen den Sophisten betrifft, so werde ich nicht eher ruhen, bis er sich uns genügend enthüllt hat. (...)

Zwar ist das richtige begriffsmäßige Unterscheiden von allergrößter Wichtigkeit; indes ist der Versuch, alles von allem zu trennen, nicht nur unangebracht, sondern auch das Merkmal eines völlig ungebildeten und unphilosophischen Kopfes. Denn wenn man jeden Begriff von der Gemeinschaft mit allem anderen ausschließt, so heißt dies nichts anderes als: jede Erörterung überhaupt unmöglich zu machen. Denn zur Rede gelangen wir ja erst durch die Verbindung der Begriffe miteinander. Daher ist es so nutzbringend und günstig gewesen, dass soeben der Kampf mit diesen Leuten, in dem sie genötigt worden sind, die Verbindungen der Begriffe untereinander über sich ergehen zu lassen, durchgefochten haben.

Denn die Rede ist ja etwas Bestehendes und damit eine seiende Gattung.<sup>518</sup> Wird man ihrer beraubt, so wird man des Besten beraubt, nämlich der Philosophie.

Daher gilt es nun, sich über das eigentliche Wesen der Rede zu verständigen. Würden wir aber das Bestehen derselben überhaupt abstreiten, so wären wir überhaupt nicht mehr imstande, irgendetwas auszusagen. Wir müssten ihr Bestehen aber abstreiten, wenn wir zugegeben hätten, dass nicht die geringste Verbindung zwischen irgendeinem Paar von Begriffen stattfindet.

Das Nichtseiende ist, wie gesagt, gleichfalls eine bestehende Gattung, und dies zudem eine, die über alles Seiende verbreitet ist; in anderen Worten: Hand in Hand mit dem, was ist, geht auch das, was nicht ist.

So ist nun weiter zu erwägen, ob und wie sich auch Nichtseiendes mit Gedanken und Aussage<sup>519</sup> verbindet. Denn fände keine Verbindung zwischen ihnen statt, dann müsste notwendigerweise alles wahr sein; findet aber eine solche statt, so gibt es auch falsche Gedanken und falsche Aussagen. Denn das Nichtseiende denken und aussagen, das ist es doch wohl, was den Irrtum im Denken und Reden ausmacht.

---

<sup>516</sup> Wer wird dies – Pláton's Sicht nach – seinerzeit wohl nur gewesen sein?

<sup>517</sup> Dies kann als Anspielung auf das Höhlengleichnis in der „Politeia“ verstanden werden.

<sup>518</sup> Zur Zeit der Endfassung des „Sophistes“ ist Pláton die Wahrheitsantinomie [= die Antinomie des Lügners] – sollte sie da bereits von Epylides entdeckt worden sein – demnach noch nicht zu Ohren gekommen; denn sonst hätte er hier nicht so leichtfertig behaupten können, die Rede gehöre [nicht zur Gattung des werdenden sondern] zur Gattung des Seienden.

Von dieser Ansicht wird er sich später trennen, wohl: nach dem Vernehmen der Antinomie.

<sup>519</sup> Nach Pláton – und wohl auch bereits nach Protagóras – ist der Gedanke ist die innere und die Aussage die äußere Rede, wobei der Satz die in kognitiver Hinsicht sinnvolle Rede ist, d.h.: eine Rede, die sich auf Seiendes bzw. Nichtseiendes bezieht.

Gibt es nun Irrtum, so gibt es auch Täuschung. Gibt es aber Täuschung, so ist notwendigerweise alles voll von Bildern und Truggestalten und Scheinwesen.

Vom Sophisten behaupte ich jedoch, dass er in eben dieser Gegend – in der Gegend der Täuschung – seine Zuflucht gesucht hat, dabei aber steif und fest leugnet, dass es überhaupt Irrtum gebe;<sup>520</sup> denn das Nichtseiende werde von niemandem gedacht oder ausgesagt, habe es doch nicht den geringsten Anteil am Sein.

Nun aber hat es sich von diesem Nichtseienden herausgestellt, dass es am Seienden Anteil hat.<sup>521</sup> Deswegen wird sich der Sophist in diesem Punkt vielleicht nicht mehr zur Wehr setzen; wohl aber wird er nun von den Begriffen behaupten, dass sie zum Teil zwar am Nichtseienden Anteil hätten, zum Teil dann aber auch nicht; und Meinung sowie Aussage gehörten demnach zum letzteren Teil. Mithin würde er sich wieder darauf versteifen, dass der mit Bildern und Scheinwesen sich befassenden Kunst, zu deren Vertreter ich ihn mache, überhaupt kein Sein zukomme, und dies deswegen, weil Meinung und Aussage keine Gemeinschaft mit dem Nichtseienden hätten und es ohne Bestehen dieser Gemeinschaft überhaupt keinen Irrtum gäbe.

Darum muss jetzt das eigentliche Wesen des Gedankens – d.h.: der Meinung und der Vorstellung – sowie der Aussage ergründet werden. Sowie sich dieses klar herausgestellt hat, gilt es, dessen Gemeinschaft mit dem Nichtseienden zu erkennen, so dann den Irrtum als seiend nachzuweisen, um so schließlich den Sophisten, wenn er eben dahin gehört, dann auch da und dabei festzuhalten, im anderen Fall – wenn er nicht dahin gehören sollte – ihn davon loszusprechen und ihn im Gebiet eines anderen Begriffs aufzusuchen.

Ich hatte – wie man nun sieht – somit vollkommen recht, als ich gleich anfangs vom Sophisten aussagte, es sei ein schweres Stück Arbeit für den Jäger, dieser Gattung von Leuten beizukommen: An Schutzwällen scheint es ihnen nämlich keinesfalls zu fehlen; und hat er sich hinter einem davon verschantzt, so muss man diesen erst erstürmen, ehe man an ihn selbst herankommt. Und kaum, dass ich jetzt den einen Wall – den Satz nämlich, dass das Nichtseiende nicht *ist* – glücklich bewältigt habe, ist auch bereits ein zweiter aufgeworfen; und es muss nun der Nachweis erbracht werden, dass in Meinung und Vorstellung sowie in Aussage ebenfalls Irrtum wirklich vorhanden ist. Und danach ist vielleicht wiederum eine neue Schanze aufgeworfen, und nach dieser abermals eine neue.

Aber wir dürfen den Mut nicht sinken lassen, etwa in dem Verzagen, die Sache würde ohnehin niemals zu einem Ende kommen. Denn langsam aber stetig kommen wir doch voran und sind nicht in der Lage derer, die nichts ausrichten oder gar auf ihren Ausgangspunkt zurückgeworfen werden; vielmehr ist das stärkste Bollwerk

---

<sup>520</sup> Da Pláton als einzigen Philosophen, der solches lehrt, den Parmenídes anführt, müsste daraus eigentlich entnommen werden, dass er *ihn* als Standardobjekt der von ihm geschmähten Sophistik nimmt.

Andererseits wird allgemein angenommen, dass Pláton aus der eleatischen Philosophie vieles an Gedankengütern übernommen und verarbeitet hat, allem voran natürlich von seinem Vater Parmenídes das, was zur Konzipierung seiner Ideenlehre geführt hat.

In seinem Dialog „Parmenides“, auf den er eingangs im „Sophistes“ anspielt, lässt Pláton jedoch den Sokrátes als Sparringspartner des – in diesem Gespräch, darin hier dem Fremdling gleichend, als Alles wissend dargestellten – Parmenídes auftreten.

<sup>521</sup> Das hat sich bei Pláton bislang noch nirgendwo herausgestellt, sondern ist lediglich von ihm schon mehrfach behauptet worden.

Leider mangelt es Pláton – dem man Dummheit nicht unterstellen kann – an Ehrlichkeit.

bereits genommen; und die noch verbleibenden Wälle sind nun leichter zu überwinden.<sup>522</sup>

Daher – wie soeben bemerkt – nehme ich mir nun als zunächst *Gedanken* und *Aussage* vor, um größere Klarheit darüber zu erlangen, ob das *Nichtseiende* mit ihnen in Berührung tritt, oder hingegen, ob beide unter allen Umständen wahr sind und von ihnen somit der Irrtum vollkommen ausgeschlossen ist.

Dabei will ich in der gleichen Weise, wie ich das Wesen der Begriffe und der Buchstaben dargelegt habe, nun das Wesen der Worte untersuchen. Denn auf diesem Weg wird das Gesuchte dann ja irgendwie zutage treten. Auch bei den Worten ist dann das Augenmerk auf die Frage zu richten, ob sie alle miteinander zusammenpassen, oder ob keines von ihnen mit einem anderen zusammenpasst, oder ob sich zwar einige, aber nicht alle zusammenfügen lassen.

Es liegt auf der Hand, dass auch hier das Letztere gilt: Diejenigen, die – unmittelbar hintereinander gesprochen – auch einen bestimmten Sinn ergeben, sie passen zusammen, während jene, die bei einer solchen Aufeinanderfolge keinen Sinn ergeben, nicht zusammenpassen.

Dabei ist das, was über die Stimme des Sprechenden erschallt, von zweifacher Art: Die eine umfasst die Hauptwörter, die Substantive, und die andere die Zeitwörter, die Verben. Dabei ist ein Verbum ein Wort, das eine Handlung ausdrückt; hingegen ist derjenige sprachliche Ausdruck, der sich auf den Handelnden selbst bezieht, ein Substantiv.

Reiht man ausschließlich Substantive in unmittelbarer Aufeinanderfolge aneinander, so ergibt dies niemals eine Aussage; und das nämliche gilt für Verben ohne Substantive. Mag ich auch „geht“, „läuft“, „schläft“ und sonstige auf Handlungen hindeutende Verben in der Rede aneinanderreihen – in diesem Beispiel mit dem Ergebnis: „geht läuft schläft“ –, so kommt es dadurch zu keiner wirklichen Aussage. Und auch beim Aneinanderreihen von „Löwe“, „Hirsch“, „Pferd“ und sonstigen Substantiven, mit denen man die Handelnden bezeichnet – in diesem Beispiel mit dem Ergebnis: „Löwe Hirsch Pferd“ –, kommt keine Aussage zustande. Denn weder auf die eine noch auf die andere Art beschreibt das so Gesprochene irgendein Handeln oder Nichthandeln oder das Sein eines Seienden oder eines Nichtseienden.

Dies geschieht vielmehr erst dadurch, dass man solche Substantive und Verben in bestimmten Anordnungen miteinander verbindet: Dann ist die Zusammenstimmung vorhanden; und gleich die erste Verknüpfung ergibt eine Aussage, mag sie auch unter den möglichen Aussagen die kürzeste und erste sein.<sup>523</sup> So gibt jemand, der sagt: „Der Mensch lernt“, ein Beispiel für eine kürzeste und erste Aussage. Denn mit ihr gibt er Kunde über das Seiende oder Werdende oder Gewordene oder Zukünftige; und er

---

<sup>522</sup> Ab jetzt beginnt der mit Abstand interessanteste Teil des Textes. Ob er original von Pláton stammt oder – wie, eingedenk Apelt's entsprechender Bemerkung, nicht auszuschließen ist – aus einer Frühform der megarischen Sprachphilosophie hervorgegangen ist, oder ob er hier aus den uns nicht mehr überlieferten Einsichten des Protagóras und des Gorgías geschöpft [und sodann die Spuren des geistigen Diebstahls verwischt] hat, das werden wir nicht mehr ermitteln können.

Vergegenwärtigt man sich nun aber, in welchem großem Umfang der „Timaios“ auf pythagoräischem Gedankengut aufbaut, so ist der Verdacht nicht abwegig, dass Pláton auch bei den Megarikern abgesehen hat.

<sup>523</sup> Statt „erste Aussage“ schreiben wir gegenwärtig: „elementare Aussage“ bzw. „unzusammengesetzte Aussage“; denn die komplexen – die zusammengesetzten – Aussagen werden gemäß syntaktischer Regeln aus den elementaren geformt.

spricht dabei nicht bloß irgendwelche Worte aus, sondern stellt eine wirkliche Behauptung auf, indem er mit einem Substantiv ein Verb verbindet. Daher sagen wir in solchen Fällen, dass er wirklich redet<sup>524</sup> und nicht bloß Wörter von sich gibt; und derartigen Verknüpfungen von Wörtern geben wir dann den Namen „Aussage“.

Denn so, wie die Dinge teils zu einander passen und teils nicht, so verhält es sich auch mit den sprachlichen Bezeichnungen: Zum Teil passen sie nicht miteinander zusammen; aber diejenigen unter ihnen, die in einer Aufeinanderfolge zusammenpassen, bringen dadurch eine Aussage zustande.

Hierzu ist noch dieses anzumerken: Eine *Aussage* ist in jedem Fall eine *Aussage von etwas*, ein Bericht über etwas. Und sie hat noch von einer zusätzlichen Beschaffenheit zu sein. Um dies zu verdeutlichen, will ich eine Aussage durch Verbindung eines Substantivs mit einem Verb bilden; es wird eine kurze und erste Aussage sein, durch die ein Gegenstand mit einer Handlung mittels eben dieses Substantivs und dieses Verbs verbunden wird. Diese Aussage lautet:

„Theaitetos sitzt“

Sie handelt offenkundig von Theaitetos und sagt etwas über ihn aus. Das gleiche gilt für die folgende Aussage:

„Theaitetos“, *zu dem ich jetzt rede*, „fliegt“<sup>525</sup>

Denn auch sie – diese andere Aussage „Theaitetos fliegt“ – handelt von ihm und sagt etwas über ihn aus.

Die Beschaffenheiten, um die es sich bei allen Aussagen handelt, sind demnach die der Wahrheit und der Falschheit: Die zweite dieser beiden Aussagen ist falsch, die erste hingegen wahr. Dabei sagt die wahre Aussage das Sein des Wirklichen über Theaitetos aus. Die falsche Aussage hingegen sagt etwas über Theaitetos aus, das von dem Wirklichen verschieden ist; sie sagt somit über ihn etwas Nichtseiendes als seiend aus.

Sie sagt demnach zwar Seiendes aus, aber eben doch Seiendes, das verschieden von dem ist, was von Theaitetos gilt. In eben diesem Sinn behaupte ich, dass es viel Seiendes gibt, und ebenso dann auch viel Nichtseiendes.

Diese zweite Aussage über Theaitetos gehört, gemäß der vorhin erfolgten Begriffsbestimmung von „Aussage“ – zu den kürzesten; und sie handelt von etwas: wenn nicht von Theaitetos, dann gewiss auch nicht von irgendeinem Anderen. Würde sie von Nichts handeln, so wäre sie keine Aussage, wie vorhin nachgewiesen worden ist. Von Theaitetos sagt sie etwas aus, dies aber so, als wäre das Verschiedene eines und das Nichtseiende seiend; daher ist eine solche Verbindung des Substantivs mit dem Verb der Weg, auf dem man wirklich zu einer falschen Aussage gelangt, in anderen Worten: auf dem es sich als wahr erweist, dass die Aussage falsch ist.

---

<sup>524</sup> Pláton's syntaktische Terminologie baut somit auf diesen Grundlagen auf:

- \* Ein Wort ist eine endliche wohlgeformte Folge von Buchstaben.
- \* Ein Ausdruck ist eine endliche wohlgeformte Folge von Wörtern.
- \* Eine Rede ist eine endliche Folge von Wörtern.
- \* Ein Satz – sei es ein Gedanke oder sei es eine Aussage – ist eine endliche wohlgeformte Folge von Ausdrücken, somit eine nach syntaktischen wie auch semantischen Hinsichten wohlgeformte Rede.

<sup>525</sup> So muss ich dies in der *monologischen* Fassung formulieren. In Pláton's *dialogischer* Version lautet der Satz nämlich: „Theaitetos“, *mit dem ich jetzt rede*, „fliegt“.

Erstaunlich ist, wie souverän Platon an dieser Stelle den pragmatischen Aspekt im Benützen der Metasprache in den Satz der Objektsprache hineingleiten lässt.



Und nun weiter im Text! Denken und Meinen und Sich-etwas-Vorstellen, gleichgültig ob falsch oder wahr, das sind alles Vorgänge, die sich in unserer Psyché abspielen. Dies wird einem leichter klar, wenn man vorab erfasst, was ein jedes für sich ist und wie sie sich von einander unterscheiden.

Das Denken und das Aussagen – sowie deren Ergebnisse, der Gedanke und die Aussage –, sie sind dasselbe, abgesehen davon, dass das Denken ein inneres Gespräch ist, ein Gespräch der Psyché mit sich selbst ohne sprachliche Äußerung, weshalb es eben auch von uns diesen Namen erhalten hat, nämlich: „Denken“. Dagegen heißt das Ausströmen des Gedankens aus der Psyché durch den Mund unter Begleitung eines Schalls „Aussagen“.

Für das – innere wie auch äußere – Urteilen gilt bekanntlich dieses, nämlich: Bejahen und Verneinen; und entsprechend gilt für den Gedanken und die Aussage dann: Bejahung und Verneinung. Wenn sich dies durch bloßes Denken in der Psyché stillschweigend vollzieht, so hat man dies mit „Meinen“ zu bezeichnen, und dessen Ergebnis dann „Meinung“; wenn sich ein solcher Vorgang bei einem zwar stillschweigend in der Psyché vollzieht, aber nicht rein für sich, sondern durch Vermittlung der Wahrnehmung, dann ist die einzig richtige Bezeichnung dafür „Vorstellen“, wobei das Ergebnis dieses inneren Handelns dann den Namen „Vorstellung“<sup>526</sup> trägt.

Es gibt nun wahre wie auch falsche Aussagen. Innerhalb des Gebietes des Aussagens ist das Denken ein Gespräch der Psyché mit sich selbst; und das Ergebnis dieses inneren Handelns – dieses inneren Tätigseins – ist der Gedanke. Daher ist die Meinung der Abschluss des Denkens, und die Vorstellung – wie ich sie benannte – eine Verbindung von Meinung mit Wahrnehmung. Daher sind dann auch die diesen Abschlüssen – die diesen Ergebnissen – entsprechenden Vorgänge, als mit den jeweiligen Aussagen verwandt, teils richtig und teils verkehrt sein, entsprechend ihren Abschlüssen, den teils wahren und teils falschen Aussagen.

So habe ich denn nun – rascher als erwartet – ermittelt, was ein falscher Gedanke und eine falsche Aussage ist; denn zunächst schien es ja, dieses Ziel, das zu erreichen ich mir gesteckt hatte, wäre gänzlich unerreichbar. (...) <sup>527</sup>

An einer früheren Stelle dieser Erörterung habe ich die bilderzeugende Kunst in eine nachbildende und in eine scheinbildende Art untergliedert, dies dabei unter der Bedingung, dass Irrtum sich tatsächlich als Irrtum und somit als eine natürliche Gattung des Seienden erweist. Dieser Nachweis ist nun erbracht worden; und daher sind diese beiden Arten nun jedem Zweifel enthoben.

Die scheinbildende Kunst zerlege ich nun ebenfalls in zwei Gruppen: Gemäß der einen wird das Scheinbild mit Hilfe eines Werkzeugs erstellt; und gemäß der anderen macht der das Scheinbild hervorbringende sich selbst zum Werkzeug. Dies meine ich ungefähr so: Jemand habe seinen Körper so in seiner eigenen Gewalt, dass er damit

---

<sup>526</sup> Apelt übersetzt „phantasía“ sinngemäß mit „anschauliche Vorstellung“. Ich verwende hier „Vorstellung“ im Wortgebrauch Kant's und kann daher auf den Zusatz „anschaulich [= mit einer Anschauung begleitet]“ verzichten.

Das Wort „Phantasie“ in seinem gegenwärtigen Alltagsgebrauch ist hier fehl am Platze. <sup>527</sup> Damit hat Platon seinen – ungemein interessanten und auch für uns Systematiker noch lesenswerten und wichtigen – Exkurs zur Sprachphilosophie beendet, oder jedenfalls nahezu beendet. Was dann noch *en passant* folgt, das sind: die Grundzüge einer *Abbild-Theorie der Sprache*.

Und danach geht er – im Anschluss an die frühere *richtigste* Begriffsbestimmung von „Sophist“ – hin zur *allerrichtigsten* von ihr an, wie man ihm hier durchaus wird unterstellen dürfen.

die Gestalt eines Anderen – etwa des Theaitetos hier vor mir – in annähernder Gleichheit darzustellen weiß, oder mit seiner Stimme dessen Stimme, so besteht dieser Teil der scheinbildenden Kunst in Nachahmung, weshalb diese Fertigkeit dann „Nachahmung“ genannt wird; und auch ich will sie so benennen.

Alles davon Verschiedene aber will ich zur Vermeidung weiterer Anstrengungen übergehen: Wem auch immer will ich die Betätigung überlassen, solches zu einer Einheit zusammenzufassen und ihr sodann den passenden Namen auszusuchen.

Aber auch diese nachahmende Kunst erfordert noch eine Zweiteilung, und dies aus folgendem Grund: Die Nachahmenden üben ihre Betätigung teils in Kenntnis dessen aus, was sie nachahmen, und teils ohne diese Kenntnis; und, in der Tat, was könnte es, meiner Sicht nach, für einen größeren Unterschied geben als den zwischen Kenntnis und Unkenntnis?!

In dem soeben angeführten Beispiel – den Theaitetos betreffend – würde es sich um die Nachahmung durch einen Kenner handeln; denn nur, wer sein Äußeres wie auch sein Inneres kennt, ist zu einer solchen – wenigstens ungefähren – Nachahmung dieses Menschen fähig.«

Der Kenner ahmt in seinem Sprechen das – gemäß Pláton: von seinem Sprechen unabhängig Bestehende – in gekonnter Weise nach: Der Kenner kennt die Wirklichkeit; und das von ihm sprachlich Nachgeahmte ist daher – so ist Pláton's Darlegung zu verstehen – die Wahrheit.

Und so, wie – im Verständnis Pláton's – die *Wirklichkeit ungeteilt* ist, so ist daher dann auch die *Wahrheit ungeteilt* und nicht etwa – im Sinne Tarski's – gestuft. Daher kommt für ihn eine Aufteilung der Wahrheit durch deren Stufung mittels einer Sprachstufung auf keinen Fall infrage.

Dann jedoch gerät Pláton in eben die Schwierigkeit, in die ihn die Streithähne aus Megara – die sich durch die im „Sophistes“ vorgetragene Angriffe zweifellos betroffen gefühlt haben und daher zu einer gründlichen Untersuchung von Pláton's Wahrheitstheorie übergegangen sind – gebracht haben: Der Epyklides aus Megara – ein Schüler des dortigen Epykleides, bei dem Pláton 399 Schutz und Zuflucht gesucht und erhalten hatte – hat Pláton's Wahrheits-Theorie als in-sich-widersprüchlich erwiesen.<sup>528</sup> Sein Argument dürfte – in meinen eigenen Worten gesprochen und in Pláton's Sinn breit dargelegt – ungefähr so gelautet haben:

»Ein Weiser ist – wie man dies so treffend sagt – ein Schweigender.<sup>529</sup> Da sei nun ein Kreter mit Namen „Epimenídes“, der Sohn von armen Hirten, der – kaum dass er hat gehen können – bereits seinen älteren Bruder beim Hüten der Ziegen in die Bergeinsamkeit begleitet hat. Nie hat er da auch nur einen Satz gesprochen; und auch dann, als er sich in eine Höhle zurückgezogen hat und nur noch von wild wachsenden Kräutern gelebt hat, auch und vor allem dann ist er ein Schweigender geblieben. Und nur ein einziges Mal, als ihn ein Philosoph aus Megara – denn bis dahin war die Kunde

---

<sup>528</sup> Natürlich wird er *nicht* behauptet haben, *jegliche* Wahrheits-Theorie sei antinomisch, d.h.: in-sich-widersprüchlich. Und Pláton hat das vorgetragene Argument daher ganz zutreffend auf *seine* – auf seine *wahre* – Wahrheitstheorie bezogen.

<sup>529</sup> Aber daraus folgt natürlich nicht umgekehrt, ein Schweigender sei – allein durch dieses Schweigen – bereits ein Weiser [geworden].

Und ob Kratylos, der in seinen letzten Lebensjahren mit seiner Umgebung nur noch mit der Gebärdensprache kommuniziert hat, *deswegen* bereits ein *Weiser* gewesen ist, *das* ist durchaus *fraglich*. [Allerdings sind gesundheitliche Gründe da keinesfalls auszuschließen.]

von ihm bereits gedrungen – aufgesucht und gefragt hat, warum er nicht spreche –, nur dieses einzige Mal hat er mit dem einen Satz geantwortet: „Was auch immer ich mit einer Sprache aussage, das ist unwahr, ist falsch, ist gelogen, ist eine Lüge“; denn er war ein Weiser, ein Muni, ein Schweigender. Und nie mehr hat er danach – sozusagen ein absoluter Zisterzienser – auch nur einen weiteren Satz von sich gegeben.

Jener Philosoph – es war kein anderer als Eubulides – hat sich dann nachdenklich von ihm verabschiedet. So weit hat er bis dahin dem Pláton vertraut, dass er dessen Wahrheitstheorie unbesehen und unüberprüft übernommen hat. Und als Logiker war es ihm klar, dass jener Satz dieses Kreters aufgrund der Tatsache, dass es sein einziger Satz war, äquivalent ist mit der Aussage: „Dieser Satz, den ich soeben ausspreche, ist nicht wahr, [sondern falsch]“. Und diesen Megariker quälte nun die Frage, wie es um die Wahrheit eben dieses einen Satzes bestellt ist; denn Pláton's Wahrheitsbegriff anwendend, verwickelte er sich dabei in den folgenden Widerspruch:

Angenommen, dieser Satz: „Dieser Satz, den ich soeben bilde, ist nicht wahr“ sei wahr; dann ist das der Fall, was er aussagt. Er sagt nun aber aus, dass er nicht wahr ist; somit ist es der Fall, dass er nicht wahr ist; und das heißt, dass er nicht wahr ist. Dies widerspricht jedoch dem eingangs angenommenen Satz; und daher ist diese Annahme nun widerlegt: Mit ihrer Widerlegung ist ihre Verneinung bewiesen; es ist somit nun bewiesen, dass dieser Satz tatsächlich nicht wahr ist. Aber genau dies sagt er von sich aus; daher ist er, Pláton's Wahrheits-Theorie gemäß, wahr; und da dies aus einem zuvor bewiesenen Satz logisch folgt, ist nun – zusätzlich zum bewiesenen Nicht-wahr-Sein jenes Satzes – auch sein Wahr-Sein bewiesen.

Es ist somit – in der Anwendung von Pláton's Wahrheitstheorie – ein Widerspruch bewiesen; und dies beinhaltet, dass Pláton's Wahrheitstheorie widerspruchsvoll ist.

Er kehrte nicht direkt nach Megara zurück, sondern suchte zuerst einmal die Akademie auf und berichtete dort von dem, was er gehört und überlegt hatte. Dort aber bezichtigte man ihn der Zänkerei, der mit diesem Gezänk<sup>530</sup> nur zerstörend auf das vom weisen Pláton errichtete Gebäude der Wahrheit einwirken wolle, der also Böses bewirke.

Verstört – und noch, bevor man ihn unter Ausübung des Haus-Rechts vom Gelände der Akademie hat verweisen können – hat er sodann dieses Gelände verlassen, ist zu Fuß nach Megara zurückgekehrt, und hat dort von alledem berichtet, was sich auf seiner Reise zugetragen hat.«

Nun, dass es eine solche Reise je gegeben hat, dafür kann ich nicht einstehen. Wohl aber stehe ich dafür ein, dass Pláton auf dieses Argument des Eubulides keine Entgegnung gefunden hat. Aber irgendwie hat er sich aus diesem Dilemma – wollt' er nicht die Auflösung seiner Schule in der Akademie in Kauf nehmen – eben doch herausreden müssen; und dies ist in dem besagten „Siebten Brief“ dann so erfolgt:<sup>531</sup>

»Für jede Sache kommen als notwendige Voraussetzung zu seinem Erkennen [die ersten] drei [der folgenden fünf] Punkte in Betracht, nämlich:

- ★ erstens die Benennung [in der Definition: das Definiendum];<sup>532</sup>

---

<sup>530</sup> Man wäre, in Vorwegnahme eines knapp zwei Jahrtausende später vom Papst Leo X gesprochenen Wortes „Mönchsgezänk“, geneigt zu sagen: „... der mit diesem Philosophen-Gezänk ...“!

<sup>531</sup> Hier sucht Pláton, die von den Megarikern erstellten Einwände gegen seine Ideenlehre und gegen seine Wahrheitstheorie in einem Aufwasch als vom Tisch zu wischen.

<sup>532</sup> Mit D: „Benennung, Name“ geb' ich hier G: „ónoma“ wieder.

- \* zweitens die Beschreibung [in der Definition: das Definiens];<sup>533</sup>
- \* drittens das Vergleichs-Objekt, [an dem die Gegenstände betrachtet werden];<sup>534</sup>
- \* viertens die Erkenntnis [dieser so gemessenen Sache];<sup>535</sup>
- \* fünftens der eigentliche Gegenstand dieses Erkennens: das wahrhaft Seiende.

Will man sich das damit Gesagte klar machen, so halte man sich an *ein bestimmtes* Beispiel, das uns zum Verständnis *aller möglichen* Fälle verhelfen soll:

Das *Erste* – als Beispiel: ein *Kreis* – ist ein sprachlich bezeichnetes Ding, dem eben der soeben ausgesprochene [bzw. hingeschriebene] *Name* „Kreis“ zukommt.

Das *Zweite* ist dann die *Beschreibung* des Kreises, die sich aus Hauptwörtern und Zeitwörtern zusammensetzt, nämlich: „was allseitig von den Endpunkten bis zum Mittelpunkt die gleiche Entfernung hat“; denn das dürfte wohl die Beschreibung dessen sein, was die Benennung „rund, gleichförmig gebogen, Kreis“ trägt.

Ein *Drittes* ist dann der *Vergleichs-Gegenstand*, das körperliche *Gebilde*, sei es [auf Sand oder auf eine Wachstafel] gezeichnet und sodann wieder weggewischt, oder sei es von einem Drechsler hergestellt und sodann der [irgendwann irgendwie eintretenden] Vernichtung preisgegeben, jedenfalls Veränderungen erleidend, von denen der Kreis-an-sich, auf den sich alles dies bezieht, deshalb nicht betroffen wird, weil er etwas davon Verschiedenes ist.

Das *Vierte* sodann ist die *wissenschaftliche Erkenntnis* und die *vernünftige Einsicht* und die *wahre Meinung* von diesen Dingen, somit alles Handlungen, die sich zu einer Einheit zusammenschließen, die sich [am Anfang] nicht in sprachlichen Lauten oder in körperlichen Gebärden [oder in beschriebenem Papier] geltend macht, sondern in der *Psyché*<sup>536</sup> ihren Sitz hat; und dadurch wird klar, dass sie von der Benennung, von der Beschreibung, und vom Vergleichs-Gegenstand verschieden ist, aber auch vom Wesen des Kreises selbst, [vom Kreis-an-sich, von der Idee des Kreises].

Dem *Fünften* – [dem Kreis-an-sich] – steht die vernünftige Einsicht am nächsten, wohingegen ihr der Vergleichs-Gegenstand sowie die Beschreibung sowie schließlich die Benennung [in dem-entsprechenden Abstufungen] ferner stehen.

Was soeben von der gerundeten Gestalt gesagt worden ist, das gilt in nämlicher Weise auch von der geraden Gestalt, und entsprechend von den [einzelnen] Farben, von jedem – natürlich entstandenen oder künstlich hergestellten – Körper, von allen Grundstoffen, als da sind: [Luft]–Feuer–Wasser[–Erde],<sup>537</sup> von jedem Lebewesen, von jeder Verfassung der *Psyché*, vom Guten, vom Schönen, vom Gerechten, von jedem Tun und Leiden<sup>538</sup>. Denn wer [auch nur] an einem dieser Dinge nicht die vier Abstu-

<sup>533</sup> Mit D: „Beschreibung, Allgemein-Vorstellung“ geb ich hier G: „lógos“ wieder.

<sup>534</sup> Mit D: „Standard-Objekt, Vergleichs-Gegenstand“ geb' ich hier G: „éidolon“ wieder.

<sup>535</sup> Mit D: „Erkennen, Erkenntnis“ geb' ich, wie üblich, G: „epistéme“ wieder.

<sup>536</sup> Ich gebe, wie schon zuvor, G: „psyché“ mit D: „Psyché“ wieder. Die übliche Wiedergabe ist D: „Seele“; gegen diese Übersetzung wäre dann nichts einzuwenden, wenn diese Benennung nicht gemäß christlicher Beschreibungen, sondern gemäß Pláton's Beschreibung [unter ausdrücklicher Einbeziehung ihrer Prä-Existenz] erfolgen würde.

<sup>537</sup> Vom Raum, den er im „Timaios“ als fünften Grundstoff nimmt, weiß ich nicht, wie man von ihm einen Vergleichsgegenstand erstellen kann; daher lass' ich ihn oben unerwähnt.

Pláton umgeht diese Frage geschickt mit der gekonnten Formulierung: „von Feuer, Wasser und allen Elementen“.

<sup>538</sup> Mit „Tun und Leiden“ ist das *Aktive und Passive an erlebten Veränderungen* gemeint. Das Erleiden mag auch etwas Unerhebliches und sogar etwas Erfreuliches sein, das auf einen ohne eigenes Zutun zugekommen ist.

fungen [ihrer jeweiligen fünften Stufe] erfasst hat, der wird niemals der Erkenntnis [eben dieser] fünften Stufe teilhaftig werden.

Dazu kommt noch, dass diese vier unteren Stufen auf zwei Sachen ausgehen, nämlich: auf das Aufweisen der Eigenschaft und Beschaffenheit eines jeglichen [zu erfassenden] Dings als der ureigentliche Wesensbestand desselben, und auf das [dabei erfolgte] Zuhilfenehmen der unzulänglichen sprachlichen Darstellungsmittel.<sup>539</sup>

Daher wird kein Vernünftiger es jemals wagen, das von ihm mit dem Geist Erfasste diesen unzulänglichen sprachlichen Mitteln anzuvertrauen,<sup>540</sup> und noch dazu, wenn diese ein- für allemal festgelegt sind, wie es bei dem mit Buchstaben Niedergeschriebenen der Fall ist.

Zum Verständnis dessen mag uns nun wieder das obige Beispiel verhelfen: Jener Kreis, der mit Mitteln der Sinneswelt<sup>541</sup> gezeichnet oder vom Drechsler hergestellt wird, zeigt eine Fülle von Eigenschaften, die im Widerspruch mit jener fünften Stufe des Erkennens stehen: Der [mit diesen Mitteln erstellte] sinnliche Kreis gerät überall [in seinen kleineren Abschnitten] in das Gebiet der Geraden, während – wie ich behaupte – der Kreis-an-sich von [dieser ihm] gegensätzlichen Beschaffenheit weder viel noch wenig, sondern garnichts an sich hat.

Was aber die Benennung der Dinge anbelangt, so hat diese keinen festen Bestand; vielmehr kann das, was jetzt „rund“ heißt, ohne weiteres [auch irgendwann einmal] „gerade“ heißen, und was jetzt „gerade“ heißt, [irgendwann einmal] „rund“.<sup>542</sup> Doch diese Wortvertauschung und entgegengesetzten Benennung ändert am festen Bestand des Dings – [nämlich: des Kreises] selbst – garnichts. Und auch mit der Beschreibung verhält es sich so: da diese sich aus Hauptwörtern und Zeitwörtern zusammensetzt, entbehrt sie durchaus der vollen Festigkeit. Und so lässt sich noch Tausenderlei zum Nachweis der mangelhaften Deutlichkeit dieser vier Abstufungen anführen.

Die Hauptsache aber bleibt immer doch das, was ich davor angeführt habe, nämlich: [der Unterschied von der] Beschaffenheit [eines Vergleichsgegenstands] und dem Wesen [des Gegenstands selbst]. Denn während die Psyché nicht nach der Beschaffenheit, sondern nach dem eigentlichen Wesen forscht, beruft sich jede der vier [vorangehenden] Erkenntnis-Stufen in Wort und [sinnlicher] Wirklichkeit nicht auf das [von der Psyché] Gesuchte; und da [jede dieser vier Stufen] das Gesagte oder Vorzeigte aufgrund der sinnlichen Wahrnehmung leicht widerlegbar macht, bringt sie

---

<sup>539</sup> Nicht zufällig, sondern grundsätzlich sind die Darstellungsmittel der Sprache zum Erfassen der ureigentlichen Eigenschaften der Dinge unzulänglich: So lautet hier Pláton's *Metaphysik*.

<sup>540</sup> Das also ist nun Pláton's letzter Ausweg: Der *Anschein* der *Paradoxie des Dritten Menschen* sowie der *Antinomie des Lügners* kommt – dieser mentalen und verbalen Verzweiflungshandlung gemäß – ausschließlich dadurch zustande, dass sich *Unvernünftige* den *unzulänglichen sprachlichen Mitteln* anvertrauen.

Damit konnte Pláton sich zwar *seinerzeit* herausreden, *nicht* jedoch zu unserer Zeit, in der Präzisionssprachen entwickelt worden sind, die frei von Unzulänglichkeiten sind und in denen – unter Pláton's ontologischen und semantischen Voraussetzungen – die Paradoxie des Dritten Menschen sowie die Antinomie des Lügners einwandfrei nachgezeichnet werden können.

<sup>541</sup> Mit „Sinneswelt“ meint Pláton hier die durch die äußeren fünf Sinne zu erfassende Welt.

An anderen Stellen hab' ich in Klammern die Beifügung „äußere“ hinzugefügt, um dadurch klarzustellen, dass die den Geist bzw. die Psyche unterstützenden inneren Sinne nicht mit einbezogen sind.

<sup>542</sup> Wir könnten ihm hier so beispringen: „Was irgendwann einmal „Unteilbares“ [= „Atom“] geheißt hat, das heißt jetzt „Teilbares“ ...“

dadurch nahezu ausnahmslos [die Betrachter] in einen Zustand der Unsicherheit und der Ratlosigkeit.

Bei Gegenständen [der Betrachtung und der Untersuchung], bei denen wir wegen mangelhafter Vorbildung garnicht gewohnt sind, nach der [auf der fünften Erkenntnis-Stufe auffindbaren] Wahrheit zu forschen, sodass uns da schon das uns vorgehaltene Abbild [der dritten Erkenntnis-Stufe] ausreicht, kommt es garnicht so weit, dass sich die Mitunterredner von den Hauptunterrednern,<sup>543</sup> die sich auf die Zurückweisung und Widerlegung der vier Unterstufen verstehen, lächerlich gemacht sehen. Bei solchen Gegenständen dagegen, wo ich dem Antwortenden keine andere Wahl lasse als, sich auf die fünfte Erkenntnis-Stufe einzulassen und sich darüber zu erklären, da hat der Widerlegungskundige<sup>544</sup>, wenn er nur will, gewonnenes Spiel; denn er stellt dann den, der in seiner Antwort seine Gedanken in Wort oder Schrift darzustellen hat, der Mehrzahl der Zuhörer als Stümper in dem von ihm in Wort oder Schrift berührten Gebiet.<sup>545</sup>

Dabei haben die Zuhörer [solcher Streitgespräche] mitunter gar keine Ahnung davon, dass eigentlich nicht das, was die Psyché denkt,<sup>546</sup> widerlegt wird, sondern die von Haus aus unzulängliche Beschaffenheit einer der vier [unteren] Erkenntnis-Stufen.

Und mag die Beschäftigung mit Fragen dieser Art auch in Alles eingedrungen sein und sich immer wieder bald diesem und bald jenem Punkt zugewandt haben, so gelangt es dabei doch kaum jemals dahin, dass sie ein wirkliches Wissen des seinem Wesen nach Vollkommenen hervorbringt; denn dies ist einem von Natur aus reich veranlagten Geist vorbehalten.<sup>547</sup>

Wo es hingegen mit der natürlichen Veranlagung schlecht bestellt ist – wie dies bei der großen Masse ja hinsichtlich der Empfänglichkeit der Psyche für wissenschaftliche Belehrung wie auch für die üblicherweise verstandene Sittlichkeit der Fall ist, und dies teils von Haus aus, teils aber infolge störender Einflüsse –, da kann auch ein Lynkeys<sup>548</sup> dem trüben Auge nicht zu voller Sehkraft verhelfen. Kurz und gut: Wer sich nicht innerlich mit der Sache verwandt fühlt, den kann auch Gedächtnisstärke und Fassungskraft hier nicht zum Ziel führen; denn bei widerstrebender Geistesrichtung

---

<sup>543</sup> Es muss da wohl eine Diskussions-Kultur geherrscht haben, wie sie gegenwärtig im Tibetischen Buddhismus bei den Gelugpas sowie bei den Sakyapas anzutreffen ist.

<sup>544</sup> Damit meint Pláton in diesem Zusammenhang an vorderster Stelle die Megariker, und in diesem speziellen Fall natürlich den Polyxénos sowie dann auch den Eybylídes.

<sup>545</sup> So also windet sich Pláton aus der Widerlegung, die er durch Polyxénes hinsichtlich seiner Ideen-Lehre sowie durch Eybylídes hinsichtlich seiner Wahrheits-Lehre erlebt hat, aus dieser für ihn misslich gewordenen Lage heraus: Die Widerleger widerlegen ihn – dies ist seine Behauptung – nur auf den ersten vier Erkenntnis-Stufen, nicht hingegen auf der fünften Erkenntnis-Stufe, zu der sie sich überdies noch gar keinen Zugang verschafft haben.

<sup>546</sup> Andererseits hat Pláton wenige Jahre zuvor im „Sophistes“ geschrieben: „Denken ist Zwiesprache der Psyché mit sich selbst“; demnach wäre – und ist nach meiner Sicht – das Denken ein inneres Sprechen, nämlich: ein mit den Begriffen des Denkens erfolgtes Sprechen, wobei die Begriffe des Denkens aber keinesfalls ohne Bezug auf die des Sprechens und des Schreibens sind.

<sup>547</sup> Sprich: „... einem Geist wie dem des Pláton!“

<sup>548</sup> Zu dem – mir gänzlich unbekanntem – Lynkeys bemerkt Apelt: „Lynkeys, der Meister des Sehens, zum Sehen geboren, zum Schauen bestellt“, wird hier in leichter Hyperbel zugleich zum Lehrmeister des Sehens hingestellt.“

schlägt die Philosophie überhaupt nicht Wurzel.<sup>549</sup> Wer also nicht innerlich verwandt ist mit dem Gerechten[-überhaupt] und dem Sittlich-Schönen-überhaupt, ob nun der eine für dieses und der andere für jenes Wissensgebiet mit leichter Fassungskraft und Gedächtnisstärke begabt ist,<sup>550</sup> aber auch, wer sich ihm verwandt fühlt, dabei aber der Fassungskraft und der Gedächtnisstärke ermangelt,<sup>551</sup> *der* wird – und zwar *ohne Ausnahme* – niemals den denkbar höchsten Grad der Erkenntnis von dem wirklichen Wesen einerseits der Tugend und andererseits des Lasters erreichen;<sup>552</sup> denn beide – Tugend und Laster – gehören [zu] ihrem Erkennen unbedingt zusammen, genau so, wie für das ganze Seinsgebiet Wahrheit und Irrtum zugleich und miteinander verbunden in unermüdlicher Anstrengung bei reichlichem Zeitaufwand erkannt werden müssen, wie ich dies ja auch an anderer Stelle gesagt habe.

Und erst, wenn alles Einzelne – Benennungen, Beschreibungen, sinnliche Anschauungen [anhand von Vergleichsgegenständen], [zu Erkenntnissen leitende] Wahrnehmungen – in mühsamer Arbeit nach ihren wechselseitigen Beziehungen zu einander in einem – trotz aller Widerlegungen<sup>553</sup> – stets versöhnlichen Ton<sup>554</sup> erörtert und ohne Gereiztheit bei Fragen und Antworten<sup>555</sup> durchgeprüft ist, *erst dann* lassen Vernunft und Einsicht über jeglichen Gegenstand ihr Licht erstrahlen, und dies dann mit einer Kraft, die sich bis zur Grenze des für Menschen überhaupt Erreichbaren steigert.

Daher ist jeder vernünftige Mensch weit davon entfernt, durch Veröffentlichung schriftlicher Darlegungen über hochernste Sachen diese den Zweifeln und der Streitsucht der Menschen preiszugeben; und es ergibt sich, kurz gesagt, aus dem hier Dargelegten die folgende Lehre:

---

<sup>549</sup> Pláton's These in anderen Worten formuliert: Wer nicht Pláton's Philosophie vertritt, der ist kein Philosoph; er ist im günstigsten Fall ein Sophist, und oft nicht einmal dieses.

<sup>550</sup> Damit sind in erster Linie die anderen Sokratiker – d.h.: die anderen Sokrátes-Schüler und deren Schüler, vorab die Megariker – gemeint; denn nur sie haben sich mit Pláton's Philosophie befasst und abgegeben.

Die Abwendung von seinem Lehrer Kratylos ist im „Kratylos“ am relativ sanftesten erfolgt. Die Abwendung von Anaxagóras, dessen Schriften er zweifellos genau gekannt hat, hat er im „Phaidon“ auf eine unschöne Art gestaltet. Die Abwendung von Protagóras ist – mit allen erforderlichen Simplifizierungen – im „Sophistes“ erfolgt, wobei man da allerdings den Eindruck nicht los wird, dass mit „Fremdling“ niemand anderer als Platon und mit „Protagóras“ niemand anderer als Eykleides von Megara gemeint ist. Die im „Gorgias“ erfolgte Abwendung von Gorgias, von dem er sehr viel an Sprachwissenschaftlichem – an *Syntax-Semantik-Pragmatik* – gelernt und in seinen Dialogen ausgeübt hat, ist an Unschönem kaum zu überbieten.

<sup>551</sup> Man geht kaum fehl in der Annahme, dass damit Pláton's eigene Schüler – und allen voran der ihm bis dato treu ergebene Aristotéles – gemeint sind; denn es ist nicht zu ersehen, wer sonst noch hierfür in Frage kommen könnte.

<sup>552</sup> Pláton aber hat ihn erreicht; denn sonst könnte er – laut „Phaidros“ – ja garnicht wirklichsgetreu darüber sprechen, sondern wäre nichts als ein – da so genannter – Rhetoriker, ihn dabei mit seinen eigenen Maßstäben beurteilend.

<sup>553</sup> Die Widerlegungen sowohl seiner Ideen-Lehre durch Polyxénos als auch seiner Wahrheits-Theorie durch Eybylides sind ja – meint Pláton – nur durch die Unebenheiten des Alt-Griechischen bedingt [und würden in einer Präzisionssprache daher – meint er wohl – garnicht auftreten].

<sup>554</sup> Der Ausdruck „versöhnlicher Ton“ ist hier nicht im Alltagsgebrauch zu verstehen, sondern vielmehr so, wie ihn Platon in seinen Dialogen – etwa im „Gorgias“, im „Sophistes“, im „Theaitetos“ – seinen philosophischen Widersachern gegenüber verwendet.

<sup>555</sup> Die Antworten erfolgen – der Handhabung Pláton's gemäß – dann ohne jegliche Gereiztheit, wenn sie entsprechend der Vergleichsgegenstände, wie sie seine Dialoge bilden, gegeben werden.

„Wenn man auf schriftliche Darlegungen [eines Menschen] stößt – sei dies von einem Gesetzgeber zur Erläuterung von Gesetzen, oder sei dies von Schriften irgendwelcher [sonstiger] Art –, so war diese Schriftstellerei, wenn er nämlich ein ernsthafter Mensch ist, nicht sein voller Ernst, mag es auch unter dem, was ihm gehört, an den schönsten Platz gestellt sein;<sup>556</sup> hat er es aber wirklich in vollem Ernst als Schriftwerk veröffentlicht, dann haben – zwar nicht Götter wohl aber – sterbliche Menschen ihn jeglicher Besinnung beraubt.“«

Ob Pláton diese Argumentation – die er sicherlich oft mündlich vorgetragen hat, und die er nur an einigen wenigen Stellen schriftlich fixiert hat, dabei nirgendwo so ausführlich wie hier im „Siebten Brief“ – konsequent zuendegedacht hat, das dürfte wohl nicht mehr zu ermitteln sein. Konsequent zuendegedacht, lautet sie – in Kurzform gebracht – etwa so:

»Eine gesprochene Sprache ist etwas Entstandenes und daher etwas Zusammengesetztes, somit etwas Veränderliches und Vergängliches; und das gilt auch für alle anderen äußeren Sprachen, wie etwa für die Sprache der Gebärden. Das gilt zudem auch für die innere Sprache. Denn das Denken ist ein inneres Sprechen, nämlich: die Zwiesprache der Psyché<sup>557</sup> mit sich selbst.

Die Ideen – diese unentstandenen und einfachen, daher unzusammengesetzten Entitäten – sind unveränderlich und daher auch unvergänglich. Sie können daher vollständig und widerspruchsfrei – kurz gesagt: genau – nicht erfasst werden: weder in vergänglichen Buchstaben des Schreibens, weder in vergänglichen Worten des Sprechens, weder in vergänglichen Gedanken des Denkens, noch sonst irgendwie in Vergänglichem.

Denn worüber man grundsätzlich nicht Schreiben kann, davon kann man auch grundsätzlich nicht sprechen; und worüber man grundsätzlich nicht sprechen kann, davon kann man auch grundsätzlich nicht denken.

Wer – begnadet mit Erinnerungsstärke und Fassungskraft – mit unbeugsamen Willen zu den Grenzen dieses äußeren und inneren Sprechens strebt, der wird dieses Ewige irgendwann – da schon gott-ähnlich geworden – mehr und mehr mit dem Tastsinn des Geistes spüren; und wer, dann verstärkt und unentwegt weiter strebt und so dann endlich diese Grenze nicht nur erreicht, sondern sie auch durchbricht, der wird dieses Ewige – dann gott-gleich geworden – mit dem Sehsinn des Geistes sehen, genauer: ohne Schreiben–Sprechen–Denken dann sehen, kurz: unvermittelt sehen, mit einem Fremdwort: direkt sehen.

In Widersprüche sprachlicher Art kann und wird er sich bei diesem sprachlich nicht [mehr] vermittelten Sehen dann natürlich nicht verwickeln.

Er wird dann, befragt nach dem so Gesehenen, notgedrungenerweise schweigen: Er wird da zu einem *Schweigenden*, auf Sanskrit: zu einem *Muni*, auf Deutsch in sinngemäßer Übertragung: zu einem *Weisen*.«

---

<sup>556</sup> Apelt deutet diese Formulierung – sicherlich zu Recht – so: „Das soll wohl heißen: „... mag es auch unter seinen Werken das relativ beste sein“. Der „volle Ernst“ aber bedeutet das, was wir „das letzte Wort“ in einer Sache nennen.“

<sup>557</sup> Warum Pláton das Wort „noýs“ [= „Geist“] des Anaxagóras meidet, ist nicht leicht zu beurteilen.

Der Ausdruck „Noýs“ bei Anaxagóras ist – vielleicht! – so zu verstehen: Es gibt in der Wirklichkeit keinen Zufall; die Naturgesetze sind vom Geist erfassbar, daher von geistiger Art. Denn der Geist erfasst ausschließlich Ihm-Gleichgeartetes, somit: Geistiges, eben: Noýs.



Ob der wahrhaft Weise allerdings auch über das Schweigen des Weisen spricht, das weiß ich nicht, und das zu ergründen liegt außerhalb meiner Erinnerungsstärke und Fassungskraft.

Des Pláton's *Lehre von der Psyché* beinhaltet seine Lehre vom Geist in [mindestens] zweifacher Hinsicht: (a) in der Hinsicht der Art seines Bestehens, und (b) in der Hinsicht der Arten seines Wirkens, da vorwiegend seines Erfassens und Erkennens.

Die ersten Ansätze zu seiner Philosophie des Geistes haben ihren Niederschlag im „Phaidon“ gefunden. Allerdings hat er in diesen Dialog im Verlauf der vielen Jahre, während der er ihn hier so und dort anders erweitert und ausgebreitet hat, in ihn verschiedene und teilweise nicht zusammenpassende Lehren einfließen lassen, sowohl solche des altgriechischen Animismus als auch solche der altindischen Ātman-Lehre; und selbst Spuren des Jainismus sind darin auffindbar. Dass darin auch Spuren vom Gedankengut des Sokrátes vorhanden sind, daran hab' ich zwar keinen Zweifel; die Frage jedoch, was daran in zumindest ungefährender Weise von Sokrátes stammen könnte, sie gleicht einer Gleichung mit mehreren Unbekannten: Sie ist zwar punktuell da und dort lösbar, jedoch nicht allgemein lösbar.<sup>558</sup>

Seine – mit den ersten Ansätzen der Ideen-Lehre eng zusammenhängende – Lehre von der Unsterblichkeit der Psyché ist vorhin bereits dargestellt worden.

Im „Phaidon“ beschreibt er die Psyché noch als etwas Unzusammengesetztes und daher Unteilbares, wenngleich er sie sich da irgendwie als räumlich ausgedehnt vorstellt; ich gebe seine Argumentation zusammengefasst in meinen Worten so wieder:

»So, wie Kletterpflanzen einen Baum umschlingen und ihre Wurzeln durch dessen Rinde in seinen Stamm treiben, so umschlingt auch alles, was mit das Soma zusammenhängt,<sup>559</sup> die Psyche und treibt seine Wurzeln in sie hinein. Das Soma ist nun offensichtlich räumlich ausgedehnt; damit er die Psyché umfassen kann, darf diese weder unräumlich noch punktförmig – d.h.: 0-dimensional – sein. Doch wiewohl sie also eine räumliche Ausdehnung hat, ist sie unzusammengesetzt und daher unteilbar.

Das Soma ist schwer und zieht die Psyché mit sich herab; hat man sich von im nicht gänzlich befreit, dann zieht dieses die Psyché nach den Tod hinab in die Unterwelt. Die Psyché hingegen ist schwerelos [oder zumindest nahezu ohne Gewicht]. Hat der Mensch daher schon vor seinem Tod alle Bestandteile des Leibes von der Psyché abgetrennt, so entschwebt die nach dem Tod – den Naturgesetzen gemäß – in höchste Höhen zu den ewigen und glückseligen Göttern.«<sup>560</sup>

---

<sup>558</sup> Von Phaídon selber wird berichtet, er habe angemerkt, dass dieser letzte Tag des Sokrátes ganz anders verlaufen ist.

Und Diogénes Laértios berichtet: „Aristotéles (...) ist, wie Favorinus irgendwo sagt, der Einzige gewesen, der bei der Vorlesung des „Phaidon“-Dialogs bis zum Ende ausgeharrt hat.“

Wiewohl er sich mit keinem Wort dazu äußert, warum alle Zeitzeugen des Sokrátes bei dieser Schriftsteller-Vorlesung vorzeitig geflüchtet sind, dürfte der Grund hierfür unschwer zu erraten sein.

<sup>559</sup> Die Lehre von den Grundstoffen Erde–Wasser–Luft–Feuer, die ihm zu dieser Zeit zweifellos schon bekannt gewesen ist, zieht er da jedoch noch nicht in Betracht.

<sup>560</sup> Dies hat gewisse Ähnlichkeiten mit der entsprechenden Lehre des Jainismus.

NB: Lässt man – wie dies im vorangehenden Absatz erfolgt ist – die Ideen-Lehre außer Betracht, so könnte dies durchaus ein Teil der Lehre des Sokrates vom Geist – ganz im Sinne des Anaxagoras: der Lehre vom Noýs! – sein. Allerdings ist nicht auszuschließen, dass in sie auch Teile der Lehren der Apóllon-Priester von Athen mit eingeflossen sind.

Pláton hat seine Lehre von der Psyché in einer zusammenhängenderen Weise in der „Politeía X“ seiner ersten Lehre vom Staat angehängt. Unter Verzicht auf die – den am Inhalt selber interessierten Philosophen hier mehr als anderswo störende, weil die Frage der Gültigkeit der einzelnen Beweis-Schritte verschleiende – eintönige Dialogform ist dies seine Durchbesprechung, seine Dialektik:<sup>561</sup>

»Nunmehr ist vom größten Lohn der Tugend und von dem für sie ausgesetzten Kampfpfeis zu berichten, einer unausdenkbaren Größe, die größer ist als aller Lohn innerhalb einer Lebenszeit. Denn diese ganze Zeit von der Kindheit bis zum Greisenalter ist doch im Vergleich zur gesamten [Welt-]Zeit nur kurz; und in dieser so kurzen Zeit kann ja nichts wirklich groß werden.

Groß ist der Kampf, ob man gut oder hingegen schlecht werde, größer als es gemeinhin erscheint. Daher darf man sich weder durch Ehren noch durch Geld noch durch irgendwelche Herrschermacht noch gar durch die Dichtkunst dazu verführen lassen,<sup>562</sup> die Gerechtigkeit und die übrigen Tugenden zu vernachlässigen. Daher will ich sogleich auf den größten Lohn der Tugend eingehen, auf die für sie ausgesetzten Kampfpfeise.

Kann denn etwas wirklich in kurzer Zeit groß werden? Und diese ganze Zeit von der Kindheit bis zum Greisenalter ist doch offensichtlich im Vergleich zur gesamten [Welt-]Zeit nur kurz. Soll dann ein unsterbliches Wesen wirklich seine ganze Kraft nur für eine so kurze Zeitspanne einsetzen, nicht aber für die gesamte Zeit? Denn die Psyché eines jeden von uns ist unsterblich und geht niemals zugrunde: Das zu zeigen, das ist nicht sonderlich schwierig.

---

<sup>561</sup> Dass die 1-te Auflage dieses schließlich zehnbändig gewordenen Werks nur aus der „Politeía I“ bestanden hat, das ist seit der Antike unter den kundigen Philosophen bekannt. Ich selber bin darauf durch eine entsprechende Bemerkung Apelt's aufmerksam gemacht worden, desgleichen auf Brüche in der Abfolge seines Argumentierens.

Vergleicht man nun den Abschluss der „Politeía I“ mit dem der darauf folgenden Bände, dann findet man darin da und dort ähnliche Abschlüsse, neben anderen mühsam aufgeschütteten Bruchstellen. Diese verleiten mich, im Kielwasser von Apelt, zu folgender Vermutung:

Nachdem das Buch „Politeía VIII“ bereits verfasst und dem Buch „Politeía IV“ angefügt worden war, sind danach noch die Bände „Politeía V“ und „Politeía VI“ dazwischen eingeschoben worden, und noch später dann der Band „Politeía VII“; dort hat er dem zuvor vorgetragenen beiden Gleichnissen – dem Sonnengleichnis und dem Liniengleichnis – dann noch ein drittes abschließendes Gleichnis hinzugefügt, das Höhlengleichnis. Irgendwann hat er alledem dann die „Politeía IX“ erstellt. Und irgendwann hat er es sodann als erforderlich erachtet, das Höhlengleichnis neu in argumentativer Darstellungsweise zu gestalten; dies ist dann zur – ursprünglichen – „Politeía X“ gediehen. Ihr hat er schließlich noch eine griffige Zusammenfassung seiner Ideen-Lehre sowie eine erzürnte Brandrede gegen alle von ihm verschiedenen Schriftsteller und Dichter zusammenhanglos angehängt, unerfindlich, aus welchen – hohen oder niederen – Beweggründen heraus auch immer dies erfolgt sein mag.

<sup>562</sup> Hier denkt Pláton offenbar an sein Verhalten in seinem bisherigen Leben zurück.

Nun beurteilen wir dieses als gut und jenes als schlecht: Das Schlechte ist dabei alles das, was zerstört und vernichtet; das Gute hingegen ist alles das, was erhält und fördert.

In diesem Sinn nehmen wir für ein Jegliches etwas Schlechtes wie auch etwas Gutes an, das Schlechte betreffend: für die Augen z.B. die Trief-Äugigkeit, und für das Soma – den Leib – überhaupt die Krankheiten, für das Getreide der Brand, für das Holz die Fäulnis, für Erz und Eisen der Rost; so hat fast ein jedes ein Übel, das ihm von seiner Beschaffenheit her zukommt. Sowie sich nun bei irgendeinem Gegenstand hiervon etwas einstellt, so versetzt es diesen in einen schlechten Zustand, löst ihn schließlich völlig auf und vernichtet ihn so.

Das Übel also und die Fehlerhaftigkeit, die einem jeden Gegenstand von seiner Beschaffenheit her zukommt, zerstört diesen schließlich; und wenn Übel und Fehlerhaftigkeit ihn nicht zerstören würde, dann gäbe es nichts, was ihn vernichten könnte. Denn das Gute [und Fehlerlose] wird doch nicht irgendetwas vernichten, und ebenso wenig das, was weder schlecht noch gut ist.<sup>563</sup> Wenn wir also im Bereich des Seienden einen Gegenstand finden, dem zwar ein Übel [beigesellt ist], durch welches ihm zwar Schlimmes zugefügt wird, ohne dass ihn dieses Übel zerstören und auflösen könnte, dann wissen wir sicher, dass der so beschaffene Gegenstand nicht untergehen kann.

[Die Psyché ist frei von jeglichem Übel, wenn sie die vierfache Tugend verwirklicht hat; diese besteht in:

- Gerechtigkeit–Tapferkeit–Besonnenheit–Weisheit.]

Nun hat auch die Psyché ein Übel, das sie schlecht macht, nämlich:

- Ungerechtigkeit–Feigheit–Zügellosigkeit–Unwissenheit.<sup>564</sup>

Kann dann – so ist zu fragen – etwas davon sie auflösen und vernichten? Aber man hat – will man diese Frage zutreffend beantworten – dabei darauf zu achten, sich nicht etwa der trügerischen Meinung hinzugeben, der ungerechte und unvernünftige Mensch sei durch die Ungerechtigkeit, die die Schlechtigkeit der Psyché ist, zugrunde gegangen, wenn er auf einem Verbrechen ertappt wird.

Vielmehr muss man sich die Sache so vorstellen: Die Schlechtigkeit des Somas – also die Krankheit – lässt zwar dieses Soma – diesen Leib – dahinsiechen; sie zerstört es; und sie bringt dieses schließlich dahin, dass er überhaupt nicht mehr Soma ist, dass es vielmehr – wie alles eben Aufgezählte – durch sein ihm zu Eigenes Übel, das ihn durch das andauernde Innewohnen verdirbt, zum Nichtsein gelangt.

Nun betrachte ich die Psyché auf die selbe Weise: Hat etwa das andauernde Innewohnen von Ungerechtigkeit und der sonstigen Schlechtigkeit in der Psyché zur Folge, dass sie verdirbt und dahinsiecht, bis sie dem Tod verfällt und sich vom Soma trennen muss? Doch wohl keineswegs!<sup>565</sup> Denn das wäre doch ganz widersinnig, zu meinen, die Schlechtigkeit eines Anderen würde etwas vernichten, die eigene hingegen nicht.

Denn wir glauben doch auch nicht, das Soma müsse durch die Schlechtigkeit der Speisen – dabei meine ich: durch die Schlechtigkeit, die diesen Speisen zu Eigen ist, sei

---

<sup>563</sup> Kurz: Das nicht-Schlechte und Nicht-Fehlerhafte kann nichts vernichten.

<sup>564</sup> Dies sind die vier Untugenden zu seinen vier Tugenden.

<sup>565</sup> Pláton ist zwar in Syrakus von Dinoýsios II durch die Verbannung vom Hof in die Kaserne – wie er schreibt – *in Angst und Schrecken versetzt* worden; doch diese Un-Tapferkeit – und an sie erinnert er sich da wohl – hat nicht zu seinem Tod geführt, wiewohl diese in der Tiefe seines Gemüts sitzende Angst, die ihn da gefesselt hatte, auch noch Jahre nach der Rückkehr nach Athen sein stiller Begleiter gewesen sein mag. Und trotzdem ist er nicht daran gestorben.

Allerdings hat es immer wieder Fälle gegeben, bei denen Menschen in Situationen von Angst und Schrecken durch innere Verkrampfung dann der Herzstillstand anheimgefallen sind.

es nun Alter oder Fäulnis oder was auch sonst – zugrunde gehen. Wenn vielmehr die Schlechtigkeit eben der Speisen im Soma einen Schaden des Somas verursacht, dann sagen wir, das Soma sei infolge der Speisen durch seine eigene Schlechtigkeit – durch seine Krankheit nämlich – zugrunde gegangen. Dass aber das Soma, der etwas Besonderes für sich ist, durch die Schlechtigkeit der Speisen, die auch ihrerseits etwas Besonderes für sich sind, zugrunde gehe – also durch ein ihm fremdartiges Übel, das ja nicht das ihm von seiner Beschaffenheit her zukommende Übel erzeugt, das werd' ich niemals für möglich halten.

Dieselbe Überlegung gilt nun auch für die Psyché: Da die Schlechtigkeit des Somas in der Psyché nicht die Schlechtigkeit der Psyché erzeugen kann, deswegen kann ich nicht glauben, die Psyché gehe durch ein ihr fremdartiges Übel und nicht durch die eigene Schlechtigkeit zugrunde, also durch das Übel eines Andere, der von ihr gänzlich verschieden ist.

Entweder muss jemand dies als eine unrichtige Behauptung widerlegen; oder wir dürfen – solange dies nicht widerlegt ist – nicht behaupten, dass durch Fieber oder sonst eine Krankheit oder durch Zerstückelung – selbst wenn einer das Soma nun in kleinste Teilchen zerschnitte – dabei die Psyché jemals untergehe;<sup>566</sup> denn zuvor soll man mir hierzu nachweisen, dass durch diese Leiden des Somas die Psyché selber ungerechter und gottloser wird. Wenn aber ein fremdes Übel in etwas eindringt, ohne dass dabei das jeweils eigene Übel auftritt, dann kann ich keine Behauptung von der Art durchgehen lassen, hierdurch gehe die Psyché oder sonst etwas [gänzlich vom Soma Verschiedenes] zugrunde. Doch dass das Sterben [des Somas] die Psyché des Sterbenden ungerechter mache, solches wird keiner beweisen können.

Würd' es nun – um nur ja nicht die Unsterblichkeit der Psyché zugeben zu müssen – doch jemand wagen, meiner Darlegung entgegenzutreten mit der Behauptung, der Sterbende werde [im Vorgang des Sterbens] schlechter und ungerechter, so werd' ich – sollt' er mit dieser Behauptung Recht haben – meinerseits den Standpunkt vertreten, dann müsse die Ungerechtigkeit für den damit Behafteten tödlich sein wie eine Krankheit: Diejenigen, die dieser Krankheit verfallen, kommen dann durch sie um, da sie ihrer Beschaffenheit nach tödlich wirkt, dabei die von ihr am schwersten Befallenen früher, die leichter Erkrankten dementsprechend später. Dann könnt' es aber nicht so zugehen wie in unseren Zeiten, in denen die Ungerechten wegen ihrer Ungerechtigkeiten den Tod durch Andere erleiden, weil ihnen dies nämlich als Strafe auferlegt worden ist.

Auch würde sich dann, wenn die Ungerechtigkeit als tödlich für den mit ihr Behafteten wäre, als etwas nicht so sehr Entsetzliches erweisen; denn dann wäre [der Tod der Psyché] ja eine Befreiung von diesem Übel.

Doch ist eher das Gegenteil anzunehmen: Die Ungerechtigkeit wird sich nach Kräften für die Anderen als tödlich erweisen, während sie die mit ihr Behafteten so lebenskräftig wie nur möglich macht, und nicht nur lebenskräftig, sondern auch besonders munter und rege in der Nacht: So weit ist sie offenkundig davon entfernt, [für den Ungerechten selber] todbringend zu sein.

Da nun das eigene Übel und die eigene Schlechtigkeit nicht imstande sind, die Psyché zu töten und zu vernichten, so wird doch wohl kaum ein Übel, das zur Vernichtung eines Anderen bestimmt ist, die Psyché oder etwas Anderes vernichten, ausgenommen eben das, wozu es bestimmt ist. Da sie also von keinem einzigen Übel ver-

---

<sup>566</sup> Pláton meint hier, eine Behauptung dürfe solange aufrechterhalten werden, solange sie nicht widerlegt ist.

nichtet wird – weder von einem eigenen noch von einem fremden –, so muss sie offenkundig ein immer Seiendes sein; und da sie nun immer seiend ist, so ist sie unsterblich: Dies gilt notwendig.

Da dies nun so ist, deswegen ist einzusehen, dass stets und allezeit die selbe Psyché existiert.<sup>567</sup> Denn wenn keine untergeht, können ihrer nicht weniger werden. Ihre Anzahl kann aber auch nicht größer werden;<sup>568</sup> denn wenn irgendetwas von dem Unsterblichen sich vermehren sollte, so könnte dies nur aus der Anzahl der Sterblichen geschehen; und dann wäre irgendwann schließlich alles Bestehende unsterblich. Aber solches kann ich nicht glauben; denn das wäre wider alle Vernunft.

Andererseits kann ich aber auch nicht glauben, die Psyché sei in ihrer letztlichen und ureigenen Beschaffenheit so, dass sie eine Fülle bunter Mannigfaltigkeit und [damit] wechselnder und verschiedenartiger Zustände in sich birgt. Denn es kann nicht von ewiger Dauer sein, was aus mehreren Bestandteilen zusammengesetzt ist; und [keine] Zusammensetzung ist [jemals] von bester Art [und unauflöslich]: So also ergibt sich dies jetzt auch für die Psyché.

Dass also die Psyché unsterblich ist, das dürfte durch die eben beendete Erörterung genauso wie durch andere Erörterungen<sup>569</sup> streng genug bewiesen sein.

Will man aber erkennen, wie die Psyché nun tatsächlich beschaffen ist, so darf man sie nicht in einem Zustand betrachten, in dem sie jetzt durch uns erblickt wird, nämlich: entstellt durch die Gemeinschaft mit dem Soma und durch andere Übel. Vielmehr muss man sie so, wie sie sich in völliger Reinheit darstellt, mit dem Verstand ausgiebig betrachten; denn dann wird man sie weit schöner finden [als im verschmutzten Zustand]. Und dann wird man eine weit klarere Anschauung von der Gerechtigkeit sowie von der Ungerechtigkeit – beide in ihren mannigfachen Formen – erhalten, sowie von alledem, was ich eben erörtert habe, [was sonst noch Bestandteil der Tugend wie eben auch der Untugend ist].

Was ich in meiner bisherigen Erörterung über sie gesagt habe, das ist zwar richtig als der Darstellung ihrer gegenwärtigen Erscheinungsweise. Doch hab' ich sie dabei nur in einem Zustand betrachtet, der an den Meergott Glaukos erinnert: Diejenigen, die diesen betrachten, erkennen nicht leicht seine ursprüngliche Beschaffenheit. Denn nicht nur sind die alten Gliedmaßen seines Somas teils zerbrochen und teils zerschunden und auf jegliche Weise durch die Wogen entstellt worden; sondern es hat sich an ihm auch allerhand angesetzt, wie: Muscheln, Meertang und Steine. Daher gleicht er jetzt mehr jenem Ungeheuer als seiner ursprünglichen Beschaffenheit. In vergleichbarer Weise betrachten eben auch wir jetzt die Psyché in einem Zustand, der die Abfolge von zahlreichen Übeln ist.

Damit hab' ich jetzt ihre Zustände und Erscheinungsweisen im [üblichen] menschlichen Leben zur Genüge dargestellt.

---

<sup>567</sup> Auf gut Deutsch gesagt: Pláton vertritt dezidiert eine Ātman-Lehre von der Psyché; so hat er dies ja auch bereits im „Phaidon“ gehandhabt.

<sup>568</sup> Es kann also keine unsterbliche Seele irgendwann von irgendwem – und sei dieser ein Gott – geschaffen werden; denn – wie ich ihn argumentativ mit Blick auf seine Vorgänger, von denen er sich ja auch sonst stillschweigend dies und jenes zu Eigen macht, hier unter die Arme greifen möchte – Geschaffenes und Erstelltes ist vergänglich nach Maßgabe dessen, wie es geschaffen und erstellt worden ist.

<sup>569</sup> Mit „andere Erörterungen“ sind zweifellos die von Pláton im „Phaidon“ mit Bezug auf die Ideen-Lehre vorgetragenen gemeint; den Kern davon hab' ich vorhin – dabei mich bemüht habend, Pláton's Ausbreitungen von ihr ohne inhaltlichen Verluste weitgehend rückgängig zu machen – wiedergegeben.

Allein auf der Psyché *Liebe zur Weisheit* müssen wir vielmehr unseren Blick richten: Wir müssen dabei darauf achten, was sie zu erfassen trachtet und welchen Verkehr sie sucht, da sie ja dem Göttlichen verwandt ist, somit dem Unsterblichen und allzeit Seienden; wir müssen dabei darauf achten, welche Beschaffenheit sie zeigen würde, wenn sie sich diesem Göttlichen ganz und gar hingeben wollte, und wenn sie durch diesen Schwung hinausgehoben würde aus dem Meer, in dem sie sich jetzt noch befindet, und wenn sie sodann all' das Gestein und Muschelwerk von sich abgestoßen haben würde. Denn das alles hat sich jetzt als erdiger und steiniger Zuwachs in großer und wild wuchernder Fülle an sie angesetzt, und zwar als Folge der beglückenden Festmähler, als welche man diese [Fülle] ansieht; denn Erde ist es ja doch, wovon sie sich da nährt.

Dann erst würde man ihre tatsächliche Beschaffenheit schauen, nämlich: ob sie vielgestaltig ist oder hingegen eingestaltig, und was sonst noch ihre Beschaffenheit sein mag. Und dann haben wir auch alle Schwierigkeiten, die sich zuvor gegen die Gerechtigkeit erhoben haben, beseitigt und erledigt.

Allerdings hab' ich noch nicht die Belohnungen und rühmlichen Auszeichnungen für gerechtes Handeln lobend so vorgetragen, wie dies von Homer und Hesiod in Aussicht gestellt worden ist; vielmehr hab' ich nur die Gerechtigkeit an und für sich betrachtet. Und ich hab' ermittelt, dass sie das Beste für die Psyché ist, dass diese gerecht zu handeln hat, ob sie nun den Ring des Gyges besitzt oder nicht, und ob sie den Helm des Hades [erhalten hat oder nicht].<sup>570</sup>

Somit kann mich nun kein Bedenken mehr davon abhalten, der Gerechtigkeit und den übrigen Tugenden neben dem, was ich ihnen schon zuerkannt habe, auch noch die sonstigen vielerlei Belohnungen zukommen zu lassen, die sie der Psyché von Seiten der Menschen wie auch der Götter gewährt, und dies sowohl bei Lebzeiten des [sie ausübenden] Menschen als auch nach seinem Tod.

Ich fordere daher für die Gerechtigkeit das, was man ihr schuldig ist, nämlich dieses: Die Wertschätzung, die sie sich bei [allen] Göttern und [manchen] Menschen erfreut, soll auch von uns [hier in der Akademie] als gültig anerkannt werden; und dann wird sie auch die Siegespreise davontragen, die ihr der gute Ruf verschafft und mit denen sie die ihr Ergebenen beschenkt. Denn es hat sich erwiesen, dass sie die aus ihrem Sein stammenden Güter austeilte, und dass sie somit diejenigen nicht täuscht, die sich ihrer wirklich teilhaftig machen.

Den Göttern bleibt nichts verborgen, weder die Beschaffenheit des Gerechten noch die des Ungerechten; und demgemäß wird der eine von den Göttern geliebt, der andere von ihnen hingegen gehasst.<sup>571</sup> Zudem ist zuzugeben, dass für den Gottgeliebten

---

<sup>570</sup> Dies ist ein Teil der allgemeinen altindischen Karman-Lehre, wenngleich mit einer ganz entscheidenden Abwandlung derselben: Die unentstandene und daher unvergängliche Psyché kommt von irgendwo her – vielleicht: von ihrem Stern, von dem sie abgetrennt worden ist –, wird sodann an ein zu ihr passendes Soma gebunden, wobei sie nach dem Tod dann entweder nach oben zu ihrem Stern [und damit zum Bereich der Götter] schwebt oder aber nach unten in das Erdinnere sinkt und dort im Totenreich als Schatten herumirrt sowie auch mancherlei leibliche Qualen durchzustehen hat.

NB: Wiewohl man meinen könnte, hiervon würde der Kern zur Lehre des Sokrates gehören, ist doch (a) der Stil ganz unsokratisch und durchgehend platonisch sowie (b) wichtige Teile dieser Lehre – wie die der Prä-Destination – meiner Sicht des Sokrates nach unsokratisch.

NNB: Zu beachten ist, dass *diese* Lehre *nicht* mit der Wiedergeburt-Lehre zu vereinbaren ist.

<sup>571</sup> *Dieser* Teil seiner Lehre taucht – in abgewandelter Form – etwa zwei Jahrtausende später bei Calvin als Prä-Destinations-Lehre wieder auf.

alles, was von den Göttern kommt, sich in höchstem Ausmaß als segensreich erweist, es sei denn, dass von früheren Verfehlungen her noch ein unvermeidliches Übel auf ihm lastet.<sup>572</sup> Wenn demnach der gerechte Mensch von Armut oder von Krankheit oder von sonst einem scheinbaren Übel heimgesucht wird, so müssen wir annehmen, dass ihm dies schließlich zum Guten gereichen wird, sei es noch im Leben, sei dies nach dem Tod. Denn niemand wird von den Göttern im Stich gelassen, der sich mit ernstem Willen bemüht, gerecht zu werden und im Ausüben der Tugenden dem Gott<sup>573</sup> so weit ähnlich zu werden, soweit dies einem Menschen eben möglich ist.<sup>574</sup> Doch von dem Ungerechten muss man ganz entschieden das Gegenteil annehmen; denn im Stich gelassen wird man von solchen, denen man gleicht.

Von dieser Art also sind die Siegespreise, die von den Göttern den Gerechten zuteil werden, nicht hingegen den Ungerechten.

Und wie steht es mit den Siegespreisen, die er von den Menschen erhält? Verhält es sich damit nicht folgendermaßen, wenn man den Tatsachen des Lebens Rechnung tragen will? Machen es die verschmitzten Schurken nicht so wie alle jene Wettläufer, die die Strecke bis zum Umkehrpunkt allzu tüchtig laufen, von da zurück aber [außer Atem geraten]? Zuerst setzen sie scharf mit dem Lauf ein; am Ende jedoch lacht man sie aus, sie, die dann die Ohren auf den Schultern hängen haben und sich unbekrängt davon machen. Die wirklichen Läufer hingegen erhalten die Kampfpreise und werden bekrängt, sowie sie ans Ziel gelangt sind. Geht es denn nicht zumeist auch mit den Gerechten so? Am Ende einer jeden Betätigung und eines jeden Umgangs und so auch am Ende des Lebens erhalten sie Anerkennung und die ihnen dann von den Menschen verliehenen Kampfpreise. Bei den Ungerechten hingegen wird es sich genau anders herum einstellen.

Wenn die Gerechten älter geworden sind und sie den entsprechenden Wunsch verspüren, erhalten sie die höchsten Beamtenstellen im Staat,<sup>575</sup> können Töchter aus jeder Familie zur Frau bekommen, und können ihre eigenen Töchter mit jedem Mann verheiraten, der ihnen genehm ist. Und von den Ungerechten wird es sich genau andersherum zutragen: Ich behaupte, dass – auch wenn ihre Schliche in jungen Jahren unentdeckt bleiben – die meisten von ihnen am Ende ihres Lebenslaufs doch ertappt und ausgelacht werden; als Greise sehen sie sich dann elendiglich bei Bürgern und Fremden dem Hohn und Spott preisgegeben. Sie werden dann gezeißelt; und sie erleiden sonst noch mancherlei Grausamkeiten; sie werden gefoltert und gebrannt. Alles das haben sie zu erleiden.<sup>576</sup>

Das also sind die Kampfpreise: die Belohnungen und Gaben, die dem Gerechten bei Lebzeiten von Göttern und Menschen verliehen werden, außer jenen Gütern, welche die Gerechtigkeit schon selbst gewährt, diese herrlichen und beständigen Güter. Und doch besagen diese garnichts an Fülle und Größe, verglichen mit jenen, die den Gerechten nach dem Tod erwarten, [wie umgekehrt auch am Umfang des Übels, das] den

---

<sup>572</sup> Mit der Karman-Lehre war Pláton also, wie es sich hier wie auch im „Phaidon“ zeigt, recht gut vertraut.

<sup>573</sup> Mit „der Gott“ bezeichnet Pláton das Eine aus sich heraus bestehende Wesen, und mit „die Götter“ sodann die Kräfte und Ausstrahlungen des Gottes, sozusagen seine Engel, und im „Timaios“ lokalisiert als: die Sterne.

<sup>574</sup> Extensional ist von Pláton damit sicherlich gemeint: ... *soweit dies Pláton erreicht hat*.

<sup>575</sup> Schön wär's, wenn's so wäre!

Und ganz vergeblich hat Pláton, sich selber betreffend, in Syrakus darauf gehofft.

<sup>576</sup> Leider haben – was Pláton tunlichst verschweigt – auch die Gerechten über die Maßen oft derartiges zu erleiden!

Ungerechten [nach dem Tod erwartet]. Man *hat* aber auch auf das zu hören; den beide – der Gerechte wie auch der Ungerechte – sollen vollständig zu hören bekommen, was ihnen von meiner Erörterung geschuldet wird. (...) <sup>577</sup>

Deshalb sollte jeder von uns seine Sorge hauptsächlich darauf richten, die *übrigen* Wissensgebiete hintanzusetzen und *diesem* Wissen in eifrigem Suchen und Lernen nachzutragen: ob er imstande ist, zu erkennen und herauszufinden, wer ihn fähig und kundig machen kann, zwischen guter und schlechter Lebensweise zu unterscheiden und möglichst immer die bessere auszuwählen.

Er muss dabei alles, was ich bisher gesagt habe, sowohl zusammen als auch einzeln betrachten; und er muss erwägen, welche Bedeutung dieses Gesagte für die Tugend der Lebensweise hat. Ferner muss er sich das Wissen aneignen, was Schönheit, mit Armut oder Reichtum vermischt, Schlechtes oder Gutes ausrichtet, wie auch, bei welchem sonstigen Zustand der Psyché sie dies tut, nämlich: wie hohe oder niedere Abkunft, wie Zurückgezogenheit oder Staatsdienst, wie körperliche Kraft oder Schwäche, wie schnelle oder langsame Auffassungsgabe dann, wenn sie mit einander vermischt werden, sich auswirken, und auch, wie sonstige Beschaffenheiten der Psyché – seien sie ihr innewohnend oder seien sie erworben worden – sich in einer derartigen Vermischung auswirken. Es soll imstande sein, daraus die richtigen Folgerungen zu ziehen, wie insbesondere dann, mit Blick auf die Beschaffenheit der Psyché entweder die [für sie] schlechtere oder hingegen die [für sie] bessere Lebensweise zu wählen.

Hierbei ist ihm jene Lebensweise die schlechtere jene, die die Psyché dazu bringt, ungerechter zu werden, die bessere hingegen die, welche sie gerechter werden lässt. Alles andere aber wird ihm gleichgültig sein; denn das ist – wie ich dargelegt habe – sowohl für das irdische Leben als auch für die Zeit nach dem Tod die beste Wahl.

An dieser Ansicht also muss man eisern festhalten, wenn man dereinst in die Totenwelt <sup>578</sup> fährt, damit man sich auch dort nicht von Reichtum und dergleichen Übeln beeindrucken lässt, nicht auf tyrannische Gewalttaten und andere Handlungsweisen dieser Art [sich ausrichtet], auf diese Weise viel heilloseres Übel anrichtet und [dadurch] selber noch viel Schlimmeres erleidet. <sup>579</sup>

Vielmehr soll man es dann verstehen, jene Lebensweise zu wählen [und anzustreben], die immer zwischen irgendwelchen Abwegen den Mittelweg einschlägt. <sup>580</sup> Das Übermaß ist auf beiden Seiten zu meiden: sowohl in diesem Leben, soweit dies möglich ist, als auch für die Dauer des zukünftigen Lebens [nach dem Verlassen des Toten-

---

<sup>577</sup> Und nun erzählt Pláton eine – von mir oben weggelassene – Geschichte von einem jungen Mann, der mehrere Tage lang im Koma lag und dann, nach dem Aufwachen, sein Geträumtes als Jenseits-Erlebnisse berichtete. Möglicherweise ist die Geschichte im Kern wahr und von Pláton lediglich verfeinert und verjüngt worden.

Auf jeden Fall ist am inhaltlichen Bruch – der plötzlich und ohne Vorwarnung Ersetzung der Totenreich-Lehre durch eine [absonderliche] Wiedergeburt-Lehre – zu erkennen, dass es sich da um einen Einschub [aus Pláton's Hand] handelt. Dies erkennt man zweifelsfrei, sowie man sich bemüht, das oben von mir Weggelassene halbwegs gleitend wieder einzufügen.

<sup>578</sup> Die Totenwelt – der Hades – ist eine Unterwelt, und dies im wörtlichen Sinn, auch gemäß der im „Phaidon“ gegebenen Darstellung: Sie besteht in einem Herumgewirbelt-Werden durch die Ströme von Wasser und Lava in den Bereichen unterhalb der Erdoberfläche.

<sup>579</sup> Hier folgt nun bei Pláton ein – ruppiger – Wechsel von der Totenreich-Lehre zur Wiedergeburt-Lehre, verbunden mit der von Hippokrátés von Kóos entlehnten Gesundheits-Lehre, auf die Pláton auch im „Timaios“ zurückgreift.

<sup>580</sup> Hier leuchtet ein Funke von buddhistischem Gedankengut – wohl via Hippokrátés – auf.



reichs und dem Eintreten in dieses zukünftige Leben]. So nämlich wird der Mensch dann am glücklichsten.<sup>581</sup> (...)

Denn wenn jemand sich immer dann, wenn er in ein irdisches Leben eintritt, stets und völlig der Philosophie in wahrhafter Weise hingibt, (...) dann wird er aller Wahrscheinlichkeit nach nicht nur in diesem Leben glücklich sein, [ob er nun als Mensch oder als Tier wiedergeboren wird, und – wenn als Tier dann – in einem der Tugend zugeneigten Zustand]; vielmehr wird er dann von hier nach dort<sup>582</sup> und wieder zurück nicht auf unterirdischen und rauhen Pfaden, sondern auf glatter und himmlischer Bahn zurücklegen. (...)

Dann wird man über den Lethe-Fluss<sup>583</sup> glücklich hinübergelangen und seine Psyche nicht weiter beflecken; im Gegenteil: Wer meinen Rat befolgt und glaubt, dass die Psyche unsterblich ist, und dass sie nicht nur alles Schlechte, sondern auch alles Gute ertragen kann, der wird unentwegt den Weg nach oben einschlagen und einhalten. Zudem wird er sich allezeit und auf jede Weise Gerechtigkeit–[Tapferkeit–Besonnenheit–]Weisheit ausüben, damit er sowohl mit sich selbst als auch mit den Göttern in Freundschaft<sup>584</sup> lebt, solange er hier auf Erden weilt, und auch dann, wenn er – wie ein Sieger nach einem Wettkampf – die Kampfpreise dafür davonträgt, dass er nach dieser tausendjährigen Wanderung<sup>585</sup> sich nun eines durch und durch glücklichen Lebens erfreuen kann.«

Der Arzt und Arztwissenschaftler *Hippokrates von Kos* war sicherlich nicht der erste unter den Denkern, der einen ganz engen Zusammenhang zwischen dem Weltall und den in diesem wirkenden Energien und den einzelnen Menschen und den in ihnen wirkenden Energien vorausgesetzt und seiner Lehre zugrundegelegt hat. Er gehört zu den ganz wenigen Denkern, auf die sich Pláton ausdrücklich beruft und die er zum Zeugen für eben diesen Teil seines Welt- und Menschenbildes aufruft. Daher ist es nun angebracht, Pláton's Weltbild sowie dessen Zusammenhang mit seinem Menschenbild zu erörtern.

Des Pláton's *Lehre von der Welt* enthielt im „Phaidon“ noch Bestandteile, die vom historischen Sokrates herrühren können [<sup>586</sup>] Beschrieben worden ist diese –

---

<sup>581</sup> Es ist nicht auszuschließen, dass dies Reste der Lehre und Lebensweise des historischen Sokrates sind, wie diese – dann aber ohne genaue Einhaltung eines Mittelweges – bei den Sokratikern der Kyrenaia gelehrt und ausgeübt worden sind.

<sup>582</sup> Mit „hier“ ist das Leben auf der Erde und mit „dort“ das Wandern im Zwischenzustand gemeint, der jetzt allerdings auf zwei Pfaden erfolgen kann: im Totenbereich unterhalb der Erdoberfläche, sowie im Götterbereich oberhalb der Luftschicht.

<sup>583</sup> Dieser symbolische Fluss trennt dieses gegenwärtige Leben vom Zwischenzustand, vor allem vom Zwischenzustand in der Unterwelt

<sup>584</sup> Das Wort „Freundschaft“ ist noch im alten Sinn von „Freund“ zu verstehen, d.h.: gemäß: „jemand, auf den man sich verlassen kann und der sich auf einen selbst verlassen kann“, nicht jedoch gemäß „friend“ [= „Bekannter“].

<sup>585</sup> S: „saṃsāra“ ist mit D: „Wanderung“ wiederzugeben, wenngleich hier nicht im buddhistischen Sinn, wegen des Zusatzes „tausendjährig“: Bestimmte alt-indische nichtbuddhistische Lehren deterministischer Art beschreiben solches – da jedoch noch mit Zehnerpotenzen versehenes – Wandern im Kreislauf von Geburt und Tod.

Für Pláton aber war wohl bereits 1.000 eine ganz große Zahl [die im Alten Indien als eine Zahl von bescheidener Größe erachtet worden ist].

<sup>586</sup> ... und die dieser höchstwahrscheinlich im Verlauf einer Einweihung durch einen Apóllon-Priester erhalten hat, die dieser hinwiederum wohl als Mund-zu-Ohr-Lehre von einem Magier

persische oder babylonische – Darstellung wohl anhand einer anschaulichen Wiedergabe der Erdkugel: anhand eines Modells, dessen Oberfläche durch sechs in Nord-Süd-Richtung verlaufende Großkreise in zwölf Flächen unterteilt gewesen ist, die in unterschiedlichen Farben bunt bemalt gewesen sind. Beschrieben worden sind dabei sicherlich auch die vermuteten Lava-Flüsse in der sich von den Pyrenäen bis zum Himalaya erstreckenden Erdbebenzone sowie der Anblick eines Tieflands vom Gipfel eines hohen Berges aus. Was Sokrates davon ausgewählten Schülern berichtet hat, was von diesen an Pláton auf dessen drängende Anfragen hin schließlich weitergegeben worden ist, und in welcher Weise Pláton den so erhaltenen Bericht im „Phaidon“ dann – seinen Worten entsprechend – verfeinert und verjüngt hat, das harret noch der Erkundung.

Pláton's Lehre von der Welt beinhaltet insbesondere seine *Lehre vom Göttlichen*, kurz: seine *Theologie*. Und diese hat im Verlauf seines philosophischen Wirkens – wie alles Entstandene und Zusammengesetzte – bemerkenswerte Veränderungen erlitten. Konstant bleibt jedoch seine Ansicht, dass ein Gott- bzw.: der Gott – final und nicht kausal wirkt, dass sein Wirken zweckgerichtet ist, dass es von teleologischer Art ist. Diese – bereits lange vor der Erstellung des „Timaios“ schon im „Phaidon“ vorgetragene, wenngleich da nicht durchgeführte – Ansicht ist, zusammengefasst, so wiederzugeben:

»(...) Sokrates entgegnete dem Kebes: „Auf keine geringe Sache gehst Du, mein Kebes, hierbei aus. Denn wir müssen nun überhaupt genau die Ursache des Entstehens und Vergehens untersuchen. Ich will Dir, wenn es Dir recht ist, erzählen, wie es mir damit ergangen ist. Wenn Dir nun etwas von dem, was ich sagen werde, brauchbar erscheint, so kannst Du dann zur Unterstützung Deiner eigenen Behauptungen davon Gebrauch machen.“

„Ja, mir ist dies recht!“, antwortete Kebes.

„(...)“<sup>587</sup> Als ich irgendwann jemanden aus einem Buch – angeblich des Anaxagóras – vorlesen hörte<sup>588</sup> und da die Behauptung vernahm, dass es der Noýs [– der Geist –] ist, der Alles anordnet und alles bewirkt, da freute ich mich über dies Art von Ursache; und es schien mir in solcher Weise auch ganz richtig zu sein, dass der Noýs die Ursache von Allem ist. So kam ich dann zu der Überzeugung, dass – wenn es sich so verhält – der Noýs auch in der Tat *Alles* ordnet und einen *jeden Gegenstand* auf die denkbar

---

aus dem Osten erhalten hat ... der zudem wohl dem Sokrates geweissagt hat, dieser werde eines gewaltsamen Todes sterben [wazu er sich jedoch nicht übernatürlicher Geisteskräfte, sondern lediglich eines flinken Verstandes und eines Feingespürs für Athens politische Zustände bedient haben wird].

Aber ob dem so war – was ich zwar fest vermute, aber nicht streng beweisen kann –, das ist für die Frage, ob der Text ein auch-sokratisches oder ein nur-platonisches Gedankengut ist, gänzlich unerheblich.

<sup>587</sup> Den hier fehlenden Text hab' ich dem Sokrates zugeschrieben und ihn daher im vorletzten Kapitel wiedergegeben.

<sup>588</sup> Hier allerdings verdreht Pláton den Sachverhalt in mehrfacher Hinsicht, insbesondere: (1) Pláton tut hier so, als hätte der Sokrates dem Anaxagóras in Athen während der ganzen Jahre kein einziges Mal zu Gesicht bekommen. (2) Pláton tut so, als wüsste Sokrates nicht mehr genau, wer der Autor des Werkes gewesen ist, von dem ihm vorgelesen worden ist. (3) Pláton sagt hier, dem Sokrates sei diese Schrift vorgelesen worden, sagt jedoch wenig später aus, dieser habe sie selber gelesen: Dies ist ein Hinweis darauf, dass dem Spurenverwischer Pláton bei seinem Verdrehen der Tatsachen Nachlässigkeiten widerfahren sind.

zweckmäßigste Weise einrichtet. Wenn daher jemand die Ursache von irgendeines Dinges – seines Entstehens, seines Vergehens, seines Bestehens – finden will, so hat er demnach zu ergründen, was gerade für dieses Ding die zweckmäßigste [und daher beste] Art zu sein oder sich sonst in irgendeinem Zustand des Bewirkens oder des Erleidens zu befinden ist.

Nach diesem Grundsatz ist also der Mensch angewiesen, sowohl im Hinblick auf den Menschen selbst als auch auf alles Andere sein Augenmerk ausschließlich darauf zu richten, was das Zweckmäßigste und Beste ist. Notwendigerweise muss dann der Mensch auch die Kenntnis vom [Unzweckmäßigen und] Schlechten besitzen; denn es ist ein- und dieselbe Wissenschaft, die Beides umfasst. Beide sind sozusagen an einander gebunden, so, wie ja auch Lust und Unlust an einander gebunden sind.

Dieses solcherart erwägend, glaubte ich, in Anaxagóras einen Lehrer über die Ursache aller Dinge ganz nach meinem Sinn gefunden zu haben, der mir zunächst klarmachen würde, ob die Erde flach oder rund ist, und der mir sodann im Einzelnen Begründungen geben würde von der notwendigen Ursache mit Angabe, *dass* dieses das *Bessere* ist, sowie, *warum* dieses das *Bessere* ist, (...) auch über Mond und Sonne und ihre Umläufe und deren Geschwindigkeiten (...). Denn ich konnte mir nicht vorstellen, dass er zunächst behaupten würde, alles dieses sei durch den Noýs geordnet, dass er dann aber noch eine andere Ursache einführen würde als die, dass es das Zweckmäßigste [und Beste] für sie ist, *so* zu sein, *wie* sie sind. (...)

So hoch waren meine Erwartungen gesteckt, mein Freund! Aber welche Enttäuschung erlebte ich sodann, als ich bei fortschreitendem Lesen sah, dass der Mann von dem Noýs gar keinen Gebrauch macht und ihr nicht die geringste Ursächlichkeit für die Anordnung der Dinge zuschreibt, sondern Luft und Äther und Wasser als Ursachen aufführt und noch viele andere ungereimte Sachen. (...)«

Pláton hatte im „Phaidon“ mit großen Worten das Vorhaben angekündigt, eine Final-Erklärung des Universums und der Menschen in ihm zu liefern. Es kann durchaus sein, dass die anderen Schüler des Sokrátes ihn nur in den ersten Jahren nach der – missglückten – Autorenlesung des „Phaidon“ in an das Einbringen dieses Versprechens erinnert haben, und dass sie diese Sache später auf sich haben beruhen lassen. Aber Pláton's Schüler in der Akademie werden ihn dennoch einige wenige Male im Jahr danach befragt haben; und zumindest ihnen gegenüber – wollte er sie nicht vor den Kopf stoßen und schließlich verlieren – musste er dann schließlich im hohen Alter eine solche Final-Erklärung auf die Beine zu stellen trachten.

Er musste somit Ausschau nach Lehren halten, deren Überarbeitung es ihm ermöglichen könnte, vor den Seinen wie auch vor der Nachwelt nicht nur als ein Mann der großen Worte, sondern auch als ein Kenner der Sachverhalte zu erscheinen. Und da er hierzu – zunächst – weder in Griechenland noch im Westen fündig geworden war, richtete er seinen Blick – so vermut' ich dies – nach Osten.

Inwieweit die Griechen Athens Kenntnisse von dem besaßen, wovon die Griechen Ioniens – wegen deren Zugehörigkeit zum Persischen Reich, zu dem in deren östlicher Provinz auch die altindische Universitäts-Stadt Taxila<sup>589</sup> gehört hat – Kennt-

---

<sup>589</sup> G: „Taxila“ ist die Verballhornung von S: „Takṣaśilā“; an der dortigen großen Universität hat irgendwann 500–400 Pāṇini – der große Grammatiker des Sanskrits gelehrt und gewirkt.

NB: Taxila lag nicht nur auf der Ost-West-Handelsstraße, sondern auch auf der Nord-Süd-Handelsstraße, die – in Nordrichtung – zur Nördlichen Seidenstraße führt.

nisse besaßen, darüber können nur Vermutungen aufgestellt werden; und solche Vermutungen sind keineswegs unnütz.

Die Brāhmaṇen leiteten sich in den frühen altindischen Zeiten vom *Brahmā* ab, der die Personifizierung der Ur-Kraft *Brahman* ist. Die brāhmaṇische Kosmologie bzw. Kosmogonie kann dann in Kurzfassung so dargestellt werden:

»Zunächst ist da nur das unterschiedslose materielle Gewoge sowie das Brahman. Durch Sammlung verdichtet sich das Brahman zu Brahṁā. Zum Zweck der Gestaltung des Gewoges teilt sich der Brahṁā – so zum Ur-Vater geworden, zum Prajāpati – in zwei Teile, und begibt den einen Teil nach oben und den anderen nach unten:<sup>590</sup>

★ nach oben in das, woraus dann die Götter hervorgehen, die zunächst dem Sterben preisgegeben sind und dem Tod nur dadurch entgehen, dass sie die Zeit – diesen Tod-Bringer – durch die Zeitbestimmung in Zeiteinheiten durch Zeitmessung – in den Griff bekommen; und

★ nach unten – in das bis dahin unterschiedslose Gewoge – als Formung–Unterscheidung<sup>591</sup> dieses Gewoges in sinnvolle Teile [auf die dann die Energien, deren Personifizierungen jene Götter sind, in gleichfalls geformter und unterschiedenen Weise – und somit gemäß Gesetzen, gemäß des Dharma's – einwirken].

Das einfache Volk hat dies – dem wörtlichen Verständnis entsprechend – als einen einmaligen Vorgang verstanden und sind von den Opfer-Priestern darin bestärkt worden; demnach hat der aus dem vorangegangenen Chaos hervorgegangene Kosmos in zeitlicher Hinsicht zwar einen Anfang, aber kein Ende.«

Die Ausbildungs-Priester an den philosophisch-theologischen Hochschulen dürften diese Schilderung metaphorisch verstanden und ihren [hervorragendsten] Schülern entsprechend gelehrt haben, nämlich: als ein beständiges und daher anfangsloses Wirken des Brahman in das Materielle über die Weltzeitalter – die Zyklen von Weltentstehen und Weltvergehen – hinweg. Aber eben dieses werden sie – eingebunden in entsprechende Einweihungen – mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, der damals üblichen Handhabung entsprechend, nur als Mund-zu-Ohr-Unterweisungen weitergereicht haben.

Natürlich bleibt dann eine solche Geheimlehre nicht ewig geheim; und beim Weiterreichen durch Unbefugte erleidet sie dann unweigerlich Deformationen, sei es Verkürzungen, sei es Hinzufügungen.

Auf diesem Hintergrund les' und versteh' ich Pláton's Lehre von der Welt und vom Gott und seinen Göttern, wie er diese in seinem Spätwerk „*Timaios*“ darstellt; und [auch] hier geb' ich den ersten und Ursprungs-Teil seiner – auch da trotz deren Monologisierung immer noch zu *breite* und damit noch zu *pláton-artige* – Darstellung entrümpelt so wieder:

---

Die direkten sowie indirekten Einflüsse der Philosophien Mongoliens und Chinas auf das west-indische sowie dadurch – indirekt – auch auf das ost-griechische Philosophieren sind aber noch kaum erforscht.

<sup>590</sup> Die Wörter „oben“ und „unten“ sind metaphorisch zu verstehen, nämlich: „oben“ steht für „Energien“, und „unten“ steht für „Substanzen“.

<sup>591</sup> Bei S: „nāmarūpa“ ist S: „rūpa“ mit D: Form, Geformtes, Gestalt“ und „nāma“ mit D: „Name samt Bedeutung, Begriff, begrifflich Unterschiedenes, Unterscheidung“ wiederzugeben.

»Wir Menschen sind ein Abbild des *Einen Gottes*, des *Erschaffers*;<sup>592</sup> und wir haben somit zwar die Fähigkeit, sein Wirken zu erfassen, wengleich nicht die Fähigkeit, ihn als Ganzes zu erkennen. Daher ist alles, was hierzu vorgetragen wird, als wahrscheinlich – als höchst-wahrscheinlich – zu erachten, nicht jedoch als voll erkannt und bewiesen.

Als allererstes ist zu klären, ob das Weltall – dieses Himmelsgebäude [mit der Erdkugel in der Mitte] – von jeher da gewesen ist, somit keinen Anfang seiner Entstehung gehabt hat, oder ob es [nicht nur in sich ein unentwegtes Werden hat, sondern selber und insgesamt]<sup>593</sup> geworden ist: Es ist [als Ganzes und insgesamt] geworden. Denn es ist sehbar und tastbar; und alles von dieser Art ist mit den [äußeren] Sinnen wahrnehmbar. Als Gewordenes – so behaupt' ich – muss es eine Ursache [seines Entstehens] haben; und dies muss zu einem bestimmten Zeitpunkt erfolgt sein.

Nach meiner Ansicht ist sodann von dieser Unterscheidung auszugehen, nämlich:

- (1) was das Immer-Seiende ist, das [für sich] kein Werden zulässt; und
- (2) was das Immer-Werdende ist, das niemals des Seins teilhaftig wird.

Von dem so Unterschiedenen gilt nun:

(1) Das Immer-Seiende ist durch vernünftiges Denken mittels des Verstandes erfassbar; denn es bleibt sich immer gleich.

(2) Das Immer-Werdende ist nur von der [schwankenden] Meinung auf eben diese unvollkommene Weise erfassbar, und dies nicht durch den Verstand, sondern mittels der [äußeren] Sinnesorgane; denn dieses Immer-Werdende ist ein beständiges Werden [= Entstehen–Vergehen], aber ohne dass daraus jemals ein [beständiges] Sein wird.

Jedes Gewordene hat (...) eine Ursache zur Voraussetzung; denn ohne eine Ursache kann nichts entstehen.

Stets und allezeit hält *Der Gott* [= der *Erschaffer*] seinen Blick auf das Sich-stets-gleich-Bleibende gerichtet, insbesondere eben auch beim Erschaffen von Geordnetem aus dem Ungeordneten, wo dieses [Immer-Seiende] dann sein Muster [zum Gestalten des bis dato ungestalteten Werdenden] wird; denn so wird sein Erschaffen zum Besten führen. Würde er sich hingegen vom Muster des Sich-stets-Verändernden vorgehen, so würde das Werk des Ordners des noch ungeordneten Materiellen nicht gut ausfallen.

---

<sup>592</sup> G: „demioyrgós“ ist mit D: „Volks-Tätiger“ zu übersetzen; es zumeist in der Bedeutung von „Handwerker“ verwendet worden, und hat unter Perikles die Bedeutungsaufwertung von „Erschaffer, Unternehmer“ erlangt.

Als sich Athen unter Perikles zur Handels- und Unternehmerstadt mauserte, wurden dann die Klein-Handwerker mit „banayosos“ [= „am (eigenen) Ofen Arbeitender“] bezeichnet; und später reihte man auch die Lohnabhängigen in Stadt und Land unter diesen Begriff ein. Simultan dazu erlitt dieser Begriff die emotive Bedeutungsminde rung von „nicht geistig Arbeitende“, die sodann im Verlauf der Jahrhunderte zur Hauptbedeutung und schließlich zur alleinigen Bedeutung wurde, über „nicht geistig Geschulter“ zu gegenwärtig „Ungebildeter“.

Sokrates fiel damals daher unter den Begriff „Banayosos“, wohingegen Pláton von seinesgleichen sicherlich unter „Demioyrgós“ subsummiert wurde.

<sup>593</sup> Gegen den Fehlschluss des Parmenídes, wonach, wenn nichts ist, auch das Nicht-Sein nicht ist, ist Pláton selbst im vorgerückten Alter noch nicht gefeit gewesen. Denn er argumentiert hier so:

*Im Weltall ist alles geworden*; also ist auch dieses *Gewordenwerden* [des gesamten Weltalls] *geworden*; und daher ist auch *das Weltall selbst* geworden, d.h. zu einer bestimmten Zeit *entstanden*].

Den Erschaffer zu finden, das ist schwierig; und nicht sinnbringend ist es, das beim Erschaffer Gefundene jedem Beliebigen mitzuteilen. Bedenkenlos kann jedoch festgestellt werden, dass er, der beim Erschaffen seinen Blick auf das Ewige gerichtet hält, [ein vollendeter Erschaffer ist].

Weil er seinen Blick auf das Ewige gerichtet hält, ist das von ihm erschaffene Weltall das schönste, das erschaffbar ist.<sup>594</sup> Weil für den vernunftgeleitete Verstand das Ewige und Sich-stets-gleich-Bleibende erfassbar ist, [kann der Mensch sein Wirken erfassen].

Das Weltall ist unbedingt ein Abbild von etwas; daher muss zwischen beiden – dem Muster und dem Abbild – eine innige Verwandtschaft bestehen: Wiewohl das Abbild aus Vergänglichem zusammengefügt ist, muss es den Ausdruck des Unvergänglichen des Sich-stets-gleich-Bleibenden – mit sich führen.

Dass der Erschaffer das Weltall – somit: der Vater des Weltalls – dieses aus der Unordnung erstellt hat, ist auf diesen Beweggrund zurückzuführen: Er ist von vollendeter Güte; und er ist daher ohne jeglichen Neid; daher will er, dass alles und jedes ihm in seinem Sein so ähnlich wie möglich sein soll.<sup>595</sup>

Dass dies sein Beweggrund ist, das ist die wahrscheinlichste Meinung; und das ist auch die Lehre einsichtigen Menschen.

Das Reich des Sichtbaren [und Tastbaren], das er übernommen [und gestaltet] hat, war bis dahin ein sinnloses Gewoge; die unentwegten Bewegungen waren an kein Gesetz und an kein Maß gebunden. Er überführte sodann diese Unordnung in eine Ordnung, dies in der Überzeugung, dass der Kosmos [schöner und daher] besser ist als das Chaos. Zudem steht es dem Besten nicht zu, irgendetwas Anderes als das [Beste und] Schönste zu erschaffen.

Nun ist nichts Vernunftloses jemals schöner als das Vernunftthabende; aber ohne Psyché ist Vernunft nicht vorhanden. Daher fügte er das Weltall so zusammen: Er verband die Vernunft mit der Psyché, mit der Seele; und er verband sodann die Psyché mit diesem Soma, mit diesem Körper [aus Phýsis, aus Materiellen]; denn an Schönheit und Trefflichkeit sollte dem Weltall nichts gleichen.

Dem Schönsten und Vollkommensten ist das – aus dem bis dahin regellosen Gewoge geschaffene – Weltall ähnlich sein, und dies, soweit die Ähnlichkeit eines nunmehr geordneten Werdenden mit dem vollendeten Seienden eben reichen kann.

Und daher gibt es auch nur ein einziges Weltall. Denn gäb' es mehrere, so wäre von diesen keines für sich allein in größtmöglichem Umfang vollkommen; und erst die Gesamtheit dieser Welten wäre dann das – umfassendere – Weltall, die Teile davon, die zuvor jeweils als Weltall erachtet worden sind, aber nur eben Teile dieses nunmehr diese Teil-Weltalle umfassenden Weltalls.

Materiell [=physisch] muss das Gewordene sein, demnach sichtbar und tastbar.<sup>596</sup> Ohne Feuer[-artiges] kann aber niemals etwas sichtbar und ohne Erd[-artiges] nie-

---

<sup>594</sup> So bestimmt auch Leibnitz die bestehende Welt als die beste unter allen möglichen Welten.

<sup>595</sup> Wenn dieser Schöpfungsakt ein seit anfangslosen Zeiten bestehender Dauerzustand ist, dann klingt dies überzeugend. Wenn er jedoch – wie eingangs nachgewiesen wird, ein im Zeitablauf – Pláton's ausdrücklichem Hinweis entsprechend – einmaliger Akt ist, dann wird man sich fragen müssen, ob zuvor die Güte des Erschaffers noch nicht ausreichend ausgeprägt gewesen ist, um ihn schon viel früher – und in Urzeiten – zu diesem Erschaffen zu bewegen.

<sup>596</sup> Wir würden heute stattdessen sagen: Die materiellen Teile und Teilchen müssen einen Ort [der durch Lichtstrahlen – somit durch Sehen – zu bestimmen ist] und einen Impuls [der durch Druck und Gegendruck – somit durch Tasten – zu bestimmen ist] besitzen.

mals etwas fühlbar werden. Daher bildete der Gott, als er damit begann, das Materielle zu einem Welt-Leib zusammenzufügen, ihn aus Feuer und Erde.<sup>597</sup>

Nun lassen sich jedoch zwei [unterschiedliche] Dinge nicht ohne ein festes Band zusammenfügen; dazu bedarf es vielmehr eines dritten Dinges, das als vermittelndes Band wirkt und so die Vereinigung der beiden anderen Dinge zustandebringt. Das schönste<sup>598</sup> aller Bänder ist die [einfache] Proportion. Denn wenn von irgendwelchen drei Produktzahlen oder Quadratzahlen  $x$  und  $z$  gilt:  $x^2:zx = xz:z^2$ , so gilt dies genau dann, wenn:  $xy:x^2 = z^2:xy$ . Sie bilden, weil sie im gleichen Verhältnis zu einander bleiben, daher eine Einheit.

Hätte das Weltall nun eine bloße Fläche ohne Tiefe werden sollen, so hätte demnach ein einziges Mittelglied als Band ausgereicht. Aber das Weltall sollte körperartig sein, [somit von den drei Ausmessungen Länge–Breite–Tiefe]; und dazu reicht *nur ein* Mittelglied *nicht* aus: Dazu werden *zwei* Mittelglieder benötigt; [denn es gilt dann ja:  $x^3:x^2z = x^2z:xz^2 = xz^2:z^3$ ].<sup>599</sup> So stellte Gott daher Wasser und Luft in die Mitte zwischen Erde und Feuer; und er stellte unter ihnen die Proportionen in größtmöglicher Genauigkeit her, sodass sich demnach Feuer zu Luft so verhält wie Luft zu Wasser, und Luft zu Wasser so wie Wasser zu Erde. So formte er [das zunächst unterschiedslose Gewoge] zu der Anreihung Feuer–Luft–Wasser–Erde zusammen, das dadurch zu einem sichtbaren und tastbaren Ganzen wurde. Auf diese Weise ist von ihm das Soma des Weltalls aus dieser Vierzahl von Grundstoffen erschaffen worden: von den beiden Mittelgliedern zusammengehalten und durch keine andere Kraft auflösbar als durch die seine, des Gottes.

Alle diese vier Grundstoffe hat der Erschaffer sodann vollständig und ohne Rest verwendet und nichts ungenutzt gelassen. Denn er sagte sich: „Dieses Soma soll ein vollkommendes Geschöpf sein, was nicht der Fall wäre, wenn nicht alles Vorhandene verwendet werden würde. Und er soll von Krankheit–Alter–Untergang unberührt bleiben, was nicht der Fall wäre, wenn von einem übriggebliebenen Rest etwas auf ihn einwirken würde.

Sodann gab er diesem Gefüge die ihrem Wesen angemessene Gestalt, indem er das Gefüge durch Drehung kugelförmig machte, mit – von der Mitte aus – allseitig gleichem Abstand zur Oberfläche, somit zu einer wohlgerundeten Kugel, dies in der Überzeugung, dass das Gleiche tausendmal schöner ist als das Ungleiche. (...) Daher ist die Oberfläche dieser Weltkugel glatt und eben und somit vollkommen.

Und er verlieh ihr dabei [und dadurch] eine vollkommen gleichartige [Dreh-]Bewegung, diese stets um die eigene Achse und stets im selben Raum-Gebiet. Alle anderen Bewegungsarten aber hielt er von ihr fern.

Und diese eine Welt des Werdens, die so geworden ist, besteht ohne Ende weiter; [denn ihr Ende würde ja ein Ende der Güte des Erschaffers voraussetzen, was ein genauso absurder wie lästerlicher Gedanke wäre].

Der Vater und Erschaffer – der seit ewigen Zeiten seiende Gott – hat nun aus diesem Weltkörper den erst da ins Leben tretenden Gott erschaffen, indem er dem Weltkörper die ihm gemäße – aber natürlich bereits vorab erstellte – Welt-Psyché einge-

---

<sup>597</sup> Ein solches fest vorgetragenes [angebliches] Wissen hat Sokrates noch nicht besessen.

<sup>598</sup> Neben der Idee des Zweckmäßigen bzw. Guten gelangt auch immer wieder die Schönheit bzw. Einfachheit zur Anwendung. Pláton allerdings scheint beide miteinander zu identifizieren. [Und Wittgenstein ist ihm darin gefolgt.]

<sup>599</sup> Diese arithmetische Aufschlüsselung der alltagssprachlichen Formulierung bei Pláton verdankt' ich Apelt. – Allgemein gesagt: Ein  $(n+1)$ -dimensionaler Raum benötigt  $n$  Mittelglieder.

fügt hat: Ihren Sitz und Ausgangspunkt hat diese Psyché im Mittelpunkt des Welt-Somas; und sie erstreckt sich über dieses ganze Welt-Soma hinweg; ja, sie umhüllt es auch noch von außen.<sup>600</sup> Ein seliger Gott ward so vom – seit anfangloser Zeit her beste-henden – Gott geschaffen, [sozusagen: des Vaters einzig-geborener Sohn].<sup>601</sup>

Schon vor der Erschaffung des Weltalls hat der Erschaffer die Welt-Psyché für dieses Welt-Soma erschaffen, und dies auf folgende Weise:

- Da war auf der einen Seite das *Selbige*, nämlich: das Sich-immer-gleich-Bleibende, das Aus-sich-heraus-Bestehende.
- Und da war auf der anderen Seite das *Andere*, nämlich: das Durch-Anderes-bedingt-Bestehende, das Sich-nie-gleich-Bleibende, das Sich-immer-Verändernde.

[Nicht ohne Anwendung von Gewalt] hat der Erschaffer sodann dem Selbigen [aus dem da noch regellosen Gewoge feinere und feinste Bestandteile des] Anderen hinzugefügt und auf diese Art beides mit einander vermischt:

- So war dann da noch ein derart entstandenes Mittelglied zwischen dem *unteilbaren Selber* und dem *teilbaren Anderen*, nämlich: die *Psyché*.

Mit dieser Psyché hat er sodann das [gesamte] Selbige mit dem [gesamten] Anderen dadurch verbunden, dass er die der Mischung widerstrebende Beschaffenheit des Anderen mit dem Selbigen gewaltsam vereinigt hat,<sup>602</sup> [d.h.: mit der Psyché durch das Selbige das Andere geformt und unterschieden, somit durch Form und Begriff geordnet hat]. So hat er aus den Dreien Eines geschaffen; auf diese Weise hat er den belebten Welt-Soma zu einem beseelten Welt-Soma erstellt, damit zu einem Lebewesen, das ihm in eben dem Ausmaß gleich ist, in dem dies – da dieser so erschaffene Gott ja auch das Andere enthält – überhaupt möglich ist.<sup>603</sup>

Mit zwei schräg zu einander verlaufende Kreisbewegungen hat der Erschaffer sodann das Himmelsgewölbe des Weltkörpers in Bewegung gesetzt: [die äußere im Sinne des Tagesablaufs, und die innere im Sinne des Sonnenjahrs, der Nord-Süd-Wanderung der Sonne an den Mittagszeiten]. Und diese innere hat er danach nach Art der Intervalle in sieben Teile aufgeteilt mit sieben Umdrehungen. Dabei gab er den drei [weiter von der Weltachse entfernten] Bahnen dieselbe Geschwindigkeit,<sup>604</sup> den vier

---

<sup>600</sup> Diese äußere Umhüllung ist – wie zu vermuten ist – die *Aura* dieses Körpers.

<sup>601</sup> Von den folgenden Absätzen sind einige teils spätere Einschübe und teils Überarbeitungen von – als unzulänglich erachtetem – Vorhandenem.

Erkennbar sind diese Einfügungen durch die Wortwahl von „das Selbige“ und „das Andere“, d.h.: durch derartige weder zuvor noch danach verwendete – und zudem recht dubiose – Ausdrücke.

Ich erachte jedoch auch alles das, was er hier mit den Wörtern „Selbiges“ und „Anderes“ beschreiben will, als unzulänglich und fehlerdurchsetzt.

<sup>602</sup> Weshalb Pláton hier dennoch 1 Verbindungsglied einsetzt, nicht jedoch 0 [für die unräumliche Psyché], aber auch nicht 2 [für das räumliche Materielle, das sehbar und tastbar ist], das behält Pláton als sein Geheimnis. Dieses zu erraten, das ist mir nicht möglich.

<sup>603</sup> Pláton hat hier die Vorstellungen des Brähmanismus nicht Wort-für-Wort übernommen, sondern vielmehr streng den aus dem ewigen Gott hervorgegangenen erzeugten Gott voneinander getrennt und auseinander gehalten:

Das Brahman hat sich – ohne deswegen zu etwas von ihm Verschiedenen zu werden – im Brahmā verkörpert, dabei auf einem Reittier weilend, das die Bewegungen und Tätigkeiten des ruhenden Brahmā's nach den Vorgaben seiner Entscheidungen ausführt, das seine feinstofflichen Energien sind, mit denen er auf das Grobstoffliche einwirkt.

<sup>604</sup> Hier ist Pláton, was die Geschwindigkeiten von Mars, Jupiter und Saturn betrifft, aber ungenügend informiert gewesen!



[näher bei der Weltachse befindlichen] Bahnen jedoch unterschiedliche Geschwindigkeiten,<sup>605</sup> allerdings nach festen Gesetzen.

So ist der Leib des Weltalls als etwas [für Menschen]<sup>606</sup> Sichtbares [und Tastbares aus dem unterschiedslosen und grenzenlosen ursprünglichen Gewoge] erschaffen worden, wohingegen die Welt-Psyché [für Menschen] unsichtbar [und untastbar] ist.

Diesen so erzeugten Gott hat der unerzeugte Gott sodann in soviele Teile unterteilt, wie dies [aus arithmetischen Gründen möglich und daher dann auch] nötig ist. (...) <sup>607</sup> Denn zum Zweck der genauen Zeit[-bestimmung]<sup>608</sup> erschuf der Vater sodann [- nämlich nach der Erschaffung des Sohnes, des mit einer Welt-Psyché ausgestatteten Weltkörpers -] die dritte Art von himmlischen Wesen, nämlich die Götter; und er siedelte sie in den acht äußeren Hüllen des Weltraums an: Er erschuf [die Fest-Sterne sowie] die sieben Wandel-Sterne,<sup>609</sup> als da sind: Mond, Sonne, [Venus, Merkur, Mars, Jupiter, Saturn]. [Die Fest-Sterne siedelte er sodann in der äußersten Hülle an, un-mittelbar an den Rand des Weltalls, und von da ab einwärts] in die inneren Hüllen der Reihe nach [den Saturn, den Jupiter, den Mars], den Merkur, die Venus, die Sonne,<sup>610</sup> den Mond.<sup>611</sup> Den äußeren Wandelsternen verlieh er geringere

---

<sup>605</sup> Hier handelt es sich um die [scheinbaren] Geschwindigkeiten von Mond, Sonne, Merkur und Venus, die von sehr unterschiedlichem Ausmaß sind.

<sup>606</sup> Diesen Zusatz füg' ich mit Blick auf eine bestimmte Stelle im „Phaidon“ ein.

<sup>607</sup> Pláton nimmt dabei versteckt auf die pythagoräische Musik-Lehre und Harmonik Bezug.

Apelt verbraucht über 6 eng beschriebene Seiten, um in Pláton's insbesondere hier nicht allzu hellen Ausführungen etwas Licht zu bringen.

Ich selber bin nicht in der Lage, diesen Textteil Pláton's in einer widerspruchsfreien Weise wiederzugeben; deswegen lass' ich ihn oben ersatzlos weg.

<sup>608</sup> Hier muss nun allerdings Pláton verfeinert und verjüngt werden: Die Zeit selber – den Zeitfluss – hat es schon seit anfanglosen Zeiten gegeben, nämlich: solange das uferlose Gewoge gewogt hat. Aber solang' in dieses Gewoge keine Ordnung gebracht worden ist, hat auch keine Zeit-messung und damit keine Zeit-bestimmung stattfinden können. Daher ist von mir oben dieser Zusatz angefügt worden

<sup>609</sup> Da sich die Bedeutungen von „Planet“ und „Wandelstern“ einerseits und „Fixstern“ und „Feststern“ andererseits nicht decken, verwend' ich zur Vermeidung von Missverständnissen oben diese archaischen Ausdrücke.

<sup>610</sup> Die Pythagoräer neigten offensichtlich dazu, der Sonne die *Mitte* des Weltalls zu belassen, wohl eher aus religiösen als aus physikalisch-astronomischen Gründen. Pláton, der sich – bekanntermaßen – im „Timaios“ hauptsächlich bei Philólaos bedient, bleibt hier dennoch bei der Theorie, die der *sinnlichen Wahrnehmung* – und damit nicht der *Wahrheit*, sondern der *Meinung*, somit dem *Unsicheren* – entspricht: Wahrnehmbar ist dem Menschen auf der Erdscheibe, dass sich die Sonne von Ost nach West bewegt, nicht hingegen, dass er auf der Oberfläche einer Kugel steht, die sich von West nach Ost dreht.

Ohne dies irgendwie nachweisen zu können, vermut' ich – aufgrund zweier kurzer Nebensätze im „Phaidon“ – vom historischen Sokrátes, dass er von Apóllon-Priestern ein Weltbild erhalten hat, bei dem das rechte Auge des Erschaffers das Sonnenauge und sein linkes Auge das Mondauge ist, wobei das rechte Auge das seines Wirkens *Wirkens* [= *Apóllon*] und sein linkes das seiner *Weisheit* [= *Ártemis*] ist. – In Ägypten war *Ptah* [einer] dieser Erschaffer.

Dem Pláton allerdings haben diese Apóllon-Priester – aus welchen Gründen auch immer – ganz offenkundig keine deratigen Einweihungen zukommen lassen; und Platon hat daher in eben diesem Dialog „Timaios“ an ihnen seinen Hass gezeigt und seine Wut und ausgelassen.

<sup>611</sup> Pláton verzichtet auch im „Timaios“ darauf, arithmetische Begründungen für diese Kosmologie zu liefern; daher – wie auch aus anderen Gründen – darf vermutet werden, dass es mit seinen arithmetischen Fähigkeiten nicht allzu gut bestellt gewesen ist.

und ausgeglichene Geschwindigkeiten, und den inneren bewegtere und unausgeglichene, auch spiralenförmig rückläufige, wie insbesondere bei Merkur und Venus, deren durchschnittliche Geschwindigkeiten bei allen Abweichungen dann doch die der Sonne ist.<sup>612</sup> An der Sonne aber entfachte er ein großes Licht, damit der Umlauf der Gestirne sichtbar wird.

Vom Welt-Soma samt Welt-Psyche teilte er diese weiteren Kinder ab, [sozusagen von dessen Fleisch und Blut].

Die sieben Wandel-Sterne setzte Gott in die sieben Umläufe im Umschwung des Anderen: den Mond in die der Erd[-kugel] nächsten, die Sonne in die zweite, und danach die fünf anderen Wandel-Sterne.

Durch diese sieben Wandel-Sterne [- und vor allem durch Mond und Sonne -] sind daher nun die Zeit[-Unterteilungen und daher die Zeitbestimmungen] erstellt und vorgegeben: das Jahr, der Monat, der Tagesablauf, und innerhalb desselben dann auch Tag und Nacht, kurz: [der Zeitablauf], die Zeit, deren Urbild die Ewigkeit ist. Dem Urbild der Zeit kommt ewiges Sein zu; [denn die Zeit insgesamt ist ewig, weil sie keinen Anfang und kein Ende hat]. Das Abbild dieses Urbilds hingegen ist von der Art, dass es die ganze Zeit hindurch *bestehengewesen–bestehend–bestehenwerdend* ist.

Die Fest-Sterne sind [in körperlicher Hinsicht] größtenteils<sup>613</sup> aus Feuer-Bestandteilen des Weltkörpers gebildet, und dies, damit sie so schön wie nur möglich erscheinen. Sie sind von idealer Form, also wohlgerundet. Sie weilen – wie gesagt – innerhalb dieses Weltkörpers an dessen äußerster – und in diesem Sinn: oberster – Stelle, von wo aus sie den größtmöglichen Einblick in das Innere des Weltkörpers erhalten.<sup>614</sup>

---

Apelt versucht, dem Platon hier unter die Arme zu greifen. Ich fasse Apelt's ausführliche Begründung so zusammen:

»Gemäß der pythagoräischen Zahlenlehre gibt es das Zahlenquadrupel:  $\langle 2^0, 2^1, 2^2, 2^3 \rangle$  sowie das Quadrupel:  $\langle 3^0, 3^1, 3^2, 3^3 \rangle$ . Die Werte ausgerechnet, beide Reihen zusammengefügt, und dabei die 1 nur einmal aufgezählt, ergibt dies das 7-Tupel:  $\langle 8, 4, 2, 1, 3, 9, 27 \rangle$ ; ordnet man dieses entsprechend der Kleiner-Beziehung neu an, so wird daraus:  $\langle 1, 2, 3, 4, 8, 9, 27 \rangle$ .

Die Pythagoräer maßen die Entfernung des Mondes zur Erde als 126.000 Stádia, somit als etwa 23.000 km; die Entfernungen der Wandelsterne von der Erde gaben sie dann durch Multiplikation dieser Mond-Erde-Entfernung mit den Zahlen aus der Reihe  $\langle 1, 2, 3, 4, 8, 9, 27 \rangle$  an, somit aus rein theoretischen Erwägungen heraus. Es sei *me* die Mond-Erde-Entfernung; dann gilt demnach für die Entfernungen zur Erde von: Mond = 1 me, Sonne = 2 me, Venus = 3 me, Merkur = 4 me, Mars = 8 me, Jupiter = 9 me, Saturn = 27 me.

<sup>612</sup> Angeblich haben bereits einige altägyptische Priester-Astronomen ein Weltbild entworfen, dem zufolge zwar die Sonne um die Erde kreist, jedoch Merkur und Venus als Sonnen-Monde um die Sonne kreisen; ganz offenkundig ist dieses Weltbild durch erheblich größere Einfachheit – und damit: Schönheit! – ausgezeichnet als das von Pláton hier vorgestellte – und von den späteren Astronomen Alexandriens wohl nach babylonischen Vorgaben mathematisch beschriebene Weltbild.

Von Tycho de Brache ist – eine Generation vor Johannes Kepler – gegen Nikolaus Copernicus – ein Weltbild dargestellt worden, das mit jenem altägyptischen im wesentlichen gleich ist.

<sup>613</sup> Warum Pláton hier „größtenteils“ und nicht „ausschließlich“ schreibt, ist entweder nicht zu ermitteln oder hat seinen Grund darin, dass er die Meteoriten – die ja von erdartiger Beschaffenheit sind – zu den Nicht-Wandel-Sternen und daher zu den Fest-Sternen gerechnet hat.

NB: Pláton's Wissen um den Sternenhimmel hält sich in Grenzen; denn die Detailkenntnisse, zu denen die Propheten Ägyptens und die Magier Babylons gelangt sind, fehlen ihm offenbar.

<sup>614</sup> Dies ist die Übertragung der jainistischen Flach-Erd-Vorstellung von den Allwissenden auf die Kugel-Erd-Vorstellung: Diese Götter der dritten Art weilen im Bereich der jainistischen Allwissenheit. Und wer es – wie später von ihm dargelegt wird – durch tugendhaften Lebenswan-

Über das ganze Himmelsgewölbe sind sie verteilt, so, wie eine herrliche Stickerei [auf einem dunkelblauen Mantel]. So sind sie, nach Erhalt ihrer Psyché, als göttliche Wesen – als die Götter – allem Irrwandel und aller Vergänglichkeit entrückt; (...) <sup>615</sup> denn sie verharren – anders als die Wandel-Sterne – auf den [ihnen vorgegebenen] Bahnen ihrer Umdrehungen genau im Umschwung des Welt-Leibs – nämlich: des Somas des göttlichen Sohnes –, und dabei an dessen Umgrenzung.

Den Erd[-ball] hingegen, auf dem wir weilen und von dem wir uns ernähren, erschuf der Erschaffer bereits vorab als [- eine allerdings nicht ganz wohlgerundete -] Kugel um den Mittelpunkt des Weltalls und um den [inneren mittleren] Teil der – das ganze Weltall durchstreckenden – Weltachse. <sup>616</sup>

Die genauen Bewegungen aller Fest-Sterne und aller Wandel-Sterne zu beschreiben, ohne dabei anschauliche Nachbildungen zur Hand zu haben, das wäre verlorene Mühe. <sup>617</sup> (...) <sup>618</sup>

Auch die Psyché des Welt-Somas hat ihren Umschwung in sich selbst <sup>619</sup>; auf solche Weise hat sie den Anfang zu einem unvergänglichen und vernunftgemäßen Leben für alle Ewigkeit gesetzt. <sup>620</sup> Daher hat sie Anteil an Vernunft und Harmonie; <sup>621</sup> und so ist sie durch den Besten unter allem denkbaren Ungewordenen zum Besten unter allem Gewordenen geworden. Der Erschaffer hat [den Kern der Welt-Psyché] in jener Weltachse angesiedelt, wobei diese Psyché jedoch das ganze Welt-Soma durchdringt und zudem noch die Umrandung umfasst und umhüllt. <sup>622</sup>

Und wegen eben dieser Eigendrehung kommt sie mit Allem in Berührung; <sup>623</sup> sowohl mit den Stücken des vom Erschaffer aufgeteilten Teilen des Seienden als auch

---

del erreicht, zu seinem Stern [= zu seinem ihm von Anbeginn her zugeordneten Gott] zu gelangen, der hat von da ab an dessen Allwissenheit Anteil.

<sup>615</sup> Pláton teilt nun einen Seitenhieb auf die Priesterschaft aus, den ich nicht wiedergeb'.

<sup>616</sup> Das Konzept einer Weltachse scheint so alt zu sein wie die Astronomie.

<sup>617</sup> Dies meint Pláton; denn er war dazu nicht in der Lage. Wohl aber waren dies die Astronomen und Mathematiker seiner Zeit.

<sup>618</sup> Oben lass' ich Pláton's schneidende Ironie, die Priester seiner Heimatstadt betreffend, weg; er beginnt diesen Absatz mit folgenden ironischen Worten:

„Über die anderen götterartigen Wesen zu reden und ihre Entstehung zu erklären, das wäre ein vermessenem Unterfangen. Man muss hier vielmehr jenen Glauben schenken, die sich seit jeher darüber geäußert haben; behaupten sie doch, Nachfolger dieser Götter zu sein; und so werden sie ihre Vorfahren ja doch genau gekannt haben ...“

Berichtet wird, dass Krátes den Pláton, als dieser sich soeben erbrochen hatte, getroffen hat; und nach dem Betrachten des Erbrochenen bemerkte Krates: „Die Galle seh' ich wohl, nicht jedoch den Hass!“; denn diesen hatte Pláton zeitlebens *nicht* aus sich herausgewürgt.

<sup>619</sup> Mir ist nicht klar, in welcher arithmetischen Beziehung dieser Umschwung der Psyché zu dem des Himmelsgewölbes [= des äußeren Teils des Weltkörpers] steht.

<sup>620</sup> Hier denkt und schreibt Platon deutlich anders als noch im „Phaidon“: Dort gilt ausnahmslos der Grundsatz, dass das Entstandene nach der Art seines Entstehens auch wieder vergeht; hier jedoch wird diesem Grundsatz der Wille des Erschaffers hin zum zwar beginnenden, aber nicht endenden Bestehen überlagert und eingeschränkt.

<sup>621</sup> Es bleibt Pláton ja nicht erspart, bei seinem teleologischen Vorgehen auf den Begriff der Harmonie – des Einklangs, des Zusammenklangs – zurückzugreifen. In obiger Art gelingt ist ihm dabei, die gewollte Substanzhaftigkeit der Psyché mit deren Harmonie in Einklang zu bringen, ihr Zusammenwirken zu harmonisieren.

<sup>622</sup> Diese Umhüllung ist quasi die Aura des Welt-Somas.

<sup>623</sup> Der Ausdruck „Berührung“ ist hier selbstverständlich im Sinne der Erkenntnistheorie Buddha Śākyamuni's, die in seine Philosophie des Geistes eingebettet ist, zu verstehen.

Wo und wie er dabei auf Lehren seiner Vorgänger aufbaut, das harret der Ermittlung.

mit dem Teillosen; und durch diese Berührungen gelangt sie in die Lage, [das Berührte zu erfassen und zu erkennen und deshalb] darüber Auskunft zu geben: Sie [stellt fest und] berichtet, was [von ihr] mit dem berührten Gegenstand gleichartig und was [von ihr von diesem] verschieden ist, wie auch, wo und wann und wie und wozu dieser sich zu jeglichem Werdenden als auch zu jeglichem Seienden in dessen Bestehen und Erleiden verhält.

Wo sich dieses [innere Sprechen], das sich in der – durch sich selbst bewegten – Psyché ohne Schall und Laut bildet und so an diesem Umschwung teilnimmt, dabei auf das durch die [äußeren] Sinne am Kreisen des [Welt-Somas] bezieht, sind [mit Blick auf seine Zusammensetzung] zwei Fälle zu unterscheiden:

\* Berührt die Psyché bei diesem ihr eigenen Umschwung das Kreisen des Anderen, sodass das Erfassen [und Erkennen] dann vermittels der [äußeren] Sinne erfolgt, und wird dabei [dieses Erfassen und Erkennen] durch keine Unordnung gestört, dann entsteht [bei dieser Berührung eine innere] Aussage, die [natürlich] nicht aus Laut und Schall gebildet ist, und mit der die Psyché das [ihr durch diese Berührung Zugeführte] dann weiß; so entsteht dann eine wahre und sichere Meinung.

\* Berührt die Psyché bei diesem ihr eigenen Umschwung das Kreisen des Selbigen, sodass das Erfassen [und Erkennen] durch das [vom inneren Sinn vermittelte] Denken erfolgt, [und wird dabei dieses Erfassen und Erkennen durch keine Unordnung gestört], dann [entsteht bei dieser Berührung als] notwendiges Ergebnis eine wissenschaftlich [begründete Aussage und somit] eine Vernunft Einsicht.

Wahre [und darüber hinaus auch] sichere Meinung wie auch Vernunft Einsicht entstehen auf diese Weise in der Psyché und nirgendwo anders.«

Dem Panpsychismus des Empedócles und dem des Anaxagóras fügt Pláton hier somit einen – in unverkennbarer Art dem brähmanischen Panpsychismus ähnlichen – weiteren Panpsychismus hinzu; dieser hatte im „Phaidon“ noch keine Spuren hinterlassen.

Pláton ist sodann der *erste* unter den altgriechischen Naturphilosophen, der das Kausalgesetz und die Erhaltungsgesetze von Masse und Energie – und mit ihnen die Vergänglichkeitsgesetze – *nicht* mehr ausnahmslos gelten lässt, sondern deren Geltungsbereich vom Willen des Schöpfergottes abhängig macht.

Zu vermuten ist, dass Pláton das Trilemma von *allwissend–allmächtig–allgütig* bereits gekannt oder zumindest unterbewusst geahnt hat: Entweder ist abzustreiten, dass in diesem Weltall im Allgemeinen und auf diesem Erdenrund im Besonderen nicht alles zum Besten bestellt ist, oder die Tatsache von Widrigkeiten ist zuzugeben und dann eben niemand Anderer als der Erschaffer dafür verantwortlich zu machen. Dann aber ist ihm – um sich nicht in Widersprüche zu verwickeln – einer der drei Zuordnungen wegzunehmen: die Allgüte sicherlich nicht, die Allwissenheit eigentlich auch nicht, somit wohl: die Allmächtigkeit.<sup>624</sup>

Pláton hingegen begehrt für seinen Gott den folgenden – man kan durchaus sagen – schlaun Ausweg:

---

<sup>624</sup> Naheliegend wär' es für ihn gewesen, die Allmächtigkeit *des Gottes* zu streichen; denn er führt ja später ohnehin die Notwendigkeit [= Kausalität] als den vom Gott unabhängigen Faktor ein.

Vermutlich hat er diesen Ausweg deswegen nicht begangen, weil dies an dem Vollendetsein des Gottes hätte Zweifel aufkommen lassen können.

»Der Erschaffer und Vater sah seinen ersten Sohn [im Weltganzen] wie auch seine nachentstandenen Kinder [am inneren Rand des Weltganzen]: Er sah in diesen Bewegungen die Abbilder des Ewigen; und dies erfüllte ihn mit Freude. (...) Aber er sah dabei auch, dass das Werk noch nicht vollendet war; denn in ihm waren noch nicht die [unvollendeten] Lebewesen entstanden.<sup>625</sup> Ihm selber aber war es nicht danach zumute, nun auch noch Minderwertiges zu erschaffen. Daher erteilte er hierzu den von ihm aus [dem Soma und der Psyché] seines Sohnes geschaffenen Sternengöttern, [die nicht mehr allmächtig waren], hierzu den Auftrag mit der Begründung:

„Ihr gottgleichen Götter! Noch ist die Schöpfung unvollständig; denn es fehlen in ihr noch die dem Vergehen unterworfenen Lebewesen. Zwar seid auch Ihr als Entstandene vergänglich; doch werdet Ihr nicht vergehen, solange ich dies nicht will.

Würd' *ich* nun auch die Lebewesen auf der Erd[-kugel] erschaffen, so würden daraus erneut sich nicht auflösende Lebewesen entstehen, darin Euch gleich. Nun seid Ihr zwar mein Abbild. Aber ein Abbild ist nie von der gleichen Vollkommenheit wie das, wovon es abgebildet worden ist. In eben diesem Verhältnis sollt Ihr daher nun die dem Vergehenden unterworfenen Lebewesen als Eure Abbilder erschaffen! Ich hingegen will mich danach zurückziehen, um mich wiederum meiner vormaligen Ruhe hinzugeben!

Jeder von Euch soll genau ein solches Wesen als ein Teil des Welt-Somas – nicht jedoch auch als Teil von dessen Psyché! – geformt werden! Und nun ans Werk!“

Daraufhin mischte der Ur-Erschaffer und Ur-Vater in ähnlicher – wenngleich nicht mehr so reiner – Weise, in der er für den Welt-Soma die Welt-Psyché erstellt hatte, vom Selbigen soviel mit dem Anderen des Welt-Somas zusammen, als er zuvor Götter in der Form von Sternen als seine Kinder geschaffen hatte. Sodann legte er ihnen sowohl die Beschaffenheit des Welt-Somas als auch die [für sie als Sterblich] unabänderlichen Gesetze dar, [allen voran die des Entstehens und Vergehens;<sup>626</sup> und danach gesellte er jedem Stern genau eine solche Psyché zu, [nämlich eine, die jeweils zu ihm passt]. Alle weiteren erforderlichen Betätigungen überließ er sodann den von ihm aus dem Gottessohn erschaffenen Götterkinder, um sich selbst von jeglicher Schuld an ihrer [vorauszuhaltenden] späteren Schlechtigkeit frei zu halten.<sup>627</sup>

Ein jeder dieser jungen Götter – dieser Gottheiten der dritten Art – formte daraufhin gemäß der Anweisung des Vaters für die ihm zugewiesene Psyché deren Leib, indem sie dazu dem Weltall Teile von Feuer–Luft–Wasser–Erde entnahmen, als ein Darlehen, [das dem Weltkörper beim Tod des nun geschaffenen Leibes durch eben diesen Tod zurückerstattet wird]. Denn sie vermochten es nicht, den Leib mit der Psyché unlösbar zu verbinden: Nur lose konnten sie beide an einander heften. Und desgleichen vermochten sie es nicht, die Umläufe dieser Vier Grundstoffe des Somas in ungestörter Weise mit dem Umlauf der Psyché zu verbinden, somit beide Umläufe in Einklang zu bringen.

Störungen des Umlaufs des Somas – des Leibes – erfolgen [auf gröbere Arten] durch das Zusammentreffen des Leibes mit [gröberen Arten von] Feuer–Luft–Was-

---

<sup>625</sup> Sozusagen: Erst mit dem Unvollendeten entsteht die Vollendung.

<sup>626</sup> So kann Pláton nun, unter loser Beibehaltung seiner Lehre von der Wieder-Erinnerung und damit der Anfangslosigkeit der Psyché, nun seine Lehre von der Nicht-Anfangslosigkeit mit jener halbwegs – und nicht ohne linde Gewalt – in Einklang bringen.

In diesen Gesetzen für das Weltall drückt sich des Gottes Geist aus, demnach: sein Noýs!

<sup>627</sup> Inwieweit dieser Standpunkt – mit dem der schlaue Pláton da seinen Gott von der Schuld am Schlechten in der Welt frei halten will – moralisch unbedenklich ist, das mag jeder für sich selber entscheiden.

ser-Erde, [soweit diese nicht den Leib durchdringen], aber ihn erschüttern; und Störungen der Psyché erfolgen [auf feinere Arten dadurch, dass feinere Arten der vier Grundstoffe durch die Poren in das Soma einfließen und sodann] den Weg zur Psyché finden: Dort machen sie sich als Störungen des der Psyché eigenen Umlaufs<sup>628</sup> bemerkbar, was sich daraufhin als [äußere] Wahrnehmung [verdichtet].

So erschuf jeder dieser Sternen-Götter das zu dieser ihm zugeteilten Psyché passenden Soma aus Feuer-Luft-Wasser-Erde des Weltalls. Als dem Sterben Unterworfenen bedurften diese Somas der geeigneten Zu- und Abflüsse für Luft und für Nahrung; [zudem bedurften sie – da die Bewegungen des Somas nicht dem des Welt-Somas entsprechen sollten – Gliedmaßen [wie auch Organe zur Erzeugung von Nachkommenschaft; und sie bedurften der äußeren Sinnesorgane, um sich in ihren Bewegungen zurechtzufinden]. So erschuf jeder von ihnen nach bestem Willen und Können das Soma eines Sterblichen entsprechend der dazu passende Psyché. Daraufhin verpflanzten sie die so geschaffenen Lebewesen auf den Erdball. (...)<sup>629</sup>

Diesen ersten Sterblichen wurde dabei dieses auf deren Lebensweg mitgegeben:

(1) [die nämliche Art von äußeren Sinnen und damit] die nämliche Art des Wahrnehmens, die hier – anders als bei den Nicht-Sterbenden – als Ergebnis der Erregung der Psyché entsteht, wobei diese Erregung durch ihre – hier anders geartete – Verbindung mit dem Soma verursacht ist; auch

(2) Furcht und Zorn sowie alles, was damit in Zusammenhang oder auch in Widerstreit steht; schließlich

(3) die Liebesleidenschaft, mit der Lust und Leid einhergeht, [deren Zweck die Erzeugung von Nachkommen ist].

In heilsamer Wendung – und dabei auf das Soma des besten Staates hin ausgerichtet – ergibt dies dessen naturgemäße Gliederung gemäß:

(1\*): Die Weisen, das Haupt des Staates;

(3\*): die Waffenträger, die Schulter und der Arm des Staates;

(2\*): die Bürger und Knechte, der Rumpf des Staates.

Wer im darauf folgenden Leben diesen Erregungen gegenüber die Herrschaft behält, der kehrt – sich auf solche Weise rein haltend – nach seinem Dahinscheiden zu seinem rein verbliebenen Stern zurück und weilt, ihm nun ebenbürtig, von da ab ohne Ende in dem selben glückseligen Zustand wie dieser.

Wer hingegen in der ihm zugemessenen Lebenszeit nicht gänzlich gerecht[-tapferbesonnen-weise] gelebt hat, der wird in eben dem Leib wiedergeboren, der dem Zustand seiner Psyché entspricht. Und so kann es mit ihm danach weitergehen, wenn er sich von dem Einfließen<sup>630</sup> der irdischen Wirrnisse leiten lässt, vom störenden Einfluss von Feuer-Luft-Wasser-Erde; und erst dann, wenn er dieser Störungen [des

---

<sup>628</sup> In welcher Beziehung der einer Psyché eigene Umlauf zum Umlauf des Welt-Somas und dessen Psyché steht, geht aus Pláton's Darstellung nicht hervor. Dass er sich dieser Frage nicht bewusst gewesen sei, das ist schwerlich zu glauben. Weshalb er sie dann nicht vorgetragen und beantwortet hat, dazu kann man nur Vermutungen anstellen.

<sup>629</sup> Ich weiß nicht, woher Pláton – der in der „Politeia“ die Gleichwertigkeit von Mann und Frau betont hat – nun hier die Minderwertigkeit der Frau hervorgekramt hat; möglicherweise ist ihm dies aus irgendwelchen eleatischen oder pythagoräischen Quellen zugeflossen, wobei er beim Übertragen in seine eigene Theorie nicht genau gewusst hat, wie er ohne inhaltliche Verluste hier im „Timaios“ eine Angleichung an die „Politeia“ auf die schnelle Art erstellen soll. Es mögen für ihn auch andere Beweggründe ausschlaggebend gewesen sein, die ich nicht errate.

<sup>630</sup> D: „Einfließen“ [= S: „āsrava“] ist ein so aus dem Jainismus herkommender Begriff. Im Buddhismus hingegen wird der gleiche Ausdruck gemäß D: „Trieb, Getriebensein“ verwendet.

Umschwungs seiner Psyché] durch vernünftige Einsicht beherrscht, wird er [im Verlauf von weiteren Leben schließlich] einen dem idealen Ursprungs-Soma gleichen Soma erwerben [und nach dem Dahinscheiden dieses idealen Somas sodann zu seinem Stern gelangen und dann gleichfalls bei diesem auf Dauer in dessen Glückseligkeit weilen]. Denn dies hat zu dem Gebot gehört, das der Ur-Erschaffer gegeben hatte, als er sodann das weitere Erschaffen den Sternen-Göttern überließ, um selber von jeglicher Schuld an der zu erwartenden Schlechtigkeit der zum Sterben Geschaffenen frei zu sein.«<sup>631</sup>

In der zweiten Hälfte der „Politeia“ verändert er diese drei Punkte so zu seinem dritten Staats- und Gesellschaftsideal:

»In Kopf – Brust – Bauch ist das Soma des Menschen in wesensgemäßer Weise zu gliedern. In wesensgemäßer Weise gliedert sich der beste Staat daher in:

(1°): die Weisen, das Haupt des Staates [oberhalb des Halses];

(3°): die Waffenträger, die Brust des Staates [vom Hals bis zum Zwerchfell];

(2°): die Bürger und Knechte, der Bauch des Staates [unterhalb des Zwerchfells]. «

Auf dieser Kosmologie mit eingeflochtener Psychologie baut Pláton nun eine – durchaus althergebrachte – Wahrnehmungs- und Erkenntnislehre auf:

»Ein jeder Sternen-Gott verlieh sodann dem von ihm erschaffenen Lebewesen die Werkzeuge zur Wahrnehmung: Von diesen Werkzeugen fertigte er zuerst die lichtspendenden Augen [– das *Augenlicht*! –] an, und dies nach dem folgenden Plan: Dasjenige Feuer, das nicht die Eigenschaft hat, zu brennen, sondern vielmehr die Eigenschaft, mildes Licht zu spenden, formte er nach einem Stoff, der dem immer wiederkehrenden Tageslicht verwandt ist. Sodann verdichtete er die Augen – und hierbei insbesondere deren mittlere Teile – solchermaßen, dass diese alles gröbere Licht zurückhalten und nur das Licht von der [feinen und] reinen Art durchlässt.<sup>632</sup> Dadurch ließ er das im Sterblichen befindliche Feuer, das mit dem Tageslicht verwandt ist, in voller Reinheit glatt und dicht durch die Augen ausströmen. Wenn nun das von den Augen ausfließende Licht vom Tageslicht aufgenommen wird, so stößt Gleichartiges auf Gleichartiges und verschmilzt miteinander zu einem einzigen gleichartigen Körper in gerader Richtung vom Auge; und dies erfolgt immer da, wo das solchermaßen von innen ausströmende Feuer auf etwas stößt, das ihm von außen in den Weg tritt. Nun erleidet dieser Stoff wegen seiner Gleichartigkeit durchgängig die gleichen Einwirkungen; deswegen teilt er alle Bewegungen, die er zum einen Teil durch die eigene Berührung eines von ihm Verschiedenen und zum andern Teil durch den Stoß von diesem von ihm Verschiedenen erhält, dem Soma mit und lässt sie bis zur Psyché durchdringen: So entsteht die mit „Sehen“ bezeichnete Wahrnehmung.

Jede solche Berührung und jeder solche Stoß, der vom Anderen – d.h.: vom Nicht-Selbigen – erfolgt, stört in der Psyché die beiden Umläufe, die in ihrer ungestörten Weise mit den beiden Umläufen des Welt-Somas verbunden sind und mit diesem sodann konform gehen. Wenn so der Umlauf des Anderen – und somit: des auf Wahr-

---

<sup>631</sup> Hm!

<sup>632</sup> Die Augen leuchten, glänzen, blinkern, blitzen ... ; und beim Tod erlischt der Augen Licht, d.h.: das Augenlicht. Dem entsprechend lehrt ja auch noch Goethe:

„Wär' nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne könnt' es nie erblicken!“

nehmung hin Ausgerichteten – durch einen Berührung oder durch einen Stoß gestört wird, dann sind beide Umläufe die hiervon Beherrschten, solange der auf das Denken hin ausgerichtete Umlauf nicht herrscht; und die Psyché meint dann zwar, sie herrsche, ist jedoch zu keiner geistgemäßen Sicht über sich selber fähig.

Hat sich aber das dem Sehstrom verwandte Tageslicht bei Einbruch der Nacht zurückgezogen, dann ist dieser aus dem Auge austretende Strom reinen Lichts abgeschnitten: Denn da er zu diesen Zeiten beim Austritt aus dem Soma sodann auf Ungleichartiges trifft, findet es außen in der Umgebung, die dann kein Feuer mehr hat, keine Unterstützung; daher verändert er sich [umgehend, zehrt sich rasch auf, und] erlischt sodann. Auf diese Weise hört dann das Sehen auf; und dies wird zudem ein Anreiz zum Schlafen.

Denn ein jeder dieser Sternen-Götter hat dem ihm anbefohlenen Lebewesen zum Schutz der [Augen] die Augenlider als natürliche Vorrichtung geschaffen. Sowie diese sich schließen, halten sie das [Nach-außen-]Wirken des inneren Feuers zurück; und dieses zurückgehaltene Feuer [entspannt] und vermindert die Bewegungen im Innern, was zum Eintreten von innerer Ruhe führt. Und sowie diese Beruhigung ein ausreichend-hohes Ausmaß erreicht, so stellt sich ein – von nur wenigen Träumen gestörter – Schlaf ein. Sind [im Innern] hingegen einige stärkere Bewegungen zurückgeblieben, so erzeugen diese gemäß ihrer eigenen Beschaffenheit sowie gemäß der Stellen, an denen sie zurückgeblieben sind, die ihre Ausmaß und ihrer Beschaffenheit entsprechenden [heftigeren] Traumbilder: zunächst als Bilder im träumenden Lebewesen, nach dem Erwachen desselben aber [dann und wann auch solche, die sich] in der [dabei unklaren und sich zudem irrenden] Erinnerung als äußere Eindrücke darstellen. (...) <sup>633</sup>

Die Psyché ist die Haupt-Ursache des Wahrnehmens durch das Sehen. Natürlich gibt es dazu allerlei Neben-Ursachen; und die Meisten [– nämlich die nach Innen Erblindeten unter den nach außen Sehenden –] erachten die Neben-Ursachen als Haupt-Ursachen; und sie führen dann das Sehen auf Vorgänge des Erwärmens und Erkaltens sowie der Verdünnung und Verdichtung zurück. Dabei kann aber von geistgemäßer Einsicht und, verbunden damit, von einer verständigen Absicht bei diesen [– nicht abgestrittenen –] Mit-Ursachen nicht die Rede sein. Denn von allem Seienden kann allein die Psyché als dasjenige erachtet werden, die das Vermögen der geistgemäßen Einsicht besitzt. Die Psyché jedoch ist unsichtbar [für uns Menschen], während Feuer–Luft–Wasser–Erde durchweg sichtbare Materie ist.

Wer also nach geistgemäßer Erkenntnis strebt, der muss unbedingt an erster Stelle diese Ursachen zu ermitteln trachten, die eine geistgemäße Naturordnung aufweisen; und erst an zweiter Stelle hat er jene Ursachen zu berücksichtigen, die von anderen Ursachen in Bewegung gesetzt werden, und die selber andere Ursachen in Bewegung bringen. Man muss sich zwar auf beide Ursachen einlassen; aber man muss die Haupt-Ursachen, die Mit Hilfe des Geistes alles Schöne und Gute zum Bestehen verhelfen, von den Mit-Ursachen unterscheiden, die nicht der geistgemäßen Einsicht entsprechen, und die daher stets nur jene Erscheinungen herbeiführen, die regellose Werke des Zufalls sind. <sup>634</sup>

---

<sup>633</sup> Es folgt dann ein Exkurs über Spiegelbilder, der physikalisch unergiebig und philosophisch wertlos ist.

<sup>634</sup> Diese beiden vorangehenden Absätze sind zweifellos spätere Hinzufügungen, die allerdings noch erfolgt sind, als es noch nicht die gleich darauf erfolgten Zusätze gegeben hat.



[Abschließend ist noch dazulegen], um welchen Nutzen willen uns Gott<sup>635</sup> die Augen geschenkt hat.

Der Sehkraft haben wir – nach meinem Urteil – den größten Nutzen zu verdanken. Denn wären wir nicht in der Lage, die Sonne, die Sterne und das Himmelsgewölbe zu erblicken, so hätte die bisher geführte Erörterung über das Weltall nie und nimmer stattgefunden. So jedoch hat der Anblick von Tag und Nacht und der Ablauf der Monate und der Jahresumläufe uns zur Kenntnis der Zahlen verholfen, hat uns zudem die Vorstellung vom Zeit[-Ablauf] vermittelt, und hat uns den Antrieb zur Untersuchung des Weltalls gegeben. Daraus ist uns die der Philosophie eigene Betrachtungsweise erwachsen, die das größte Gut ist, das den sterblichen Wesen von den Göttern jemals verliehen worden ist und überhaupt jemals verliehen werden kann.

So beschränk' ich mich daher nun auf das Beschreiben dieser größten Wohltat, die wir den Augen verdanken; und ich werde mich nicht mit der Aufzählung geringerer Wohltaten aufhalten.

Der erblindete Nicht-Philosoph mag den Verlust seines Augen[-lichts] mit verständlicher Klage beweinen. Ich hingegen halte fest an folgender Begründung der Sache: Gott erfand für uns die Sehkraft; und er schenkte sie uns, damit wir aus der Betrachtung der Kreisbewegungen am Himmel für das Gestalten in unserem Gedankenbereich Nutzen ziehen. Denn diese Umläufe sind mit jenen verwandt, mit dem Unterschied, dass diese in ihren Umläufen gestört sind, jene hingegen jeder Störung enthoben sind. Daher sollten wir jene ungestörten Umläufe verstehen lernen und die Berechnung ihres ihnen eigenen Ganges uns zu Eigen machen; denn durch die Nachahmung der göttlichen, unfehlbar richtigen Umläufe gewähren wir den in unserem Inneren sich vollziehenden schwankenden Umläufen einen festen Halt.

Auch für den Schall und das Gehör gilt die nämliche Aussage: Sie sind uns zu dem gleichen Zweck und in der gleichen Absicht von den Göttern verliehen worden. Denn nicht nur die Sprache ist zu eben diesem Zweck bestimmt und hat den stärksten Anteil daran,<sup>636</sup> sondern auch, was von der Musik durch den Schall für das Gehör nutzbringend ist, dies ist uns der Harmonie wegen – um des Einklangs willen – geschenkt worden. Die Harmonie nun, deren Bewegungen mit Umläufen in unserer jeweiligen Psyché verwandt sind,<sup>637</sup> ist den Musen dem, der in vernünftiger Weise den Dienst dieser Göttinnen<sup>638</sup> in Anspruch nimmt, nicht zum Zweck irgendeiner unvernünftiger Lust – worin heutzutage ihr Nutzen zu bestehen scheint – gegeben worden, sondern als Beihilfe gegen den unharmonischen Zustand unserer jeweiligen Psyche mit dem Ziel, deren Umläufe auf solche Weise zu geregelter Form und zur Übereinstimmung mit sich selbst gebracht werden soll. Auch der musikalische Takt – der Rhythmus – ist uns wegen unserer Neigung zur Maßlosigkeit wie auch wegen unseres Mangels an

---

Denn diese beiden Absätze bringen keine neuen Informationen, sondern erwecken den Charakter der Erwiderungen auf Einwendungen, die gegen den vorangegangenen Teil irgendwann von irgendwem erfolgt sind.

<sup>635</sup> Dieser ganze Teil ist wohl geschrieben gewesen, als er seine Theorie von den Sternen-Kindern – von diesen nachrangigen Göttern – dem „Timaios“ noch nicht hinzugefügt hatte; und er hat dabei das eine oder andere in früheren Texten, das nun zu korrigieren wäre, übersehen.

<sup>636</sup> Ah! Hier spricht Pláton endlich positiv von der Sprache, anders als in seinen Briefen!

<sup>637</sup> Immerhin kann Pláton sich mit der Harmonie nun bis „verwandt sind“ abfinden.

<sup>638</sup> Für uns wär' es nun vorteilhaft, was Pláton in Einzelnen unter „Göttinnen“ – im Gegensatz zu „Götter [des Sternenhimmels]“ verstanden hat. Im Alltagsbereich stehen sie für Fruchtbarkeit und Zeugung, somit für Leben, und im Philosophie-Bereich gelegentlich für Weisheit.

Anmut – wie sich solches in der Geistesverfassung der meisten Leute zeigt – als Helfer vor eben diesen [Übeln] zum gleichen Zweck verliehen worden.«<sup>639</sup>

Diese Stelle markiert den Abschluss der – von gelegentlichen Einschüben anreicherten – Urfassung des „Timaios“, sozusagen von dessen 1-ter Auflage. Und sicherlich hatte Pláton damit erhofft und erwartet, den Wünschen zumindest seiner Schüler Genüge getan zu haben. Diese jedoch – oder unter diesen zumindest Aristotéles – sahen sich offenbar nicht in der Lage, mit einem derart scharfem Schwert sodann für Pláton gegen seine Widersacher auf die Barrikaden zu steigen. Denn zu viel daran wird den Logikern unter ihnen als dunkel oder gar als fehlerbeladen erschienen sein, insbesondere:

- dass der vollkommene Erschaffer nur Vollkommenes erschaffen kann und daher die von ihm erschaffenen Götter gleichfalls vollkommen sind, sie dann jedoch Unvollkommenes erschaffen können und sogar müssen;
- dass der ganz aus unteilbarer Psyché bestehende Erschaffer Teile seiner Psyché zunächst an das Weltall und sodann an dessen oben weilenden Götter und schließlich auch an die unten hausenden Menschen [und sonstigen Lebewesen] weiterreicht;
- dass und warum die Psychén der unterhalb der Götter hausenden Lebewesen dreigeteilt ist, wobei der Begierde-Teil wie auch der Hass-Teil aus dem materiellen entstanden ist, nicht jedoch der Verstandes-Teil;
- dass und warum der Hass-Teil und der Begierde-Teil der Psyché beim Tod und der damit einhergehenden Abtrennung vom Verstandes-Teil und ihrem Zerfallen dennoch auf diesen – aus einem einzigen und unzusammengesetzten und daher unaufteilbaren – Verstandes-Teil, dessen Wiedergeburt betreffend, einwirken können; und:
- dass manche der Final-Erklärungen nur auf die, die an sie glauben, verständlich und einsichtig sind, zumal dann auf einen – an Schopenhauer gemahnenden – blinden Willen dieser Psyché des Erschaffers verwiesen wird; und insbesondere:
- dass allzu oft – und noch dazu an Stellen, die im „Phaidon“ ausdrücklich vermerkt sind – jegliche Final-Erklärung fehlt und dabei dann nicht einmal auf einen Willen des Erschaffers verwiesen wird, wie vor allem: beim Erstellen und In-Bewegung-Setzen der zwei schräg zu einander verlaufenden Bewegungen des Welt-Körpers, aber auch beim Festlegen der unterschiedlichen Umlaufbahnen der Wandelsterne, wie auch bei deren unterschiedlichen Umlaufgeschwindigkeiten.

Pláton hat daher die erste Auflage da und dort überarbeiten und ihr – neben solchen Einschüben – eine erhebliche Erweiterung in der zweiten Auflage hinzuzufügen gehabt. Zu diesem Zweck also erneut umschaun müssen; und es boten sich an:

- (a) die Lehre des Philólaos;
- (b) die Lehre des Demokritos;
- (c) die Lehre des Anaxagóras.

Die Lehre des Pythagoräers Philólaos – so versuch' ich, durch Hineinversetzen in seine Psyché seine Motivation zu ergründen – lies er für's Erste beiseite; denn dass nicht die Erd[-kugel], sondern die Sonne der Mittelpunkt des Weltalls sein sollte, das widersprach nicht nur seiner These im „Phaidon“, sondern auch seiner Vorstellungskraft. Mit der Atom-Theorie des Demókritos hat er – zunächst jedenfalls – ebenfalls

---

<sup>639</sup> So also erstellt Pláton auf der Grundlage eben dieser seiner zweiten Naturphilosophie seine Erkenntnistheorie unter Einschluss der Grundlage der Musiklehre.

außer Betracht gelassen. Denn diese setzt ja das Bestehen eines leeren Raums, in dem die Bewegungen der materiellen Bestandteile des Universums stattfinden, unbedingt voraus; und am *horror vacui* hat Platon seit jeher gelitten.

Dann aber verblieb ihm nur die Alternative, auf die Lehre des verachteten Anaxagoras zurückzugreifen, und dies so, dass es nach Möglichkeit niemand bemerkt. Und dies ist ihm auch – ungefähr zumindest – geglückt,<sup>640</sup> nämlich in einer – in der 2-ten Auflage des „Timaios“ erfolgten – Hinzufügung:

»In den vorangegangenen Ausführungen handelte es sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen<sup>641</sup> – um Hervorbringungen des Geistes; und dem muss ich nun [leider!]<sup>642</sup> die Werke der blinden Notwendigkeit<sup>643</sup> zur Seite stellen. Denn bei der Entstehung dieses Welt[-alls] wirken Notwendigkeit und Geist[-gemäßheit] zusammen, aber unter Vorherrschaft der Geist[-gemäßheit]; denn es gelang ihr, die Notwendigkeit durch Überredung<sup>644</sup> zu bestimmen, beim Werden [und Hervorbringen] der Dinge das Meiste<sup>645</sup> zum Besten zu führen: Zwar kam durch diese Nachgiebigkeit der Notwendigkeit gegen die Überredung durch die Geist[-gemäßheit] am Anfang die Entstehung des Weltalls zustande; will man jedoch sein Entstehen dem tatsächlichen Vorgang gemäß darstellen, so darf man auch den Einfluss der planlos umherschweifenden [Notwendigkeit] in ihrer natürlichen Wirkungskraft nicht übergehen.

Ich muss also wieder ganz am Anfang beginnen; denn es bietet sich jetzt [mit dem Einbeziehen der Notwendigkeit] ein wirksamer Ur-Anfang der Dinge an. Daher müssen die jetzt auftauchenden Fragen [von diesem erweiterten Blickwinkel aus] erörtert werden.

Ich muss nun somit [auch] die Beschaffenheit des Feuers, der Luft, des Wassers, der Erde vor der Entstehung des Weltalls betrachten, und dies sowohl hinsichtlich ihrer selbst als auch ihrer Eigenschaften. Denn bis jetzt hat noch niemand über deren Entstehung Aufschluss gegeben; und auch ich habe von ihnen so gesprochen, als wüsste jeder [Hörer oder Leser], was Feuer–Luft–Wasser–Erde vor den Anfängen bereits gewesen ist, und beschreibe sie als Grundstoffe des Weltalls; dabei sind sie – wie die Silben, [aus denen sich die Wörter zusammensetzen] – auf keinen Fall der Urgrund von Allem.

Allerdings will ich diesen Urgrund – oder, wie es sich vielleicht ergeben mag: die Urgründe – jetzt nicht erörtern; denn es bereitet mir zu große Schwierigkeiten, meine Meinung hierzu klar zu entwickeln. Weder darf man mir zumuten, über diese Sache

---

<sup>640</sup> Benützt man Pláton's Verwendung des Wortes „Sophist“, dann ist ihm – mit Blick auf nahezu alle Interpreten der Folgezeit – diese sophistische Kunststück sogar bestens geglückt: Perfekt zeigt er hier seine rhetorischen Fähigkeiten!

<sup>641</sup> Hätte Pláton mit seiner Behauptung: „In den vorangegangenen Ausführungen handelt es sich – von wenigen Ausnahmen abgesehen – um die Hervorbringungen des Geistes“ recht, so wäre dieser Exkurs der Wiedergabe wert. Aber jede hier zu erbringende Statistik wird zeigen, dass die Hervorbringungen des Erschaffers und seiner Kinder, die nicht nur auf gewundenen und uneinsichtigen, sondern auf echten Vernunftgründen beruhen, die deutlichen Ausnahmen sind.

<sup>642</sup> Dieses Wort steht so zwar nicht bei Pláton; aber man hört es deutlich heraus.

<sup>643</sup> Pláton sollte hier eigentlich den vorhin benützten Begriff „Mit-Ursache“ verwenden. Aber ...

<sup>644</sup> Hier kann natürlich „Überredung“ nicht durch „Überzeugung“ ersetzt werden; denn wie sollte die blinde Notwendigkeit zu irgendetwas überzeugt werden?!

<sup>645</sup> Konsequenterweise hätte Pláton hier zwar „Alles“ anstelle von „das Meiste“ schreiben müssen. Aber der kluge Pláton wollte sich hier ein Hintertürchen offen halten ...

jetzt mein letztes Wort zu sprechen, noch kann ich mir selbst einreden, ich würde recht daran tun, eine so gewaltige Aufgabe auf mich zu nehmen.<sup>646</sup> Vielmehr halt' ich an dem – gleich zu Anfang eingenommenen – Standpunkt fest, der sich auf die Kraft der bloßen Wahrscheinlichkeit einschränkt; und von diesem Standpunkt aus will ich [im Folgenden] versuchen, eine Darstellung zu geben, die an Wahrscheinlichkeit hinter keiner anderen zurücksteht, sondern sie eher noch übertrifft.

Daher werd' ich nun Punkt für Punkt wieder von Anfang an über alles Einzelne wie auch über das Gesamte reden.<sup>647</sup> (...)

Mein abermaliger Anfang über das Weltall muss sich nun auf eine umfassendere Unterscheidung gründen, als es die vorige gewesen ist. Dort hab' ich nämlich im Weltall nur zwei Gattungen unterschieden; jetzt aber muss ich dieser noch eine dritte hinzufügen und sie erörtern. Zwar reicht es für das vorhin Erörterte aus, lediglich zwei Gattungen zu betrachten: die eine als urbildliche Gattung verstanden, die unveränderlich und nur mit dem Denken zu erfassen ist, und die andere als ein Abbild dieses Urbilds, dem Entstehen[–Vergehen] unterworfen und sichtbar, [daher mit dem Wahrnehmen zu erfassen]. Eine dritte Gattung hab' ich da noch nicht von diesen beiden unterschieden, da ich davon überzeugt gewesen bin, ich würde mit diesen beiden auskommen.<sup>648</sup>

Jetzt aber scheint der Gang der Untersuchung die Annahme einer sehr schwer zu fassenden und dunklen Gattung nötig zu machen; und es gilt, diese nun darzustellen und sie so ans Licht zu holen. Sie ist als Empfängerin und Ernährerin alles Werdens zu erachten. Und, um dies näher zu erläutern, müssen vorab einige Schwierigkeiten, die sich an die Frage der Beschaffenheit von Feuer–Luft–Wasser–Erde anreihen, geklärt und bereinigt werden. Denn es ist nicht leicht, von jedem einzelnen Bestandteil zu entscheiden, ob es nun richtigerweise als Feuer oder hingegen als Luft [oder aber als Wasser oder schließlich als Erde] zu erachten ist, und damit, welchen Bestandteil man mit diesem und welchen mit jenem Namen zu belegen hat, um die richtige Bezeichnung<sup>649</sup> zu erhalten.

Was etwa den Stoff betrifft, den wir hier mit „Wasser“ bezeichnen, so sehen wir, dass er beim Sich-Verdichten zu Stein [und damit] zu Erde wird; wenn sich dieser Stoff hingegen lockert und löst, so wird er zu Hauch [und damit] zu Luft; und die Luft wird beim Erhitzen<sup>650</sup> zu Feuer. Und umgekehrt nimmt das Feuer, wenn es zusammengeballt wird und erlischt, wieder die Form von Luft an; und die Luft nimmt, wenn sie sich zusammenzieht und verdichtet, zunächst die Form von Nebel und Wolke an, woraus sich, bei weiterer Verdichtung, dann strömendes Wasser entwickelt; und aus Wasser geht bei abermaliger Verdichtung schließlich Erde hervor. So wandeln sich

---

<sup>646</sup> Ich vermute hinter dieser dunklen Andeutungen dieses: Pláton's Schüler und Liebling Theaitétos hatte zwar schon die Beweisidee dafür, dass es genau fünf reguläre Körper gibt, aber noch nicht den überzeugenden und fehlerfreien Beweis selbst.

<sup>647</sup> Leider verwirklicht er diese Ankündigung so nicht.

<sup>648</sup> Jetzt hingegen – durchaus nicht in der kurzen Zeit seines Monologs bis zu dieser Stelle hin, sondern Wochen oder Monate oder Jahre später – ist er davon nicht mehr überzeugt.

<sup>649</sup> In seinem „Siebten Brief“ weiß Pláton bereits, dass Bezeichnungen aus Übereinkünften – mit einem Fremdwort gesagt: aus Konventionen – herrühren. Im „Kratylos“ weiß er dies ganz entschieden noch nicht, im Gegenteil!

Und *hier* entgleitet ihm ebenfalls der Terminus „richtige Bezeichnung“ aus der Feder ...

<sup>650</sup> Da ist dem Pláton nun die Luft ausgegangen: Denn mit „Erhitzen“ ist ja nichts anderes als „Zuführen von Feuer“ zu verstehen. Daher hätte er sich hier eigentlich eine bessere Beschreibung des Entstehens von Feuer einfallen lassen müssen.

diese Grundstoffe im Kreislauf ineinander; und eben darin besteht, allem Anschein nach, das *Werden*.<sup>651</sup>

Indem so keines von Ihnen jemals als dasselbe erscheint, kann keines von ihnen mit Bestimmtheit [– womit hier gemeint ist: auf Dauer –] als ein *Dieses* und damit *nicht* gleich [danach] als ein *Jenes* erachtet werden. Dabei derartige Bezeichnungen zu wählen, das ist [für einen nach Weisheit Strebenden unangebracht].

Angebracht ist vielmehr das Vorgehen nach der folgenden Regel: Alles, was wir bald in dieser und bald in jener Form sehen, wie z.B. Feuer, wollen wir nie *Feuer* als ein *Dieses* kennzeichnen, sondern vielmehr als ein *Derartiges*, und desgleichen nie *Wasser* als ein *Dieses*, sondern als ein *Derartiges*, und desgleichen bei *Luft* und bei *Erde*.<sup>652</sup> Keiner dieser vier Grundstoffe ist etwas fest in sich Bestehendes, wofür man – darauf hinweisend – die Ausdrücke „das da“ und „dieses“ verwendet, mit denen man dabei glaubt, etwas Wirkliches zu bezeichnen. Denn diese Erscheinungen [– und das, was ich vorhin als Grundstoffe genommen habe, das erweist sich jetzt als etwas, das lediglich als Grundstoff *erscheint*, somit und in diesem Sinn als *Erscheinung* –] entziehen sich jedem Zusammensein und jeder Gemeinschaft mit den Ausdrücken „das da“ und „dieses“ sowie überhaupt jeder Redewendung, die etwas als etwas Seiendes darstellt.

Das Wort „dieses“ darf [der sich in Sprech-Hygiene übende Philosoph] überhaupt von keinem derselben gebrauchen; vielmehr darf [ein solcher] nur „das Derartige“<sup>653</sup> als eine – in ihrer Bedeutung sich entsprechend wandelnde – Bezeichnung von jedem Einzelnen von Feuer–Luft–Wasser–Erde sowie von allen zusammen gebrauchen. In dieser Weise können wir den Namen „Feuer“ auf alles anwenden, was da irgendwo irgendwie als ein derartiges [Feuerartiges] erscheint, und so auch mit den anderen Grundstoffen und überhaupt mit allem, was dem Werden unterliegt.

Worin ein jedes Einzelne als [entstehend zum Bestehen gelangt] und woraus es mit seinem Vergehen wieder verschwindet,<sup>654</sup> das allein darf man „dieses“ nennen und ihm die Bezeichnung „das da“ geben; auf dessen bloße Beschaffenheit hingegen – wie: Warmes, oder Weißes, oder irgendein anderes Glied eines Gegensatzes, sowie alles,

---

<sup>651</sup> Dies ist also die 2-te Naturkunde von den Grundstoffen. Denn in der 1-ten Naturkunde von ihnen, die er hier im „Timaios“ vorgetragen hat – im „Phaidon“ fehlt noch jede Spur von einer Elementarteilchen-Theorie – hat er diese Grundstoffe ja als atomar aufgefasst, d.h. hier: als nicht in einander überführbar. In seiner 3-ten Naturkunde von den Grundstoffen hier im „Timaios“ wird er – genötigt durch geometrische Konstrukte – zwar Feuer–Luft–Wasser als ineinander überführbar erklären, die Erde davon jedoch absondern und die beiden Gruppen Erde und Feuer–Luft–Wasser als – bei *seinem* Konstrukt – *nicht* in einander überführbar nachweisen.

<sup>652</sup> Ich verstehe dies so: Da sei irgendein Gegenstand feuerartig. Dann *ist* dieser nicht Feuer, d.h.: dann hat er *nicht* das *Sein* von Feuer. Denn dann wär' er, gemäß Parmenides, ja von jeher und für immerdar Feuer. Vielmehr ist er *gegenwärtig* feuerartig, was sich aber ändern kann und ändern wird.

<sup>653</sup> Dies ist ganz richtig gesehen. Und daher ersetz' ich oft „Erde–Wasser–Feuer–Luft“ durch „Erdartiges–Wasserartiges–Feuerartiges–Luftartiges“.

Allerdings seh' ich – da eben anders als Pláton – hinter den Erscheinungen keine Substanzen.

<sup>654</sup> Diese nicht unbedingt klare Stelle deut' ich so: Mit „worin“ und „woraus“ ist ein Rauminhalt – ein Volumen – gemeint; das Volumen hat ein Bestehen-aus-sich-heraus, weshalb es sich nicht verändert; der materielle Inhalt in diesem Volumen hingegen erleidet unentwegt Veränderungen, weil er der blinden Notwendigkeit des Sich-Veränderns unterliegt. Denn das Materielle – die *Phýsis* – ist das *Werdende*.

was daraus zusammengesetzt ist [und daher kein Sein hat] – darf hingegen keiner dieser [ein Sein anzeigenden] Ausdrücke angewendet werden.

Doch ich muss versuchen, die Sache noch deutlicher darzustellen. Dieses Beispiel mag da hilfreich sein: Gegeben sei ein Stück Gold, das von irgendjemandem unentwegt bearbeitet wird. Die Gestalten, die dieses Stück dabei annimmt, ändern sich von Hammerschlag zu Hammerschlag; und dieses Stück dann mit „Kugel“ oder mit „Würfel“ zu bezeichnen, das wäre auch dann verkehrt, wenn es für eine solche kurze Zeitspanne wirklich diese Form hätte. Die stets zutreffende Antwort auf die Frage: „Was ist das?“ wäre vielmehr: „Das ist Gold!“; von dessen in beständiger Umwandlung begriffenen Formen könnte allenfalls gesagt werden: „Das ist etwas von dieser Art X!“

In gleicher Weise ist die natürliche Aufnahmestätte von allem Materiellen zu behandeln: Sie bleibt sich stets und allezeit gleich und verändert ihre wesensmerkmale nie. Aber stets nimmt sie alles [Materielle] auf, nimmt aber dabei nie eine Form an, die irgendeinen Materiellen in ihr ähnlich wäre.<sup>655</sup> Denn sie ist die gestaltbare Unterlage für alle Gegenstände des Weltalls; und sie ist empfänglich für alle Gestaltungen und Bewegungen durch das, was sich in ihr ereignet; und darauf ist es zurückzuführen, dass sie bald in dieser und bald in jener Gestalt erscheint.<sup>656</sup> Was aber in sie eintritt und wieder aus ihr austritt, das sind stets die Abbilder des Seienden, nämlich: dessen Abdrücke, die auf eine wundersame und schwer zu beschreibenden Weise zustande gekommen sind;<sup>657</sup> darauf werd' ich später noch zurückkommen.<sup>658</sup>

Festzuhalten ist jetzt jedoch das Bestehen von diesen drei Gattungen:

- (a) das werdende,
- (b) das, worin es wird,<sup>659</sup> und
- (c) das Urbild, von dem das werdende als Abbild stammt.

Verglichen werden kann diese Dreiteilung so:

- (c\*) das Urbild mit dem Vater,
- (b\*) das aufnehmende mit der Mutter, und
- (a\*) das zwischen beiden stehende, das Kind von Vater und Mutter.

Dabei ist dieses zu beachten: Die Abdrücke [des Seienden im aufnehmenden] haben dem [wahrnehmenden] Auge alle möglichen Hinsichten [dieser werdenden Abdrücke] zu vermitteln; daher darf das [aufnehmende], in dem sie zum Abdruck gelangen, nicht von irgendeiner – von irgendwo her aufzunehmenden – Gestalt sein. Denn wäre sie von irgendeiner [solchen] Gestalt, so würde diese durch den in sie eintretenden Abdruck hindurchschimmern, sodass dann nur [die Wahrnehmung] eines mangelhaften Abdrucks zustandekäme. (...)

Daher ist diese Mutter und Empfängerin dessen, was sichtbar [und tastbar] ist, weder Erde noch Wasser noch Luft noch Feuer noch das, was daraus wird, noch das, woraus sie selber geworden sind. Vielmehr ist sie ein unsichtbares [und untastbares] gestaltloses und dadurch für Gestalten empfängliches Gebilde, das in besonderer und schwer zu begreifenden Weise am Nur-Denkbaren teilnimmt.<sup>660</sup>

---

<sup>655</sup> So ungefähr beschreibt die dann auch noch Kant in seiner „KrV“.

<sup>656</sup> So oder so ähnlich dürfte die Raum-Theorie des Anaxagóras ausgesehen haben, nur eben bei ihm: mathematisch perfekt entwickelt.

<sup>657</sup> Dies ist jetzt natürlich *Pláton pur*.

<sup>658</sup> Dies hat Pláton später dann allerdings verabsäumt.

<sup>659</sup> Der Leser wird ja schon längst geahnt haben, dass die aufnehmende und empfangende – die Mutter, wie gleich bestimmt wird – nichts anderes als der Raum – der Weltraum – ist.

<sup>660</sup> Ob Pláton hier – anders als in seiner 1-ten Naturphilosophie – den Raum mit dem Äther – mit dem Fein-Stofflichen – gleichsetzt, das ist zwar zu vermuten, aber von ihm hier ungesagt.

Seiner Beschaffenheit nach erscheint in ihr der darin entzündete Teil als Feuer, der darin [bewegend gewordene Teil] als Luft, der darin flüssig gewordene Teil als Wasser, und der darin [fest gewordene Teil] als Erde.

Dabei muss man sich fragen, ob es ein Feuer-an-sich gibt [und eine Luft-an-sich und ein Wasser-an-sich und eine Erde-an-sich], gemäß dem, was ich meiner Gewohnheit nach als an und für sich seiend erachte, oder, ob den Dingen, die wir mit den Augen sehen oder mit einer anderen körperlichen Empfindungskraft wahrnehmen, die eigentliche Wirklichkeit zukommt, wobei es außer dem einen oder dem anderen der beiden Arten nichts weiteres gibt. Zu prüfen ist daher, ob für jedes einzelne Gegebene tatsächlich eine nur-denkbare Idee zu setzen ist, die aus mehr als einen bloßen Namen besteht.<sup>661</sup> Es wäre [Denkfaulheit]<sup>662</sup>, wenn gesagt würde, das sei eben so und nicht anders. Andererseits will ich hier keine umfangreiche Untersuchung hierzu anstellen.<sup>663</sup> Daher umspann' ich mit wenigen Worten den großen Inhalt so: (...) <sup>664</sup>

(c) Das Erste ist das Gebiet der unwandelbaren Ideen, die – ungeworden und [daher] unzerstörbar – weder von anderer Seite Anderes in sich aufnehmen noch selbst in irgendein Anderes eingehen,<sup>665</sup> die dem Auge verborgen und auch mit den anderen [äußeren] Sinnen nicht wahrnehmbar ist.

(a) Das Zweite ist der [Bereich], was mit jenem [Gebiet zwar] gleichbenannt und ihm ähnlich ist, das aber sinnlich erzeugt und dabei in immerwährender Bewegung ist, das an einem bestimmten Ort entsteht und sodann von da wieder verschwindet, mit der Sinneswahrnehmung erfassbar im Bunde mit Meinung.

(b) Das Dritte aber ist das ewige Reich des Raumes, das keiner Vernichtung zugänglich ist, dabei aber [allem Werden – d.h.: allem Entstehen–Vergehen und damit]

---

<sup>661</sup> Die Sinneseindrücke sind – gemäß Kant – durch die reinen Formen von Raum und Zeit zu ordnen sowie durch die Begriffe zu bestimmen. Pláton hat dabei ganz recht, dass die Begriffe nicht aus bloßen Namen [ohne Regeln zu ihrem Gebrauch] bestehen dürfen. Er aber will mehr, nämlich: die von Gott bzw. vom Brahmā herkommenden Begrifflichkeiten und Unterscheidungen, die – anders als bei Kant – nicht in unserem Geist, sondern in den bewusstseinsunabhängigen und damit sprachunabhängigen Gegebenheiten eingelagert sind.

<sup>662</sup> Den Ausdruck „Denkfaulheit“ verpflanz' ich aus Kant's Dissertation hierher.

<sup>663</sup> Zu vermuten ist, dass er über eine solche nicht verfügt, [zumal es eine solche nicht gibt].

<sup>664</sup> Ich lass' oben den folgenden – rhetorisch brilliant gestalteten – Abschnitt weg:

»(1) Geistgemäße Einsicht und (2) wahre Meinung sind zwei verschiedene Erkenntnisarten; daher kommt den Ideen unter allen Umständen wirkliches Sein zu, als von uns nicht wahrgenommenen, sondern bloß denkbaren Wesenheiten. Unterscheidet sich jedoch – wie Einige annehmen – wahre Meinung in nichts von reiner geistgemäßer [Einsicht], dann muss man allem, was man mit dem Körper wahrnimmt, unbedingte Sicherheit zuschreiben. Aber wir müssen sie als zwei gesonderte Arten ansehen; denn sie unterscheiden sich sowohl bezüglich ihres Ursprungs als auch bezüglich ihrer Beschaffenheit: Denn (1) die eine wird uns durch Belehrung, (2) die andere aber durch Überredung zuteil; und (1) die eine steht in unauflösllichem Bund mit wahrer Einsicht, (2) die andere aber entbehrt der eigentlichen Einsicht; und (1) die eine lässt sich durch Überredung nicht beseitigen, (2) die andere aber ist der Veränderung durch Überredung zugänglich; und (2) der wahren Meinung ist – wie nicht zu leugnen – jedermann teilhaftig, (1) der geistgemäßen Einsicht aber neben den Göttern nur ein geringer Teil der Menschen.«

<sup>665</sup> Dieser Teilsatz: „Eine Idee geht in nichts Anderes ein“ bedarf der Modifizierung. Denn die Idee – der Unterschied, der beim Unterscheiden ermittelt wird – ist ja doch den Sinneseindrücken aufgeprägt und in diesem Sinn dann mit ihnen verbunden; in Pláton's eigenen Worten: Der [mit dem Sinneseindruck vorgegebene] Gegenstand hat an der Idee Anteil. Das Modifizieren dieses Satzteils überlass' ich den Anhängern Pláton's.

allem Entstehenden eine Stätte gewährt, jedoch selber ohne Sinneswahrnehmung erkannt wird durch eine unechte Einsicht, durch eine starke Zumutung an unseren Glauben.<sup>666</sup>

(...) [Die Wahrnehmung enthält das Bild der Idee.] Ein Bild trägt aber den Grund seiner Entstehung nicht in sich selbst, sondern ist immer nur die flüchtige Erscheinung eines [Urbildes]; daher muss es – wenn es überhaupt etwas sein will – seine Entstehung in irgendeinem [Urbild] haben, um irgendwie am Sein teilzuhaben. Hin-gegen steht dem wahrhaft Seienden als Bundesgenosse dieser streng wahre Satz zur Seite: „Solang‘ etwas einerseits *dieses* Andere, andererseits auch noch *jenes* Andere sein soll, von denen keines von Beiden im jeweils Anderen ist, wäre dasselbe zugleich Eins und Zwei!“

So lässt sich also mein wohlervogenes Urteil, kurz gesagt, so zusammenfassen: „Das Seiende, der Raum, und das Werden: sie haben bereits vor dem Entstehen des Weltalls als drei von einander verschiedene Gattungen bestanden.“

Und von der Ernährerin des Werdens [– vom Raum –] gilt das Folgende: Da der [Raum da und dort] feuerartig wie auch luftartig wie auch wasserartig wie auch erd-artig wird – sich also als Feuer sowie als Luft sowie als Wasser sowie als Erde dar-stellt – und alle Zustände durchmacht, die mit diesen Erscheinungen zusammenhän-gen,<sup>667</sup> deswegen bietet er dem Auge diesen vielfältigen Anblick dar; und weil diese ihn auffüllenden Energien<sup>668</sup> weder gleichartig noch miteinander im Gleichgewicht sind, ermangelt der Raum auch selbst des entsprechenden Gleichgewichts. Und so, wie er durch sie ungleichmäßig nach unterschiedlichen Seiten hin ungleichmäßig erschüttert wird und schwankt, so setzt er auch umgekehrt sie durch seine eigene Bewegung in Erschütterung, sodass sie [– diese Zustände, die sich feuerartig–luftar-tig–wasserartig–erdartig zeigen –] dann von einander trennen und sich mit unter-schiedlichen Schwungkräften nach unterschiedlichen Seiten hin fortbewegen.<sup>669</sup>

So bewegen sie sich voneinander fort, ähnlich den Vorgängen, die sich beim Reini-gen des Getreides mittels Durchsiebens und Worfelns abspielen: Die festen und schweren Teile fallen an anderen Stellen nieder als die lockeren und leichten.<sup>670</sup> In gleicher Weise wurde damals<sup>671</sup> die Trennung der vier Gattungen [Feuer–Luft–Was-ser–Erde] voneinander herbeigeführt: Indem diese nämlich vom Raum, der selber in

---

<sup>666</sup> Nimmt man Pláton's Ideenlehre ernst, so sind damit „Feuer“, „Luft“, „Wasser“, „Erde“ und nun auch „Raum“ *keine* Ideen. Was aber mögen diese Begriffe dann wohl sein? Und wie sind die einen Begriffe, denen Ideen entsprechen, von den anderen, denen keine Ideen entsprechen, zu unterscheiden; d.h.: welche Idee [= Unterschied] liegt beiden Arten zugrunde?

Pláton's Ideen-Lehre ist von ihm nicht bis zu jedem Ende durchdacht worden.

<sup>667</sup> Diese Zustands-Lehre ist in der moderne Physik so durch Euler und Huyghens eingeführt worden. Da Pláton sie nicht ausführt, geh' ich davon aus, dass dies zu jenen Teilen der Natur-kunde des Anaxagóras gehört, die Pláton, ohne sie in allen Konsequenzen zu verstehen, von diesem – ohne den Autor zu benennen, was er umgekehrt ja dem Dionýsios II vorhält – über-nommen und so als die seine ausgegeben hat, was ihm auch bisher stets abgenommen worden ist.

<sup>668</sup> Zustände sind Energien; dies ist sicherlich so von Anaxagóras gelehrt worden.

<sup>669</sup> Dies kann noch als Lehre des Anaxagóras erachtet werden. Die nun – nur schräg dazu pas-senden – Beispiele hingegen sind sicherlich Pláton's Gedankengut.

<sup>670</sup> Dass dies ausschließlich mit dem Luftwiderstand zu tun hat, dass sie also im luftleeren Raum sich nicht so sortieren lassen, das müsste den damaligen Physikern – die ja Luft sowohl verdichten als auch entdichten haben können – bekannt gewesen sein, nur Pláton nicht.

<sup>671</sup> Natürlich: *vor* der Erschaffung des Weltalls. Aber: *wann* vor dieser Erschaffung? Und: warum gerade *da* und *nicht* zu einer *anderen* Zeit?



Bewegung gewesen ist, gleich einem die Erschütterung bewirkenden Werkzeug in Schwungbewegung versetzt wurden, sonderte sich das Ungleichartigste in weitester Entfernung voneinander ab, während sich das am meisten Gleichartige auch zumeist auf dieselbe Stelle sammelndrängte.«<sup>672</sup>

»So erhielt da ein jedes von ihnen seinen ihm angemessenen Platz, und dies, noch bevor das Weltall aus ihnen aufgebaut worden war. Denn bevor es dazu kam, fehlte es unter ihnen noch an jeder regelnden Ordnung; <sup>673</sup> sobald aber der Anfang zur Ordnung des Weltalls gemacht wurde, <sup>674</sup> gab Gott als erstes dem Feuer, der Luft, dem Wasser, der Erde – die zwar schon gewisse Spuren ihrer Eigenart an sich trugen,<sup>675</sup> aber sich trotzdem noch in einem Zustand befanden, den ich überall da voraussetze, wo Gott sich noch abseits hält – diesen damals sich in einem solchen Zustand befindenen [Zuständen] ihre festen Eigenarten nach Gestalt und Zahl.<sup>676</sup> Dass Gott nun sie, die bis dahin ganz anders gearteten, zu möglicher Schönheit und Vollkommenheit zusammenfügte, das muss hier wie auch sonst immer als unumstößlicher Grundsatz gelten.«

Es ist ein Jammer, dass uns die Kontinuums-Physik des Anaxagóras nicht wenigstens in Fragmenten erhalten geblieben ist: Nicht nur der Wissenschaftstheorie, sondern auch der Physik selber hätte diese Naturkunde frühzeitig wertvollste Anleitungen verschaffen können. Dass aber diese Lehre nicht erhalten worden ist, das hat zum erheblichen Teil Pláton's abfällige Bemerkung über Anaxagóras zur Ursache.

Die nun folgende 3-te Auflage des „Timaios“ samt der 3-ten Variante seiner Naturphilosophie enthält allerdings ausschließlich seine Elementarteilchentheorie;

---

<sup>672</sup> Ich vermute – ohne dafür Spuren von Belegen angeben zu können –, dass Pláton hier mit der Beschreibung der Entstehung der Sterne – und damit des endlichen Weltraums im unendlichen Raum – sowie der Lebewesen auf dem Erdball hat weiterfahren wollen, dass ihm nun aber der sehnlichst erhoffte Nachweis von Theaitetos überbracht worden ist. Daher hat er nun rasch die – seinen Schülern bereits bekannte – Ausführung unterbrochen, noch rasch den oben folgenden Verbindungsabsatz eingefügt, und sodann mit dem an Ausführungen begonnen, von dem er zu Eingang des 2-ten Teils behauptet hat, das könne hier wegen der Umständlichkeit der Behandlung nicht dargestellt werden.

<sup>673</sup> Hier versucht Pláton, die Kurve von dieser – an Einstein's Allgemeine Relativitätstheorie erinnernde – Raumtheorie und ihre Ordnung zu seiner Lehre vom – diese angebliche Unordnung ordnenden – Gott zu kriegen.

<sup>674</sup> Bis hierher hatte Pláton somit die Hypothese von der Existenz seines Gottes noch nicht nötig gehabt oder sie vielleicht auch vergessen. Dies erinnert an die folgende Anekdote: Angeblich hat Napoleon I den Laplace gefragt, an welcher Stelle in seiner Physik dieser denn den Schöpfer und Gott ins Spiel bringe, worauf dieser ihm geantwortet haben soll: „Sire, diese Hypothese hatte ich nicht nötig!“

Pláton hingegen erinnert sich jetzt an sie und relativiert das bis dahin ausgeführte rasch und unnötigerweise auf die Zeit vor der Erschaffung der Welt durch seinen Gott.

Aber seine damaligen Aussagen sind von ihm nicht von dieser Einschränkung abhängig gemacht worden und sind auch tatsächlich nicht davon abhängig.

<sup>675</sup> Hier windet sich Pláton mit dem Ausdruck „gewisse Spuren“ aus seinen vorigen Ausführungen heraus.

<sup>676</sup> Dies widerspricht dem vorhin von ihm Gesagten. Denn dort wird durchaus der *gegenwärtige* Zustand von Feuer–Luft–Wasser–Erde beschrieben, *nicht* hingegen der Zustand *vor* der Erschaffung des Weltalls durch Pláton's Gott.

denn nun lag ihm des Theaitetos' Beweis vor, demgemäß es genau *fünf reguläre trigonometrische Körper* gibt; zweifellos war dieser Beweis unter des Theodoros' Mitwirkung zustande gekommen.

Pláton's – nunmehr tatsächlich ureigene – Elementarteilchentheorie baut nun auf den Vorstellungen – fast nicht mehr des Anaxagóras sondern – des Demókritos auf, der gemäß jedes Aufteilen von Gegenständen deswegen nach endlich vielen Schritten aufhört, weil man dann da zu den Unaufteilbaren – zu den Atomen – gelangt ist. Dies ist aber auch schon nahezu alles, was er von Demókritos als Anleihe nimmt.<sup>677</sup> Denn Pláton verwirft dessen Lehre vom leeren Raum, was ihm sodann in die entsprechenden Widersprüche geraten lässt, die ihn – verstohlen – das zumindest kurzfristige Bestehen von leeren Räumen einzuräumen zwingt, wie zu zeigen sein wird.

Mit Freude und Enthusiasmus lässt Pláton jedenfalls den platonischen Tímaios nun dieses verkünden:

»Jetzt aber ist die besondere [innere] Ordnung eines jedes jeden – aus Feuer–Luft–Wasser–Erde bestehenden und zusammengesetzten – Gegenstands [der äußeren Sinne] und seine Entstehung [aus Atomen in einer neuen und daher] ungewohnten Art der Darstellung vorzuführen.<sup>678</sup>

[Das Weltall setzt sich aus den vier Grundstoffen Feuer–Luft–Wasser–Erde zusammen; und der Gott hatte – zu Schaffung seines einen und einziggeborenen Sohns, des mit Psyché ausgestatteten Weltalls – alles an vorhandenem an Feuer–Luft–Wasser–Erde verwendet, um dieses Abbild seiner eigenen Vollendung vollendet sein zu lassen. Führt man in diesem Sinn] die Erwägung, ob die Anzahl der Weltalle unbegrenzt oder hingegen begrenzt ist, sorgfältig durchführt, so wird man nicht umhin können, den Vertreter der Unbegrenztheit für einen Menschen mit sehr begrenztem Horizont zu halten; denn er versteht nichts von den Dingen, über die er unterrichtet sein sollte.<sup>679</sup> Wer hingegen die Frage so stellt, ob es genau ein Weltall oder aber genau fünf Weltalle gibt,<sup>680</sup> der nimmt einen Standpunkt ein, von dem aus der Zweifel [am Bestehen nur eines Weltalls] weit berechtigter ist. Mein eigenes Urteil geht dahin, dass es aller Wahrscheinlichkeit nach genau ein Weltall gibt; andere Leute werden darüber anders denken, nämlich: je nach dem Gesichtspunkt, den sie dabei einnehmen.<sup>681</sup> Doch hier will ich diese Frage auf sich beruhen lassen.

---

<sup>677</sup> Hier kann Pláton nun auf einmal alles das beschreiben, von dem er zum Eingang des 2-ten Teils behauptet hat, dieses zu beschreiben wäre zu umständlich und würde daher unterlassen [und auf ein andermal verschoben]:

Dieses *andermal* ist für ihn *nun* gegeben.

<sup>678</sup> Mit unverkennbarem Stolz erklärt Pláton demnach, dass die folgende Hinzufügung sein eigenes Gedankengut ist.

Und darin geb' ich ihm unbedingt und uneingeschränkt recht.

<sup>679</sup> Mit dieser spitzen Bemerkung zielt Pláton – wie Apelt zutreffend feststellt – auf Demókritos ab; da er andererseits bemüht ist, seine Leser auch auf indirektem Weg nicht auf dessen Schriften aufmerksam zu machen, verschweigt er mit Bauernschläue dessen Namen. So versprüht er daher – mangels überzeugender Argumente – sein Gift in eine für seine späteren Leser nicht sofort deutlich auszumachende Richtung.

<sup>680</sup> Unklar lässt Pláton uns darüber, ob er da an Anaximénes oder an Pythagoräer denkt.

<sup>681</sup> Apelt bemerkt hierzu: „Diese Fünzfzahl hat nämlich insofern einen gewissen Anspruch an Berücksichtigung, als es genau fünf reguläre mathematische Körper gibt, die mit Kugeln umschrieben [und in-schrieben] sind, was auf eine Fünzfzahl von Weltkörpern hindeuten kann.“

[Das eine und einzige Weltall – dieser eine und einziggeborene Ebenbild des Gottes – setzt sich aus der ihm vom Gott verliehenen *Psyché* – grob und missverständlich übersetzt: der *Seele* – und dem vom Gott aus dem Chaos der Notwendigkeit entnommenen *Soma* – dem *Leib* aus Materiellen, aus der *Phýsis* – zusammen. Dabei wird dieses Soma – bestehend aus den Vier Grundstoffen Feuer–Luft–Wasser–Erde unter Hinzunahme des Raums als weiteren Stoff, genauer: als dem Behälter der Vier Grundstoffe – von der *Psyché* des Gottes geordnet:<sup>682</sup> Er wird geordnet durch die Inhalte dieser *Psyché* des Gottes, nämlich: durch von sich aus und daher ewig bestehenden Unterschiede, kurz und missverständlich: durch die Ideen; und er wird von da ab aufrechterhalten durch die *Psyché* seines Sohnes, des einen und einzigen Weltalls, genauer auch hier: durch die Inhalte dieser *Psyché*. ]

Jetzt ist nun die Entstehung und die Ordnung von Feuer–Luft–Wasser–Erde–Raum in einer [in Athen da noch nicht bekannten und daher] ungewohnten Weise darzulegen.<sup>683</sup>

Zunächst ist ja klar, dass Feuer–Luft–Wasser–Erde [räumliche] Körper sind.<sup>684</sup> Jede Art von Körpern hat [neben Länge und Breite auch] Tiefe [und ist daher von dreidimensionaler Gestalt. Die Begrenzungen eines räumlich begrenzten Körpers besteht aus ihm] begrenzenden Flächen, [somit aus zweidimensionalen Gestalten. Nun gibt es genau fünf Arten von schönsten Körpern, die] zwar nicht miteinander gleichartig sind, von denen wohl aber einige – wenngleich [leider!] nicht alle – bei ihrer Auflösung aus einander hervorgehen und entstehen. Wenn mir dies überzeugend zu zeigen gelingt, bin ich im Besitz der Wahrheit über die Zusammensetzung sowie über die Entstehung

---

Andererseits bleibt Platon uns die Begründung schuldig, warum dann ein Standpunkt von der Art, dass es genau drei oder genau sieben oder genau zwölf oder genau siebenundzwanzig oder genau einhundertacht oder ... Weltalle gibt, immerhin nicht auszuschließen ist.

Meine – zugegebenermaßen: blanke – Vermutung geht dahin, (1) dass es unter den Pythagoräern Naturphilosophen gegeben hat, die von jedem einzelnen der fünf Stoffe Feuer–Luft–Wasser–Erde–Raum – wobei der Raum von ihnen dann allerdings als Äther verstanden worden ist – die jeweils übrigen vier Stoffe konstituiert haben und sodann diese fünf *Weltbilder* als fünf *Weltalle* nebeneinander vorgestellt haben, sowie, (2) dass Pláton vom Hörensagen hiervon Kenntnis erhalten hatte. Das würde verständlich machen, warum Pláton dem – leeren! – Raum die Fähigkeit des Wirkens auf diese vier Grundstoffe zuerkennt, ohne dabei wirklich Einstein's Allgemeine Relativitätstheorie vorwegzunehmen.

Nicht auszuschließen ist zudem irgendein Bezug zu den – da wohl von Pláton missverstandenen – Fünf Schluchten des Pherekýdes.

<sup>682</sup> Die unmittelbaren Schüler Buddha Śākyamuni's waren erkenntnistheoretisch teils materialistisch und teils idealistisch ausgerichtet.

Die eher materialistisch-realistisch ausgerichteten unter ihnen haben neben den vier Mahābhutas Feuer–Luft–Wasser–Erde als fünftes Bhuta den Raum in ihre Erkenntnistheorien mit einbezogen; die eher idealistisch-phänomenalistisch ausgerichteten unter ihnen haben diese fünf Bhutas Feuer–Luft–Wasser–Erde–Raum dann als *vom Bewusstsein erstellt* verstanden.

Dass Pláton hiervon überhaupt keine – wie auch immer verballhornte – Kenntnis hatte, eracht' ich als ausgeschlossen. Doch wie verzerrt und vereinfacht ihm davon durch – von Babylon oder auch von Taxila über Ephesus und Milet nach Athen zurückgekehrten – Großhändler [= Demiurgen] berichtet worden ist, das wird wohl nie mehr zu ermitteln sein.

<sup>683</sup> Apelt bemerkt dazu: „ ... Für eine geometrische Erklärung der Elemente als körperliche Gebilde kommen also nur die regulären Vieleckskörper in Betracht, die schon Philólaos mit den Elementen in Zusammenhang gebracht hatte (vgl. Diels: 32 B 12 und 32 A 15).“

<sup>684</sup> Auch daran kann man ersehen, dass Pláton hier nicht seine Naturkunde des 2-ten Teils weiterführt; denn *dort* sind Feuer–Luft–Wasser–Erde als *Zustände* beschrieben worden.

des Erd[-artigen] und des Feuer[-artigen] und der beiden Mittleren, [des zwischen ihnen liegenden Wasserartigen und des Luftartigen].

[Nun gibt es genau fünf reguläre geometrische Arten von Körper;<sup>685</sup> und auf diese richt' ich nun meinen Blick:

Ein regulärer Körper ist ein konvexer – d.h.: nicht eingebeulter – trigonometrischer Körper, der von kongruenten – nämlich: bei Drehungen in einander überführbaren und solchermaßen deckungsgleichen – regelmäßigen Vielecken begrenzt ist und bei denen an jeder Ecke die gleiche Anzahl von solchen – zweidimensionalen – Vielecken zusammentrifft. Alle diese Ecken liegen auf einer diesen Körper umfassenden Kugeloberfläche, auf der Um-Kugel; und desgleichen wird jede dieser Begrenzungen von einer im Körper vorhandenen Kugeloberfläche berührt, von der In-Kugel.

Nun gibt es genau fünf solche reguläre Körper, genauer gesagt: fünf Arten von solchen, wobei die Mitglieder einer vorgegebenen Art zu einander im geometrischen Sinn ähnlich sind, d.h.: die sich von einander allenfalls hinsichtlich ihrer Größe unterscheiden. Diese fünf Arten sind:

(1) das Tetraeder,<sup>686</sup> die [perfekte] Pyramide; dies ist ein regulärer Körper, der von 4 gleichseitigen kongruenten Dreiecken begrenzt wird;

(2) das Hexaeder,<sup>687</sup> der Würfel, der Quader; dies ist ein regulärer Körper, der von 6 Quadraten begrenzt wird;

(3) das Oktaeder;<sup>688</sup> dies ist ein regulärer Körper, der von 8 gleichseitigen kongruenten Dreiecken begrenzt wird;

(4) das Dodekaeder;<sup>689</sup> dies ist ein regulärer Körper, der von 12 gleichseitigen kongruenten konvexen regelmäßigen Fünfecken begrenzt wird; und

(5) das Ikosaeder;<sup>690</sup> dies ist ein regulärer Körper, der von 20 gleichseitigen kongruenten Dreiecken begrenzt wird.

Das Dodekaeder lass' ich vorerst außer Betracht; denn seine Begrenzungen – die Fünfecke – sind nicht in einfacher Art aus Dreiecken zu erstellen.]

Von den vier anderen Körper ist der Hexaeder von Quadraten und sind die drei übrigen Körper von gleichseitigen Dreiecken begrenzt. Diese Quadrate wie auch diese Dreiecke lassen sich in schöner Weise in zwei schöne Gattungen von rechtwinkligen Dreiecken unterteilen, und dies auf eine gröbere wie auch auf eine feinere Art:

( $\alpha$ ) Auf *gröbere* Art läßt sich ein Quadrat von der Seitenlänge  $a$  durch Einbeziehen *einer* Diagonalen in *zwei* rechtwinklige Dreiecke mit den Kathetenlängen  $a$  und der Hypotenusenlänge  $a\sqrt{2}$  unterteilen, und das gleichseitige Dreieck mit der Seitenlänge  $b$  durch Einbeziehung *einer* Höhe  $h$  in *zwei* zu einander spiegelbildlich-symmetrische rechtwinklige Dreiecke mit der Hypotenusenlänge  $b$ , mit  $b/2$  als Länge der kürzeren und mit  $b\sqrt{3}$  als Länge der längeren Kathete.<sup>691</sup>

( $\beta$ ) Auf *feinere* Art läßt sich ein Quadrat durch Einbeziehen *beider* Diagonalen in *vier* derartige rechtwinklige Dreiecke von gleicher Kathetenlänge, die zu den vorheri-

---

<sup>685</sup> Nach Apelt hat Theaitetos – in der Philosophie ein Schüler des Pláton und in der Mathematik ein Schüler des Thoedóros, des seinerseits ein Schüler des Protagóras gewesen ist – diese Vermutung des Philólaos erstmals mathematisch bewiesen, wohl – wie ich, mich in das Lehrer-Schüler-Verhältnis hineinversetzend, dabei vermute – nicht ohne Anleitungen des Theodoros.

<sup>686</sup> G: „tetra“ heißt D: „vier“.

<sup>687</sup> G: „hexa“ heißt D: „sechs“.

<sup>688</sup> G: „okta“ heißt D: „acht“.

<sup>689</sup> G: „deka“ heißt D: „zehn“, und G: „dodeka“ daher D: „zwölf“.

<sup>690</sup> G: „ikosa“ heißt D: „zwanzig“.

<sup>691</sup> Unter Benützung des Satzes von Pythagoras kann man sich dies leicht klarmachen.

gen ähnlich sind, unterteilen, und das gleichseitige Dreieck durch Einbeziehen seiner *drei* Höhen in sechs derartige rechtwinklige Dreiecke von ungleicher Kathetenlänge, die zu den vorigen ähnlich sind.

Ich wähle die Aufteilung des Quadrats und des rechtwinkligen Dreiecks nach der feineren Art.<sup>692</sup>] Diese sind somit die Grundbestandteile, aus denen sich die vier Körper zusammensetzen, [deren Anhäufungen die Vier Grundstoffe bilden. Aber die noch ursprünglicheren Bestandteile kennt nur der Gott sowie unter den Menschen jene, die ihm besonders lieb sind.<sup>693</sup>

Da diese beiden Arten von Dreiecken die schönsten ihrer Art sind, [beacht' ich in erster Linie die vom Dodekaeder verschiedenen Körper, nämlich solche, die aus jenen beiden Gattungen von Dreiecken zusammengesetzt<sup>694</sup> sind.] Und so wend' ich mich nun der Aufgabe zu, diese vier Arten von geometrischen Körpern auf die Vier Grundstoffe zu beziehen. Dies erfolgt nach Überlegungen der Wahrscheinlichkeit mit Blick auf die Notwendigkeiten; diese Notwendigkeiten bestehen unter den Vier Grundstoffen ohnehin und von Anfang an, nämlich: noch vor deren Ordnung durch den Gott und durch die in ihm beheimateten unveränderlichen Unterschiede durch die unentstandenen und daher unvergänglichen Ideen. Demnach bestehen – aller Wahrscheinlichkeit nach – diese Vier Grundstoffe aus Ansammlungen von folgenden geometrischen Körpern:

(a) Die *Erde* – das Erdartige, das Feste – besteht aus Ansammlungen von *Hexaedern*. Denn das Erdartige ist unter den Vier Grundstoffen das Festeste, nämlich: das am schwersten zu Zerteilende und an schwersten in sich zu Verschiebende; und in gleicher Weise sind die Zusammenfügungen von Würfeln [– da dies fugenlos erfolgen kann oder jedenfalls nahezu fugenlos –] am schwersten zu zerteilen und am schwersten in sich zu verschieben. Zudem ist der Quader – der Würfel – standfester als die Pyramide, von den beiden anderen Körpern ganz zu schweigen; kurz: Das aus Hexaedern bestehende Erdartige besitzt seine Festigkeit durch die Form eben dieses Hexaeders.

(b) Das *Wasser* – das Wasserartige, [das Verbindende] – besteht aus Ansammlungen von *Ikosaedern*. Denn das Wasser ist unter den verbleibenden drei Grundstoffen

---

<sup>692</sup> Eine Begründung für diese Wahl gibt Pláton nicht an. Desgleichen lässt er unerwähnt, dass sich die so entstandenen Dreiecke ihrerseits aus recht schönen nochmals kleineren zusammensetzen lassen, und *so fort ad infinitum*.

Ob er sich dessen bewusst war und es vor seinen Lesern – um die bei einem solchen konsequenten Weiterdenken sichtbar werdende Annäherung an Anaxagóras – nicht hat offenkundig werden zu lassen, oder ob er wegen seiner – vermutlich – nur flüchtig angelernten mathematischen Kenntnisse nicht gesehen hat, darüber kann man nur rätseln.

<sup>693</sup> Dieser Gott Pláton's ist somit nicht gerecht; denn er hat *einige* Menschen *weniger* lieb als *andere*. Ob dabei Pláton selber zu jenen gehört, die sein Gott besonders lieb hat, das lässt Pláton zwar offen; aber ich vermute, dass er *nicht* zu diesen gehört. Denn andernfalls würd' er ja jenes noch genauere Wissen um die Elementarteilchen besitzen; und würd' er dieses sein eigen nennen, so würd' er um seiner ersehnten Anerkennung willen – um der seiner Umwelt wie vor allem um der der Nachwelt – diese noch als 4-te Naturkunde in den „Timaios“ eingeschoben haben. Das aber ist nicht erfolgt.

<sup>694</sup> Dann sind sie innen hohl, d.h.: aus leerem Raum bestehend. Und das heißt dann aber: Sie sind innen mit Raumkörpern aufgefüllt, und dies bis auf einen kleinen Rest von leerem Raum, der wegen der geometrischen Form der Raumkörper unaufgefüllt bleiben muss, d.h.: ein auch von Raumkörpern leerer Raum sein muss ...: es sei denn, Pláton setzt in dieser Theorie eine gegen das Volumen 0 konvergierende Folge von zunehmend kleineren Raumkörpern voraus und begibt sich damit in das Fahrwasser des von ihm missachteten Anaxagóras.

das Schwerste; und auch der Ikosaeder ist bei gleichen Dreiecksflächen als Begrenzungen – der größte [und damit der schwerste]<sup>695</sup> unter den verbleibenden drei trigonometrischen Körpern.

(c) Die *Luft* – das Luftartige, [das Bewegende] – besteht aus Ansammlungen von *Oktaedern*. Denn die Luft ist leichter als das Wasser und zugleich schwerer als das Feuer; und in gleicher Weise ist der Oktaeder kleiner als der Ikosaeder und schwerer als der Tetraeder.

(d) Das *Feuer* – das Feuerartige, das Erwärmende – besteht aus Ansammlungen von *Tetraedern*. Denn von den drei verbleibenden Grundstoffen Wasser–Luft–Feuer ist das Feuer das Leichteste; und in gleicher Weise ist der Tetraeder kleiner als der Oktaeder und der Ikosaeder. Denn derjenige reguläre Körper, bei dem die Gesamtheit der Grundflächen am kleinsten ist, der ist der leichteste und zugleich dann auch der beweglichste unter den anderen regulären Körpern.

[Im Weltall ist daher der natürliche Ort des Erdartigen die um den Weltmittelpunkt angesiedelte Erdkugel, der natürliche Ort des Wasserartigen des oberhalb des Erdartigen angesiedelte Wasserartige, der natürliche Ort des Luftartigen das oberhalb des Wasserartigen angesiedelte Luftartige in seinen gröberen und feineren Ausgestaltungen bis hin zum Äther als die feinste Art von Luft, und der natürliche Ort des Feuerartigen die Schicht oberhalb des Äthers<sup>696</sup> und bis zum Rand des Weltalls reichend. Gäb' es keinen Umschwung des Himmelsgewölbes um die Weltachse, so wäre nach einer endlichen Zeitspanne alle Vier Grundstoffe entmischt; aber die Wirbel, die durch diesen Umschwung erzeugt werden, lassen immer wieder neue Vermischungen dieser vier von den fünf Grundkörpern entstehen.]

Alle diese Grundkörper hat man sich so klein vorzustellen, dass ihre Winzigkeit es uns unmöglich macht, irgendeinen davon – von welcher Art auch immer – vereinzelt mit den [äußeren] Augen wahrzunehmen; vielmehr sind nur die aus ihnen durch erhebliche Anhäufungen entstandenen Mengen sichtbar. Und was die richtige Verteilung ihrer Menge als Masse sowie die Maße ihrer Bewegungen und Energien betrifft, so muss man annehmen, dass der Gott dies alles – soweit die in der Beschaffenheit dieser Grundkörper wirkende Notwendigkeit aus freien Stücken und in Fügsamkeit gegen des Gottes Überredung nachgegeben hat – auf das Genaueste eingerichtet und ins Gleichgewicht gesetzt hat. Der Wahrscheinlichkeit nach verhält es sich dabei so:

Es sind – entgegen dem Eindruck, den meine vormalige Schilderung von den Grundstoffen gemacht haben mag – nicht alle Grundstoffe dazu in der Lage, in die verbleibenden überzugehen; diese vorhin [von mir] nur ungenügend<sup>697</sup> dargestellte Sache muss ich nun genau bestimmen. Denn die vorige Darstellung hat den Anschein erweckt, als fände für alle vier Klassen [von Grundkörpern] die Entstehung voneinander und ineinander statt; doch diese vorher gegebene Darstellung beruht auf einer Täuschung.<sup>698</sup> Denn es gilt:

---

<sup>695</sup> Pláton weiß vermutlich, dass das Gewicht eines Körpers nicht linear von seinem Volumen abhängt; daher fehlt bei ihm die hier von mir erfolgte – und argumentativ unentbehrliche – Hinzufügung. Warum er seine Leser durch Weglassen dieser – sehr problematischen – Bedingung über die Fragwürdigkeit seiner Zuordnung hinwegtäuschen will, weiß ich nicht.

<sup>696</sup> Nach Pláton ist Äther die feinste und leichteste Art von Luft [und somit keinesfalls das Materielle am materiell wirkenden – weil Materielles bewegenden – Raum.] Siehe 58 c.

<sup>697</sup> Pláton verwendet hier den für ihn schmeichelhaften Ausdruck „ungenügend“ anstelle von dem hier die Sache treffenden Ausdruck „falsch“.

<sup>698</sup> Mit „... beruht auf einer Täuschung“ kann gemeint sein: „Da hab' ich – Pláton – mich getäuscht“, wie auch: „Da hab' ich meine Leser getäuscht“.

Wenn Erde mit Feuer zusammentrifft und dabei durch die Spitzigkeit des Feuers aus den Fugen gebracht wird, so wird das Erdartige – ob sie sich sodann im Feuer oder in der Luft oder im Wasser aufgelöst herumtreibt – darin so lange umhergetrieben, bis die Teile der Körper, aus denen sie sich zusammensetzt, wieder zusammenfinden und sich dabei wieder zusammensetzen und so erneut zu Erdartigem – zu Erde – werden. Denn [diese gleichschenkligen Dreiecken können sich nicht zu einem gleichseitigen Dreieck zusammensetzen und so dann] Erde in Wasser oder in Luft oder in Feuer übergehen. [Und umgekehrt können die gleichseitigen Dreiecke sich nicht zu Quadraten formen, sodass also weder aus Feuer noch aus Luft noch aus Wasser jemals Erde hervorgehen und entstehen kann.

[Nicht alles, was erdartig erscheint, ist erdartig: Manches Wasserartige erscheint beim Erstarren fest und daher als erdartig, wiewohl es flüssig und daher] wasserartig ist: Schnee sowie Eis sind nicht erdartig, sondern wasserartig; auch Gold ist nicht erdartig, sondern wasserartig; und auch die Erze die vor Zeiten in die Ritze der Felsen hineingeflossen und danach erstarrt sind, sie sind nicht erdartig, sondern wasserartig; und dies gilt dann insbesondere auch vom Stahl, [der ja bekanntermaßen durch das Erstarren von in der Schmiede verflüssigtem Erz entstanden ist].<sup>699</sup>

Wasser hingegen lässt, wenn es von Luft oder von Feuer zerteilt wird, einen Übergang sowohl zu Luft als auch zu Feuer zu; dabei wird – wie anhand der trigonometrischen Körper zu erkennen ist – ein Wasserkörper zu einem Feuerkörper und zwei Luftkörpern [oder zu drei Feuerkörpern und einem Luftkörper oder zu fünf Luftkörpern], sowie ein Luftkörper zu zwei Feuerkörpern. Wird hingegen umgekehrt Feuer von geringer Menge von einer großen Menge von Luft oder von Wasser oder von Erde eingeschlossen, so bildet sich aus zwei sich dann auflösenden Feuerkörpern ein Luftkörper; und wird auch Luft von Wasser oder von Erde eingeschlossen, so bilden sich dementsprechend aus fünf Luftkörpern zwei Wasserkörper.

Nun kann aber Gleichartiges nicht durch Gleichartiges zertrümmert werden. Daher kann Feuerartiges keinen Feuerkörper aufspalten und zertrümmern. Und daher können Wasserartiges sowie Erdartiges nicht Wasserkörper zerquetschen und zertrümmern.<sup>700</sup>

Dabei ist festzuhalten, dass diese Wasserkörper und Luftkörper und Feuerkörper beim Vorgang dieser Umformungen jeweils ihren Ort wechseln. Denn von jeder Art von ihnen geht die Mehrzahl in Richtung des ihr eigenen Orts im Weltall, zu dem sie – infolge der Erschütterung, die mit dieser Umwandlung einhergegangen ist – hingetrieben werden.

[Der Wechsel des Orts vollzieht sich – im Verlauf dieser oder jener Zeitspanne – im Raum.] Und da ist noch eine fünfte Art von regulären Körpern übriggeblieben, die des Dodekaeders; deswegen hat der Gott sie als Muster [des Weltraums zur Erstellung] des Weltalls verwendet.<sup>701</sup>

---

Ich vermute, dass er ersteres meint.

<sup>699</sup> Siehe 59 a-d. Dann ist natürlich auch Lava nicht erdartig, sondern wasserartig; denn ein Lavagestein entsteht ja durch Abkühlung aus flüssigem Gestein.

<sup>700</sup> Wieso Erdartiges nicht Wasserkörper zerquetschen und zertrümmern kann, das begründet Pláton nicht weiter, sondern redet wortreich darüber hinweg; und man überliest diesen Punkt auch leicht.

<sup>701</sup> Mehr verrät Pláton hier nicht über diesen zusätzlichen fünften Grundstoff; insbesondere lässt er mit dem Ausdruck „... als Muster des Weltalls verwendet“ offen gelassen, ob der Raum aus Raumkörpern besteht – was man annehmen sollte, damit sein Raum auf die Vier Grundstoffe zurückwirken kann, wie dies zuvor von ihm gesagt worden ist – oder ob der leere Raum

Sodann ist festzuhalten, dass die [unterschiedlichen Gegenstände des Weltalls aus Fünfecken, Quadraten und] Dreiecken von jeweils unterschiedlicher Größe zusammengesetzt sind.<sup>702</sup> Dadurch kommt die Vielheit an [unterschiedlichem Erdartigen–Wasserartigen–Luftartigen–Feuerartigen–[Raumartigen] zustande.

Bewegung kommt in die Ruhe durch das Zusammenwirken des Umschwungs des Weltalls und der Verschiedenheit der [ersten vier der fünf]<sup>703</sup> Grundkörper. Denn es gilt:

- Ein zu Bewegendes setzt notwendig ein dieses Bewegen Bewirkendes voraus; und ein das Bewegen Bewirkendes benötigt notwendig ein zu Bewegendes.
- Aber nie und nimmer sind beide – das zu Bewegende und das das Bewegen Bewirkende – dabei gleichartig; vielmehr beruht Ruhe auf Gleichartigkeit und Bewegung auf Ungleichartigkeit.<sup>704</sup>
- Die Ursache der Ungleichartigkeit [unter den Vier Grundstoffen] ist die Ungleichheit der Ur-Dreiecke, [aus denen die Grundkörper zusammengesetzt sind, und ihre Vermischung. Diese Durcheinandermischung behindert das jeweils Gleichartige daran, zum Gleichartigen zu streben und sich so schließlich – jede Art für sich – in ihrer ihnen angemessenen Schale in der Weltkugel zu sammeln].
- Dass dieses Sich-da-allesamt-Sammeln nicht erfolgt ist und auch nicht erfolgen wird, hat seinen Ursprung im Umschwung des Weltalls [um die Weltachse des Weltalls];<sup>705</sup> denn dieser Umschwung umfasst auch die Dreiecke und deren Zusammenfügungen zu den Vier Grundstoffen und mit diesen sodann alles, was aus ihnen zusammengefügt ist.<sup>706</sup>

---

auch leer von Raumkörpern ist, wobei der nicht-leere – weil durch andere Körper ausgefüllte – Raum wohl ohnehin leer von Raumkörpern sein müsste ...

NB: Eigentlich hätte man – mit Blick auf „... als Muster des Weltalls verwendet“ – erwarten dürfen [und darauf bestehen müssen], dass Pláton's Gott nicht das noch recht kantige und eckige Dodekaeder, sondern das viel mehr gerundete Ikosaeder als Muster für das runde kugel-förmige Weltall verwendet hat. Doch hätt' er die Luft als Ansammlung von Dodekaedern bestimmt, so wäre ihm hier das gleiche widerfahren wie bei der Erde, nämlich: dass dann die Luft nur in sich selber überführbar wäre, und Wasser nur direkt in Feuer sowie Feuer nur in Wasser; und dann wäre sein ganzes System – das ohne genaues Betrachten durchaus als [zwar nicht richtig aber] als der Schritt in die richtige Richtung erscheint – in sich wie ein Kartenhaus zusammengebrochen.

<sup>702</sup> Allerdings sind diese Körper, wie Pláton – auch darin dem Demókritos folgend – vorhin ausgeführt hat, so klein, dass sie für uns Menschen nicht sichtbar sind.

Gemäß Pláton's Argumentation im „Phaidon“ müsste man daraus eigentlich folgern, dass sie daher göttlich und somit ewig sind.

<sup>703</sup> Pláton behandelt hier nur die ersten vier Grundkörper. Geht man mit ihm jedoch davon aus, dass auch der Raum auf Erde–Wasser–Luft–Feuer einwirkt, dann darf der Raum als fünfter Stoff nicht unberücksichtigt bleiben.

<sup>704</sup> Hier allerdings hätte Pláton gut daran getan, die Sache etwas ausführlicher auszubreiten.

<sup>705</sup> Dies setzt natürlich – mit Blick auf die Relativität der Bewegungen – voraus, dass es irgendeinen – nichtverschwindenden und somit räumlich ausgedehnten – festen Ort im Weltall gibt; denn wenn sich alles gemeinsam dreht, gibt es nirgendwo einen Unterschied.

<sup>706</sup> Dass Pláton die Werke des Empedokles gekannt hat, steht wohl außer Zweifel.

Man sollte annehmen, dass Pláton daher davon ausgegangen ist, dass auch die Erdkugel am Umschwung des Weltalls so oder so beteiligt ist, und dass nur die – als eindimensional zu verstehende Weltachse in ewiger Ruhe verharrt; aber gesichert ist dies keinesfalls. Denn möglicherweise hat Pláton garnicht so weit gedacht.



- Dieser Umschwung des Weltalls drängt alle Vier Grundstoffe zur Rückkehr [zum Mittelpunkt des Weltalls] zusammen<sup>707</sup> und lässt daher keinen [lange anhaltenden]<sup>708</sup> leeren Raum aufkommen.

- Deswegen dringt die überwiegende Kraft des Feuers wegen der Feinheit der Feuer-Körper als erstes [in alle sich kurzfristig bildende leeren Räume] ein, und als zweites dann die Luft, und als drittes das Wasser. Denn beim Zusammenballen von größeren Grund-Körpern bilden sich [zunächst] größere leere Zwischenräume als beim Zusammenballen kleinerer Grund-Körper. Daher drängt der Druck des Umschwungs des Weltalls in die [dann und wann sich bildenden] größeren Zwischenräume [dann umgehend] kleinere Grund-Körper, [mit denen dann diese Zwischenräume – weitgehend – aufgefüllt werden].

- Dabei erfolgt nun das eine Mal, dass größere Massen von kleineren Körpern die [*Zusammenballung von*] größeren Körpern auseinandertreiben, und das andere Mal, dass größere Ansammlungen von größeren Körpern die *dazwischenliegenden* kleineren Körpern umschließen [und diese dabei entweder nach Maßgaben der Notwendigkeit in größere Körper umwandeln oder hingegen] sie nach oben [in Richtung auf deren ihnen angemessenen Schale im Weltall entlassen und] hinleiten.

- Auf diese Weise entsteht ein ständiges Auf und Ab im Getriebenwerden der Vier Grundkörper, und dadurch ein ständiges Wechseln des Umfangs von Ansammlungen von ihnen, und damit eben deren nicht-endenden Ortsveränderungen im Raum. Auf diese Weise hält die Ungleichheit der Ur-Dreiecke [im Verbund mit dem Umschwung des Weltalls] die Bewegungen aller dieser [Ur-Dreiecke und ihrer Zusammenfügungen über die Grund-Körper über die] Grundstoffe [bis hin zu den für uns sichtbaren Dingen] jetzt und für alle Zeiten in Gang.

Damit sind die Gestaltungen sowie ihre Verbindungen ineinander, auf denen die Vielfältigkeit der Arten beruht, ziemlich vollständig dargestellt.<sup>709</sup>«

Pláton ist – wie Diogénes Laértios anmerkt – sehr darauf bedacht gewesen, einen guten Ruf auf Erden sowohl vor seinem Tod bei seiner Umwelt als auch nach seinem Tod bei der Nachwelt zu erlangen. Mit dieser Umfassenden Lehre von der Natur, vom Menschen, vom Erkennen der Natur und des Menschen hat er als 3-te Fassung – da die beiden vorhergehenden nicht mehr zu tilgen gewesen sind – aus den von ihm erworbenen Schriften des Philólaos, deren Inhalte damals wie heute wenig bekannt

---

<sup>707</sup> Eine Rotation lässt – nach Empedokles wie, in dessen Fahrwasser, auch nach Pláton – nicht etwa eine Zentrifugal-Kraft, sondern – ganz im Gegenteil – eine Zentripetal-Kraft zum Wirken kommen.

<sup>708</sup> Eigentlich gibt es – nach der Kontinuumsmechanik des Anaxagóras, wo dies angemessen ist, und in dessen Fahrwasser auch in der diskreten Mechanik der Elementarteilchentheorie Pláton's, da dann abweichend von Demókritos – keinen leeren Raum. Aber Pláton hätte sich vor den Naturphilosophen und Mathematikern seiner Zeit lächerlich gemacht, wenn er nicht das kurzfristigen Entstehen eines leeren Raums [nicht als Bedingung, wie zu erwarten wäre, sondern ]als [lästige]Begleiterscheinung der Bewegungen gelten lassen würde.

So muss sich Pláton also hier – zumeist durch geschicktes Umgehen des Problems – zwischen der Skylla der auf den leeren Raum Bezug nehmenden Elementarteilchentheorie des Demókritos und Charybdis der ohne leeren Raum und ohne letzte Elementarteilchen und dabei dann ohne solche Schwierigkeiten mit Dichte-Unterschieden arbeitenden Kontinuumsmechanik des Anaxagóras hindurchmogeln. Dies gelingt ihm dadurch, dass er sich an den Schiffsmast der pythagoräischen Lehre des Philólaos fesselt.

<sup>709</sup> Hm!

gewesen sind, da und dort auch Gedanken von Empedokles, von Anaxagóras, von Demókritos, sowie der Ärzte-Schule des Hippokrátes mit einbezogen. Dass das Ergebnis dieses Denkens dann ebenfalls nicht als eigenständige und von ihm selber unterzeichnete Schrift veröffentlicht worden ist, sondern in diesem Monolog „Timaios“ seinen Niederschlag gefunden hat, das hat ihm wenig Nachteile und viel Vorteile einbringen können:

★ Wenn diese Lehre (a) ernst genommen und vielleicht sogar – zumindest in ihrem Kern – als wahr erachtet wurde, und wenn (b) all‘ die Quellen, aus denen er dabei geschöpft hatte, dank seines Verschweigens dieser Quellen unbekannt blieben, dann würde ihn (b‘) niemand als geistigen Dieb, sehr wohl aber (a‘) jeder als den großen Weisen erachten und anerkennen. Und so ist dies dann auch tatsächlich in der ganzen Antike wie auch im Mittelalter bis hin noch zu Keppler erfolgt, und unter Naturphilosophen noch bis in unsere Tage.

★ Wenn seine Lehre (a) sich als falsch herausstellt, oder wenn (b) die Quellen, aus denen er geschöpft hat, bekannt werden, dann (b‘) hat er ja bereits vorab berichtet, dass nicht er – Pláton – diese Lehre vertreten hat, sondern der durch eigene Schriften nicht bekannt gewordene Tímaios, und dann (a‘) hat er – Pláton – schon vorab an anderen Stellen gesagt, dass alle diese Schriften nur Spielereien sind und die wahre Lehre nur von seinen Jüngern in seiner Akademie gehört und erfahren werden.

Dass Pláton in der Mathematik wie auch in der Physik seiner Zeit nicht sehr bewandert gewesen ist, das erweist sich insbesondere an den Stellen, an denen es sich zeigt, dass er seine jeweilige Lehre nicht richtig durchdacht hat. Dass sich auch seine schriftstellerischen Fähigkeiten in Grenzen gehalten haben, das ist zwar nahezu allen Altphilologen und Philosophiehistorikern entgangen, nicht jedoch dem – vom platonischen Sokrátes verschiedenen – Sokrátes.

Pláton hätte als Schriftsteller gut daran getan, an allen den Stellen, an denen im „Timaios“ inhaltliche Brüche auszumachen sind, da seinen – den platonischen – Sokrátes zu Wort kommen zu lassen und dabei seinen Tímaios auf einzelne Unstimmigkeiten aufmerksam machen sollen; so wären dann beim Neuansetzen des platonischen Tímaios jene Brüche nicht als Brüche zu erkennen gewesen, sondern als Antworten dieses Tímaios erschienen. Aber dann hätte Pláton ja wohl ein anderes Ziel verfehlt, das Ziel des alternden Philosophen, der den philosophischen Vatermord noch hinausgezögert hat und ihn nun endlich – wie zaghaft auch immer – in die Wege leiten wollte; und dazu hat gehört, dass er seinen Sokrátes zur Randfigur werden und bleiben lässt, die im Verlauf des Monologs stumm wird und nicht einmal mehr „Ja, o Timaios!“ sagt,<sup>710</sup> und auch im „Kritias“ nicht mehr auftaucht, der daher dann in den „Nomoi“ gänzlich unberücksichtigt bleiben kann.

Pláton entwickelt seine Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie, wie ich eingangs schon angekündigt hatte, aus seiner Elementarteilchentheorie heraus. Von ihr – genauer: von ihr in deren 3-ter Ausformung – benützt er jedoch nur die Haupteigenschaften des spitzigen und kantigen Feuer-Körpers.

---

<sup>710</sup> Im „Parmenides“ darf der platonische Sokrátes immerhin noch dann und wann den Mund aufmachen, auch, wenn ihn Pláton’s Parmenídes dann sofort über den Mund fährt.

Im „Timaios“ bestreitet er zwar noch die länglich geratene Hinwendung zur Naturkunde des Tímaios [= des Pláton], hat aber danach mundtot zu bleiben, und tritt sodann von der Bühne ab und wäre wohl auch im „Kritias“ nicht mehr zu Wort gekommen.

In der folgenden Zusammenfassung seiner breiten Darlegungen lass' ich alles das weg, was weder systematischen noch auch nur historischen Wert hat, sondern lediglich von Unterhaltungswert ist. Denn wiewohl es mir daran liegt, philosophische Leistungen, die Pláton als die seinen ausgibt, aber eben nicht die seinen sind, nach Wahrscheinlichkeit zu ermitteln, liegt mir nicht daran, ihn der Lächerlichkeit preiszugeben.

Dies also ist die Wahrnehmungs- und Erkenntnistheorie aus der Zeit der Reife seiner Jahre:

»Nun sind die durch ihre Reizauslösungen in uns hervorgerufenen Zustände darzulegen, samt Begründung des Dargelegten. Hierzu setz' ich voraus, dass die sich solchermaßen aus Anhäufungen von Grund-Körpern zusammensetzenden Grundstoffe von uns empfunden und wahrgenommen werden können. An [äußeren] Empfindungen und [somit – nach Einbeziehung der Unterscheidungen, d.h.: der Ideen –] an [äußeren] Wahrnehmungen gibt es:<sup>711</sup>

- \* Gesehenes,
- \* Gehörtes,
- \* Gerochenes,
- \* Geschmecktes, und
- \* Getastetes,

wobei die ersten vier Arten des Empfundenen durch bestimmte eng begrenzte Teile des menschlichen Somas – des Leibes – empfunden werden, die fünfte Art hingegen überall am und im Soma; [als Getastetes wird demnach alles das in uns empfunden, was weder zum Gesehenen noch zum Gehörten noch zum Gerochenen noch zum Geschmeckten gehört].

Zunächst will ich jene Vorgänge darlegen, die sich in vier eng begrenzten Teilen des Somas abspielen, und dies sowohl hinsichtlich der Beschaffenheit wie auch der Ursache einer jeden solchen Empfindung; und sodann will ich die Vorgänge besprechen, die beim Empfinden im gesamten Soma stattfinden.

Unsere *Augen* bringen in uns die vielfältigsten Empfindungen [und Wahrnehmungen des Sehens – somit: das Vielfältigste an Gesehenem – hervor]: die Farben [und die mit den Begrenzungen der Farben sich ergebenden Formen]. Die genauen Ursachen der Entstehung des Sehens sind von mir ja bereits zuvor dargelegt worden. Ich fasse sie jetzt nochmals so zusammen:

Eine Farbe ist dabei ein Lichtglanz, der von einer betrachteten Gestalt ausgeht. Dieser Lichtglanz besteht aus Teilen; durch deren Zu-einander-Passen mit dem [von unserer Augen ausgehenden] Sehstrahl<sup>712</sup> beim Auf-einander-Treffen beider wird in unserer Psyché sodann [zunächst die betreffende Empfindung des Lichts und der Farbe und daraufhin durch das Gestalten dieser Empfindungen entsprechend der in der Psyché beheimateten Ideen] die betreffenden Wahrnehmungen von diesem Licht sowie diesen und jenen Farben an jenem Ding hervorgerufen.

---

<sup>711</sup> Die folgende fünffache Gliederung der äußeren – durch das Soma vermittelten – Empfindungen war den altindischen Philosophen zumindest seit 900 geläufig; vielleicht stammt sie aber aus wesentlich älteren Kulturen, und in Indien dann wohl der aus der Zeit der Drawiden.

<sup>712</sup> Bei allen den Menschen, deren Augenlicht noch an keinem der beiden Augen erloschen ist, müsst' es eigentlich – statt eines Sehstrahls – ein Paar von aufeinander abgestimmten Sehstrahlen sein.

Die von jener Gestalt ausgehenden und mit dem eigenen Sehstrahl zusammentreffenden Stoffteilchen sind teils kleiner als dieser, teils gleichgroß wie dieser, und teils größer als dieser. Sind sie gleichgroß wie dieser, so werden sie [– weil ja nur Ungleiches Veränderungen hervorruft – nicht empfunden und daher auch] nicht wahrgenommen; [allenfalls] werden sie als Durchsichtig erachtet. Besteht der Lichtglanz aus größeren Teilchen, so bewirkt [sein Auftreffen auf die Spitze] des Lichtstrahls, dass dieser Lichtstrahl sich zurückzieht; und dies wird dann als Schwarz [empfunden und wahrgenommen]. Besteht er hingegen aus kleineren Teilchen, so bewirkt [sein Auftreffen auf den Lichtstrahl], dass dieser sich ausdehnt; und dies wird dann als Weiß [empfunden und wahrgenommen].<sup>713</sup>

[Unsere *Ohren* bringen in uns die vielfältigsten Empfindungen und Wahrnehmungen] des Hörens [– somit: das Vielfältige an Gehörtem, an Schallen – hervor]: Im allgemeinen ist der Schall eine durch Luft<sup>714</sup> verursachte und dann durch die Ohren vermittelte Erschütterung des Kopfes und des Blutes in ihm; und durch dieses Blut wird dies Erschütterung sodann der Psyché mitgeteilt; die dadurch hervorgerufene [innere] Bewegung beginnt im Kopf und endet in der Leber.<sup>715</sup> Ist die [gesamte] Bewegung eine rasche, so ist der Ton hoch; und ist sie langsamer, so ist er tiefer.<sup>716</sup> Bei gleichmäßiger Bewegung [bei der Schallerzeugung] ist der Ton glatt und sanft; und im andern Fall ist er rau. Bei starker Bewegung [der Schallerzeugung ist der Ton] laut; und bei schwacher ist er leise. Auf das Zusammenklingen der Töne werd' ich irgendwann später noch zu sprechen kommen.<sup>717</sup>

[Unsere *Nase* bringt in uns die vielfältigsten Empfindungen und Wahrnehmungen des Riechens – somit: das Vielfältige an Gerochenem, an Gerüchen – hervor]: Was dabei jedoch die [darüber hinausführende] Wirkung des Geruchswerkzeugs betrifft, so gibt es [für die sich dabei einstellenden Empfindungen keine Unterscheidungen, somit auch] keine Einteilung nach Arten, [und daher auch keine Wahrnehmung von etwas

---

<sup>713</sup> Bei der Darstellung der unfarbigen Skala *Schwarz–Grau–Weiß* als *Schwarz–Durchsichtig–Weiß* hat sich Pláton offenkundig etwas vertan.

Bei der Bestimmung der farbigen Skala *Rot–Orange–Gelb–Grün–Blau–Violett*, die man ja auch damals an Regenbögen hat beobachten können, liegt er so weit daneben, dass ich da seine Darstellung besser nicht wiedergebe. Dass er dabei ins Stolpern geraten ist, gibt er an dieser Stelle – erstaunlicherweise – zu, nämlich mit dem Hinweis, die genaue Bestimmung sei [nicht etwa den Färbern seiner Zeit sondern] nur dem Gott möglich.

<sup>714</sup> Das stimmt zumeist für uns Landbewohner; für die Wasserbewohner und für die Erdbewohner stimmt dies jedoch nicht.

<sup>715</sup> Ich habe keine Vorstellung darüber, nach welcher damaligen Heilkunde er der Leber hier wie auch in der „Politeia“ derartige Funktionen beimisst.

<sup>716</sup> Apelt bemerkt hierzu, Pláton's Lehre betreffend: „Die Höhe des Tons bestimmt sich demzufolge nach der Schnelligkeit, mit welcher der Ton von der Stelle der Schallerregung an das Ohr des Hörenden gelangt; so auch Aristoteles. Diese irrtümliche Ansicht geht auf die Pythagoräer zurück; dabei [wird] nicht an die Anzahl der Saitenschwingungen gedacht.“

Wieso dieser Irrtum (1) hat entstehen und (2) sich danach durch die Jahrhunderte hindurch bis zum Beginn der Neuzeit hat halten können, das ist wohl nicht zu erklären. Man hätte doch auch damals bereits dieses erkennen müssen: Ein Gitarrenspieler schlage auf seiner Gitarre zwei Saiten gleichzeitig an; eine Person unmittelbar neben ihm wird sie noch als gleichzeitig wahrnehmen; eine gehörig weit davon entfernte Person hingegen müsste dann zunächst den höheren und sodann den niedrigeren Ton wahrnehmen. Dies ist jedoch nicht der Fall; also haben die hohen und die niederen Töne die gleiche Ausbreitungsgeschwindigkeit.

<sup>717</sup> Denn die Harmonielehre der Pythagoräer ist weder einfach zu verstehen noch – sowie verstanden – dann einfach wiederzugeben.

Gerochenem als Dieses oder hingegen Jenes]. Denn das Gebiet der Gerüche ist nicht [von sich aus] unterschieden: Keiner der hierfür infrage kommenden Grundstoffe hat eine für die Erzeugung von Geruchs[-unterschieden] geeignete Form.<sup>718</sup> Da die vielfältigen Erscheinungen beim Geruch nicht durch unterschiedliche Namen benannt sind, wird an der [eingeatmeten] Luft niemals ein [so oder hingegen so gearteter] Geruch wahrgenommen. Zwischen Kopf und Nabel [fließt der Luftstrom hinab und herauf], sei es, dass er dabei dieser Höhlung des Somas seines naturgemäßen Zustands beraubt, was sich als ein unangenehmes Gefühl ausdrückt, oder sei es, weil er im herbeiführen des willkommenen natürlichen Zustands dieser Höhlung auf sie besänftigend wirkt, was sich als ein angenehmes Gefühl zeigt.

Unsere Zunge [*vereint mit dem Gaumen*] bringt in uns [die vielfältigsten Empfindungen und Wahrnehmungen des Schmeckens – somit: das Vielfältige an Geschmecktem, an Geschmäckern – dadurch] hervor, dass sie durch Säfte gereizt wird. [Auch hier sind jene, die den natürlichen Zustand der Geschmackswerkzeuge stören und daher als unangenehm eingestuft werden, von den Reizen zu unterscheiden, die den natürlichen Zustand wieder herstellen und deshalb als angenehm gefühlt werden. Und unter beiden sind zudem die Reizungen der Zunge von den Reizungen des Gaumens auseinanderzuhalten;] denn von der Zunge führen winzig-kleine Kanäle<sup>719</sup> zum Herzen, wohingegen vom Gaumen solche zum [Gehirn] führen, [die von dort ab über das Rückenmark zum Herzen weiterführen].

Jene Säfte, die nicht feuerartig sind, verbleiben [wegen ihrer Schwere auf der Zunge. Indem sie von da aus in die – ganz schmalen – zum Herzen führenden Kanäle eindringen, erzeugen sie von der Zunge ab unterschiedliche Empfindungen und damit auch unterschiedliche Wahrnehmungen: Als herb wird von den Säften das empfunden, was diese kleinen Kanäle zusammenzieht und austrocknet; als bitter werden jene Säfte empfunden, die das vorhandene natürliche Gefüge gänzlich durcheinanderbringen; und als salzig werden solche Säfte empfunden, die das auf der Zunge und in den Kanälen vorhandene Gefüge reinigen.

Jene [– aus dem Zerkleinern der Nahrung hervorgehenden –] Säfte hingegen, die – von der Wärme des Mundes durchdrungen – die [das in ihnen vorhandene Feuerartige freigeben und] dadurch ihre eigene Wärme [und Hitze] im Mund entwickeln, werden durch die Leichtheit dieses Feuerartigen [zum Gaumen und zu dessen winzigen Kanälen] hinaufgetrieben und durch diese hindurch zu den [empfindenden] Organen des [Gehirns]. Da sie – als Feuer-Körper – dabei alles, was sich ihnen in den Weg stellt, zerschneiden, werden sie als beißend empfunden und [durch demgemäße Unterscheidung entsprechend] wahrgenommen; sind diese Säfte zuvor jedoch in Gähmung oder in Fäulnis übergegangen, dann werden sie als sauer empfunden und demgemäß wahrgenommen.

Hingegen werden bei entgegengesetzter Ursache – indem die eindringenden Stoffe in natürlicher Verwandtschaft mit der Beschaffenheit der Zunge [und den von ihr aus zum Herzen hin führenden Kanälen stehen] – die Säfte als süß empfunden.<sup>720</sup>

---

<sup>718</sup> Das seh' ich etwas weniger pessimistisch.

<sup>719</sup> Sicherlich hat Pláton von den Nadis der altindischen [und vielleicht bereits drawidischen] Arzneikunst und Philosophie keine genauen Kenntnisse erhalten; denn seine Lehre wirkt, relativ zu diesen östlichen Lehren, reichlich plump.

<sup>720</sup> Apelt bemerkt hierzu: „Diese ganze Lehre vom Geschmack geht teils auf Alkmaion von Kroton, teils auf Diogénes von Appolonia, und teils auf Demókritos von Abdera zurück.“

Pláton's Liste ist weder systematisch erstellt noch vollständig.

Der Originaltext dieses letzten Teils des „Timaios“ wirkt auf mich folgendermaßen:

Unsere *Körper* [- unser Soma, und von ihm der Tastsinn -] bringt in uns die vielfältigsten Empfindungen [und Wahrnehmungen des Tastens - somit: das Vielfältigste an Getastetem, an Tastungen - hervor, dies innerhalb von Skalen wie]: Kalt-Warm, Weich-Hart, Leicht-Schwer, Rauh-Glatt, (...) <sup>721</sup>.

Das Empfinden von Warm entsteht dadurch, dass die scharfen Ecken und Kanten der Feuer-Körper [auf das Fleisch des Somas] einwirken. Die Empfindung von Kalt entsteht hingegen durch Zusammenpressen von Wasser-Körpern [im Fleisch des Somas]. <sup>722</sup>

Als Hart wird das empfunden, dem das Fleisch [des Somas] nachgibt, insbesondere eben das, was aus Würfeln zusammengesetzt und daher unnachgiebig und somit erdartig ist. Und umgekehrt wird als Weich empfunden, das dem Fleisch [des Somas] nachgibt, somit alles das, was an Gegenständen nicht aus Erd-Körpern - aus jenen geometrischen Würfeln - zusammengesetzt ist.

Leicht und Schwer sind so zu bestimmen: Legt man das eine Ding in diese Schale einer Balkenwage und das andere Ding in jene Schale von ihr, dann ist das Schwerere von beiden jenes Ding, das die Schale nach unten drückt, und das leichtere somit jenes, das diese Schale emporhebt. Denn Unten-Oben sind richtigerweise nur auf einem [beliebig vorgegebenen] Halbmesser vom Mittelpunkt des Weltalls zu dessen äußersten Rand festzulegen; und in diesem Sinn strebt Erdartiges zum Erdball als seinem natürlichen Ort, Wasserartiges zur Schale oberhalb des Erdballs, Luftartiges unter Einschluss des Äthers zur Schale oberhalb des Wasserartigen, und Feuerartiges zur Schale oberhalb des Luftartigen unter Einschluss des Randes des Weltalls. [Dabei ist bei den regulären Körpern zu berücksichtigen, dass ein solcher Körper umso schwe-

---

(1) Pláton hat in der Akademie eine Folge von Vorträgen zu diesem Thema gehalten.

(2) Einer seiner Schüler hat in Stichpunkten mitgeschrieben und danach den Text zu einem lesbaren Text gestaltet.

(3) Er hat diesen Text daraufhin seinem Lehrer zur Durchsicht überreicht, wonach Pláton darin diese und jene Umstellung und Ergänzung vorgenommen hat.

(4) Den so festgehaltenen Text hat Pláton - mit weni-gen, auf den Feuer-Körper Bezug nehmenden - Ergänzungen sodann an die 3-te Naturkunde - die Lehre von den fünf regulären Körpern - angefügt, ohne noch sonderlich darauf zu achten, was davon er bereits wie an früherer Stelle vorgetragen hat.

<sup>721</sup> Ich lass' oben an dieser Stelle die Skala: Unangenehm-Angenehm weg. Pláton bestimmt sie zwar nur im Zusammenhang mit den Tastungen des Körpers und ordnet sie da ein; aber er gebraucht sie auch bei anderen äußeren Empfindungen. Daher bring' ich sie gesondert am Schluss.

Erstaunlich ist, dass Pláton sie nur auf die Empfindungen des Leibes bezieht, nicht aber auch auf die Empfindungen des Geistes, auf die inneren Empfindungen. Man sollte meinen, er habe Gefühle, die bei innere Empfindungen - wie etwa beim Misslingen eines anspruchsvollen Beweises sowie umgekehrt beim Gelingen eines solchen - nie erlebt und daher nicht gekannt.

<sup>722</sup> Ich lass' oben Pláton's Begründung weg; denn sie ist geeignet, an Pláton's Fähigkeiten im Argumentieren zu zweifeln.

Das Komprimieren von Luft hatte in der frühen Antike zu den bekannten Techniken gehört; und unter Ausnützung derselben hat Archýtas von Tarent bereits seine flugfähigen Holz-Vögel erstellt.

Mit Sicherheit ist diesen Technikern daher bekannt gewesen, dass Wasser *nicht* [in nennenswertem Umfang] komprimierbar ist.

rer ist, je größer er ist, d.h.: je mehr Flächen von ungefähr gleichem Flächeninhalt ihn begrenzen.]<sup>723</sup>

Als rau wird ein Gegenstand empfunden, wenn dessen Oberfläche ungleichmäßig und dazu noch hart ist. Hingegen wird er als weich empfunden, wenn seine Oberfläche gleichmäßig und dazu auch dicht ist.

Zu besprechen bleibt noch das Gefühl des Angenehmen, des Freudvollen, der Lust, sowie des Unangenehmen, des Leidvollen, des Schmerzes; denn diese [Gefühle – diese Gefühlswerte auf der Skala: Unangenehm–Angenehm – begleiten die vorhin beschriebenen] Empfindungen, die von der Berührung des Gegenstands mit dem Soma [und seinen Wahrnehmungsorganen] herrühren und die da ihren Ausgangspunkt haben. Ich sehe dies so:

Jeder widernatürliche gewaltsame Eindruck, der sich im Soma mit voller Kraft geltend macht, ist schmerzhaft, leidvoll, unangenehm; hingegen ist die vollständige Rückkehr zum naturgemäßen Zustand angenehm, freudvoll, lustvoll. Allerdings bleibt, was dabei sanft und nur ganz allmählich wirkt, [wegen der Grenzen der Feinheit der Sinnesorgane zumeist] unbemerkt; hingegen werden heftige und rasch wirkende Einwirkungen [zumeist] sehr deutlich bemerkt.

Nicht alle Beeinträchtigungen somatischer – d.h.: leiblicher – Art sind entweder mit Lust oder mit Leid verbunden; vielmehr gibt es mancherlei Beeinträchtigungen, die weder unangenehm noch angenehm sind.

Dazu gehört insbesondere die Reizung des [von den Augen ausgehende und daher] mit dem Soma verwachsene Sehstrahl. Denn ihm bereitet die Störung des auf ihn auftreffenden Lichts – und Licht ist ja feuerartig – weder schneidende noch brennende Schmerzen; und die Rückkehr in den natürlichen Zustand ist nicht mit Lust und Freude verbunden. Zudem vollzieht sich weder die Verlängerung des Sehstrahls noch dessen Verkürzung [– noch dessen gänzlichliches Zurückziehen beim Einschlafen] – gewaltsam.

Dem ganzen Bestand von Dingen wohnt eine ihnen durch die Notwendigkeit bestimmten Beschaffenheit bei; aber diese bilden nur die Hilfsursachen für das Hervorgehen des Kosmos aus dem vorherigen ungeordneten Gewoge, aus dem Chaos. Denn dies ist die eigentliche Ursache der Ordnung jenes unterschiedslosen und durch bloße Notwendigkeit geleiteten Gewoges:

Der Werkmeister des Schönsten und Besten benützte im Bereich dieses Werden-eben dessen durch Notwendigkeit geleiteten Bestand, um [daraus wie auch aus sich selber] den vollendetsten und sich selbst genügenden Gott zu erzeugen: Er vollbrachte dies, indem er die den Dingen innewohnenden Energien als Mittel benützte, wobei die Hinführung zum guten Endziel bei allem Werdenden sein ureigenes Werk war.

Demnach müssen unbedingt zwei Arten von Ursachen unterschieden werden: die notwendigen, und die göttlichen. Die göttlichen Ursachen müssen überall dort gesucht werden, wo es sich um das Gewinnen eines glückseligen Lebens – soweit dies die menschliche Natur überhaupt zulässt – handelt; die notwendigen Ursachen sind um

---

<sup>723</sup> Diesen äußerst fragwürdigen Satz benötigt Pláton, damit seine Argumentation haltbar ist; denn er setzt ja das Volumen eines solchen trigonometrischen Körpers mit seinem Gewicht gleich.

Für Feuer–Luft–Wasser stimmt das noch ungefähr. Aber, blickt man auf die fünf regulären Körper, dann müsste Erde schwerer als Feuer und leichter als Luft sein; und Raum müsste dann schwerer als Luft und leichter als Wasser sein.

Dies muss Pláton gekannt haben; aber er berücksichtigt dies nicht.

der göttlichen Zwecke willen zu ermitteln, geleitet von der Überlegung, dass es ohne sie nicht möglich ist, das Ziel eines ernsthaften Strebens rein für sich zu erkennen oder [zumindest] zu erfassen oder sonstwie mit ihm in Berührung zu kommen.«

In dieser 3-ten Naturkunde spielen die Sterne keine Rolle mehr und bleiben daher unerwähnt; Das Gelangen und Verbleiben von Soma [= Leib] und Psyché [= Seele] im jeweils natürlichen Zustand sowie das Erreichen der vollendeten und ununterbrochenen Herrschaft der Psyché über den Soma, *dieses* ist nun das Ziel der Annäherung an den einen und einzigen Gott [= das beseelte Weltall]. Zuvor ist hingegen deutlich auf die umkehrbar eindeutige Beziehung eines jeden Lebewesens auf dem Erdenrund zu seinem Stern am Himmelszelt hingewiesen worden und als Heilsziel das endgültige Zusammensein mit ihm genannt worden.

Den Abschluss des – kulturhistorisch sehr wichtigen – Monologs „Timaios“ bildet eine breite Darlegung dessen, was Pláton von Vertretern der seinerzeitigen Ärzteschulen vernommen und behalten hat. Er bringt jetzt nur noch vergleichsweise selten die Idee der Harmonie [= des Einklangs, des Gleichklangs, des Zusammenpassens] im Zusammenhang mit der Idee des Schönen zur Sprache. Sinnleitend ist für ihn nun vorwiegend die Idee vom natürlichen Zustand; aber leider lässt Pláton diese Idee so unbestimmt, wie in der Mathematik die Variable „x“, die ja für etwas x-Beliebiges stehen kann. Und gegen Ende dieses abschließenden – wenngleich abermals recht breit ausgeführten – Teils fügt Pláton diesen beiden Ideen noch die des Mittelmaßes als sinnleitende hinzu, geleitet sicherlich durch die da wenig bedachte Übernahme der Terminologie aus der damaligen Heilkunst.

In dieser Lehre von der Gesundheit und den Erkrankungen spielt die in seiner 3-ten Naturkunde vorgetragene Elementarteilchentheorie keine Rolle mehr: Lediglich die Schärpen des Feuer-Körpers werden da und dort noch erwähnt; doch hätte zum jeweiligen Begründen auch das in seiner 2-ten Naturkunde über das Feuerartige Dargelegte ausgereicht. Und der fünfte reguläre Körper – der Dodekaeder, aus deren Ansammlung der Raum doch bestehen soll, der durch Fünfecksflächen begrenzt ist, und den der Erschaffer als Muster für die Weltkugel [oder für das Weltdodekaeder?] genommen hat, bleibt da gänzlich auf der Strecke.

Ich gebe von diesem Abschluss nur das wieder, das mit seiner Erkenntnistheorie und mit seiner Philosophie des Geistes in irgendeinem der Erwähnung werten Zusammenhang steht:

»Nachdem ich, wie Bauleute das Bauholz, nun die verschiedenen Arten von Ursachen wohlgegliedert vorgelegt habe,<sup>724</sup> will ich in aller Kürze<sup>725</sup> zu dem zurückkommen, was ich bereits eingangs dargelegt habe:

Die Vier Grundstoffe befanden sich, bevor der Gott einem jeden von ihnen das ebenmäßige Verhältnis sowohl zu sich selbst als auch gegenseitig zu einander eingepflanzt hat, in einem Zustand, in dem sie zwar zum Ebenmaß und zum Gleichklang fähig waren, aber davon keine oder nur rein zufällig vorhandene Spuren davon besaßen; und überhaupt hat da noch nichts den jetzt davon gebräuchlichen Namen „Erde“, „Wasser“, „Feuer“, „Luft“ u.s.w. verdient. Vielmehr hat der Gott sodann erst

---

<sup>724</sup> Man wird sich hier fragen, was die spezifischen Ausführungen seiner 3-ten Naturkunde an einer Wohlgliederung der verschiedenen Ursachen beigetragen hat.

<sup>725</sup> Mit „in aller Kürze“ meint Pláton hier nicht anderes als „in aller Breite“.



alles in die richtige Ordnung versetzt.<sup>726</sup> Und daraufhin hat er aus diesen Vier Grundstoffen dieses Weltall als das eine lebendige Wesen zusammengefügt, das alle [von dem Gott als dem Erschaffer verschiedenen] unsterblichen wie auch sterblichen Lebewesen in sich enthält.

Er war der Schöpfer der göttlichen Wesen; und in deren Hand hat er sodann die Erschaffung der sterblichen Wesen gelegt.<sup>727</sup> Diese nun, die durch ihn in Besitz der unsterblichen<sup>728</sup> Substanz der Psyché gelangt sind, bildeten rings um die Psyché eines jeden Sterblichen den sterblichen Somas als dessen Fahrzeug; und zudem fügten sie diesem Soma noch eine andere – eine sterbliche – Art von Psyché ein als Heimstätte gefährlicher wenngleich unvermeidlicher Erregungen, als da sind:

- (1) die [begehrende] Lust, die größte Verführerin zum Schlechten,
- (2) der Schmerz, der Verscheucher des Guten,
- (3) der Übermut und die Furcht, zwei unbesonnene Ratgeber,
- (4) der Zorn, der schwer zu bezähmende Unruhestifter, und
- (5) die Hoffnung, die Mutter aller Täuschungen; und alledem gesellten sie noch
- (6) die vernunftlose Wahrnehmung, und
- (7) die Leidenschaft der alles wagenden Liebe

zum unlöslichen Bunde bei und bildeten so die Art der Sterblichen.

Dem göttlichen Teil der Psyché wiesen sie (a) den Kopf zu, der [bei einigen Säugtieren] durch den schmalen Hals vom Rumpf getrennt ist. Der sterbliche Teil der Psyché zerfällt in einen besseren und in einen schlechteren Teil; beide trennten sie räumlich durch das Zwerchfell so von einander ab: (b) Den Teil der Psyché, der der Träger der Tapferkeit und des Zorns ist, legten sie – als den streitbaren und ehrliebenden – anschließend an den Kopf zwischen Hals und Zwerchfell, genauer: in das Herz,<sup>729</sup> dem Knotenpunkt der Blut-Adern; so kann dieser Kämpfer – geleitet durch die Einsicht des Ewigen und vereint mit ihr – den Schwarm an Begierden dann gewaltsam im Zaum halten, wenn sie dem Zuspruch aus der Herrscherburg der Einsicht nicht gutwillig zu folgen geneigt sind. Sobald daher der im Kopf beheimateten Einsicht bemerkt, dass von Außen oder hingegen von Innen – von den eigenen Begierden her – eine Gefahr droht, leitet sie diese Kunde über alle feinen Kanäle<sup>730</sup> als Meldung an alles im Soma

---

<sup>726</sup> Dies ist ja auch die Sicht des Anaxagóras, bei ihm das Noýs [≈ Vernunft, Geist, ...] betreffend.

<sup>727</sup> Das stimmt so nicht. Denn Pláton's Gott mischt auch danach munter mit, ohne dabei – wie eigentlich versprochen – beim Erschaffen des Minderwertigen untätig im Hintergrund zu verweilen.

<sup>728</sup> Auch dies stimmt nicht: Die einem jeden seiner Geschöpfen verliehene Psyché bleibt so lange unsterblich, *als er dies will*.

<sup>729</sup> Es hat den Anschein, dass dem Pláton hier die altindische Lehre von den Cakren nur sehr verballhornt zur Kenntnis gebracht worden ist. Denn nach jener Lehre ist mit dem Begriff „Herz[-zentrum]“ nicht die leibliche Blutpumpe in der linken Brustseite gemeint gewesen, sondern eine winzig-kleine feinstoffliche Zelle unmittelbar vor der Wirbelsäule in der Höhe der Brustwarzen; sie ist einer der Knotenpunkte [= Cakra] der drei miteinander verbundenen feinstofflichen Kanäle [= Nadi], die an der unteren Stirn [= am Dritten Auge] beginnt, von da zum Scheitel führt, von da ab abwärts vor der Wirbelsäule bis zu Steißbein reicht und da als Verband endet. [Die beiden Nebekanäle reichen von dort aus weiter in die Beine, während der Hauptkanal am Geschlechtsorgan endet; am oberen Anfang endet der Hauptkanal am Dritten Auge, während die beiden Nebekanäle bis zu den beiden Nasenflügeln führen.]

<sup>730</sup> Damit sind nicht die Blut-Adern und wohl auch nicht die Nervenstränge, sondern die von den Nadis ausgehenden vielfältigen Verzweigungen gemeint. Denn von den Nervensträngen hatten die Chirurgen des Orients – ähnlich wie viel später dann Leonardo da Vinci – bereits

weiter, was mit dem Wahrnehmungsvermögen verbunden ist, was zudem den Zorn im Herzen aufbrausen lässt, sodass dieser, sollt' er sich von der Einsicht leiten lassen, ihr dann die [ihr doch zukommende] Herrschaft [nach außen wie auch nach innen] sichert.<sup>731</sup> (...)

Denjenigen [sterblichen] Teil der Psyché, dessen Begehren auf Nahrung und auf die sonstigen Unentbehrlichkeiten der Beschaffenheit des Leibes gerichtet ist, legten die [vom Erschaffer geschaffenen Götter] in die Gegend zwischen Zwerchfell und Nabel, als ein tierisches Wesen. Wegen dieser tierischen Beschaffenheit erschuf ihm der Gott – um diesem Übel entgegenzuarbeiten – als Aufenthaltsort die Leber, wo die Götter diesen wilden Teil der Psyché sodann anketteten. In Erinnerung an den Auftrag ihres Vaters, die Art der Menschen nach Kräften der Vollendung nahezubringen, ließen sie so auch dem Minderwertigen im Menschen ihre ausgleichende Fürsorge zukommen.<sup>732</sup> (...)

Ob ich mit [dieser Beschreibung] die Wahrheit getroffen habe, darüber könnt' ich mich nur dann mit voller Zuversicht äußern, wenn der Gott dazu seine Zustimmung gegeben hätte. Dass ich jedoch zumindest der Wahrscheinlichkeit treu geblieben bin, das darf ich zuversichtlich versichern; und diese Zusicherung sei denn hiermit gegeben. (...)

Mit den Knochen und dem Fleisch und allem, was ansonsten [zum Soma] gehört, hat es die folgende Bewandnis: Ihnen liegt die Bildung des *Marks* zugrunde. Denn die Lebensbänder durch welche die Psyché mit dem Soma – mit dem Leib – verbunden ist, haben ihren eigentlichen Halt in eben diesem *Mark*; dieses jedoch ist aus etwas anderen Grundbestandteilen gebildet [als die übrigen materiellen Gegenstände des Weltalls]. Der Gott wählte nämlich aus den Ur-Dreiecken, [die von unterschiedlichen Grad an Ebenmäßigkeit sind],<sup>733</sup> die ebenmäßigsten und glattesten aus, somit die am meisten geeigneten zur Erstellung von Erde-Wasser-Luft-Feuer; er mischte sie im richtigen Verhältnis, bildete daraus das Mark, und erstellte dadurch den Samen für die Art der Menschen. Auf diesen verpflanzte er sodann die [drei] Arten der Psyché und befestigte sie darin; denn vorab hatte er diesem Mark bereits jene Vielfalt verliehen, die nach Anzahl und Beschaffenheit genau den zu erwartenden Arten der Psyché entsprach: Denjenigen Teil des Marks, der – einem Saatfeld gleich – den göttlichen Samen in sich tragen sollte, formte er zu kugelförmiger Rundung und gab ihm den Namen „Gehirn“; denjenigen [davon verschiedenen Teil des] Marks jedoch, das der Träger der sterblichen Teile der Psyché werden sollte, gab er unterschiedliche länglich-rundliche Formen und bezeichnete sie allesamt mit „Mark“.

---

recht gute Kenntnisse; und davon müsste Pláton eigentlich wenigstens andeutungsweise Berichte erhalten haben.

<sup>731</sup> Dies kann als eine schöne und treffende Beschreibung des Sokrates verstanden werden.

<sup>732</sup> Nach der Lehre Buddha Śākyamuni's sind dies die Drei Geistesgifte: (a) Irrung [= moha, Verblendung, Uneinsicht]; (b) Hass [= dveṣa, Ärger, Abneigung, Wut]; (c) Gier [= lobha, Liebe, Begierde, Begehren, ≈ raga, Leidenschaft]. Die dazu gegengerichteten Kräfte des Geistes sind dann: (a') Einsicht [Unverblendung], (b') Güte und Erbarmen, (c') Entsagung [am Anhaften].

Pláton trifft davon die Auswahl: (a') Einsicht [= noýs]; , (b') Zorn [= thymós] [ambivalent mit (b') Tapferkeit], (c) Begierde [= epithymía] .

<sup>733</sup> Dass die Atome jeder der fünf Atom-Arten von unterschiedliche Größen sind – was zu Problemen bei ihrem Neu-Zusammenfügen zu anderen Grundstoffen führt –, das ist bereits nicht so recht einsichtig. Dass der Gott nun jedoch die einen Dreiecke etwas vollkommener und die anderen etwas unvollkommener gestaltet hat, das ist kein gutes Zeichen für ihn!

Vom [Gehirn und dem übrigen] Mark warf er Taue [in das Soma] aus,<sup>734</sup> um so die Psyché im ganzen Soma zu befestigen; das [Gehirn und das übrige] Mark aber umgab er mit knöchernen Umhüllungen zur Abdeckung und zum Schutz des [Kernbestand des] Marks. (...)

Dasjenige an Knöchernem, das viel an Psyché enthält, umkleidete er mit wenig Fleisch; und dasjenige an Knöchernem, das wenig oder nichts an Psyché in sich barg, umgab er reichlich mit dichtem Fleisch. So gestaltete er es abgesehen von den Fällen, wo er das Fleisch selber zu einem Sitz der [Empfindung] machen wollte und es daher mit reichlicher Fülle ausstattete, wie es z.B. mit der Zunge der Fall ist. In den meisten Fällen steht es aber so, wie ich dies soeben angegeben habe; denn ein Gebilde, das durch den Zwang der Notwendigkeit entsteht und durch sie sich erhält, lässt es nun einmal nicht zu, dass eine dichte Knochen- sowie Fleischmasse zugleich der Träger feinerer [Empfindungen] ist. (...)

Dem Mund gab der Erschaffer mit der Ausstattung von Lippen, Zunge, [Gaumen und] Zähnen seine jetzige wohlgefügte Form, und dies im Ausgleich des durch die Notwendigkeit Gebotenen wie des [hinsichtlich der Zweckmäßigkeit] Besten: als Eingangstor hinsichtlich des Notwendigen; und als Ausgangstor hinsichtlich des Besten. Denn alles, was dem Soma als Nahrung zugeführt wird, fällt unter die Notwendigkeit; hingegen übertrifft der Fluss der – sich nach außen ergießenden und dabei im Dienst der Einsicht stehende – Rede alle anderen Arten von Fließendem an Schönheit und Güte. (...)

[Die Zuführung der Nahrung ist notwendig.] Denn einerseits sind Feuer und Luft im Soma unentbehrlich um zu leben; andererseits bedroht das Feuer den Leib mit Zerschmelzung und die Luft ihn mit Austrocknung und Aussaugung. Daher ließen die Götter eine – der menschlichen Beschaffenheit [weitläufig] verwandte – andersartige Lebensart entstehen, nämlich: das Reich der Pflanzen, die unter der Pflege der Landwirte in der Zwischenzeit veredelt und den Menschen so [zusätzlich] dienstbar gemacht worden sind.

Alles nämlich, was irgendwie Anteil am Leben hat, das hat auch Anspruch darauf, mit „lebendes Wesen“ bezeichnet zu werden. Nun haben die Pflanzen aber nur Anteil an dem – bei den Menschen zwischen Zwerchfell und Nabel beheimateten – Teil der Psyché; und dieser hat mit Überlegung, Beurteilung und Einsicht überhaupt nichts zu schaffen, wohl aber mit den [Gefühlen] des Angenehmen und Unangenehmen in Verbindung mit den Begierden [und unter deren Leitung].

Denn eine Pflanze besitzt keinen anderen Zustand [ihrer Psyché] als den der fortwährenden Beeinflussung von außen; sein eigener Entstehungsvorgang hat ihr aber nicht die Kraft verliehen, die von außen kommenden Erschütterungen durch eigene Bewegungen in sich selber und um sich herum zurückzustoßen und dadurch als Herr über seine eigenen Bewegungen etwas von den eigenen Zuständen wahrzunehmen und darüber nachzudenken.

Alle diese Arten von Pflanzen ließen die Götter für uns Schwächere zur Nahrung entstehen.

Dafür versahen sie das Soma eines Menschen mit durchgehenden Kanäle; diese sind vergleichbar mit den Rinnsalen in den Gärten, die durch fließendes Wasser bespült werden.

---

<sup>734</sup> Dies sind wohl nicht die Nerven, sondern die feinstofflichen Kanäle für die lebensnotwendige Energie-Steuerung. Aber weder die Nerven noch die Kanäle tragen irgendetwas zum Befestigen der Psyché im Soma bei.

Hierzu gruben sie zwei verborgene Kanäle<sup>735</sup> durch das Fleisch [unmittelbar rechts und links,<sup>736</sup> vor der Wirbelsäule] den ganzen Rücken entlang, entsprechend der rechten und der linken Hälfte des Leibes. Beide Kanäle leiteten sie am Rückgrat hinunter, zu beiden Seiten des lebensspendenden Marks; sie schufen dies so aus dem dreifachen Grund:

- (1) damit das Mark durch die beiden Kanäle Erfrischungen erhält;
- (2) damit die übrigen Körperteile [von oben her über die von ihnen ausgehenden Taue] eine gleichmäßige Befeuchtung erhalten, und
- (3) damit die [überall am Soma] empfundenen Sinneseindrücke [allen Teilen der Psyché] mitgeteilt werden. (...)

Doch ich will, [den Mund betreffend], noch einmal auf das Atmen und seine Ursachen zu sprechen kommen. Denn damit steht es so:

Es gibt nichts Leeres, in das ein sich in Bewegung befindender Gegenstand eindringen könnte. Nun strömt aber der Atem von außen nach innen ein; dann ist es doch einleuchtend, dass er sich innen nicht irgendwo ins Leere verliert, sondern sich vielmehr innen dadurch Platz verschafft, dass er alles das, was ihm [beim Eindringen] im Weg steht, wegdrängt. Das so Verdrängte wiederum treibt das ihm Nächstliegende von seinem Platz; und so wird notwendigerweise alles ringsum nach dem Ausgangsort des Atems hingetrieben, füllt dessen Stelle aus, und folgt dabei seiner Strömungsrichtung. Und dieser [Ablauf des Stroms der] Bewegung erstreckt sich auf alle Teile des ganzen [Atemweges], vergleichbar der Umdrehung eines Rades, weil es ja nichts Leeres gibt.<sup>737</sup> Deswegen füllt sich der Raum der Lunge, aus dem der Atem nach außen entwichen ist, [auf der Stelle] wieder mit der den Leib umgebenden Luft, die durch das lockere Fleisch eindringt und solcherart in Umlauf gehalten wird.<sup>738</sup> Und wenn sich sodann die [durch die Poren des Somas ausgeströmte] Luft wieder zurückwendet und [auf demselben Weg durch die Poren des Somas] nach außen strömt, treibt sie den Atem wieder durch die Tore des Mundes oder der Nasenlöcher wieder nach innen, [nämlich in den Brust-Bauch-Raum. So wird der Atemvorgang durch das Ein- und Ausströmen der Luft durch das lockere Fleisch und die großporige Haut bewirkt.] (...)

Auch das Strömen des Wassers sowie das Niederfahren des Blitzes und die auffälligen Erscheinungen durch Bernstein und Magnet, alles das beruht nicht auf irgendei-

---

<sup>735</sup> Wer sich bis dahin noch mit sich im Reinen gewesen ist, ob Pláton zumindest rudimentäre Kenntnisse von den im Alten Indien gelehrten Nadis gehabt hat, der wird nun durch den Ausdruck „*verborgene* Kanäle“ sicherlich davon Überzeugung gewinnen.

<sup>736</sup> Pláton unterscheidet hier nicht zwischen den Nervenbündeln, innerhalb der Wirbelsäule und dem Hauptkanal unmittelbar vor der Wirbelsäule; und seine beiden Kanäle sind die zwei Nebenkanäle.

Zu vermuten ist es, dass er hier mit „Kanäle“ die Nerven meint; aber nicht ganz auszuschließen ist, dass er dabei an die feinstofflichen Kanäle – die Nadis – denkt.

<sup>737</sup> Wäre Pláton ein Mathematiker vom Kaliber des Anaxagóras gewesen, so hätt' er erkannt, dass er sich mit seiner Elementarteilchentheorie hier in unlösbare Schwierigkeiten verwickelt; und er hätte dann *entweder* das Dogma aufgegeben, dass es im Raum keine Leere gibt, hätt' aber damit den Kernpunkt der Lehre seines hochverehrten Parmenides preisgegeben, und damit letztlich dessen Lehre, *oder* er hätte das Dogma aufgegeben, dass es eine endliche Grenze der Aufteilbarkeit von räumlich ausgedehnten Gegenständen gibt, und wäre dann vollständig in das Fahrwasser des von ihm zutiefst missachteten Anaxagóras geraten.

<sup>738</sup> Nicht den Rhythmus von Weitung und Verengung des Brust-Bauch-Raums nimmt Pláton als Ausweich-Ort des Weggedrängten; vielmehr geht er davon aus, dass die Haut-Atmung ein derartiges Ausmaß hat, das dieses der Mund- bzw. Nasen-Atmung quantitativ gleichkommt.

ner angeblichen Anziehungskraft,<sup>739</sup> sondern allein aus diesem Grund: Es gibt nichts Leeres [im Weltall]; vielmehr verdrängen die einen Körper die anderen [im dichten und von leeren Zwischenräumen freie Gefüge der Materie]. Und dazu kommt noch dieser Umstand: Alle Körper, die sich auflösen oder die sich zusammengeschlossen haben, ändern dabei ihren Ort; dabei wendet sich jeder von ihnen dem ihm von seiner Beschaffenheit her zugehörenden Ort im Weltall zu, dies in dem Bestreben, sich mit dem ihm Verwandten zu verbinden.

Durch vielfache Verflechtung dieser Umstände wird sich dem Forscher, der diesen Namen verdient, diese sich als Wunder darstellenden Erscheinungen erklären. (...)

Das damit Vergleichbare geschieht auch beim Auffüllung des Blutes durch – vom Soma benötigte – frische Nährstoffe sowie beim Abgeben der [verbrauchten Reste von ihnen]: Diese Auffüllung und dieser Abgang vollziehen sich in genau derselben Weise wie die Bewegungen aller Dinge im Weltall, der gemäß alles mit einander Verwandte einander zustrebt. Denn einerseits lösen die von außen umgebenden Stoffe das Soma beständig auf und verteilen das dem Soma abgelöste so, dass jedes Teilchen der ihm verwandten Stoffgattung [zustrebt und gegebenenfalls auch an deren natürlichen Ort im Weltall] gelangt; aber andererseits sind die Bestandteile des Blutes – da sie ja zerstückelt im Inneren des Somas [kreisen] und von der Leibeshülle des Lebewesens wie von seinem Himmel umschlossen sind – dadurch gezwungen, die Bewegung des Weltalls [mitzumachen oder zumindest] nachzuahmen. Indem so ein jedes kleine und kleinste Stückchen eines jeden Lebewesens nach dem ihm Verwandten hingetrieben wird, füllt es die [durch das Einnehmen von Nahrung] zuvor entstandene Lücke wieder aus.<sup>740</sup> (...)

Sodann wird ja wohl jedem der Grund des Entstehens von Erkrankungen klar sein: Denn das Soma setzt sich aus den Vier Grundstoffen Erde–Wasser–Luft–Feuer zusammen; deshalb wird (1) jedes widernatürliche Zuviel oder Zuwenig, ebenso auch (2) jedes Vertauschen seines natürlichen Platzes mit einem ihm fremden, sowie ferner (3) alles Herüberziehen von einem Bereich nicht Zugehörendem – weil die Vier großen Grundstoffe ja über jeweils mehrere Unterarten enthalten – in eben diesen ihm fremden Bereich: alles das wird Ursache zur inneren Aufruhr und [– bei dessen Stärkerwerden –] zur Erkrankung [des Somas]. (...)

Dies sind die Erscheinungen, die sich auf die Krankheiten des Leibes – des Somas – beziehen. Mit den Krankheiten der Psyché – der Seele –, die durch dem Leib hervorgerufen werden, steht es folgendermaßen:

Dass Uneinsichtigkeit eine Krankheit der Psyché ist, wird man zweifellos sofort zugeben. Diese Uneinsichtigkeit hat zwei Arten: der Wahnsinn, und die Unwissenheit. Lust und Schmerz, die das [natürliche] Maß überschritten haben, sind die schwersten Erkrankungen. Denn da sei ein Mensch, der ganz in Lust aufgeht oder sich hingegen ganz an den Schmerz verloren gibt, der jedenfalls ganz von den [ungebundenen] Streben ist, das Eine zu erhaschen und das Andere zu vermeiden; dieser ist außerstande, irgendetwas richtig zu sehen oder richtig zu hören. Er ist ein Rasender, der keiner vernünftigen Überlegung fähig ist.

---

<sup>739</sup> Eine nicht durch irgendwelches Einhaken erfolgende Anziehungskraft war damals den meisten – zumindest den meisten unter den Philosophen – nicht recht vorstellbar.

<sup>740</sup> Sicherlich wird niemandem, der Pláton in seiner Akademie so Sprechen gehört hat, auf der Stelle den Widerspruch zwischen: „keine Leere“ und: „Auffüllen der entstandenen Leere“ bemerkt haben.

Und dies mag Pláton dazu verleitet haben, zu meinen, beim Reden könne er sich, anders als beim Schreiben, unmissverständlich ausdrücken.

Wem der Same in der Umgebung des Marks in Fülle und überreichem Fluss hervorquillt, dem erwächst aus seinen Begierden und ihren Erzeugnissen immer wieder eine Fülle Lust wie eben auch von Schmerz; und durch die überwältigende Macht von Lust und Schmerz befindet er sich den größten Teil seines Lebens in einem Zustand von Wahnsinn.

Doch obschon ihm seine Psyché durch des Einfluss des Somas erkrankt und der Einsicht beraubt ist, wird er nicht als ein Kranker, sondern als ein Freiwillig-Schlechter beurteilt. Tatsächlich aber ist in den meisten Fällen die Zügellosigkeit im Liebesgenuss zur Krankheit der Psyché geworden, verursacht dadurch, dass ein einzelner Grundstoff infolge der Durchlässigkeit der Knochen seine Feuchtigkeit in den Körper abfließen lassen kann.

Wer daher von der Maßlosigkeit in den Genüssen spricht, und dies im Sinne des Vorwurfs, es handle sich dabei um eine freiwillige Schlechtigkeit, der redet unberechtigt; denn niemand ist freiwillig schlecht.<sup>741</sup> Vielmehr trägt irgendeine üble Beschaffenheit des Somas oder auch eine verkehrte Erziehung<sup>742</sup> die Schuld daran, dass ein Schlechter [schlecht geworden und nun] schlecht ist. Und wem es widerfährt, schlecht geworden zu sein, dem geschieht dies zu seinem Verdruss und wider seinen Willen.

Aber auch hinsichtlich der Schmerzen kann das Soma die Psyché zu vielfacher Schlechtigkeit veranlassen. Denn wo im Soma immer nur die Säfte der sauren und salzigen Schleime sowie der bitteren und galligen Säfte umherirren und keinen Ausgang aus dem Soma finden, sondern im Inneren zusammengedrängt werden und da ihre eigenen Ausdünstungen<sup>743</sup> auf die Bewegungen der Psyché einwirken lassen und sich mit ihr mischen,<sup>744</sup> da erzeugen sie vielerlei Erkrankungen der Psyché, sowohl häufig schwächere als auch gelegentlich stärkere, sei es nur zeitweise oder sei es andauernd.

Denn indem [diese Ausdünstungen] in eine der drei Heimstätten der Psyché Eingang finden, so veranlassen sie an diesem Ort ein buntes Allerlei von Trübsinn und Schwermut, von Verwegenheit und Feigheit, von Vergesslichkeit und Stumpfsinn. Und wenn (1) zu diesen körperlichen Missständen noch verkehrte Staatseinrichtungen<sup>745</sup>

---

<sup>741</sup> Dass niemand freiwillig schlecht ist, dies hat wohl bereits zu den Lehren des historischen Sokrates gehört.

Pláton verschweigt hier, weshalb er hier diese Sicht gerade mit Blick auf die Unmäßigkeit in der Sexualität in den Vordergrund stellt.

<sup>742</sup> „Die Erziehung ist schuld daran, dass ...“: Nicht erst Rousseau hat so gepredigt; sondern auch schon Pláton hat die Schlechtigkeiten seines Onkels Kritias wie vielleicht auch seine eigenen auf die Schlechtigkeit der Erziehung in einer Demokratie mit solchen Reden zurückgeführt und sich selber sowie seinen Onkel daher davon reinwaschen können.

<sup>743</sup> Die Götter sind von jeher luftartig; daher hat man ihnen die Speisen in einem luftartigen Zustand – nämlich über den Weg des Feuers, durch Verbrennen – zukommen zu lassen. So hat dies ja auch noch Abraham mit seinem – vielleicht garnicht von ihm gezeugten – Sohn Isaak vorgehabt und dann jedenfalls mit einer Ziege durchgeführt.

Die Psyché ist von göttlicher Abkunft und daher – so muss man Pláton hier wohl verstehen – gleichfalls luftartig [und zudem wohl auch noch feuerartig]; daher wirken nicht Schleim und Säfte, sondern deren Ausdünstungen auf die Bewegungen der Psyché ein.

<sup>744</sup> Schleime und Säfte können sich nicht mit einer luftartigen Psyché mischen, wohl aber deren Ausdünstungen.

<sup>745</sup> Unter „verkehrte Staatseinrichtungen“ versteht Pláton das, was ihm zu seiner Zeit Athen als Schutz und Heimat geboten hat.

dazukommen, verstärkt durch verderbliche Reden<sup>746</sup> im persönlichen Verkehr wie im öffentlichen Leben, wenn (2) zudem von jung auf die Beschäftigung mit jenen Wissensfächern, die als Heilmittel<sup>747</sup> dagegen wirken, vollständig vernachlässigt werden, dann sind dies eben zwei von Willen des jeweiligen Menschen völlig unabhängige Gründe, die ihn, soweit er schlecht ist, schlecht gemacht haben. Die Schuld daran fällt mehr auf den Erzeuger<sup>748</sup> als auf den Erzeugten, und mehr auf den Erzieher als auf den Erzogenen.«

Und noch im gleichen Satz – den ich hier mit der Schärfe der Kante eines Tetraeders in zwei Teile aufspalte – leitet Pláton von seiner Weisheitslehre [=Philosophie] zu seiner Heilslehre [= Soteriologie] über. Denn beide gehören auch noch bei ihm untrennbar zusammen; darin wenigstens ist er sich mit allen seinen Vorgängern und mit den meisten seiner Zeitgenossen und seiner Nachfolger einig; und darin sind sich damals alle einig gewesen, sei's im griechischen Sprachraum oder sei's im Sprachgebiet des Sanskrits. Seine Heilslehre setzt er, wie gesagt, als zweiten Teil der von mir davor abgebrochenen Konjunktion so an:

»Doch muss jeder mit ganzer Kraft danach streben, durch [das Nehmen von geeigneter] Erziehung, durch [sich daraus ergebender Neu-Formung seiner] Lebensgrundsätze, und durch [auf ihnen aufbauender] wissenschaftlichen Bildung dem Laster zu entfliehen und der Tugend zu huldigen.

Daher ist es nun geboten und geziemt sich, das Gegenstück zu dieser Erkrankung des Psyché darzustellen, insbesondere die Mittel darzulegen, durch welche eine heilsame Pflege des Somas – des Leibes – und mit ihm der Psyché – der Seele – und deren geistigen Anlagen gesichert wird; denn von Rechts wegen hat ja das Gute mehr Anspruch auf Beachtung<sup>749</sup> als das Schlechte.

Alles Gute ist schön; und was schön ist, das entbehrt nicht des richtigen Maßes.<sup>750</sup> Und dies gilt dann uneingeschränkt auch für die Lebewesen.

Was nun die richtigen Maßverhältnisse betrifft, so richten wir sehr wohl unser Auge auf das Unbedeutsame, haben jedoch kein Verständnis für das Wichtigste auf diesem Gebiet. Denn für Gesundheit und Krankheit – und dabei vor allem für Tugend und Laster – ist kein Ebenmaß sowie kein Missverhältnis von größerer Wichtigkeit als das unmittelbar zwischen Psyché und Soma bestehende. Aber eben darauf wird nicht geachtet.

Und es wird auch nicht bedacht, dass ein Lebewesen, das bei einer starken und groß angelegten Psyché einen unansehnlichen Soma zum Fahrzeug hat,<sup>751</sup> oder hinge-

---

<sup>746</sup> Mit „verderbliche Reden“ meint Pláton mit Sicherheit nicht seine eigenen Lehren über den Staat und seine Verfassung, sondern vielmehr die Reden der Anderen.

<sup>747</sup> Hier kündigt Pláton an, dass er nun gleich mit seiner sich aus seiner Philosophie – seiner Weisheitslehre – ergebenden Soteriologie – seiner Heilslehre – ansetzen wird.

<sup>748</sup> Die Frage, ob Pláton sich beim Äußern dieses Satzes darüber im Klaren gewesen ist, dass er mit „Erzeuger“ – wenn man weit genug zurückgeht – irgendwann auch die Götter und letztlich auch den Gott – *seinen* Gott! – mit einbezieht, möcht' ich – ohne hierfür Belege anführen zu können, mit einem verhaltenen „Nein!“ beantworten.

<sup>749</sup> Gegen Ende seines Lebens hat Pláton erstmals einen öffentlichen Vortrag gehalten, und dies zum Thema „Das Gute“. Ich werde darauf später noch kurz zu sprechen kommen.

<sup>750</sup> *Dieses* – aus der seinerzeitigen Heilkunde übernommene – Kriterium, das er auch schon bei der Lehre von der Psyché eingesetzt hat, wird nun für sein Argumentieren vorrangig.

<sup>751</sup> Dies mag als Seitenhieb auf seinen jüngeren Konkurrenten Krátes angesehen werden.

gen, dem ein stattlicher Soma als Fahrzeug einer unansehnlichen Psyché dient, dann *als Ganzes nicht schön* ist; denn es entbehrt des Ebenmaßes in den wichtigsten Beziehungen. Dagegen ist die Erscheinung [einer groß angelegten Psyché in einem stattlichen Soma für jeden, der sehen kann, der schönste und lieblichste Anblick, [an dem er sich von Herzen erfreut].

Sodann kann bei einem aus Psyché und Soma zusammengesetzten Wesen – das daher „Lebewesen“ genannt wird – die Psyché stärker sein als der Soma und dabei von überwiegend zornmütiger Beschaffenheit sein; dies erfüllt dann den Soma in seinen Grundfesten und füllt ihn von innen her mit Krankheiten auf. Und beschäftigt sich die Psyché angestrengt mit den Wissenschaften und dem Erforschen [einzelner Zusammenhänge], so zehrt sie ihn ab. Und übt sie zudem die Lehrtätigkeit und die Redekämpfe aus, die teils öffentlich und teils im engeren Kreis in einem streitsüchtigen und rechthaberischen Geist betrieben werden,<sup>752</sup> so erhitzt sie ihn und zerstört sein Gefüge, bringt dadurch gewisse Stoffe zum Fließen, und täuscht dabei die meisten sogenannten Ärzte, die die Ursache der dann entstandenen Erkrankung nicht in der Psyché, sondern im Soma suchen.

Ist aber andererseits ein großer, die Psyché überbietender Soma mit einer kleinen uns schwachen Einsichtskraft verbunden, so wird nicht der Trieb nach Einsicht, sondern der leibliche Trieb nach Nahrung obsiegen, dieses dann ganz auf seinen eigenen Vorteil bedachten Teils der Psyché, also ein Trieb, der die Psyché gedächtnisschwach macht und dadurch die Unwissenheit erzeugt, diese schwerste aller Krankheiten.

Es gibt *eine* – und *nur eine* – Rettung für beide: Die Psyché darf nicht ohne das Soma und das Soma nicht ohne die Psyché in Bewegung gesetzt werden; denn auf diese Weise kommen beide zu ihrem Recht, bleiben dabei im Gleichgewicht, und Gewinnen [und Behalten] dann die Gesundheit.

Wer also wissenschaftliche Forschungen betreibt oder einen sonstigen mit geistiger Anstrengung verbundenen Beruf ausübt, der muss auch auf ein dem entsprechendes Ausmaß von Bewegung des Leibes achten, am besten durch Gymnastik; und wer seine Hauptsorge der Gestaltung des Leibes widmet [oder auch einen Beruf ausübt, der hauptsächlich das Soma beansprucht], der muss auch andererseits die Kräfte der Psyché betätigen, dies durch Pflege der Musik wie auch des gesamten Geistesgebiets; denn nur so hat er einen Anspruch darauf, als trefflich, schön, sittlich und tüchtig zu gelten.

Diese Pflege des beiderseitigen Ebenmaßes muss sich auf alle einzelnen Teile [von Psyché und Soma] erstrecken, dies in Nachahmung des Vorbilds, das uns das Weltall bietet.<sup>753</sup> (...):

(1) Indem man dem Beispiel des Weltraums – der Ernährerin des Weltalls – folgt und das Soma möglichst nie in Untätigkeit lässt, sondern es in Bewegung hält,

---

Nach *Pláton's Kriterien* für leibliche Schönheit waren – neben vielen anderen Personen mit geistiger Schönheit – insbesondere Hume und Kant *als Ganzes nicht schön*.

<sup>752</sup> Damit meint Pláton nicht sein Lehren und Disputieren in der Akademie, sondern das Lehren und Disputieren der Anderen in deren Schulen.

<sup>753</sup> Mir ist nicht bekannt, auf wen diese Lehre von der Entsprechung von Makrokosmos und Mikrokosmos zurückgeht; denn Empedokles und Hippokrátes waren da sicherlich nicht die Ersten.

Höchstwahrscheinlich geht diese Lehre in graue Vorzeiten zurück, wie auch die andere Lehre der umkehrbar-eindeutigen Zugehörigkeit eines jeden Lebewesens zu einem Stern am Himmelszelt.



(2) indem man durch unausgesetzte Schwingungen, die man dem Soma auferlegt, sich gegen jede von innen oder von außen einwirkende [gegenläufige] Bewegungen in naturgemäßer Weise wehrt, und

(3) indem man die das Soma beeinflussenden ziellos umherschweifenden Stoffe – die in ihrer Ziellosigkeit dann und wann zu Hemmnissen werden – durch maßvolles Rütteln miteinander in ihre naturgemäße Ordnung bringt, die der Verwandtschaft der Teile dieser Stoffe entspricht, somit:

indem man sich in solcher Weise auf die Ordnung des Weltalls hin ausrichtet, dann wird man es nicht dazu kommen lassen, dass irgendwelche Stoffe, die dem Soma einen Schaden zufügen könnten, sich in ihm zusammenballen und in ihm daher Krämpfe und Krankheiten hervorrufen; vielmehr wird man es dann dazu bringen, dass das dem Befreundeten zugesellte Befreundete [im Soma] der Gesundheit zur Herrschaft verhilft.

Von allen Bewegungen ist diejenige die beste, die ein Soma in sich durch sich selbst entstehen lässt denn sie ist am meisten mit der Bewegung der Denkkraft einerseits und der Bewegung des Weltalls andererseits verwandt. Von mittlerer Güte ist eine Bewegung des Leibes, die durch das Einwirken eines anderen Gegenstands erfolgt. Die schlechteste von allen Bewegungen aber ist jene, bei der nur Teile eines stillliegenden Somas durch das Einwirken anderer Gegenstände Bewegungen erleiden.

Daher ist von allen Arten der Reinigung und der Gestaltung des Somas die Gymnastik die beste; die zweitbeste Art sind solche Schaukelbewegungen bei Seefahrten oder bei nicht zu Ermüdungen führenden Überlandfahrten; die dritte Art der Bewegung ist zwar unter besonders zwingenden Umständen zuweilen nützlich, sonst aber für einen einsichtigen Menschen völlig unannehmbar, nämlich: die Reinigung [des Somas] vermittels Arzneimittel. Denn Krankheiten darf man – von den Fällen in denen eine große Gefahr [für das Weiterleben] besteht, nicht durch Zuführung von Arzneien in Erregung bringen.

Denn die Art, in der sich die Krankheiten bilden, ist immer der natürlichen Entwicklung der Lebewesen ähnlich. Denn diese Entwicklung – sei es einzelner Lebewesen, sei es die von Gemeinschaften – geht so vor sich, dass bestimmte Zeitspannen dem jeweils eigenen Schicksal entsprechend zu durchlaufen sind, abgesehen natürlich von den Eingriffen der blinden Notwendigkeit.

Denn die Dreiecke, [aus denen sich die vier Arten von Körpern zusammensetzen, die die Vier Grundstoffe Erde–Wasser–Feuer–Luft ausmachen], sind für ein jedes Lebewesen von vornherein bei ihrem Zusammenschluss mit der Kraft ausgestattet worden, eine [auf dieses Lebewesen bezogene] bestimmte Zeitspanne zusammenzuhalten bis hin zu einer unüberschreitbaren Grenze des Lebens.<sup>754</sup> Und in dem nämlichen Verlauf stellen sich zudem auch die jeweils altersbedingten Erkrankungen ein: Lässt man diesen nicht ihre Dauer, sondern greift durch das Einnehmen von Arzneimitteln störend ein, so pflegen aus kleinen Erkrankungen große und aus wenigen viele zu werden.

Daher muss man alle solche Krankheitserscheinungen durch eine vernünftige Lebensweise in eine geregelte Bahn leiten, soweit einem hierzu noch die Zeit vergönnt ist; und keinesfalls darf man durch die Anwendung aufreizender Arzneimittel irgendwelche bösartigen Übel hervorrufen. (...)

---

<sup>754</sup> Wer hat diese Dreiecke mit dieser so gearteten [und sich erschöpfenden] Kraft ausgestattet: der Gott, oder die Götter, oder das Karman aus dem vergangenen Leben, oder ... ?

Der Teil des Lebewesens, dessen Bestimmung und Wesen es ist, die Leitung des Somas zu übernehmen, muss daher vor allem möglichst früh mit der Kraft ausgerüstet werden, dieser Aufgabe auf das Schönste und Beste gewachsen zu sein.

Einem jeden Lebewesen sind drei verschiedene Kräfte der Psyché eingepflanzt worden; und jede von ihnen führt [die ihr gemäßen] Bewegungen durch. Daher ist ein solcher Teil der Psyché, der auf die ihm heilsame Bewegung verzichtet, unbedingt der schwächste; und daher ist jener Teil der Psyché, der diese heilsame Bewegung nach Kräften übt, der stärkste. Deswegen ist streng darauf zu achten, dass die Bewegungen der Psyché insgesamt im richtigen Verhältnis zueinander bleiben.

Der obere Anteil der Psyché ist dabei der Schutzgeist, den der Gott einem jeden Lebewesen mitgegeben hat.<sup>755</sup> Wer aber ganz im Bann seiner Begierden und des Ehrgeizes lebt und seine ganze Kraft in den Dienst dieser Triebe stellt, der kann keine anderen als irdische Gedanken führen; und er wird genau in dem Muster des irdischen Lebewesens weilen und wirken, weil er die Kräftigung des Irdischen in ihm unentwegt fördert. Hingegen gilt dieses:

(I) Wer sein ganzes Bemühen auf die Bereicherung seines Wissens und den Erwerb [heilsamer] Erkenntnisse ausrichtet,

(II) wer [sein Bemühen so ausrichtet und leitet, dass er dabei die unverfälschte] Wahrheit erfasst, und

(III) wer zudem durch das [Verinnerlichen des so Erfassten die auf das Heilsame hin ausgerichteten] Kräfte seiner Psyché nicht erschaffen lässt, sondern sie kräftigt und festigt,

der muss unbedingt unsterbliche und göttliche Gedanken führen; und der wird an Unsterblichkeit alles das erwerben, was die menschliche Beschaffenheit hierzu ermöglicht. Und da er unentwegt dem Göttlichen seine Fürsorge zuwendet, und da er in sich selber den Schutzgeist als hochgeehrten Hausgenossen beherbergt, so muss und wird er [bereits in diesem Leben] glücklich sein.

Daher hat jeder die Pflicht, dafür zu sorgen, dass einem jeden Teil [von ihm] die diesem Teil zukommende Nahrung und Bewegung zuteil wird. Die Denktätigkeiten in uns sowie die Umläufe des Weltalls zeigen uns, welche Bewegungen in uns dem Göttlichen verwandt sind. Diesen göttlichen Bewegungen [= diesem göttlichen Werden] muss daher jeder folgen; und er muss durch Erforschen des Zusammenklangs – der Harmonie, des Einklangs –, wie sie sich in den Umläufen des Weltalls zeigt, dann die Umläufen in seinem Haupt, die ja bereits bei ihrer Entstehung den einen oder anderen Schaden erlitten haben, der richtigen Gestaltung zuführen; und das heißt:

★ Er muss das so Betrachtende dem Betrachteten seiner ursprünglichen Beschaffenheit gemäß angleichen;<sup>756</sup> auf diese Weise nämlich wird er mit demjenigen Leben ge-

---

<sup>755</sup> In den anfänglichen Darstellungen des „Timaios“ war der Schutzgeist eines Lebewesens der ihm zugeordnete Stern, dieser göttliche Funke am Himmelszelt.

Von der 3-ten Naturkunde ab wird Pláton in seiner Lehre zunehmend materialistischer; und den Gott benötigt er seither nur noch an den Stellen, an denen ihm keine wenigstens ungefähr einsichtige Erklärung mehr einfällt.

<sup>756</sup> Dies ist es wohl, was der historische Sokrátes hinsichtlich des Auslotens der Lehre des Herakleitos erstrebt und was Pláton's Sokrátes im abschließenden Teil seines Dialogs „Kratylos“ intellektuell verfehlt hat, nämlich:

in das Erfassen der unentwegten Veränderung von Allem sich selber – den Erfassenden des von ihm Erfassten – dabei mit in diese unentwegte Veränderung voll einzubeziehen; in buddhistischer Ausrichtung: In das Erfassen der Leerheit von Allem von eigenständigem Bestehen sich selber – der Erfassenden des von ihm Erfassten – dabei mit in diese Leerheit von eigen-

krönt, das den Menschen von den Göttern als das Beste für die Zeit des gegenwärtigen [Lebens] wie auch für die Zeiten aller folgenden [Leben] bereitgestellt worden ist.

(...) <sup>757</sup> Damit hat meine Erörterung über das Weltall und seine Bestandteile – die [Lebewesen und voran die] Menschen mit inbegriffen – ihr Ende erreicht.«

Die rasende Liebe ist durch die in richtiger Weise gelenkten Kräfte des Zorns und der Tapferkeit zu bändigen; denn sie überwältigt sonst die Einsicht.

Was rasende Liebe und Leidenschaft ist, davon hat Pláton ein Lied singen können; und er hat dies denn auch getan, nämlich für besagten Dion aus Syrakus, bei diesem allerdings erst nach seinem Tod nach der durch ihn im Anschluss an die Eroberung von Syrakus erfolgte Nicht-Wiederherstellung der Demokratie in diesem Stadtstaat:

»Tränen waren der Hekuba Los und der trojanischen Frauen;  
gleich bei ihrer Geburt war dies der Moírai<sup>758</sup> Beschluss.  
Dir nun, Dion, dem Helden, dem Tatenreichen, dem Sieger,  
schnitten die Himmlischen – ach! – weitere Hoffnungen ab.  
In Deiner Heimat geräumigen Fluren, geehrt von den Bürgern,  
ruhest mein Herzblut Du, Dion, so rasend geliebt!«

Nun war Pláton allerdings nicht ein Kind der Trauer. Denn geliebt hat er bald danach – unter anderen – den Phaídon, den Theaitetos, den Phaídros und – nicht zuletzt – den Agathon. Erhalten ist ein rührendes Gedicht, das er verfasst hat, nachdem Agathon ihn erhört hatte:

---

ständigen Bestehen mit einzubeziehen; und bei Pláton dann natürlich: den die ewige Harmonie Erfassenden mit in diese ewige Harmonie einzubinden; kurz gesagt: den das Göttliche Beschreibende mit dem Beschriebenen eins werden zu lassen.

Dass Pláton in dieser Quintessenz seiner Lehre – zumindest: auch – von der Grundeinstellung des Empedokles geleitet gewesen ist, steht für mich außer Frage.

<sup>757</sup> Ich lasse da einige Abschnitte weg, die ich als – nach seinem Tod von den Herausgebern erfolgten – Hinzufügungen erachte; ihr Inhalt ist so zusammenzufassen:

»Als männliche Menschen wurden die Lebewesen geschaffen. Wer von ihnen sich von Leidenschaft statt von Einsicht hat leiten lassen, der wurde als weiblicher Mensch [von männlichen Menschen?] wiedergeboren. Und wer von diesen die niederen Triebe nicht im Zaum zu halten fähig gewesen ist, der wurde [von weiblichen Menschen?] als ein diesen Trieben entsprechendes Tier wiedergeboren.«

Ich vermute, dass dies so oder so ähnlich in der Textvorlage der Schrift des Philólaos zu lesen gewesen ist. Aber ich habe größte Zweifel daran, dass Pláton – bei ihm dabei Konsistenz voraussetzend – so gedacht hat: Sowohl im „Phaidon“ als auch in der „Politeia“ beschreibt er Frauen anders; und daran ändert sich auch an der im „Timaios“ eingangs wiedergegebenen Zusammenfassung der – bis dahin schon verfassten Bücher der – „Politeia“ nichts.

Zu seinen Jüngern gehörten übrigens auch zwei Frauen, nämlich: Lastheneia von Mantinea, und Axiothea von Phlius, die allerdings Männerkleidung angelegt hatte.

<sup>758</sup> Die Moíra – das Schicksal, des Lebens-Los – eines Lebewesens erscheint – personifiziert als Schicksalsgöttin – diesem zweimal im Leben: bei seiner Geburt, indem sie ihm da seinen Lebensweg samt Lebensdauer festlegt, und bei seinem Tod. Ursprünglich hatte jedes Lebewesen seine ihm eigene Moíra als Weggefährtin; ihr bei der Geburt dem Lebewesen in die Wiege gelegter Spruch war mächtiger als jeder Gott [samt dessen Moíra].

Später – und vielleicht bereits zu Pláton's Zeiten – wurden die Moírai von den einzelnen Lebewesen zurückgezogen und zu einer Gruppe von Nebengöttinnen degradiert.

»Als ich den Agathon küsste, da fühlten die Lippen die Seele;  
denn sie war krank und schien mich zu verlassen bereits.«

Ein gleichfalls gelungenes und zu Herzen gehendes Gedicht, das er für eine – mir nicht weiter bekannte, ältere, aber wohl durch ihre Klugheit reizende – Schönheit aus Kolophon erstellt hat:<sup>759</sup>

»Archeánassa lieb' ich, die kolophonische Schönheit,  
die, wenngleich schon verblüht, reizvoll und lieblich noch ist.  
Als sie noch strahlte im Reiz der Jugend, wie habt, Ihr Unsel'gen,  
aus der verzehrenden Glut Euch zu retten vermocht?!«

Diese verzehrende Glut ist es, die Pláton kennt wie kaum ein Anderer; und sie ist es, der die Einsicht allezeit gut zuzureden hat, erforderlichenfalls unter Anwendung von Gewalt, was hier dann wohl nur heißen kann: von Selbstbestrafung.

Im Gegensatz zu Pláton's Poesie ist uns von seiner Methodologie nichts erhalten. Dass er sich – zweifellos im Anschluss an entsprechende Ausführungen des Protagóras und des Gorgías darüber Gedanken gemacht und diese in der Akademie auch mündlich vorgetragen und erörtert hat, das steht für mich außer Frage. Und außer Frage steht für mich, dass da einige seiner Hörer – wobei Aristotéles zweifellos an erster Stelle zu nennen ist – hiervon Mitschriften angefertigt haben. Aber dies sind und bleiben Vermutungen, die sich – wie plausibel sie auch sind – auf keine Daten stützen können.

Seiner sonstigen Argumentationsweise nach – soweit sie Gültigkeit beanspruchen kann – wird er in dieser Argumentationslehre ein *deduktives Vorgehen* von einem *induktiven Vorgehen* unterschieden haben:

- ◇ das *deduktive Vorgehen* besteht aus *Herauslösen* und aus *Widerlegen* :
  - das Herauslösen des – nicht offenkundigen – Bestandteils eines Begriffs besteht in einer Folge von Aussagen, in denen der Begriff durch Unterscheidungen, die auf ihn zutreffen, so weit in seine Bestandteile zerlegt wird, bis das aus ihm Herauszulösende samt seiner Eigenschaften in einem Urteil ermittelt ist;
  - das Widerlegen eines Urteils benützt das Herauslösen mit dem Ziel, dadurch in der Aussage einen Widerspruch zu ermitteln;
- ◇ das *induktive Vorgehen* besteht aus *Hinführen durch Beispiele* und aus *Hinführen durch Gegenbeispiele* :
  - das Hinführen zu einem Urteil durch Beispiele erfolgt durch Angeben und Untersuchen einiger Gegenstände, die mit dem, über den zu urteilen ist, in den betreffenden Hinsichten ähnlich sind;
  - das Hinführen zu einem Urteil durch Gegenbeispiele erfolgt durch das Verfahren des Ausschließens des Gegenteils, indem eine endliche Anzahl von Eigenschaften angegeben wird, die dem zu beurteilenden Gegenstand zukommen können, und anhand geeigneter Beispiele ermittelt wird, welche ihm nicht zukommen.

---

<sup>759</sup> Ob denn wohl *sie* die Vorlage für seine *Diotíma* gewesen ist ??

Pláton hat seine Methodologie wohl auch in seinem letzten Lebensjahrzehnt noch ausreifen lassen wollen und sie deshalb noch nicht zu Papier gebracht. Ich gehe davon aus, dass des Aristotéles' erste Schriften „Topoi“ und „Sophistische Widerlegungen“ aus Mitschriften von Pláton's methodologischen Unterweisungen hervorgegangen sind; den sie tragen noch nicht den aristotelischen Schreibstil, sondern sind in der Holprigkeit verfasst, die kennzeichnend für überarbeitete Mitschriften von frei gehaltenen Vorträgen sind.

Ausgiebig wird die Frage diskutiert, ob Pláton – neben seinen Büchern und Briefen – auch eine nur mündlich weitergegebene Geheimlehre gelehrt hat. Seine Andeutungen im „Siebten Brief“ lassen diese Vermutung durchaus aufkommen. Dennoch schließ' ich mich ihr nicht an, und dies aus folgenden Gründen:

- Der kurze Satz: „Er war von dem Wunsch beseelt, sein Andenken durch Freunde oder durch Bücher erhalten zu sehen“, der bei Diogénes Laértios so ganz nebenbei steht und daher leicht überlesen wird, bietet den Schlüssel zum Verstehen und Einordnen mancher abfälliger Bemerkungen in seinen Schriften. Denn echte und vertrauenswürdige Freunde – somit nicht *Friends*, sondern *Freunde* – sind ihm versagt geblieben, ohne dass er bei der Suche nach den Gründen hierfür auch sich selber mit zur Diskussion gestellt hat. Daher bestand für ihn der einzige Weg, sein Andenken auf immer zu bewahren, eben darin, seine Gedanken, sowie sie halbwegs ausgereift waren, der Mitwelt und mit ihr und durch sie der Nachwelt zur Verfügung zu stellen.

- Seine Aussage, nicht alles, was man denken kann, könne man sagen, und nicht alles, was man sagen kann, könne man schreiben, ist – mit Blick auf den Zweck, den diese schriftliche Formulierung wohl nur verfolgt haben kann – als seine hilflose Ausrede auf die Antinomie des Lügners und auf die Paradoxie des Dritten Menschen zu verstehen: Schriftlich ist dieses Rückzugsgefecht zudem erfolgt, und zuvor sicherlich auch mündlich, und vorab auf jeden Fall gedanklich.

- Behält man die von Pláton erstellte oder übernommene Definition „Denken ist Zwiesprache der Psyché mit sich selbst“ in fester Erinnerung, so ist für eine Person, die nicht durch einen Defekt im Gehirn sprechbehindert sind, alles von ihr Denkbare auch von ihr sagbar; und dann ist für eine Person, die nicht durch einen Defekt im Gehirn schreibbehindert ist, alles von ihr Sagbare auch von ihr schreibbar.

So bleibt noch zu besprechen, ob Pláton mit seinem Auge des Geistes etwas hat schauen können, was er denkenderweise zu beschreiben nicht in der Lage gewesen ist. Seine eigenen Andeutungen hierzu lassen darauf schließen, dass er diese Frage bejahend beantwortet hätte und – gegenüber Antisthénés – wohl auch bejahend beantwortet hat. Nun weiß aber niemand, was ein Anderer sieht: Wenn die Person a etwas als noch-grün, die Person b dies hingegen als schon-blau sieht, dann ist weder a in der Lage, das Sehen von b zu sehen, noch ist b dazu fähig, in das Sehvermögen von a einzudringen. Und so wird man Pláton's Antwort am besten unbewertet stehen lassen müssen, unabhängig davon, ob man seine Selbstdarstellung als eines aufrichtigen und grundehrlichen Mannes freudigen Herzens glaubt, oder ob einem an seiner Selbstdarstellung da und dort erhebliche Zweifel aufkommen.

Zweifellos hat Pláton, bevor er eine Dialogfigur seine jeweilige Teil-Lehre der interessierten Öffentlichkeit zugänglich gemacht hat, diese zuvor ausgiebig in seiner Akademie zur Diskussion gestellt. Insofern mag es Vorträge aus seinen letzten Monaten seines Lebens gibt, die er selber nicht mehr zu Papier gebracht hat; aber ich ver-

mute, dass diese dann teils in den Schriften, die als unecht gelten, und teils in den Büchern seines Neffen und Akademie-Nachfolgers Speysíppos der Allgemeinheit zugänglich gemacht worden sind.

Seine Spätschrift „Gesetze“ zeigt zudem, dass er in philosophischer Hinsicht in den letzten Lebensjahren nicht mehr viel an Substanz zuzulegen in der Lage gewesen ist. Daher ist der „Timaios“ ganz offenkundig als sein letztes – und für ihn großes und auch als groß und umfassend vorgestelltes – Hauptwerk anzusehen.

Die Folgerung daraus kann in der Form des Klassischen Dilemmas so formuliert werden:

\* „Aller Wahrscheinlichkeit hat es keine über die Veröffentlichungen deutlich hinausreichende Geheimlehre Platons gegeben; sollt' es entgegen aller Wahrscheinlichkeit jedoch eine solche gegeben haben, von der keine Spuren enthalten sind, anhand derer man diese mit Blick auf seine Veröffentlichungen rekonstruieren kann, so ist diese sowohl philosophie-systematisch wie auch philosophie-historisch ohne jegliche Bedeutsamkeit.“

Öffentliche Vorträge zu halten war nicht Pláton's Art; und bis wenige Jahre vor seinem Lebensende hat er dies sowohl in Syrakus als auch in Athen tunlichst vermieden. Dann aber hat er gegen Ende seines achten Lebensjahrzehnts doch noch einen öffentlichen Vortrag zum Thema „Über das Gute“ sowohl angekündigt als auch gehalten. Berichtet wird, dass seine Rede die Hörer in keiner Weise begeistert hat. Und danach hat er auch nie mehr vor der Öffentlichkeit gelehrt.

Die Beweggründe, die ihn ausgerechnet in der Zeit, in der sich bei ihm – und wohl auch für ihn selber erkennbar – die Altersschwächen eingestellt haben, sich der gänzlich ungewohnte Anstrengung und Anspannung einer öffentlichen Rede vor Hunderten zu halten, kann man nur spekulieren. Es bieten sich dazu als Erklärungen an:

\* Sein Erbarmen für seine ungeliebte Heimatstadt Athen ist da so überwältigend geworden, dass er sich entschlossen hat, den Bürgern das, was für sie die gute persönliche wie auch staatliche Lebensform ist, eindringlich mitzuteilen, solange ihm hierzu noch die Kräfte reichen.

\* Sein Ehrgeiz, mit zu den besten Rednern seiner Zeit gezählt oder gar als deren bester anerkannt zu werden, hat ihn zu dieser Tat getrieben.

\* Er hat es kommen sehen, dass ihm bald ein belangloses Lebensende bevorstehen wird; in seiner Jugend ist ihm von Sokrátes das Verfassen von Tragödien vergrault worden; und zudem hat eben dieser Sokrátes ein Dahinscheiden durchgestanden, das zu Recht als tragisch zu erachten und als Tragödie zu verfassen gewesen ist; und außerdem ist diesem Sokrátes in Athen bald danach eine Statue im Athener Zeughaus gewidmet worden. Naheliegend ist dann die Vermutung, dass man auch ihm – sowie er anhand von nicht-athenischen Göttern eine antidemokratische Staatsform öffentlich propagiert hat, dann den Prozess machen und ihm ein gleichfalls tragisches Ableben bereiten würde, dies mit nachfolgender Aufstellung einer ihn darstellenden Statue. Nur waren die Athener um 350 nicht mehr eben die von 400 ...

\* Er hat sich dabei überhaupt nichts gedacht, sondern schlicht und einfach die Lust verspürt, einen solchen Vortrag zu halten.

\* Er hat ...

Was immer seine Beweggründe gewesen sein mögen: sein Lebensende ist nicht zum Gegenstand einer Tragödie geeignet.

Als Asket hat er seinen Mitbürgern erscheinen wollen, darin noch den Sokrates überragend. Und so hat er in der Öffentlichkeit ausschließlich Oliven verzehrt. Mit Blick auf sein kulinarisches Verhalten in Syrakus ist ihm dies allerdings nicht von jedem Mitbürger vorbehaltlos abgenommen worden, insbesondere nicht von Antisthenes.

Nicht einer antiken Tragödie, sondern eher einer antiken Komödie gleicht daher sein Lebensende. Diogenes Laertios bleibt diesbezüglich, entgegen seiner sonstigen Gewohnheit, recht karg im Berichten; denn er verliert zu Platons Tod nur diesen einen Satz: „Gestorben ist er, wie Hermippos berichtet, bei einem Hochzeitsschmaus im ersten Jahr der 108-ten Olympiade im Alter von einundachtzig Jahren.“

Dies und kein Wort mehr gibt uns Diogenes Laertios hier kund; und insbesondere vermerkt er *nicht*, es habe sich dabei um ein Zuviel an Oliven gehandelt. Mit Pietät übergeht er vielmehr die Umstände dieser Begebenheit, die ja – zumindest für das Brautpaar – alles andere als ein freudiges und glückverheißendes Ereignis gewesen sein muss. Und auch ich will mich hier seiner Pietät anschließen und keine Palette von Vermutungen äußern.

Platon hat in seinem Testament nicht seinen wichtigsten Jünger Aristoteles, sondern seinen Neffen Speusippos zum Nachfolger in der Akademie bestimmt.

Wieso er so gehandelt – und damit das Philosophieren für mehr als zwei Jahrtausende zum Kontroversen von Platonismus und Aristotelismus hin geführt – hat, das wird nicht berichtet. Mehrere [sich nicht ausschließende] Erklärungen für sein diesbezügliches Handeln liegen nahe:

- Platon hat – dem Beispiel des Dionysios I folgend – im Grunde seines Herzens dynastisch gedacht; und da er unverheiratet gewesen ist und keine eigenen Kinder vorzuweisen gehabt hat, ist ihm hierzu sein Neffe in den Sinn gekommen.
- Dieser Neffe hat ihn – über den öffentlichen Genuss von Oliven hinaus – regelmäßig wenngleich heimlich tagaus-tagein mit sonstigen Speisen versorgt; und es hat verhindert werden müssen, dass dieser nach Platons Tod – zum Schaden seines Rufs in der Nachwelt – irgendwann zum Plauschen beginnt.
- Platons Weisheit hat nicht erkennen können, dass das zum Jähzorn und zur Ausschweifung neigendes Wesen seines – 60-jährigen! – Neffen diesen daran gehindert hat, als Philosoph dem Mitschüler Aristoteles zumindest gleichwertig zu werden.
- Platon hat gewollt, dass ...

Wann der Inhalt dieses Letzten Willens unter seinen Jüngern bekannt geworden ist – ob schon Monate oder wenige Jahre vor Platons Tod oder erst in den Tagen danach –, das ist nicht bekannt. Doch dürfte sich in den letzten Lebensjahren in der Akademie – verursacht vielleicht durch seinen Neffen, als diesem der Alkohol einmal die Zunge gelockert hat – herumgesprochen haben, dass Aristoteles *nicht* als Nachfolger vorgesehen war. Denn er trennte sich von Platon noch bei dessen Lebzeiten; und dieser berichtete seinen Jüngern sodann: „Aristoteles hat gegen mich ausgeschlagen, wie dies junge Füllen gegen die eigene Mutter tun.“

Mit Blick auf seine in der „Politeia“ dargelegte Lehre vom idealen Staat hätte Platon dann, meinem Verständnis nach, zumindest im akademischen Bereich – und da dann als Vorbild für den politischen Bereich – nicht den ihm, dem Unverheirateten

und Kinderlosen, dann am nächsten Verwandten, sondern vielmehr unbedingt den nach ihm Besten – und das hätte geheißen: den Aristotéles – als Nachfolger zu bestimmen gehabt; und er hätte den ungeratenen Neffen bestenfalls in den Bereich der Krieger oder, noch richtiger, in den Bereich der Erwerbsleute zu versetzen gehabt.

Aristotéles war zwar nicht der Sohn eines Wurstmachers, aber eben auch nicht der Sohn eines Adligen, geschweige denn eines Hochadeligen, sondern der Sohn des Arztes Nikomáchos, des Leibarztes des Königs Amýntas von Makedonien. Auch dies mag zu Pláton's [Fehl-]Entscheidung hinsichtlich seiner Nachfolge beigetragen haben.

Man geht jedoch keinesfalls fehl in der Annahme, dass dieser Neffe Pláton's in den – diesem wegen seiner Lebensführung dann nur noch verbliebenen – acht Jahre an Lebenszeit die Lehr- und Wirkungsstätte seines verstorbenen Onkels ziemlich heruntergewirtschaftet hat.



## Die wichtigsten Schulen nach Pláton

Die *Kyrenaiker*, die *Kyniker* und die *Megariker* waren die drei wichtigsten Schulen neben und nach Pláton's *Akademie*. Aus den Kyrenaikern sind – mit Epikur – später die *Epikureer* hervorgegangen; aus den Kynikern sind – mit Pyrrhon – später die *Skeptiker* hervorgegangen; und aus den Megarikern sind – mit Zénon von Kition – später die *Stoiker* hervorgegangen.

Als vierte Schule ist ein Dutzend Jahre nach Pláton's Tod durch Aristotéles die der *Peripatetiker*<sup>760</sup> getreten. Und dies ist so gekommen:

*Aristotéles von Stageira* [384 – 322] war von 367 bis 347 Pláton's Schüler in der Akademie und hat da sich und sein Tun dem Meister dargebracht. Dieser hatte jedoch nicht den einzig Begabten unter seinen Jüngern – den Aristotéles –, sondern seinen hochadeligen Neffen Speysíppos zu seinem Nachfolger benannt. Daraufhin hatte Aristotéles die Akademie verlassen.

Danach ist er gezwungen gewesen, sich da und dort so oder so seinen Lebensunterhalt zu verdienen; und dies hat er da und dort als – dann natürlich als gegen Bezahlung arbeitender – Weisheitslehrer getan, auch kurzzeitig – nämlich in den Jahren 343–342 – am Hof des makedonischen Königs Philíppos als Lehrer des moralisch missratenen Königssohns Alexander.<sup>761</sup> Danach ging er wieder auf Wanderschaft, lehrte einmal da und ein andermal dort, ohne aber – außerhalb Athens – irgendwo richtig Fuß fassen zu können.

Doch nach dem Tod des Speysíppos führte ihn sein Weg wieder nach Athen zurück. Dort hatte inzwischen nach des Speysíppos' Tod der moralisch vorbildliche wengleich mental schlichte Xenokrátes die Leitung der Akademie übernommen. Daher vermied er es, sich weiterhin in der Akademie aufzuhalten, sondern erwählte den Garten des Lykeions, wo er – mit wachsender Schülerzahl – auf- und abwandelnd die Lehrgebiete seiner Zeit darlegte und erörterte. In den daraus hervorgegangenen Schriften fasste er das Wissen seiner Zeit – zuzüglich seines von ihm selber erstellten – zusammen.

Ziemlich genau ein Dutzend Jahre lang – nämlich von 335/334 bis 323/322 – lehrte er sodann in Athen, bis gegen ihn – wohl wegen seiner Verbindungen zum makedonischen Königshof, formal aber wegen der Verhöhnung der heimischen Götter – die Anklage erhoben wurde; und da er ein Nicht-Athener war, konnte die Sache für ihn schlecht ausgehen.

Zügig verließ er daher Athen und ließ sich sodann in Chalkis nieder; denn er hatte sicherlich vor, neben seinem ohnehin ansprechenden Oevre noch alles das, was er als Wissen erachtete, zu Papier zu bringen.

Vermutlich wurde ihm – dem da 63-Jährigen – das Beispiel des – seinerzeit 71-jährigen Sokrátes ständig vor Augen gehalten. Anfangs wehrte er dies wohl noch mit dem Hinweis ab, er habe mit seiner Flucht aus Athen verhindern wollen, dass Athen sich ein zweites Mal die Schuld an einem Philosophen-Mord auflade. Doch bald da-

---

<sup>760</sup> G: „peripatetikos“ = D: „Herumwandler“.

<sup>761</sup> Auch Sokrátes hatte moralisch missratenen Schüler, nämlich: Kritías und Agathon.

nach sah er sich – meiner Einschätzung nach – in seiner Ehre so sehr gedemütigt, dass er, freiwillig den Schierlingsbecher trinkend, aus dem Leben schied.

Ein Bildnis aus Fayun, wahrscheinlich nicht von Hypatía.  
So oder so ähnlich jedoch könnte diese kluge und schöne  
Philosophin und Mathematikerin ausgesehen haben:



Hypatía von Alexandrien [~355 – 415/416 n.u.Z.]  
in memoriam

## Nachwort

(1) Nach der Fertigstellung dieses für die Universität Wuhan erstellten Skripts und Tage vor der Abreise nach Wuhan ist mir mehr und mehr klar geworden, dass auf die Entstehung der alt-griechischen Philosophie nicht nur ägyptische, mesopotamische, persische und indische, sondern auch chinesische Lehren eingewirkt haben. Insbesondere bei Herákleitos bin ich mir ziemlich sicher, dass er mit den Grundzügen der Lehre des Lao-zi bekannt und vertraut gewesen ist; und bei Pherekýdes glaub' ich zudem, dies auch in der Wahl seiner Ausdrücke – insbesondere bei dessen zentralen Begriff „fünf Schluchten“ – nachweisen zu können.

Dass der Daoismus über die nördliche Seidenstraße den Weg zur Ägäis gefunden hat, darf als gesichert gelten. Nicht mehr zu ermitteln wird hingegen sein, (a) ob dies mit dem Seidenhandel direkt über das Schwarze Meer hin zur Ägeis erfolgt ist, oder (b) ob dies über die merkantilen wie auch intellektuellen Umschlagplätze – wie: Taxila und Babylon – geschehen ist.

Ich selber werd' dieser wichtigen Frage nicht mehr nachgehen können; hierzu sind deshalb Forscher der nachfolgenden Generationen aufgerufen.

(2) Zwar bin ich mit allen wichtigen philosophischen Ausdrücken des Alt-Griechischen inhaltlich hinreichend vertraut; aber ich beherrscht' diese schöne Sprache leider nicht, und dies nicht einmal in der genauen Schreibweise ihrer Ausdrücke. Sollte sich daher einmal jemand bereitfinden, mir hierzu unter die Arme zu greifen, so wär' ich ihm hierfür zutiefst zum Dank verpflichtet!

Da nicht nur die Aussprache, sondern zudem auch die Schreibweise des Alt-Griechischen im Neu-Deutschen seit Langem auf recht neu-deutsche Art erfolgt, hab' ich mich entschlossen, (a) die Eigennamen – nicht jedoch zusätzlich auch die Ortsnamen – in unverkürzter Schreibweise wiederzugeben, und (b) durch Setzungen des Akzents die jeweiligen Haupt-Betonungen anzuzeigen; letzteres ist mir nur teilweise – und vielleicht auch nicht gänzlich fehlerfrei – gelungen. Ein zusätzliches Ziel wäre, (c) überall das Epsilon durch „e“ und das Eta durch „e“ sowie das Omikron durch „o“ und das Omega durch „o“ wiederzugeben. Eine noch weitergehende Bezugnahme auf die Feinheiten dieser Sprache bei der Wiedergabe mit lateinischen Lettern ist wohl für den vorliegenden Zweck nicht erforderlich.

(3) Wegen der Kürze der Zeit, in der dieses Skript auf der Grundlage meines Lieblings-Übersetzers Apelt erstellt habe, bin ich nicht in der Lage gewesen, die einzelnen Belegstellen genau anzugeben.

Und ich habe mich nun zudem entschlossen, dies nicht nachzuholen. Denn dieses Skript ist als Text gedacht, anhand dessen sich die Seminar-Teilnehmer die Original-Texte – ggf. in guten Übersetzungen – erschließen sollen, und zwar nicht nur an den von mir angegebenen Stellen, sondern in größeren und umfassenderen Zusammenhängen.

Denn dann mag der Fall eintreten, dass sie zu einer wohlbegründeten Sicht der Dinge gelangen, die von der meinen da und dort – und vielleicht auch an zentralen Stellen – abweicht; und dann ist – mit einem solchen Fortschritt – ein Hauptziel dieses Skripts erreicht.

(4) Nochmals möcht' ich darauf hinweisen, dass ich bei der Erstellung dieses Textes, auf der Arbeit von Philosophie-Historikern aufbauend, als Philosophie-Systematiker ghewirkt habe.

Dass dies mit einem Risiko – mit dem der Fehl-Unterstellung einer Theorie bei dem oder jenem Denker – verbunden ist, das weiß ich. Und natürlich weiß ich auch, dass derjenige, der überhaupt nichts dazu sagt, dabei das kleinste Risiko eingeht.

Ich habe mich hier – wie auch sonst in meinen Veröffentlichungen – für das Aufmich-Nehmen des ganz großen Risikos entschieden.

(5) Es mag sein, dass den einen oder anderen Leser die gelegentlich recht langen Zitate stören. Mich selber stören sie nicht.

Vielmehr stören mich – angefangen bei Pláton, und nicht endend bei Autoren der Gegenwart – die zumeist viel zu kurzen Zitate, und dies aus folgendem Grund: Sowie ich dann der Sache im Originaltext samt Umgebung nachgehe, bemerk' ich mit schöner Regelmäßigkeit, wie sinnentstellend diese Verkürzungen zumeist sind: Man denke an die Verkürzung seiner [resignativen] Aussage: „Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König: Die einen macht er zu Göttern, die anderen zu Menschen, die einen zu Sklaven, die anderen zu Freien!“ zu diesem [euphorischen] Fanfaren-Ruf: „Der Krieg ist der Vater aller Dinge!“

Je kürzer die jeweils angeführten Texte gehalten werden, umso größer ist die Freiheit, die sich der Autor dann zu deren Interpretation herausnehmen kann; und je länger und umfangreicher sie sind, umso mehr schränkt der Autor seinen Interpretations-Spielraum auf das ein, was der zugrundegelegte Text vorsieht und verlangt; und umso leichter macht er es seinen Lesern, auf Unebenheiten und auf Fehler in seiner Interpretation aufmerksam zu werden.

Daher erwähl' ich mir Pláton als Negativ-Vorbild für mein Arbeiten insbesondere an den Texten Pláton's.

WKE

## Anhänge

### Das alt-griechische Alphabet

Alpha	a	Α	α
Beta	b	Β	β
Gamma	g	Γ	γ
Delta	d	Δ	δ
Epsilon	e [= ä]	Ε	ε
Zeta	z [= ts]	Ζ	ζ
Eta	ē	Η	η
Theta	th [= th̥] <sup>762</sup>	Θ	θ [= θ]
Iota	i [auch: j] <sup>763</sup>	Ι	ι
Kappa	k	Κ	κ [= κ]
Lambda	l	Λ	λ
My	m	Μ	μ
Ny	n	Ν	ν
Ksi	x [= ks]	Ξ	ξ
Omikron	o	Ο	ο
Pi	p	Π	π
Rho	r	Ρ	ρ [= ρ]
Sigma	s <sup>764</sup>	Σ	σ [bzw.: ς]
Tau	t	Τ	τ
Ypsilon	y [= ü] <sup>765</sup>	Υ	υ
Phi	ph [= f]	Φ	φ
Chi	ch [= hh]	Χ	χ
Psi	ps	Ψ	ψ
Omega	ō	Ω	ω

---

<sup>762</sup> Das Theta wird wie ein deutsches „ch“ oder wie ein nordspanisches „j“ ausgesprochen.

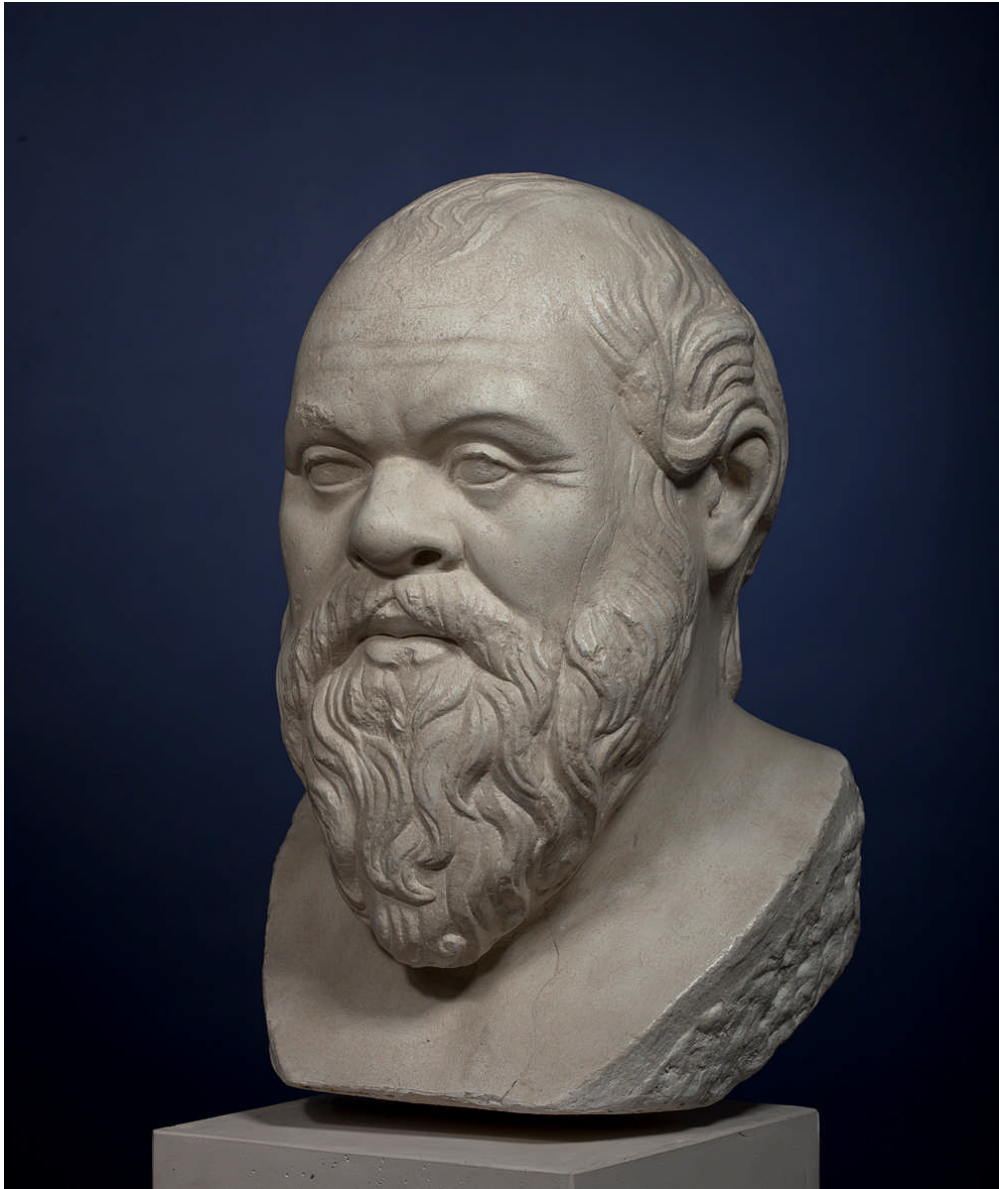
<sup>763</sup> Vor einem Vokal wird das Iota in einigen altgriechischen Dialekten wie ein deutsches „j“ oder wie ein nordspanisches „y“ ausgesprochen.

<sup>764</sup> Das griechische „s“ wird am Wortende – und nur da – als „ς“ geschrieben.

<sup>765</sup> Geht dem griechischen Ypsilon ein Omikron voran, dann erleidet es eine Verdunklung zu [fast-]„u“ hin [ähnlich der holländischen Aussprache des „u“].



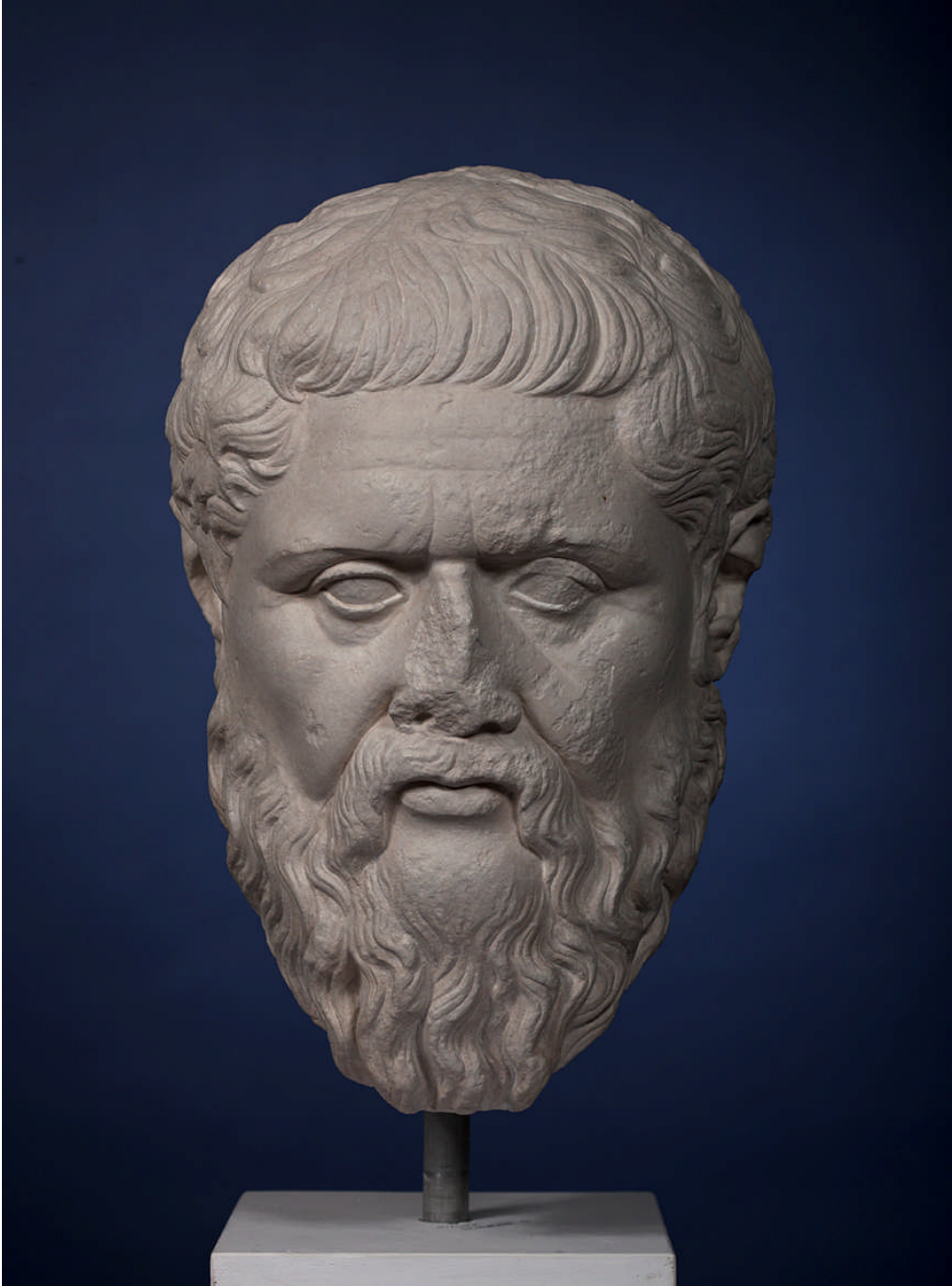
Das antike Indus-Tal



---

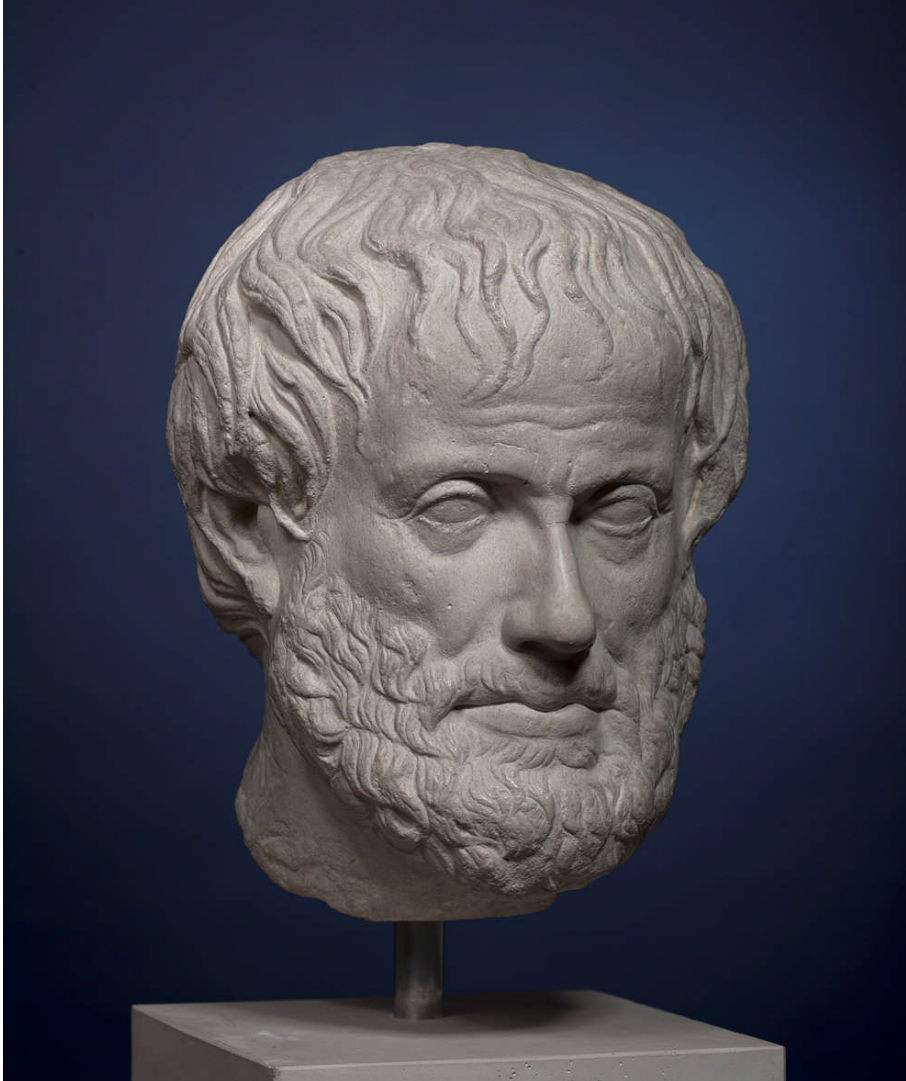
Sokrates von Alopeke





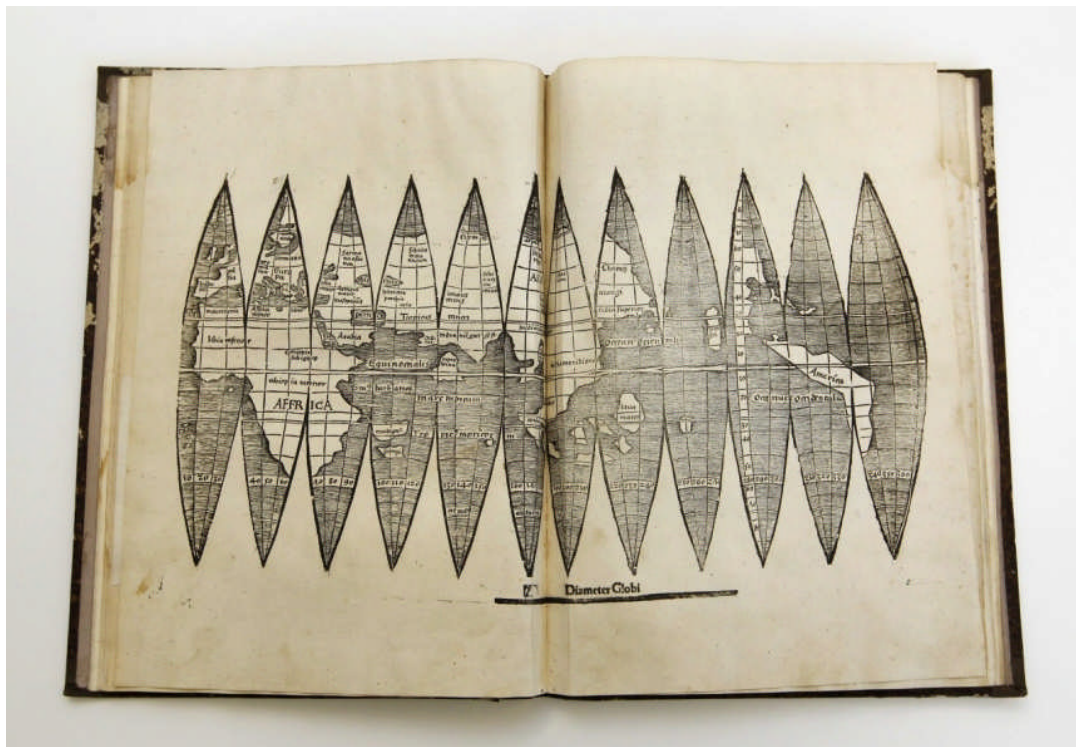
---

Pláton von Kolytos



---

Aristotéles von Stageira



Globus-Karte des Martin Waldseemüller (1507)

Jürgen Köller

## Die Fünf regulären Körper (= die Fünf platonischen Körper)

2005

### Was sind platonische Körper?

Platonische Körper sind konvexe Körper, die von kongruenten, regelmäßigen Vielecken gebildet werden und bei denen an jeder Ecke die gleiche Anzahl von Vielecken zusammentrifft.

Obwohl es beliebig viele regelmäßige Vielecke gibt, gibt es nur fünf regelmäßige Körper:

Tetraeder, Würfel (oder Hexaeder), Oktaeder, Pentagondodekaeder und Ikosaeder.

Ein Körper zum Beispiel, der von zwei Tetraedern gebildet wird, ist kein platonischer Körper.

Er wird zwar von regelmäßigen Dreiecken begrenzt, aber an den Ecken treffen sich mal drei, mal vier Dreiecke.

Platonische Körper heißen auch *regelmäßige Körper* und in Anlehnung an die englische Bezeichnung *regular solids* auch *reguläre Körper*. Statt Körper gibt es auch die genauere Bezeichnung *Polyeder*.

Es gibt in meiner Homepage die Einzelseiten

[Tetraeder](#), [Würfel](#), [Oktaeder](#), [Pentagondodekaeder](#) und [Ikosaeder](#), ferner [Deltaeder](#).

Man kann sich auch vorstellen, dass zum Beispiel beim Dodekaeder das grüne Fünfeck vorne gestreckt und das blaue Fünfeck hinten

gezerzt werden, so dass sich das rechte Bild ergibt.

Bei dieser Darstellung ist nicht die Form bestimmend, sondern die Beziehungen zwischen den Ecken, Kanten und Seitenflächen.

Die Bilder heißen Schlegel-Diagramme.

### Netze

Die Anzahl der verschiedenen Netze ist 2, 11, 11 und (nach MathWorld) 43380 und 43380.

### Dualitäten [top](#)

Verbindet man die Mittelpunkte der Seitenflächen eines platonischen Körpers, so entsteht wieder ein platonischer Körper.

Diese zusammengehörigen Körper heißen duale Körper.

4 Ecken, 6 Kanten, 4 Flächen  
8 Ecken, 12 Kanten, 6 Flächen  
6 Ecken, 12 Kanten, 8 Flächen  
20 Ecken, 30 Kanten, 12 Flächen  
12 Ecken, 30 Kanten, 20 Flächen

Beide Zeichnungen von Christian Grünwaldner

>Das Tetraeder ist selbstdual, der Würfel ist dual zum Oktaeder und das Dodekaeder dual zum Ikosaeder.

>Auf diese Weise kann man die Körper in drei Klassen einteilen.

>Duale Körper haben die gleiche Kantenzahl, die Anzahl der Ecken und Flächen tauschen sich aus.

Auf Robert Webbs Seite kann man in einer Animation beobachten, wie duale Körper ineinander übergehen (URL unten).

### Formeln [top](#)

#### Eulersche Polyederformel

Die Eulersche Polyederformel gilt für alle konvexen Körper und besagt, dass die Summe aus der Anzahl der Ecken  $e$  und der Flächen  $f$  um 2 größer ist als die Anzahl der Kanten  $k$ .

In der Formelsprache heißt das  $e + f = k + 2$ . Hier gilt sie auch:

	e	f	k
Tetraeder	04	04	06
Würfel	08	06	12
Oktaeder	06	08	12
Pentagondodekaeder	20	12	30
Ikosaeder	12	20	30

### Vier Größen

Ein platonischer Körper wird durch die Kantenlänge  $a$  eindeutig bestimmt. Aus ihr lassen sich u.a. die Größen

Volumen  $V$ , Oberfläche  $O$ , Radius der Umkugel  $R$  und Radius der Inkugel  $r$  berechnen.

**Zahlenwerte**, auf drei Stellen gerundet.

Tetraeder	$V=0,118a^3$	$O=1,73a^2$	$R=0,612a$	$r=0,204a$
Würfel	$V=a^3$	$O=6a^2$	$R=0,866a$	$r=0,5a$
Oktaeder	$V=0,471a^3$	$O=3,46a^2$	$R=0,707a$	$r=0,408a$
Pentagondodekaeder	$V=7,66a^3$	$O=20,6a^2$	$R=1,40a$	$r=1,11a$
Ikosaeder	$V=2,18a^3$	$O=8,66a^2$	$R=0,951a$	$r=0,756a$

### Körper in der Umkugel

Der Anteil des Volumens eines platonischen Körpers am Volumen seiner Umkugel ist 12,3%; 36,8%; 31,8%; 66,5%; 60,5%.

Der Anteil der Oberfläche eines platonischen Körpers an der Oberfläche seiner Umkugel ist 36,7%; 63,7%; 55,1%; 83,7%; 76,2%.

Die Zahlen zeigen, wie "kugelig" die Körper sind. Das Pentagondodekaeder hat die größte Prozentzahl und kommt der Kugel am nächsten.

### Gleiche Körper

Will man platonische Körper mit gleichem Volumen bauen, so ist von Interesse, wie groß die Seitenlängen der Vielecke dann sein müssen:

4,02	1,97	2,53	1 (vorgegeben)	1,58
------	------	------	----------------	------

Will man platonische Körper mit gleicher Oberfläche bauen, so ist von Interesse, wie groß die Seitenlängen der Vielecke dann sein müssen:

3,45	1,85	2,44	1 (vorgegeben)	1,54
------	------	------	----------------	------

## Nur fünf platonische Körper [top](#)

### Winkelbetrachtung

Man kann nur aus drei, vier oder fünf Dreiecken eine Ecke formen. Man braucht nämlich mindestens drei Dreiecke für eine Ecke und sechs Dreiecke haben schon zusammen  $360^\circ$  und liegen somit in einer Ebene. Also bleiben nur 3, 4 und 5 Dreiecke.

Man kann nur aus drei Quadraten und drei Fünfecken eine Ecke bilden. Das sind alle Fälle.

Diese Überlegungen gehen schon auf Euklid zurück.

### Betrachtung der Eulerschen Formel

Aus der Eulerschen Polyederformel  $e + f = k + 2$  folgt, dass es - wenn überhaupt - höchstens fünf platonische Körper gibt.

Beweis:

$f$  sei die Anzahl der Flächen des Körpers,

$n$  sei die Anzahl der Ecken eines Vielecks,

$m$  sei die Anzahl der Vielecke, die sich an einer Ecke treffen.

Die  $n$ -Ecke haben dann zusammen  $nf$  Seiten.

Die Anzahl der Kanten ist  $k=nf/2$ . Man muss halbieren, denn an jeder Kante berühren sich zwei  $n$ -Ecke.

Die Anzahl der Ecken ist  $e=nf/m$ . Man muss durch die Anzahl der Vielecke an einer Ecke dividieren.

Also lautet die Eulersche Formel:

$$\frac{nf}{m} + f = \frac{nf}{2} + 2$$

$$\text{oder } 2nf + 2mf - fnm - 4m = 0$$

Diese Gleichung untersucht mein Computer mit Visual Basic:

Programm (Die Zahl 30 ist willkürlich):

```
For n = 3 To 30
```

```
For m = 3 To 30
```

```
For f = 3 To 30
```

```
If 2 * n * f + 2 * m * f - n * f * m - 4 * m = 0 Then Print n; f; m
```

```
Next f
```

Next m  
Next n

Das sind die fünf platon

Das ist aber kein Beweis. Der Beweis kann so geführt werden.

Dividiert man beide Seiten der Gleichung  $2nf + 2mf - fnm - 4m = 0$  durch  $nf$ , so erhält man  $1/m + 1/n = 1/2 + 2/nf$  oder

$$1/m + 1/n = 1/2 + 1/k.$$

Die Anzahl der Vielecke  $m$  und die Anzahl der Ecken  $n$  muss gleich oder größer als 3 sein, damit ein Körper entsteht.

Nach der Gleichung können  $m$  und  $n$  nicht zugleich größer als 3 sein, denn es gilt  $1/4 + 1/4 = 1/2 < 1/2 + 1/k$ .

Also ist entweder  $m=3$  oder  $n=3$ .

1. Fall:  $n=3$ ,

Falls  $n=3$  gilt, wird die Gleichung zu  $1/m + 1/3 = 1/2 + 1/k$  oder  $1/m - 1/6 = 1/k$ . Dann kann  $m$  die Werte 3, 4 oder 5 annehmen, da der Term  $1/m - 1/6$  positiv bleiben muss.

Für  $k$  ergeben sich dann 6, 12 oder 30.

Das führt zu den drei platonischen Körpern aus Dreiecken.

2. Fall:  $m=3$

Falls  $m=3$  gilt, wird die Gleichung zu  $1/3 + 1/n = 1/2 + 1/k$  oder  $1/n - 1/6 = 1/k$ . Dann kann  $n$  die Werte 3, 4 oder 5 annehmen.  $1/n - 1/6$  darf nicht negativ werden.

Das führt zum Tetraeder und den beiden Körpern aus Vierecken und Fünfecken.

siehe auch

>(5), Seite 62ff.,

>Seite von Michael Rockstroh, auf das Pentagramm klicken. (URL unten).

> Mathematrix (URL unten).

### Keplers kosmischer Becher [top](#)

Johannes Keplers (1571 bis 1630) brachte in einem Frühwerk die fünf platonischen Körper in Beziehung zu den Planetenbahnen.

Zur Demonstration entwarf er ein Planetarium.

Beschreibung:

In der Mitte steht die Sonne. Die Planeten bewegen sich auf Kugelschalen.

> Die große Halbkugel trägt die Bahn des Saturn.

Die übrigen Schalen sind Inkugeln in einem platonischen Körper:

> Im Würfel ist die Kugel des Jupiter.

> Im Tetraeder ist die Kugel des Mars.

> Im Pentagondodekaeder ist die Kugel des Erde.

> Im Ikosaeder ist die Kugel des Venus.



>Im Oktaeder ist die Kugel des Merkur.  
Kepler bemerkte, dass die Zahlen nicht genau stimmten. Er verbesserte das Modell, indem er den Schalen eine gewisse Dicke gab, die er mit den Monden in Verbindung brachte. Später verwarf er dieses Modell. (Diese letzte Aussage ignoriert man häufig.)

(1), Seite 262ff.

## **Bau der platonischen Körper [top](#)**

### **Papiermodelle**

Man verwendet zum Bau von Modellen die Netze der Körper.

Ich biete hier zum Herunterladen eine [Vorlage](#) in A4-Größe als .pdf-Datei an, die mir Benedikt Seidl freundlicherweise zur Verfügung gestellt hat.

Alle Körper haben die gleiche Kantenlänge.

Vorlagen mit Motiven von Escher findet man in Buch 3.

Tetraeder, Kuboktaeder, Oktaeder

### **Kantenmodelle**

Mit dem Modespielzeug aus Magnetstäben und Kugeln lassen sich schnell und einfach Modelle der platonischen Körper bauen.

Oktaeder, Oktaeder

Für das Dodekaeder und Ikosaeder hätte ich mir noch mehr Magnete und Kugeln kaufen müssen.

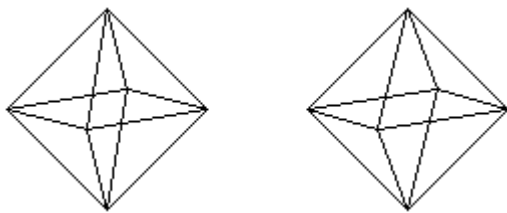
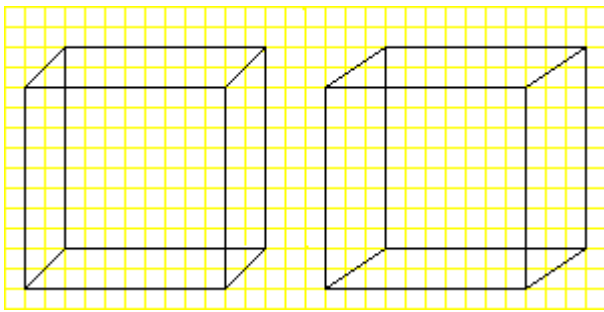
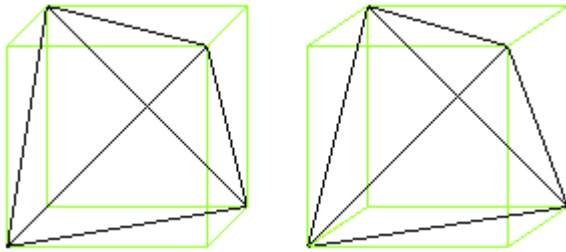
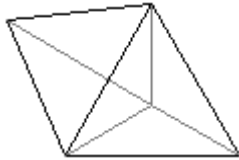
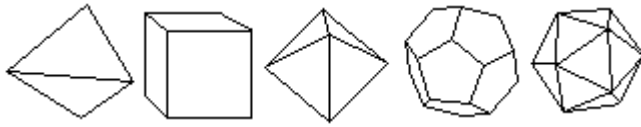
### **Flechtmodelle**

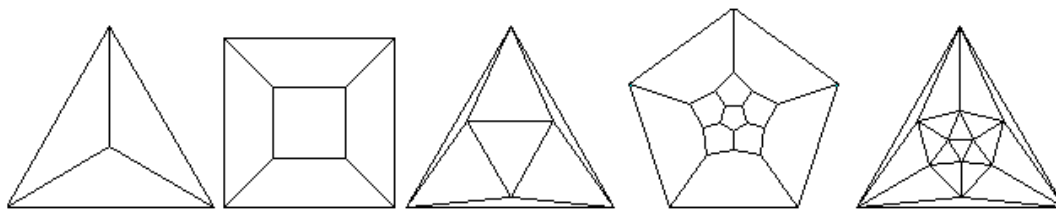
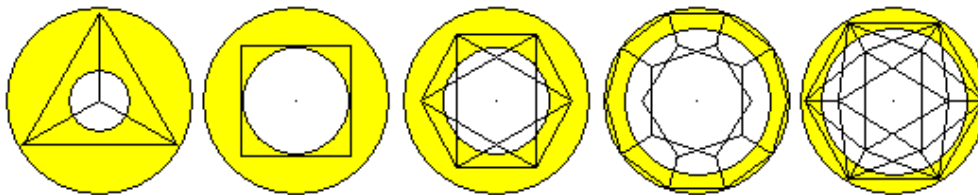
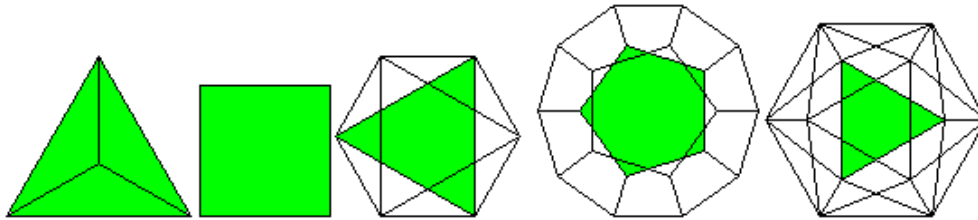
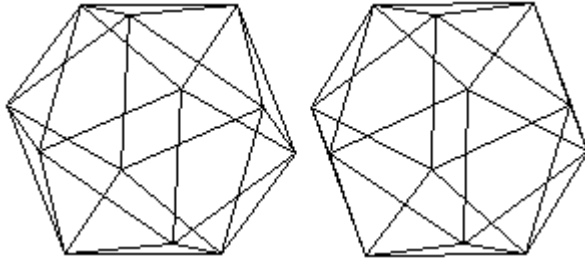
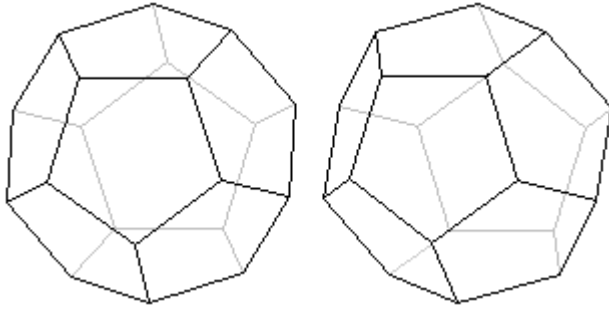
Man kann die platonischen Körper aus Streifen flechten. Vorlagen findet man in der Homepage von H. B. Meyer (URL unten).

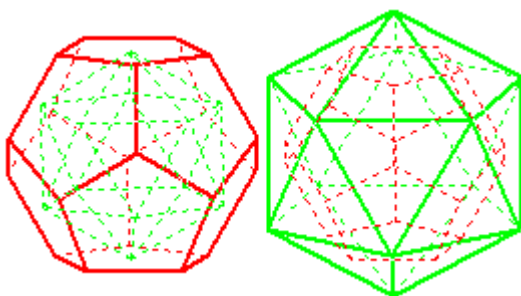
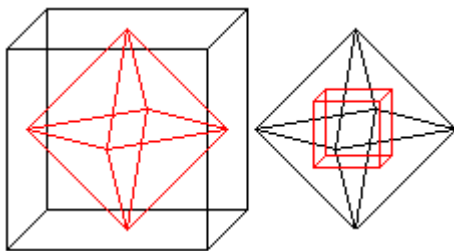
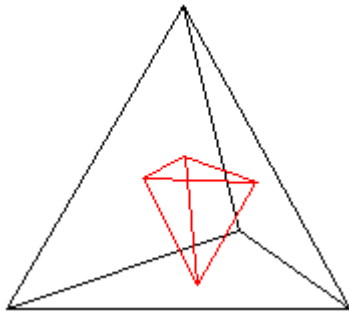
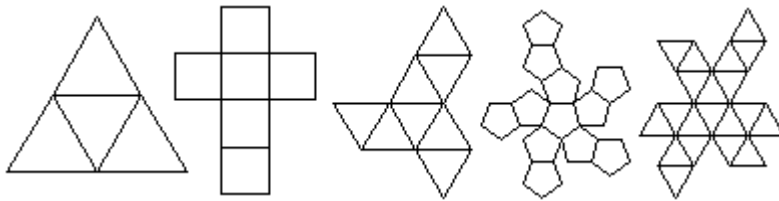
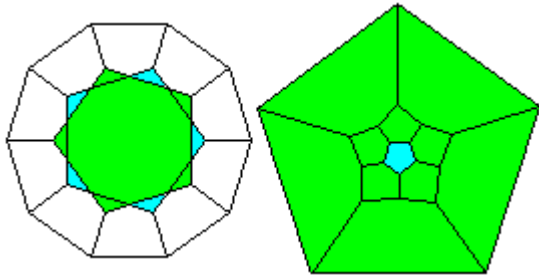
### **Spielwürfel kaufen**

Heute kann man in jedem gut sortierten Spielzeugladen die platonischen Körper aus Kunststoff kaufen.

Man benötigt sie für Rollenspiele.







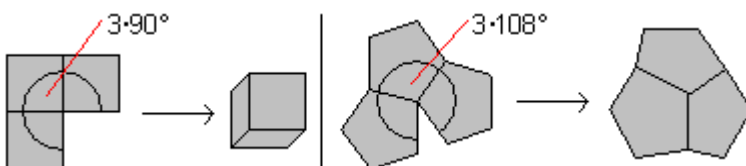
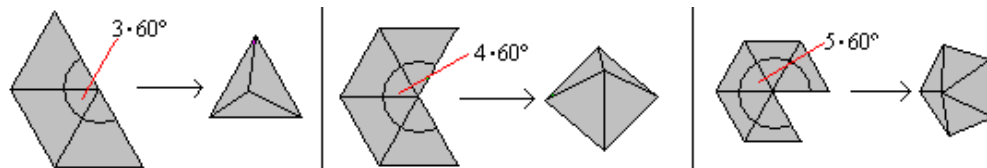
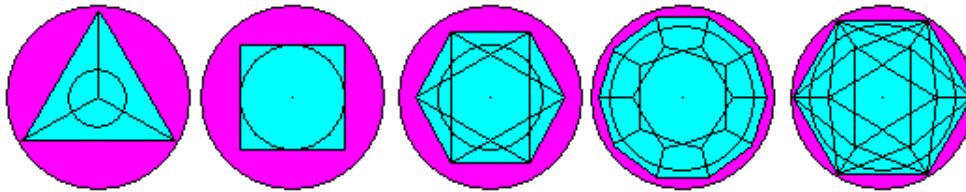


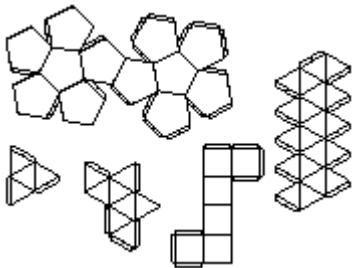
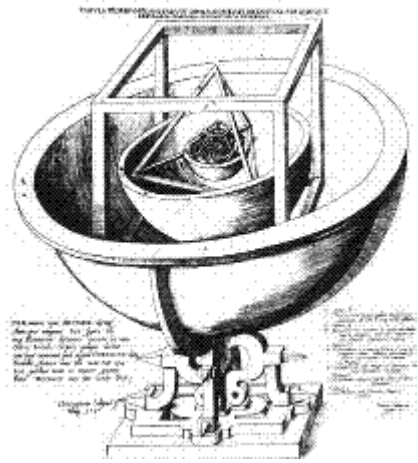
$$V = \frac{\sqrt{2}}{12} a^3 \quad O = \sqrt{3} a^2 \quad R = \frac{\sqrt{6}}{4} a \quad r = \frac{\sqrt{6}}{12} a$$

$$V = a^3 \quad O = 6a^2 \quad R = \frac{1}{2} \sqrt{3} a \quad r = \frac{a}{2}$$

$$V = \frac{\sqrt{2}}{3} a^3 \quad O = 2\sqrt{3} a^2 \quad R = \frac{\sqrt{2}}{2} a \quad r = \frac{\sqrt{6}}{6} a$$

$$V = \frac{15+7\sqrt{5}}{4} a^3 \quad O = 3\sqrt{25+10\sqrt{5}} a^2 \quad R = \frac{\sqrt{3} + \sqrt{15}}{4} a \quad r = \frac{\sqrt{250+110\sqrt{5}}}{20} a$$







<[www.mathematische-basteleien.de](http://www.mathematische-basteleien.de)>